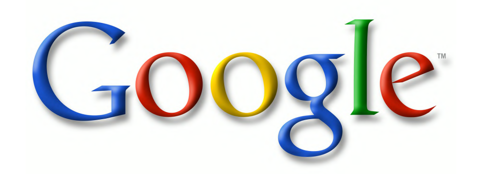
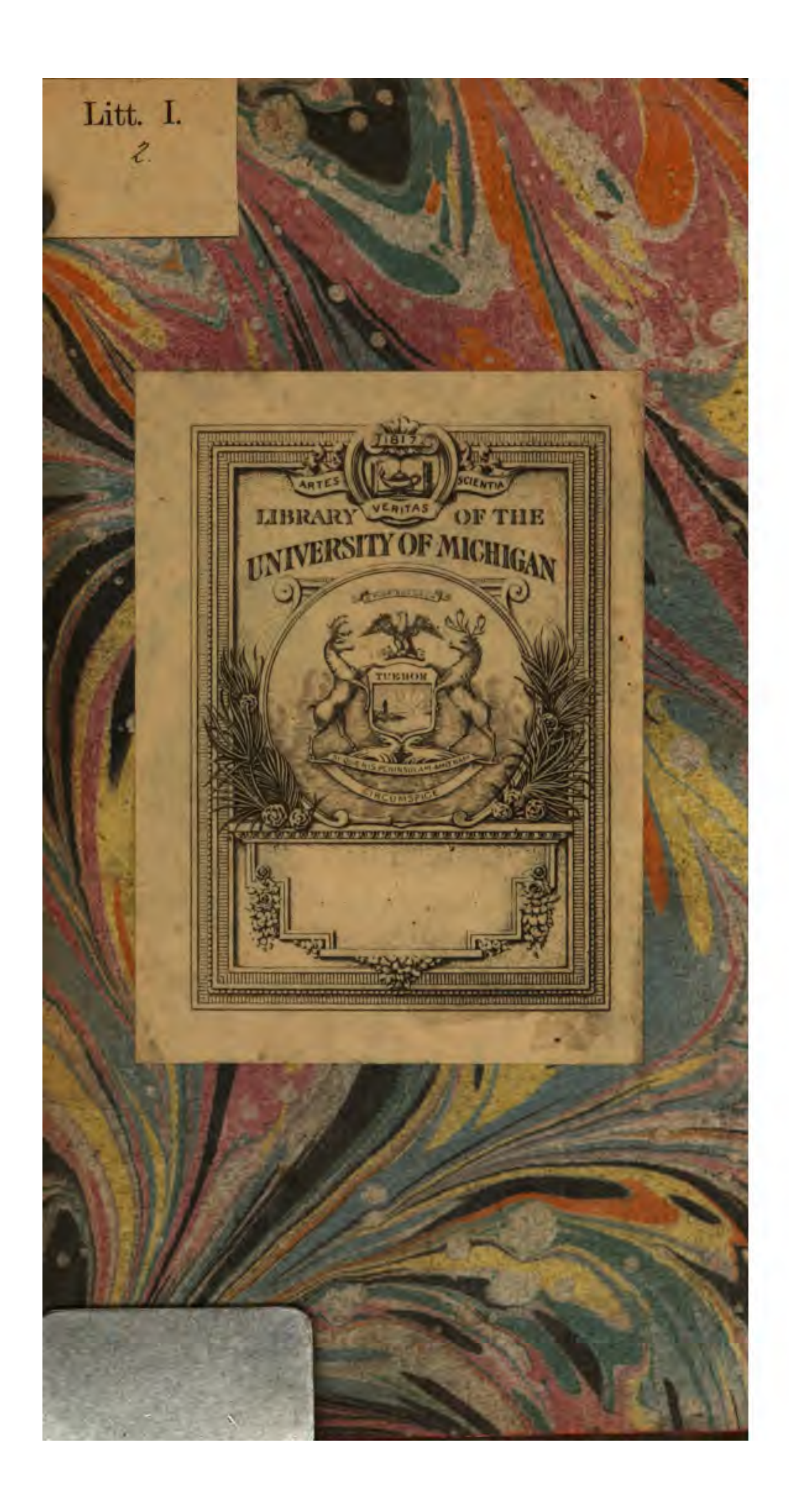
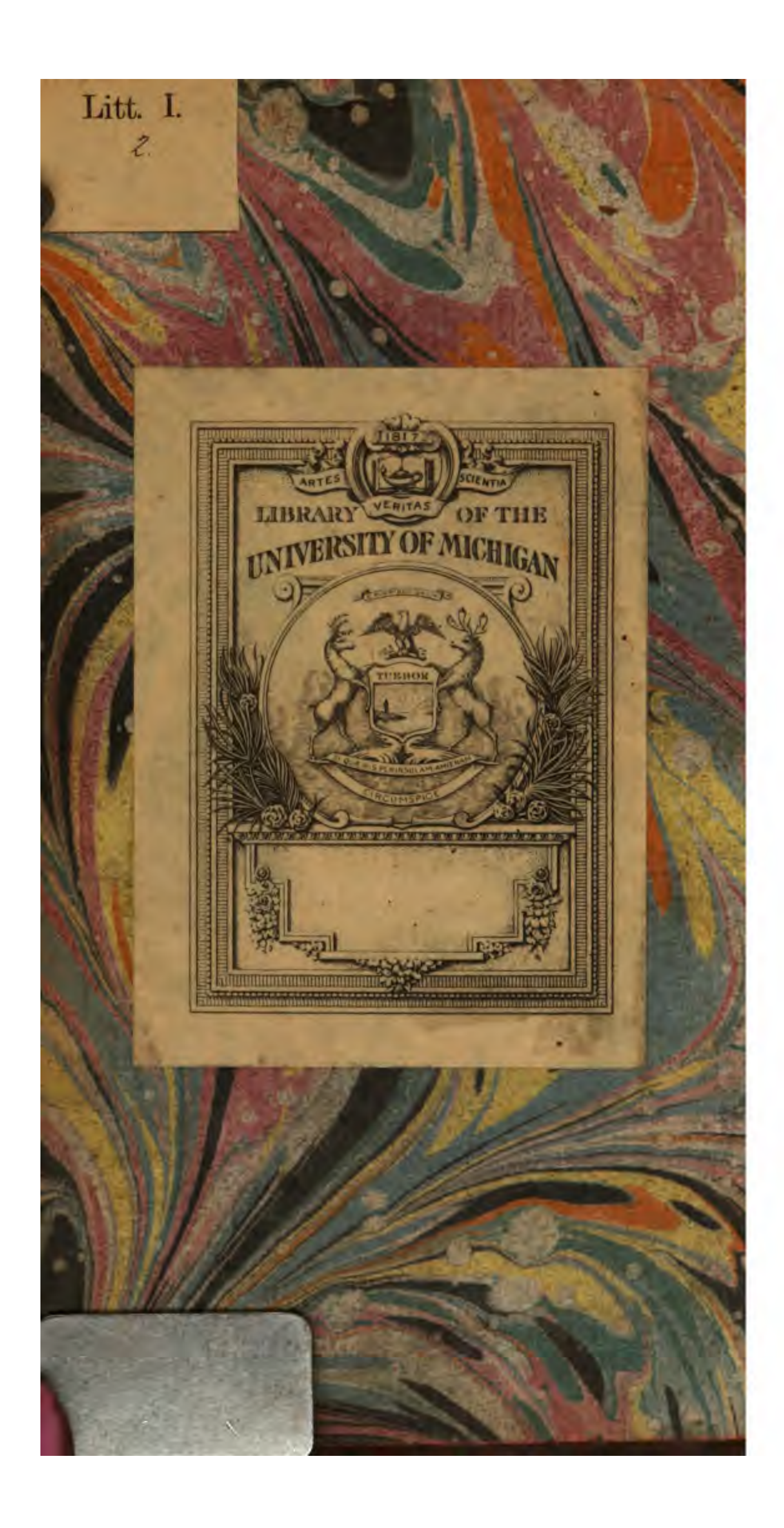


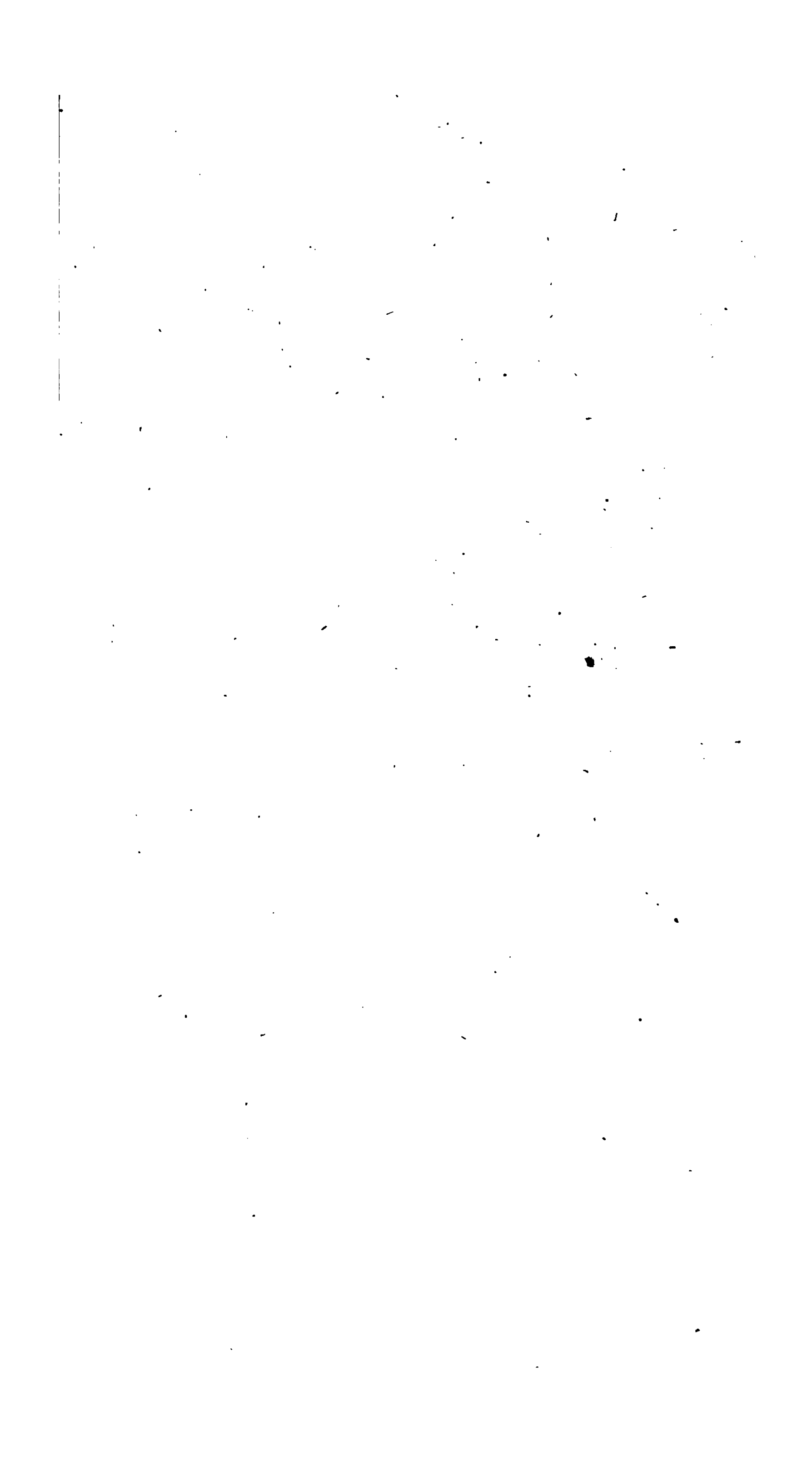


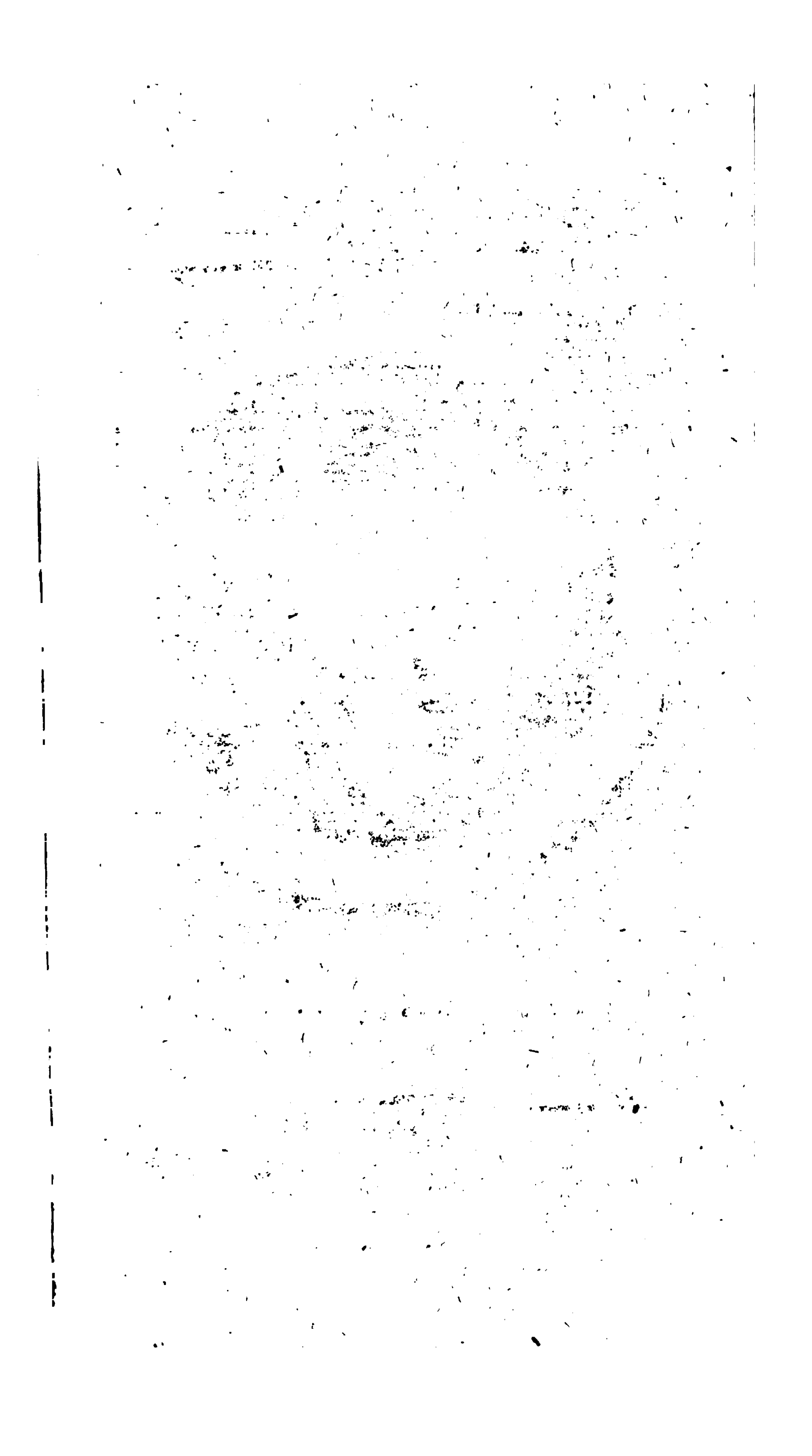
Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

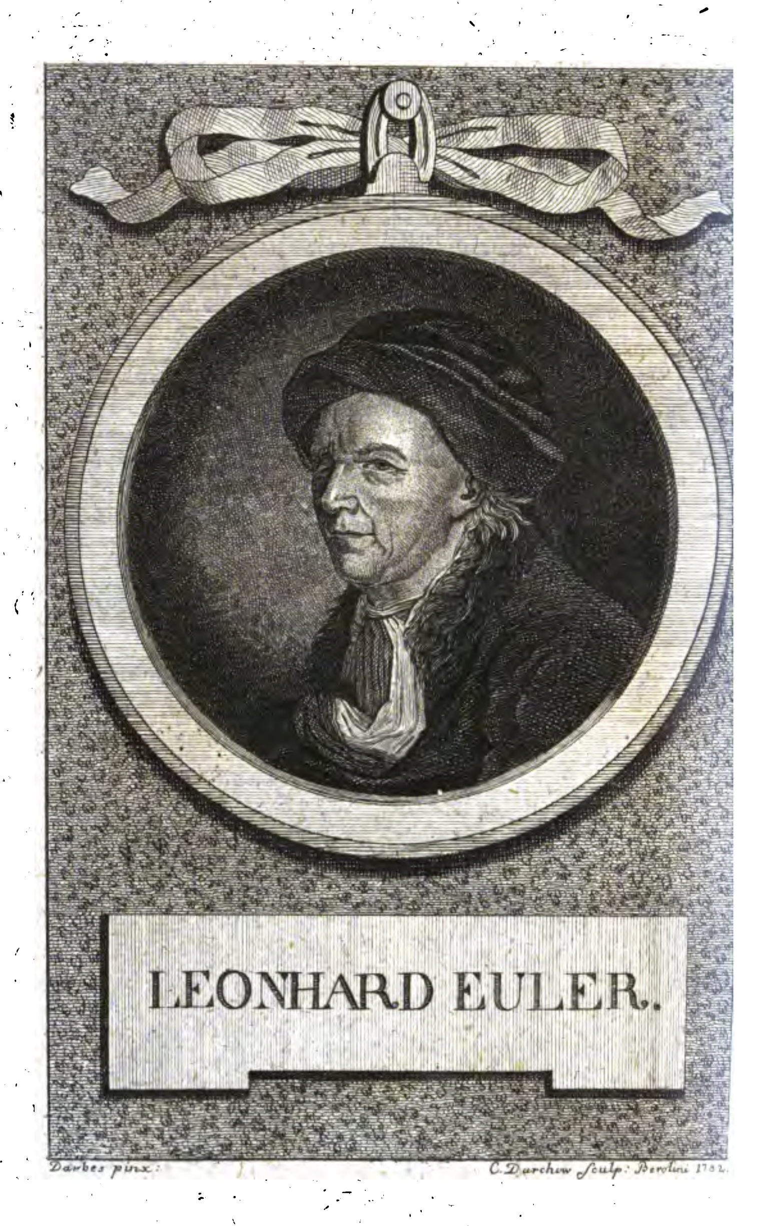



Litt. I.
2.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE








LEONHARD EULER.
Darbes pinx:
C. Durchew Sculp: Berolini 1782.

Allgemeine
deutsche
Bibliothek.

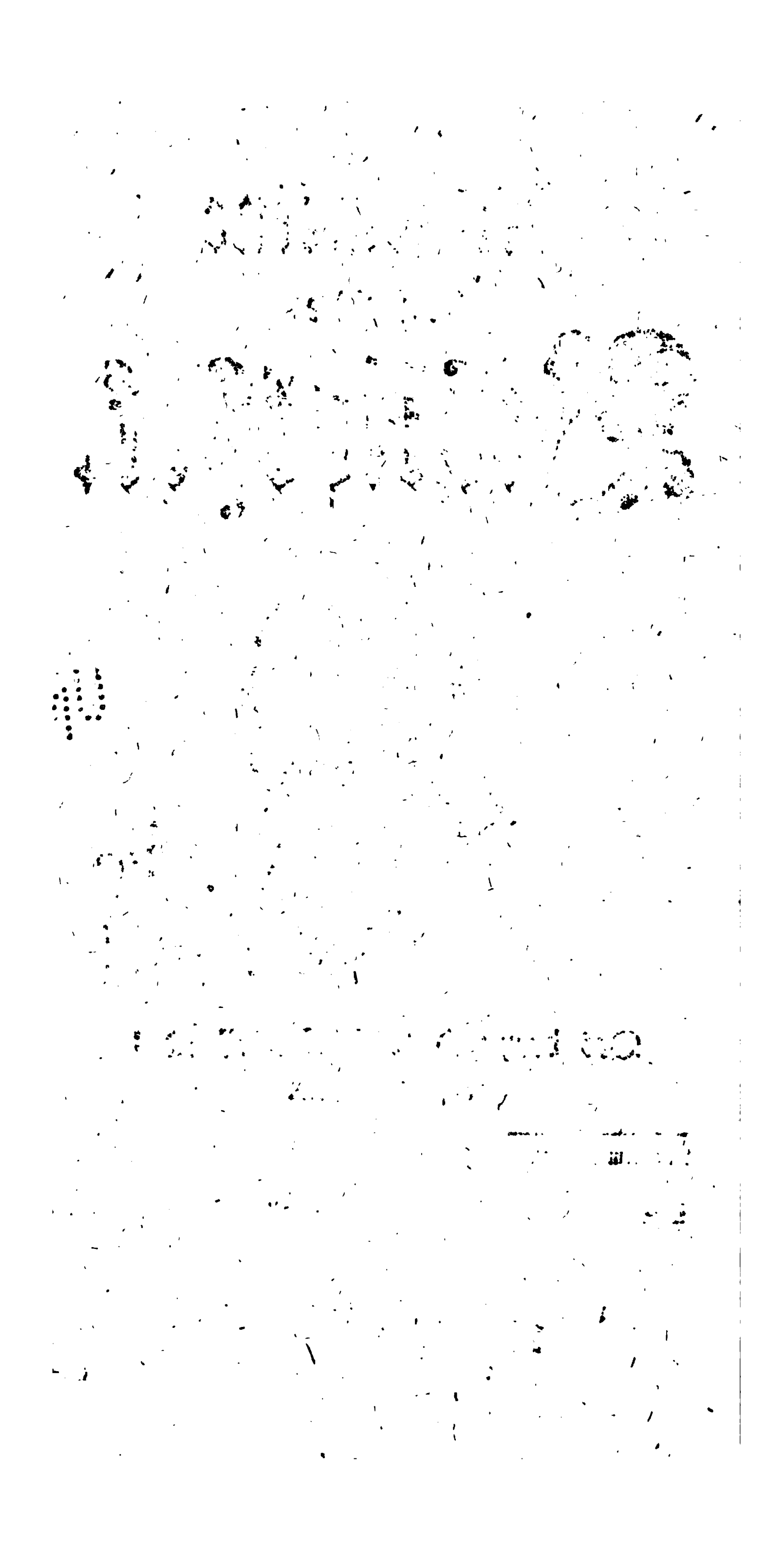




Des drey und funfzigsten Bandes
erstes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai 1783.



Faculty Research Proj.
De Gruyter
3-37-31
23643

Verzeichniß

der in des drey und funfzigsten Bandes ersten Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

 Der

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste. Musik.

6) Romane.

7) Weltweisheit.

7) Mathematik.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

10) Geschichte und Erdbeschreibung.

11) Gelehrte Geschichte.

12) Philologie.

13) Erziehungsschriften.

14) Deutsche Sprache.

15) Kriegswissenschaft.

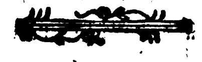
16) Fi-

16) Finanzwissenschaft.

18) Haushaltungswissenschaft.

17) Vermischte Nachrichten.

Lese=



I.

Vermischte medicinische Schriften von M. A. Weikard, Fürstl. Fuldisch. Leibarzt. Viertes Stück. Frankf. am Mayn bey Andreä 1782. 238 S. in gr. 8.

Mit wahrem Vergnügen und mit Liebe für den Verfasser, übernimmt allemahl der Recensent die Anzeige eines Werks des Hrn. Weikard; sein unterhaltender Vortrag, seine große Aufrichtigkeit und männliche Dreistigkeit, seine Originalität begleitet von Scharfsinn, sind Eigenschaften, die man nicht bey allen Autoren, manchmal auf ganzen Seiten des Meßkatalogus nicht antrift, und man vergißt recht gern einen gewissen Skepticismus, der freylich häufig sehr wohl steht, aber zuweilen fast in einen Muthwillen ausartet; und sind wir nicht allenthalben einerley Meynung, so ist dieses ja so der Ordnung gemäß, daß nicht alle Menschen eines Sinnes seyn sollen: und zumahl ist Hr. W. über seine geäusserte Meynung niemahls anzugreifen oder zu verwunden, weil er sich selbst S. 147. sehr liberal erklärt und jeden gern darüber denken läßt, was ihm beliebt, weil er sich selbst auch eben nicht daran immer bindet.

Unter diesen Umständen könnten wir es nicht anders als bedauren, wenn Hr. W. wirklich bey seinem Entschlusse bestehen sollte, nichts weiter herauszugeben, und diesen Band den letzten seyn zu lassen, den er schriebe: doch wir hoffen, dies soll nur ein Au-

torenschwur seyn, etwa einer, wie jener des La Fontaine, wegen der Nonnen, den er nach dreyen Tagen wieder brach.

Den Anfang dieses Bandes macht eine Rei von den Blasenmitteln, die von so reichem Inhal ist, daß wir sie nicht ausziehen könnten, und sie ve dient auch selbst gelesen zu werden. Hr. W. sag die Aerzte haben irgendwo eine ordentliche Hiera chie im Arzneywesen gestiftet, und sie seyen mit jeder der etwa anders dachte, oder gegen die angenomm ne Meynung handelte, auf gut theologisch verfa ren; (das heißt ja wohl den Leib verbrannt und Seele verdammt? — denn theologisch handeln u christlich handeln ist, wohl zu merken, zweyerley Es geht nicht an dem Orte alleine so, wovon H W. spricht, und wo ein wohlthätiger Regent dies medicinischen Despotismus gern vernichtete: sonde wir können eben das sagen, bey uns sind die Meth den eines ehemals berühmten Mannes die Standa der Vorurtheile des Volks, und wer der nicht fol der hat diejenigen Aerzte gegen sich, die, wie Tis sagt, die Aufbewahrer der Vorurtheile des Vol sind, über die schreyet man Zeter! Gift und G fahr! — dieser Aufsatz von den Blasenmitt ist mit vieler Rücksicht auf dasjenige, was schon d über geschrieben ist, und mit wahrer, nicht aus kramter, sondern nützlicher Gelehrsamkeit abgef worden. Hr. W. hat auch chymische Versuche den Sp. Fliegen angestellt, weil er aber sah, wie der durch seine vorgefaßten Meynungen verfü worden war, und bey den Experimenten gese hatte, was er wünschte zu sehen, so übergab er ein geschickten unbefangenen Apotheker alles, ließ nach seiner Absicht und Instruction die Versuche n

chen und sich dann die Resultate vorlegen. Es zeigte sich, daß sie die animalische Fäulung nicht sehr befördern und nicht sehr verhindern, daß sie sowohl alcalische als saure Theile enthalten: folglich, daß es lauter Träumereyen sind, was man von ihrer Fäulniß erregenden und von ihrer ganz alcalischen Natur ausgebreitet habe. — Für diejenigen, die etwan Lust hätten, es eben so zu machen, ist das Beyspiel des Officiers sehr lehrreich, der um sich gewisse herculische Kräfte zu verschaffen, spanische Fliegen einnahm: er erreichte zwar anfangs seinen Zweck, aber es folgte bald Blut, es entstand Entzündung, Brand, und endlich litte er den Tod für seine Thorheit. Den blutigen Schlagfluß scheint Hr. W. nicht anerkennen zu wollen, und erkennt nur einen sympathischen; aber warum sollte das Blut nicht im Hirn so gut aus seiner Bahn weichen können durch Congestionen, als dieses in den Lungen oder im Unterleibe geschieht? Es ist ja auch ein großer Unterschied, ob sich in den Höhlen des Gehirns nach und nach ein wenig, oder auch viel Wasser sammlet, oder wenn die Blutgefässe plötzlich unbrauchbar werden oder reissen, die dem Hirn alles zuführen, was es braucht. Den Gebrauch der spanischen Fliegen findet er in gar vielen Fällen sehr nützlich, wie man das erwarten konnte. Bey einigen Krankheiten, zum Beyspiel bey Zahnschmerzen, bey Lähmungen einzelner Theile, müsse man wohl auf die Verbindung und den Zusammenhang der Nerven achten, um mit Nutzen spanische Fliegen, nehmlich um sie an den rechten Ort, zu legen. Einige Regeln und Lehren sind nach dem Withers hinzugefügt. Die folgende Abhandlungen sind:

I. Eine Krankengeschichte mit der Leichenöfnung eines vornehmen Mannes, der Verschwärung im

torenschwur seyn, etwa einer, wie jener des La Fo
taine, wegen der Nonnen, den er nach dreyen T
gen wieder brach.

Den Anfang dieses Bandes macht eine Ab
von den Blasenmitteln, die von so reichem Inha
ist, daß wir sie nicht ausziehen könnten, und sie v
dient auch selbst gelesen zu werden. Hr. W. sa
die Aerzte haben irgendwo eine ordentliche Hiera
chie im Arzneywesen gestiftet, und sie seyen mit jede
der etwa anders dachte, oder gegen die angenomm
ne Meynung handelte, auf gut theologisch verfa
ren; (das heißt ja wohl den Leib verbrannt und
Seele verdammt? — denn theologisch handeln u
christlich handeln ist, wohl zu merken, zweyerley
Es geht nicht an dem Orte alleine so, wovon H
W. spricht, und wo ein wohlthätiger Regent die
medicinischen Despotismus gern vernichtete: sonde
wir können eben das sagen, bey uns sind die Meth
den eines ehemals berühmten Mannes die Standa
der Vorurtheile des Volks, und wer der nicht fol
der hat diejenigen Aerzte gegen sich, die, wie Tis
sagt, die Aufbewahrer der Vorurtheile des Vol
sind, über die schreyet man Zeter! Gift und G
fahr! — dieser Aufsatz von den Blasenmitte
ist mit vieler Rücksicht auf dasjenige, was schon da
über geschrieben ist, und mit wahrer, nicht ausg
kramter, sondern nützlicher Gelehrsamkeit abgefa
worden. Hr. W. hat auch chymische Versuche m
den Sp. Fliegen angestellt, weil er aber sah, wie
der durch seine vorgefaßten Meynungen verfüh
worden war, und bey den Experimenten geseh
hatte, was er wünschte zu sehen, so übergab er eine
geschickten unbefangenen Apotheker alles, ließ i
nach seiner Absicht und Instruction die Versuche m

ch

chen und sich dann die Resultate vorlegen. Es zeigte sich, daß sie die animalische Fäulung nicht sehr befördern und nicht sehr verhindern, daß sie sowohl alcalische als saure Theile enthalten: folglich, daß es lauter Träumereyen sind, was man von ihrer Fäulniß erregenden und von ihrer ganz alcalischen Natur ausgebreitet habe. — Für diejenigen, die etwan Lust hätten, es eben so zu machen, ist das Beyspiel des Officiers sehr lehrreich, der um sich gewisse hercul ische Kräfte zu verschaffen, spanische Fliegen einnahm: er erreichte zwar anfangs seinen Zweck, aber es folgte bald Blut, es entstand Entzündung, Brand, und endlich litte er den Tod für seine Thorheit. Den blutigen Schlagfluß scheint Hr. W. nicht anerkennen zu wollen, und erkennt nur einen sympathischen; aber warum sollte das Blut nicht im Hirn so gut aus seiner Bahn weichen können durch Congestionen, als dieses in den Lungen oder im Unterleibe geschieht? Es ist ja auch ein großer Unterschied, ob sich in den Höhlen des Gehirns nach und nach ein wenig, oder auch viel Wasser sammlet, oder wenn die Blutgefässe plötzlich unbrauchbar werden oder reissen, die dem Hirn alles zuführen, was es braucht. Den Gebrauch der spanischen Fliegen findet er in gar vielen Fällen sehr nützlich, wie man das erwarten konnte. Bey einigen Krankheiten, zum Beyspiel bey Zahnschmerzen, bey Lähmungen einzelner Theile, müsse man wohl auf die Verbindung und den Zusammenhang der Nerven achten, um mit Nutzen spanische Fliegen, nehmlich um sie an den rechten Ort, zu legen. Einige Regeln und Lehren sind nach dem Withers hinzugefügt. Die folgende Abhandlungen sind:

I. Eine Krankengeschichte mit der Leichenöfnung eines vornehmen Mannes, der Verschwärung im

kleinen Gehirn und Wasser im Kopfe hatte. D
Geschichte ist sehr instructif. Warum tödtete, fra
Hr. W., dieses Wasser und dieses Geschwür de
Kranken nicht schlagflüßig, wenn es wahr ist, da
die Ueberschwemmung des Hirns vom Blut und de
Druck den Schlagfluß verursacht? Die Plötzlichke
des Entstehens und der Ort möchte doch hier wol
noch etwas abändern; und warum soll es denn wol
durchaus nur ein Symptom seyn, wenn man bey e
nem plötzlichen Todesfalle das Hirn voll Blut und di
Gefäße strotzend findet? Da der V. in diesem Fal
fand, daß der Schmerz an der Seite war, wo auch de
Schaden saß, so fragt er, da man sonst hierinn da
Gegentheil gesehen hat: „ob etwa das Träume ge
wesen seyn, was uns die Aerzte hierüber hinterlasse
haben?„ Das ist nun freylich wohl ein wenig hy
perskeptisch, und aus einer Erfahrung so viele z
zernichten, ist etwas übereilt. Es braucht ja nich
nothwendig das eine Mahl wie das andere zu seyn
nach Verschiedenheit der Empfindungswerkzeuge, di
angegriffen werden und ihrer Connexionen. Die a
ten Beobachtungen sind so oft bestätigt, daß sie wol
bleiben werden, und nicht allein geht es so im Hirn
sondern auch in andern Theilen. Noch nicht ga
lange erlebte der Rec., daß aller Fehler in der rech
ten Niere zu seyn schien, und die Leichenöfnung zeigte
daß aller Fehler in der linken war. — Dennoc
seyen die Skeptici gelobt! denn sie machen, daß ma
manchmal eine angenommene Idee anatomirt ode
auf die Capelle bringt, an die man sonst nicht gedach
hätte: wer kann aus eigner Kraft alles durchdenken un
untersuchen! Hiermit ist connectirt etwas vom Phos
phorus. Man soll ihn allemal in Oel aufgelöst geben
er habe sicherlich eine besondere Kraft das getödtet

Nervenvermögen wieder aufzurichten; aber man habe doch große Ursach, vorsichtig damit zu seyn. Es ist hier S. 108. die Geschichte eines Mannes erzählt, der sich wahrscheinlicher Weise damit getödtet hat. Hr. W. will, man solle die Auflösung erst an Hunden versuchen: macht sie Brechen, so ist sie zu stark.

II. Die Abhandlung von der stinkenden Asa und einigen andern blutreinigenden Mitteln, die ein Paar Mahl sehr kräftig auf Flechten und Räudigkeiten zu wirken schienen, aber sich nicht bestätigten, empfiehlt Hr. W. den hitzigen Beobachtern, die aus ein oder zwey betrüglichen Exempeln das Lob ihrer gebrauchten Mittel in die Welt posaunen.

III. Von den Würmern. Hier sagt Hr. W. wieder etwas über die Eyderen, die er doch nicht ganz aus dem menschlichen Leibe verbannt hält. Freylich sollte man einem so wenig leichtgläubigen Manne, der vielmehr ein Zweifler ist, hierinn etwas glauben.

IV. Den Alcali-volatil-fluor müsse man nicht mit ungelöschten, sondern wie es auch des Le Sage Vorschrift ist, mit gelöschtem Kalke zubereiten. Das Mittel bestätige sich äusserlich beym Panaritio, in hysterischen Anfällen innerlich.

V. Von der Belladonna. Keine Wirkung derselben sey gewisser als die, daß sie Trockenheit im Munde und Dunkelheit des Gesichts verursacht, wenn man hinlänglich davon giebt; in einem Falle schien sie doch bey der Lähmung zu helfen.

VI. Ein Artikel über die Diät der Kranken. Aus Boston. Mit der Ueberschrift: („Man weiß am Ende wirklich nicht, ob es Ernst oder Spas gewesen. Das ganze Ding mag wohl in vielerley Gegenden sehr übel aufgenommen werden. Leider! haben die Aerzte bey ihrer Kunst, so gut als die Orthodoxen,

 bey

bey der heiligen Theologie, mit Freygeistern ihre Pl
ge!„) Ein wenig freygeisterisch ist allerdings dies
Artikel, und es kann hier ohne einige Widerrede zw
schen uns beyden nicht abgehen. Eigentlich ist d
Hauptinhalt dieser Schrift, darauf aufmerksam zu m
chen, daß man Kranken zur Ungebühr die Fleischspeis
verbiete. Dieses ist wohl gewiß, jeder zur Säure un
zu Winden geneigter hypochondrischer Magen fühl
daß ihm das Fleisch angenehmer sey als Kraut, we
auch sein Arzt spricht: aber bey vielen fieberhaft
Krankheiten, und überall da, wo Gefahr aus g
schwindern Umlaufe des Bluts entsteht, (wie bey Blu
ergiessungen,) wäre doch wohl grosse Unterscheidun
nöthig, denn zur kühlenden Diät, die doch auch zuwe
len Platz hat, gehört doch Fleisch und Fleischbrühe nich
und der Rec. kann dem V. darinn nicht so allgemei
beypflichten, als in dem Spotte über die Aerzte, d
sich durch eine übertriebene Strenge in der Diät ei
Ansehen geben und Zutrauen zu erwecken suche
wenn sie, wie Orakel darüber ex tripode spreche
Daß man den Kindern, die doch bestimmt sind
Fleisch zu essen, etwas früher müsse Fleisch geben
als gewöhnlich geschieht, mag wohl in einigen Fä
len richtig seyn, dagegen giebt es gewiß auch solch
Temperamente, für die es besser ist, sie lange a
Pflanzenspeisen zu halten, und bevor sie die nöthige
Zähne zum Fleischkauen haben, ist es allemal zu früh
Daß der französische Schlendrian bey Krankheite
die Fleischspeisen verdamme, ist so allgemein nich
richtig, sie rechnen ja die Fleischbrühe unter die Diä
hitziger Krankheiten, und es schrieb ja noch kürzlic
ein Franzose ein eignes Buch gegen den Schlendrian
der zur Ungebühr die Bouillons zuläßt. Die Ant
wort auf die Einwürfe des Beichtvaters S. 148
wär

wäre gewiß nicht schwer, denn wenn man Fleischspeisen verbietet, so sieht man wohl weniger auf den Magen als auf den fieberhaften Zustand, den man nicht indiscret vermehren will, und der gewöhnlich Ekel vor Fleisch mit sich führt. Als einen Beweiß, wie viel die Gewohnheit bey den Speisen thue, hätte dem V. das Beyspiel der rußischen Matrosen bekannt seyn müssen, die mehrere Jahre an Spitzbergen von Bärenfleisch lebten, sie konnten sich nachher nicht wieder an Pflanzenspeisen gewöhnen, und vom Brodt hatten diese handfesten Kerle ganz unausstehliche Quaal von Winden. — Hr. W. widerlegt hier die schon so oft widerlegten irrigen Grundsätze, als ob Alcalescenz und Fäulung so nahe verwand wären, um denn zu beweisen, daß man bey den fäuligen Krankheiten Fleischspeisen geben müßte. Aber wie soll nun wohl ein Kranker Fleisch essen, dem davor ekelt, der kaum ein Paar Theelöffel voll Johannisbeersaft als eine kleine Labung in den Mund nehmen will. Der Rec. hat auch vielmals Fleisch und Fleischbrühen verboten, ohne jemals an die Alcalescenz zu denken, sondern blos daran, daß die Kranken, wenn sie es gethan, sich übler darauf befunden haben; und daß dieser Genuß die Hitze vermehrt habe, hat doch keinen Zweifel. Uebrigens hat der Rec. und gewiß die meisten Aerzte, auch oft Fieberkranken, Fleischbrühe genießen lassen, nemlich, wenn das schwache Fieber und die gesunkenen Kräfte es fodern, überhaupt in solchen Fällen, wo man Wein giebt; aber Fleisch essen lassen, in ordentlichen morbis acutis, das verbietet schon die fast allgemeine Abneigung der Kranken; und denn wird es doch Hrn. W. auch wohl vorgekommen seyn, daß sich Reconvalescenten mit einem tüchtigen Fleischfrasse ein ziemliches Recidiv zube-

zubereitet hatten. Wenn aber Hr. W. behauptet daß Fleisch und Fleischbrühe nichts erhitzendes haben und in einem fieberhaften Körper keine größere Wirkung in dieser Hinsicht machen, als etwas gestobt Aepfel oder Prünellen: so hat er auch Recht zu sagen der Wein mache den Puls nicht geschwinder und der Vitriolgeist kühle nicht ab, das heißt, mit dem disputirt man nicht. — Zuweilen widerlegt Hr. W einen irrigen Grund für eine Sache, und schein denn zu meinen, die Sache falle mit den Gründen so ist es ihm gegangen, mit dem Verbote der Aerzte Milch mit Säure im Magen zu mischen; dies müss nicht geschehen, sagte man, weil die Milch davon gerinne. Nun zeigt Hr. W., daß dieses ein Grund ohne Grund sey, weil alle Milch im Magen gerinne wenn man auch keine Säure genießt; aber es ist deswegen doch nicht weniger gewiß, daß viele Personen nach der Vermischung von Milch und Säuren die Colic kriegen — warum dieses geschieht, überlassen wir den Theoreticis. — Wenn es wahr wäre, daß die Fleischnahrung überhaupt der menschlichen Natur angemessener wäre als alle andere, wie Hr. W. S. 176 sagt, so hätte ja die Vorsehung unrecht, daß sie es so eingerichtet hat, daß bey weitem der größt Theil der Menschen auf dem ganzen Erdboden von Pflanzen lebt. Lebt nicht der ganze Orient von Reis, und wie viel Fleisch essen die Landleute in Europa die doch die größte Zahl ausmachen: leben sie nich von Brodt, von Gemüsen, von Mehlspeisen und etwa in einigen Ländern von Milch? in den nördlichen Gegenden haben sie noch wohl etwas geräucherten Schinken oder Speck, aber das genießen sie mehr zum Wohlschmack als zur Nahrung; wie klein ist die Zahl derer, die von Fleisch eigentlich leben

selbst

selbst in den Städten. Den Lungensüchtigen wird doch Hr. W. wohl nicht Fleisch geben, wenn einmal das verzehrende Fieber eingetreten ist, denn das würde ihn nur geschwinder expediren, und diese armen Leute wünschen ja doch hingehalten zu seyn; freylich giebt der Rec. hier auch keine China, sondern alles, was die Krankheit langsamer gehen macht. — Daß man Convalescenten zuweilen früher an nahrhafte Speisen bringt, mag in manchen Fällen gut und nützlich seyn. Daß die Engländer ganz andere, kräftigere, muthigere Wesen seyn als andere Nationen, ist wahr, ich habe das oft bemerkt, wenn ich einen englischen Matrosen neben einem mit Grütze und Thee gefütterten holländischen oder bey Kohl, geschrotenem Rockenbrodte und Covent, elenden Kessel-Bier, aufgezogenen, westphälinger Matrosen beysammen sahe. Allein ich glaube, daß man so gar viel hier nicht auf das Fleisch rechnen kann, denn der gemeine Mann lebt doch auch in England nicht so ganz von Fleisch als man wohl glaubt, und ihr Käse und Brodt füllt bey manchem alles aus; aber das schöne kräftige Bier, was jederman trinkt, und das aus dem allerfeinsten Weizenmehl gebackene Brodt, was allgemein gegessen wird, mag hier sehr viel thun, dachte ich immer; dergleichen Getränk bringt einen Muth in die Adern, der nicht so verdünstet, wie der Muth vom Brandtewein.

VII. Etwas aus der Naturgeschichte; enthält die Beschreibung eines Eyes, worinn noch ein kleines Ey war.

VIII. Fragmente vom Fuldner Lande. Diese enthalten sehr viel merkwürdige Beobachtungen und Sachen, statistisch, physisch und medicinisch betrachtet, und lassen sich angenehmer lesen, als mancher

Tractat

Tractat de aere, locis et aquis. Die Anecdote v
einem päbstlichen Nuntius ist lustig; er war an
nen deutschen Hof geschickt, wo man ihm viel E
erwies, um dem heiligen Vater desto besser empf
len zu werden; man hatte ihm auch Gründlinge, (
ne Art kleiner Fische) zu essen gegeben, die ihm wo
schmeckte. Was that der Nuntius als er nach R
zurückkam? er sagte: isti Germani habent piscicul
quos vocant grundallos, quibus non sunt digni! –
Verdenkt es übrigens Hr. W. einem Italiener, eine
Franzosen, einem Engländer oder einem Schweize
wenn es ihm überhaupt unter den Deutschen nic
gefällt? Der Rec. verdenkt es ihm nicht.

Der Band schließt sich mit einem Epilog zu d
sämtlichen Schriften des V., in welchem er förı
lich Abschied nimmt. Wir hoffen, wie bereits ob
gesagt ist, daß dieses nicht so ernstlich gemeynt se
möge. Hr. W. beschwert sich mit Recht über t
vielen Schreibereyen in Deutschland, und daß m
denn von einem ehrlichen Manne verlange, er so
alles gelesen haben, wenn er etwas einmal über ei
Sache seine Gedanken aufschreibt. Er erzählt b
Gelegenheit von einem englischen Arzte, der zu Sp
war, der bey weitem nicht alle englische Schriftstell
kannte, die wir längst übersetzt haben, und doch rec
gut curirte; Hr. W. meynt, wenn auch die Deu
schen nicht so viel dächten als andere, so läsen
doch gewiß mehr. Diese große Sucht der Allbel
senheit, die sich auch auf jedes Dissertatiönchen un
Programma erstreckt, rührt nicht von guten Aerzte
sondern von den deutschen Universitäten her, ur
zerdrückt manchen Geist unter der Last vieler unni
zen Dinge durch Langeweile und Ekel, aber
wird auch darinn wohl Licht werden! Hr. W. find

m

nur zwey Hauptbeweggründe zum Autor, nemlich Interesse und Autorkitzel; es mag doch auch meist alles in sich schliessen, nur denkt doch mancher beym Schreiben: docendo discimus, und mancher tüchtiger Mann wäre nicht geworden, was er ist, wenn er nicht durchs Schreiben zum Fleisse und zum Beobachten gekommen wäre. Von den Trübseligkeiten der Ausübung der Arzneykunst sagt Hr. W. hier manches, das jeder rechtschaffene Arzt gern unterschreibt; zum Schlusse von dieser Stelle möchten wir das setzen, was Hr. W. einmal an einem andern Orte recht drollig sagt: „Dieses Mal ein Arzt geworden, und in meinem Leben nicht wieder!„ Eine Erklärung über den Vorwurf, den man dem V. gemacht; er schreibe zu frey, und weswegen wir ihn herzlich gern lesen.

Nf.

Io. Henr. Christ. de *Selchow* Specimen Bibliothecae Iuris Germanici Prouincialis ac statutarii. Ed. quinta auctior et emendatior. Goetting. 1782. 8. 19 Bogen.

Nach einem andern beygedruckten Titelblat ist diese nun von den Elementis Iuris Germanici (Ed. VI.) getrennte Bibliothek, als deren Tomus II, ausgegeben worden. Allerdings ist diese neue Ausgabe um vieles vermehrt worden, und heißt daher mit mehrerem Rechte auctior, als die gleichzeitige neue von den Elementis, die fast um gar nichts, weder vermehrt noch verbessert worden ist, wovon aber hier nicht die Rede seyn soll.

Die

Die wirklichen Vermehrungen der Bibliothek werden also gewiß allen Liebhabern des deutschen Rechts und dessen Litteratur sehr willkommen seyn, und wahrer Undank wäre es, die damit um die deutsche Rechtsgelehrsamkeit sich vermehrten Verdienste darum zu verkennen, weil auch diese fünfte Ausgabe von solcher Bibliothek noch nicht für ganz vollständig zu halten wäre. Man würde offenbar alle die Schwürigkeiten mit verkennen, die mit solcher Arbeit verknüpft sind. Doch da der Hr. V. in der Vorrede von sich selbst die Versicherung giebt, keine Mühe noch Kosten gespart zu haben: so will es Recensenten fast dünken, diese neue Ausgabe nicht einmal so vollständig gefunden zu haben, als man doch von dem Hrn. V. hätte mit Recht erwarten können. Auch ist er hier und da darinnen auf Nachläßigkeiten gestossen, dergleichen zu seiner grossen Verwunderung nun auch wieder in der zum sechsten Male verbesserten neuen Ausgabe der Elementorum etc. stehen geblieben sind, und damit Recens. nicht in Verdacht komme, als ob es ihm mehr um Verunglimpfung des Verfassers, der doch gewiß seine ganz entschiedene Verdienste hat, als um Vervollkommung des Buchs zu thun wäre, so liefert er sogleich zu seinem gefällten Urtheile die gehörigen Belege.

Unangemerkt sind geblieben §. 1. das Senkenbergische Bücherverzeichniß. §. 2. Von Gegel's Sammlung der dritte Theil v. J. 1773. §. 7. bey den Anspachischen Gesetzen: 1) die neue Ordnung, wie es in Criminal- oder peinlichen Sachen gehalten werden soll, v. J. 1720. 2) Die Ordnung und Privilegien der Judenschaft v. J. 1737. nebst vielen andern in Policey-

sachen

sachen ergangenen Ordnungen, und vornemlich 3) der allgemein bekannte Realindex und Extract Brandenburg - Onolzbachischer Landesconstitutionen, Ordnungen und Ausschreiben v. J. 1779. 4. §. 10. Lahner's Einleitung in die Nürnberg. Rechte 1778. §§. 15. 16. Die pfalzbayrische Verordnung, „daß das bayrische Gesetzbuch sich v. 1. Jul. 1779. auf die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach erstrecken solle.“ §. 17. Die regenspurg. erneuerte gerichtl. Proceßordnung v. J. 1741. 4. §§. 20. 21. Vieles von Gesetzen und Schriftstellern, dessen der Hr. V. aus Weissens Nachrichten von den Gesetzen des Herzogthums Würtemberg 8 1781. hätte können belehrt werden. Auch hierinne ist die würtemb. Landesordnung v. J. 1495. richtig verzeichnet. Vom J. 1499. giebt es keine: und notorisch ist es, gegen unsern Hrn. V., daß der sel. Geh. Rath Hofmann in Tübingen um die Erläuterung des würtemberg. Rechts Verdienste sich je weder erwerben wollen noch erworben hat. §. 22. Bey Baaden, a) die Hofgerichtsordnung v. J. 1752. Fol. der Brandversicherungs - Juden - und anderer Verordnungen nicht zu gedenken. §. 25. Bey der R. St. Augsburg a) die Proceßordnung v. J. 1770. 4. (s. chronolog. Verzeichniß, S. 288. der Bibliothek selbst.) b) Die Bauordnung v. J. 1740. 4. c) Die Wechselordnung v. J. 1716. (s. Siegel T. I. S. 318.) und 1778 d.) Die Pflegordnung v. J. 1779. 4. und e) andere Polizeyverordnungen. §. 25. Eine eßlingische Gantordnung s. *Elsaesser* Diss. de *iure retorsionis* in *Appendice*. §. 16. Bey Nördlingen, was schon in den Senkenbergischen *Visionibus* u. S. 355.

 und

und den Tröltschischen Anmerkungen und Abhand-
lungen S. 84. und 125. von dem alten nördlingi-
schen *Codice statutario* angeführt worden. (Vergl.
chronologischen Index vom Verf. selbst.) §. 27
Die Memmingische Arrestordnung v. J. 1761
4. b) Das Statutum, die Gemeinschaft der Gü-
ter zwischen Eheleuten betreffend v. 21. May 1761
anderer c) Policeyordnungen und d) der ungedruck-
ten Einungsordnung v. 12. May 1610. nicht zu ge-
denken. Uebrigens bedarf die Memmingische Zuchtord-
nung [illegible] nicht des Engauischen Zeugnisses, Not. 3
da sie in den Walchischen Beyträgen Th. II. S.
378. abgedruckt zu lesen ist. §. 28. Bey Speyer
der Reichsstadt ihre Verordnungen, die sehr al-
Rechte hat, [illegible] a) ein altes Erbrecht, b) ein
gedruckte Vormundschaftsordnung v. 1670.
Lehmann's Speyer. Chronik B. 4. Kap. 21
§. 30. Die Fürstl. Hessendarmstädt. Untergerichts-
ordnung v. 2. Jan. 1764. fol. §. 36. Einig
merkwürdige Nassauische Verordnungen, die Ab-
schaffung des *retractus consanguinitatis* betreffen
a. 17. Febr. 1771. b. Vom Abzug v. 29. Merz 177[illegible]
c) Von Zunftartikeln v. J. 1779. §. 39. a) D[illegible]
Notarienordnung v. J. 1670. und 1750. Fol. [illegible]
auch b) eine merkwürdige Declaration v. 12. De[illegible]
1772. Fol. über die von K. Max. v. J. 1568. pr[illegible]
vilegirte Art vor drey Zeugen zu testiren. §. 5[illegible]
Hochgr. Lippische Policeyordnung v. 1646. [illegible]
54. Die Mayerordnung für das Fürstenthum Ca[illegible]
lenberg v. 12. May 1772. Fol. die dem Hrn. [illegible]
als einem Göttingischen Rechtslehrer zu unserer des[illegible]
größern Verwunderung ganz unbekannt zu seyn schein[illegible]
da er ihrer auch nicht in seinen *Elementis* bey de[illegible]
Mayercontract gedacht hat. §. 81. Vom alte[illegible]

Hamburg. Stadtrechts ein aus einer weit ältern Handschrift als die Gothaische ist, genommener genauerer Abdruck, der in den Walchischen Beyträgen Th. 6. S. 49. steht. §. 100. Magdeburgische Rechte, von Heinr. Fr. Diez, Archiv. §. 104. Vom Ostfriesischen Rechte, eine vorzüglich hieher gehörige Nachricht, die in den Beyträgen zur juristischen Litteratur in den preußischen Staaten, S. 1. Abschn. 6. S. 334. steht: von denen wir noch besonders anmerken müssen, daß sie des 6. Abschn. jeden Bandes ungeachtet, der meist von Statuten handelt, von unsern Hrn. V. durchaus ungenutzt geblieben sind. §. 107. not. 12. Die Statuta und Rechte der Stadt Riga. Die Bursprachen v. J. 1375. und 1421. und die neuesten willkührlichen Gesetze dieser Stadt, Bremen 1780. 2. §. 108. Not. 20. Die Erzstift. Maynzische Hofgerichtsordnung v. J. 1516. ob sie gleich bey dem allegirten Saur. nächst bey der angeführten Untergerichtsordnung steht, die aber v. J. 1534 ist. §. 110. Die Ch. Trierische Untergerichtsordnung v. J. 1539. die eben auch bey Saur zu finden. §. 115. Not. 5. Bey Oesterreich, die allgemeine Concursordnung v. 1. May 1781. §. 121. Die diplomatischen Beyträge zur Untersuchung der Schlesischen Rechte, in mehreren Theilen v. J. 1770-1772.

Mehrere Supplemente dieser Art mögen und können gewiß auch — Andere liefern. Aber die obbemerkte Unvollständigkeit des Buchs wird noch durch andere Mängel merklich vergrößert. Zwar kann man deren einige nur beklagen, aber dem Hrn. V. nicht zum Vorwurf machen, wie z. B. den Abgang der akademischen Streitschriften, so die Partikular-

furrechte erläutert haben, s. die Präfation. D
gegen von mehreren Reichsstädten, die ganz we
geblieben sind, wird der Herr V. auch nur aus
J. Moser's R. Städtischem Handbuche — zu
wenigsten von ihren Erbrechten dienliche Nachric
ten gefunden haben. Doch am verdrießlichsten w
es Rec. zu bemerken, daß im Chronologischen J
der den so unermüdet scheinenden Hrn. V. seine G
duld schon mit dem J. 1770 verlassen hat. Der
höher herauf reicht derselbe nicht. Zwar soll die
Lücke absichtlich und aus gutem Grunde gelassen wo
den seyn. Denn „noviores collectiones, sezt hi
bey der V. primo capite recensui, quas hoc lo
non repeto.„ Aber doch sind hie und da in di
chronologische Register Gesetze verzeichnet worde
die in jenen Sammlungen stehen. Auch werden
mit Rec. gewiß auch andere wünschen, daß von d
Walchischen Sammlung nicht blos die 5 erst
Theile benuzt worden wären. Denn schon aus de
6ten Theile, ob er gleich im J. 1777 bereits ersch
nen, sind z. B. die alten Ilmischen Statuten vo
J. 1350 und die Statuten der St. Allstedt n
gends angeführt worden. Also des 7ten Thei
nicht zu gedenken, der doch schon vorige Osterme
herausgekommen ist. Wenn es nun denn aber n
dem Gebrauche der gedachten Collektionen auch ei
andere Bewandtniß hätte, so ist doch endlich bekan
genug, daß seit den lezten zehen Jahren manch
Gesez in Teutschland errichtet und zum Druck b
fördert worden, das in keiner der angeführt
Sammlungen steht, und nun vom Hrn. V. ga
mit Stillschweigen übergangen worden ist.

Zu diesen Beyträgen und Supplement
könnte nun Rec. auch manche Berichtigung liefer

beso

besonders in den Jahrzahlen aber auch sonsten. Z. B. die Kleinschmiedische Sammlung der Hessencasselschen Gesetze (§. 31. Not. 1.) geht nicht nur bis 1729, sondern bis 1735. Die Ordnung der Fränkischen Ritterschaft ist im J. 1772, und zwar vermehrt mit dem Receptionsstatuto aller 3 Ritterkreise — neu herausgekommen — u. a. dgl. m. Allein eine weitere Nachlese mögen andere machen. Rec. traut übrigens dem Hrn. V. für sein Lieblingsstudium so viel Liebhaberey zu, daß er sich schmeichelt, bey demselben mit der auf diese Recension verwandten Mühe keinen Undank zu verdienen. Vielleicht kömmt noch eine Nachlese von einem schwäbischen Rechtsgelehrten, die sodann dem Hrn. V. um so viel unerwarteter seyn wird, als er noch immer, (§. 27. Not. 7. S. 40.) von den „Viris egregie doctis, quibus Suevia tantum non abundat„ das unverdiente und unhöfliche Urtheil stehen gelassen hat: „uno jure peregrino Sueviam regi opinantes, ad adspectum legum germanicarum adeo nauseant, ut *ignorantia ipsis in sapientiam cessisse videatur*.„

III.

Encyclopädie, oder zusammenhängender Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse, erster Theil. . . von Georg Sim. Klügel, Prof. der Mathem. zu Helmstädt. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1782. gr. 8. 684 S. 4 Kupfertafeln.

Ein anderer Titel, den man nach Gefallen be-
behalten oder weglegen kann, ist: M. Ben
jamin Hederichs Anleitung zu den vo
nehmsten Kenntnissen und Wissenschaften, d
auch solchen Personen, die nicht von Professi
Gelehrte sind, nützlich und angenehm sey
können, völlig umgearbeitet von G. S. Klüg
Aus diesem Titel wird man die Entstehungsart g
genwärtigen Werks abnehmen. Der Verleg
wollte etwas liefern, das für unsre Zeiten so brau
bar wäre, als Hederichs Werke für die seinigen w
ren. Statt das Alte auszubessern, welches do
immer dem jetzigen Zustande der Wissenschaften ni
angemessenes Flickwerk geblieben wäre, war gen
eine ganz neue Ausarbeitung besser. Hr. Klüg
war dazu vollkommen geschickt, da er bey tiefen m
thematischen und philosophischen Einsichten viel an
Kenntnisse besitzt, auch die Gabe eines deutlichen u
angenehmen Vortrags hat.

Wegen der Kupfer ist vorläufig zu erinner
daß ihrer auf dem Titel nur drey angezeigt werd
Die gehören zu der hier abgehandelten Geomet
Das vierte betrift die Naturlehre, wie auch ihre A
schrift anzeigt, und wird erst beym folgenden B
de gebraucht werden. Gegenwärtiger erster Th
enthält Naturgeschichte der organisirten K
per, Anthropologie, Arithmetik und G
metrie.

Den Anfang macht also das Gewächsre
Als Familien der Gewächse werden Blumen, St
den, Kräuter, Zwiebelgewächse, Gräser, Rohr
wächse, genannt. (Begreiflich der Absicht des B
ches gemäß, nicht einen methodischen Botaniker
bilden, sondern Begriffe zu geben, die jedem dien

der Pflanzen vernünftig betrachten will.) Theile der Gewächse; Physiologie derselben; alphabetisches Verzeichniß einiger merkwürdigen, auch Producte des Pflanzenreichs, größtentheils aus Hrn. Gleditsch Schriften, nach den deutschen Nahmen. Das Thierreich, nach den sechs Linnäischen Classen, von der unvollkommensten aufsteigend, also das Gewürme zuerst. (Die Säugthiere sind doch jedem am bekanntesten, man hat von ihnen die vollständigsten und sichersten Nachrichten, und selbst, was man an andern Thieren Unvollkommenheit nennt, läßt sich nur als Mangel der Vollkomenheiten der Säugthiere verstehn, vielleicht wäre also die Ordnung, in welcher Linné seine Classen gesezt hat, auch zum gemeinen Unterrichte besser.) So machen die Polypen den Anfang. Linnés Vorticella will Herr Klügel lieber, dem lateinischen Nahmen gemäß, Wirbelpolyp, als Afterpolyp nennen. (Die leztere Benennung möchte überhaupt nicht ganz dienlich seyn. Die, welche durch After glauben, pseudo . . oder . . oides auszudrücken, wie so z. E. auch Mathematiker Afterkugel sagen, verstehn das deutsche Wort nicht, welches weder falsch, noch ähnlich, sondern nach bedeutet, z. E. Afterdarm, Aftergeburt.) Von vielen Thieren werden Lebensart, Gebrauch u. a. Merkwürdigkeiten erzählt, auch systematische Eintheilungen gegeben, theils nach Linné, theils nach andern, z. E. der vierfüßigen Thiere, nach Hrn. Prof. Zimmermann in Braunschweig. Allgemeine Betrachtungen über das Thierreich. Gleichgewicht in Erhaltung und Zerstörung der Geschlechter, Triebe u. s. w. Nachrichten von einigen Büchern über die organischen Körper, nicht für den Gelehrten, sondern für den Liebhaber. Kurze Urtheile über den Werth

jedes Buches, bescheiden und richtig. In der Bota
nik fehle für die Layen ein Buch, woraus sie die The
le der Pflanzen, die Physiologie derselben, und d
merkwürdigsten nach ihren Charakteren, Kräften
Gebrauche genauer kennen lernten. (Allerding
wird jetzo die Physiologie der Pflanzen, das eigen
lich philosophische, unterhaltende und nützliche b
ihrer Kenntniß, über der Aufsuchung der methodisch
Kennzeichen und der Nahmen zu sehr vernachläßig
So ein Buch, wie Herr Klügel wünscht, nur oh
Erzählung einzelner organischer Körper, hatte ma
vor vierzig Jahren, nach damaligen Einsichten, a
Wolfs vernünftigen Gedanken vom Gebrauche d
Theile in Menschen, Thieren und Pflanzen.

II. Die Anthropologie betrift den Bau des mensc
lichen Körpers, Naturgeschichte des Menschen, E
kenntnißvermögen nach Psychologie und Logik betrac
tet, Willenslehre, Aesthetik, vergleichende Psychol
gie, Metaphysik der Seele. Von der Physiognomi
Einiges aus Hrn. Lavater angeführt, aber dabey B
hutsamkeit empfohlen. Ordnung der Sterblichkei
Deutschland bekomme vermuthlich alle fünf Ja
Zuwachs von einer Million Menschen. So vi
könne es außerdem oder im Kriege verlieren, oh
im Flore zurück zu kommen. (Der Ausdruck ist vo
sichtig gewählt. Ob aber manche Theile von Deutsc
land schon in dem Flore sind, in dem sie seyn könn
ten, ob sie nicht durch Wirthschaft mit Menschen
die jeden an die Sclavenküste erinnern muß, gehin
dert werden, an den Flor zu kommen, den sie erre
chen könnten?) Die vergleichende Psychologie zei
insbesondere, worinn der Thiere Seelen den mensc
lichen ähnlich, oder von ihnen unterschieden sind. Z
den unbekannten Gegenden der Psychologie wird g

rechne

rechnet, daß es körperlich geistige Naturen geben kann, die z. E. andre Sinne als wir haben, von denen wir uns also keine Vorstellung machen können. Zur Metaphysik der Seele gehört, daß sie einfach ist, weil wir uns bewußt sind, daß nur Einer ist, der empfindet, denkt und will. Einen physischen Einfluß zwischen Leib und Seele annehmen, heißt eigentlich nichts erklärt, man kann es aber als einen Erfahrungssatz gelten lassen, der das Factum, nicht den Grund angiebt. Das System der gelegentlichen Ursachen zerhaut den Knoten, statt ihn aufzulösen. Die vorher bestimmte Harmonie zerfällt die Welt in zweene Theile, die körperliche und die geistige, die nur für den Schöpfer Zusammenhang haben. Man sieht nicht, wozu der Körper dient, und die Freyheit kann schwerlich damit bestehen. Ist die Materie wirklich das, was sie unsern Sinnen scheint, so ist unbegreiflich, wie ein immaterielles Wesen und Materie auf einander wirken könne. Ist sie aber nur Resultat und vermengter Schein einfacher Kräfte, so läßt sich der physische Einfluß näher erklären. Die materiellen Kräfte, welche ohne Bewußtseyn und Empfindung sind, können mit den geistigen einige physische Uebereinstimmung haben, und beyde solchergestalt auf einander zu wirken im Stande seyn. (Diese Erklärung scheint doch noch nicht völlig befriedigend. Herr Klügel nennt bey ihr selbst nur Uebereinstimmung, wie folgt daraus gegenseitige Einwirkung? Hrn. Premontval Psychocratie ist hier gar nicht erwähnt. Wer sie annimmt, dürfte vielleicht einer Erklärung, wie Herr Klügel hier anzeigt, näher kommen. Uebrigens zerfällt die leibnizische Harmonie die Welt nicht in zweene Theile für den Schöpfer, denn für selbigen giebt es keine Körper, als in

sofern er die Vorstellungen eingeschränkter Geiste weiß. Zusammenhang kann ohne körperliche physische Einwirkung statt finden. Wenn Geister einander ihre Gesinnungen ohne körperliche Mittel mittheilen könnten, so hätten sie doch Zusammenhang. Die oftgemachte Einwendung, daß sich Freyheit mit der vorher bestimmten Harmonie nicht vereinigen lassen, hat keinen Grund. Es ist ja nicht der Körper, der frey seyn soll, sondern die Seele. Ob nun der Körper von der Seele durch physischen Einfluß regiert wird, oder ob er allemal, so zu reden, von sich selbst thut, was sie will, das ändert ja wohl in ihrer Freyheit nichts? Sonst wäre ein Feldherr nicht frey, wenn er nicht seine Soldaten wie Marionetten mit Fäden zöge.) Ort der Seele läßt sich nicht angeben, weil sie kein mathematischer Punct ist, so wenig als eine physische Atome. Sie ist auf eine ihr eigne Art vorhanden, worüber alles Nachforschen vergebens ist. Die Nerven laufen nicht in einem Puncte zusammen, weil sie keine mathematische Linien sind. Sie können auch nicht, ohne Verwirrung der Vorstellung, nur in einem sehr engen Raume zusammen laufen. (Man ist doch darüber eins, das Sehen werde undeutlich, wenn auf einer Stelle des Netzhäutchens Licht von mehr Puncten zusammenkömmt. Kommen mehr Nerven in einem engen Raume zusammen, so bekömmt das, was ihnen gemein ist, Rührungen von mehr Gegenständen, deren jede etwa in einen dieser Nerven gewirkt hätte, und damit würden, dem nur erwähnten Gesetze des Sehens gemäß, undeutliche Vorstellungen der Seele übereinstimmen.) Die Seele wird nicht mechanisch berührt noch bewegt. Das einfache Bewußtseyn kann nicht in den verschiedenen abgesonderten

Werkzeugen des sinnlichen Gefühls, oder in den Enden der Nerven im Gehirne stecken. Ausdehnung, Ort, Bewegung, sind nur Erscheinungen für unsre sinnliche Vorstellung. Die Philosophen, welche irgend eine gewisse Stelle des Gehirns für den Sitz der Seele angegeben haben, haben sich die Seele wider ihren Willen als körperlich, oder als einen mathematischen Punct gedacht.

III. Mathematik. Vorläufige Uebersicht ihrer Gegenstände und Abtheilungen. Die Arithmetik endigt sich mit den Logarithmen, deren Ursprung deutlich gezeigt, und ihr Gebrauch bey Interesserechnungen u. d. g. gewiesen wird. Buchstabenrechnung ist gar nicht erwähnt. In der Geometrie euklidische Ordnung und Strenge zu beobachten, war der Absicht nicht gemäß. Daher ist der erste Satz in ihr: daß Nebenwinkel zusammen zween rechte betragen, wobey Perpendikel angenomen werden, ohne, welches Euklid hier erst thut, zu zeigen, wie man sie zieht. Den bekannten euklidischen Grundsatz, auf dem die Lehre von Parallellinien beruht, sucht Herr Klügel hier auch auf eine neue Art darzustellen, und zu zeigen, daß ein paar Linien, die mit einer dritten nach derselben Seite ungleiche Winkel machen einander schneiden, (ungleiche ist wohl nicht das eigentliche Wort. Es sollte heissen: ein paar Winkel, deren Summe weniger als zween rechte beträgt. Ist die Summe so groß als zween rechte, so mögen die Winkel ungleich seyn wie sie wollen, die Linien stoßen doch nicht zusammen. Auch liegt das eigentlich in dem Vortrage, den Herr Klügel braucht, seinen Satz darzuthun.) Die Geometrie enthält auch die Lehre von den Lagen der Ebenen. Dann Trigonometrie. Wegen der Beweise mancher Sätze müßte freylich auf

andre

andre Lehrbücher verwiesen werden. Feldmessen. Der Winkelmesser mit einem ganzen Kreise und einem beweglichen Fernrohre wird empfohlen, und als die einfachste und vielleicht beste Art von Winkelmesser Mayers Recipiangel genannt. (Einfach ist es, in sofern es keinen Rand braucht, dagegen aber einen geradlinichten Transporteur, und so die Winkel mit einer einzigen Messung, höchstens auf einige Minuten giebt. M. glaubte mehr Schärfe durch wiederholte Messung eines und desselben Winkels zu erhalten, welches wenigstens Aufenthalt macht. Hat ein Winkelmesser nur ein einziges Fernrohr, und sieht man nicht als unmöglich an, daß er sich während des Umdrehens des Fernrohres verrückt, so muß man das mühsam untersuchen. Dieser Erinnerung sind beyde mayerische Werkzeuge, die Herr Klügel empfiehlt, ausgesezt, auch der Unbequemlichkeit, daß sich das Fernrohr nur in der Ebne des Werkzeuges parallel dreht, und also die Gegenstände, nach denen man visirt, in dieser Ebne liegen müssen. Der ganze Kreis macht das Werkzeug ohne großen Nutzen schwerfälliger, ein halber, auch nur ein Quadrant sind zulänglich.) Nivelliren. Markscheidekunst. Von Kegelschnitten.

Allerdings enthält diese Encyclopädie eine große Menge wichtiger Lehren, ohne Abgang der Deutlichkeit zusammen gedrängt. Freylich gab so viel Materie einen etwas starken Band. Man kann ihn leicht, wenn man Anthropologie und Mathematik beysammen läßt, in zween theilen. Daß das ganze Werk etwas stärker wird, als es nach dem ersten Zuschnitte werden sollte, gereicht gewiß zum Vortheile der Interessenten. Es wird nun drey Bände betragen.

Der

Der zweyte Theil ist in der Michaelmesse erschienen, und wir werden nächstens davon Nachricht geben.

Lw.

IV.

Melange de remarques surtout sur César, et autres auteurs militaires, anciens et modernes, par le Gen. Maj. de W. à Varsovie, 1782. 8. 392 Seiten.

Diese Remarques sind von dem V. der Commentaires sur les Commentaires de Turpin sur Montecuculi, welche wir im Anhang zum 25sten bis 36 Bande der A. d. B. angezeiget haben. Der Verf. ist also der Herr Gen. Maj. v. Wernern, der sich hier dem Publiko von einer Seite zeigen will, von welcher man ihn noch nicht aus seinen bisherigen Schriften gekannt hat, nemlich in der Kriegsgeschichte alter Zeiten. Hierzu hat es ihm gefallen, ein Buch zu wählen, welches bisher und seit 18 Jahrhunderten den Beyfall aller Kriegsverständigen und der alten Kriegskündigen gehabt hat, es sind die Commentarien des Cäsars. Die Verehrer dieses Werkes will er aus ihrem bisherigen Wahn ziehen, und ihnen die Augen öfnen, daß sie bis jezt ein Buch geschäzet, welchem der Hr. v. W. allen Werth abspricht, er will ihnen zeigen, daß der V. der Commentarien des Cäsars kaum unter die mittelmäßigen Feldherren zu rechnen sey, ja daß der rußische General Drewiz, welcher die Conföderirten im Kriege 1770 zerstreuete, mit mehrerm Recht die Lorberen verdiene,

[illegible], welche man dem Cäsar wegen des Kriegs un der Siege gegen die Gallier verehret hat. (S. 41 Ueberhaupt hält der Hr. v. W. die Commentarien de Cäsars nicht mehr werth, als die Abentheuer de Peter Orleans. (S. 153.) Guischard hat die Commentarien, seiner Meynung nach, auf sein Manier eingekleidet, und ist dabey partheyisch z Werke gegangen, ja was noch schlimmer ist, so ve gleichet er die Commentarien des Cäsars, nach ihre militärischen Inhalt, mit Voltairs Henriade. (S. 13 Höchstens lässet er sie vor Auszüge aus den [illegible] gen öffentlichen Nachrichten passiren, welche [illegible] de Parthey des Cäsars sind bekannt gemacht worden.

Wenn ein Schriftsteller die Kriegsgeschicht der Alten ohne Vorurtheil und Partheylichkeit lieset und auf das, was wir wider die damaligen Kriege verfassung und der gesunden Vernunft zuwider lau fendes darinn finden, andere Leser aufmerksam ma chet, die vielleicht alles, was sie in den Schrifte der Alten finden, geradezu für wahr annehmen: s ist dieses Unternehmen ganz löblich und nützlich. E ist nicht befremdend, daß ein Buch wie die Commen tarien des Cäsars, welche 1400 Jahre lang durc Abschreiben auf die Nachwelt gebracht worden sind schon durch manche Schreibfehler von der Urschrif abgewichen seyn kann. Es ist auch möglich, daß di Materialien zu diesen Commentarien nur aus de Feder des Cäsars geflossen seyn, und daß sie nac seinem Tode durch einen andern Schriftsteller i Zusammenhang sind gebracht worden; ist dieses nu kein Kriegsverständiger gewesen, so sind freylich die se Materialien nicht in die besten Hände gerathen und kann sich manches Unverständliche eingeschliche haben. Es mögen aber die Commentarien des Cä

sar

sars zum W. haben wen sie wollen, so leuchten doch in sehr vielen Stellen, sowohl im Ausdruck als Behandlung der Materie, Talente und Geist eines grossen Feldherrn hervor, und wenn der Hr. v. W. ihn auch kaum für einen Parthengänger hält, so müßte man sehr fremde in der militarischen Litteratur seyn, um ihm dieses zu glauben. Denn die Schriften des großen Generals sind von den Schriften des Parthengängers leicht zu unterscheiden. In den Schriften des Parthengängers findet man häufig Erzählungen von solchen Begebenheiten, wo er sich mit 100 oder 150 Pferden befunden, was er da mit für Meisterstreiche ausgeübt, oder wohl gar nur auszuüben gedacht hat, auch die kleinste mit Geschicklichkeit gemachte Patrouille wird er, nebst vielen Kleinigkeiten mehr, nicht zu bemerken vergessen, wovon man in den militairischen Aufsätzen großer Feldherren nicht die geringste Spur findet, und in dieser Art sind die Commentarien des Cäsars geschrieben. Ein neuer Schriftsteller, welcher sie also nach 1800 Jahren bis zum Roman herabwürdigen will, muß sein Unternehmen sehr reiflich überlegen. Ueberhaupt aber muß man bey jedem Schriftsteller, welcher die Kriegsgeschichtschreiber der alten Zeiten beurtheilen will, voraussetzen, daß er die Sprache, worinn sie geschrieben haben, vollkommen verstehe, sich die mühsame Vergleichung der verschiedenen Lesarten, die öfters viel Licht geben können, nicht verdriessen lasse, ferner muß er mit den Grundsätzen der damaligen Kriegs- und Staatsverfassung genau bekannt seyn, und nicht obenhin, sondern so tief als möglich in jede Materie eindringen, und ehe er seine Meynung saget, so muß er sich alle mögliche Fälle denken, wie die Beschreibung einer Begebenheit nach der damaligen

gen Kriegsverfassung der gesunden Vernunft ang
messen werden kann, wobey er auf alle Vorurthei
und Hang zum Sonderbaren Verzicht thun muß.

Es ist schon kein vortheilhaftes Vorurtheil fi
die Gründe, wodurch Hr. v. W. den Werth d
Commentarien des Cäsars verringern will, daß
auch keine Stelle, welche bemerkenswerth ist, au
denselben anführet, und von den Kriegen, als gege
den Pompeius, Afranius, u. a. nicht redet, da
es gerade gegen diese Generals war, wo uns d
Commentarien des Cäsars seine hervorstechende mil
tairische Talente vor Augen stellen, und daß er den
Cäsar nicht die Gerechtigkeit wiederfahren lässet, we
che er jedem andern General, der lange Krieg g
führet hat, S. 299 zugestehet. Wie es nun den
Hrn. v. W. in diesen Remarquen gelinget, die G
schichte der Kriege des Cäsars herabzuwürdigen, wo
len wir unsern Lesern durch einige Stellen zur Beu
theilung vorlegen, worauf wir uns hier einschränke
müssen, ob man gleich Stoff genug zu einem eben
starken Commentarius, als dieses Buch selbst ist
leicht darinn finden könnte.

Wir wollen diejenige Stelle zuerst wählen, wo
inn der Hr. v. W. alle Commentatores auffodert, de
Cäsar zu rechtfertigen sans tirer le diable par l
queue — Das, dünket uns, hätte man zu diese
Rechtfertigung nicht nöthig, und wir können ga
nicht in der Beschreibung, welche die Commenta
rien von dem Feldzug des Cäsars gegen die Schwe
zer machen, den Unsinn finden, den der Hr. v. W
darinn lesen will. S. 20 sagt er: Cäsar habe wide
alle Regeln der Kriegskunst gehandelt, weil er di
Brücke bey Genf habe abbrechen lassen, denn e
hab

habe sich dadurch die einzige Communication mit Savoyen, einer römischen Provinz, abgeschnitten.

Wenn man die Umstände in Erwägung ziehet, worunter Cäsar dieses that, so ist es unmöglich, in diesem seinem Betragen einen Fehler wider die Kriegskunst anzutreffen. Denn Cäsar konnte ja voraus sehen, daß, sobald die Schweizer die Rhonne oberhalb dem Genfer See paßirten, sie gewiß mit dem größten Theil ihres Heeres gerade auf diese Brücke zueilen würden, und ihn gewiß zwingen würden, dasjenige im Angesicht des Feindes mit Verlust und Gefahr zu thun, was er vor Ankunft desselben unübereilt und ohne Gefahr verrichten konnte. Wodurch sollte aber Cäsar die Communication über diese Brücke mit Savoyen erhalten? Gewiß konnte er dieses nur durch Detachements bewerkstelligen, gerade dadurch würde er aber wider die Regeln der Klugheit und der Kriegskunst gehandelt haben. Denn bey der Schwäche seines Heeres Haufen abzusondern, sie über eine Brücke in ein Land, wo der Feind mit einer zehn mal stärkern Armee stand, zu schicken, der sie mit überlegener Macht angreiffen, und ihnen den Paß nach der Brücke, als ihrem einzigen Rückzugsort, verrennen konnte, wäre wider alle Kriegsregeln gewesen, weil die Detachements, welche Cäsar über die Genfer Brücke schickte, gewiß dem Feind in die Hände fallen mußten.

Die Vertheidigungsanstalten, welche Cäsar traf, um den Schweizern das Eindringen in Gallien mit wenig Truppen zu verwehren, verdienen die Aufmerksamkeit jedes Kriegsmannes. Geschickter konnte sie der größte Feldherr nicht anordnen. Um sich davon zu überzeugen, so sehe man nur auf die Charte. Nach dem Bericht der Commentarien zog

Cäsar alle Truppen, und wahrscheinlich auch so vi
Lebensmittel, als möglich, aus Savoyen, weil d
Schwäche seiner Armee ihm schlechterdings nicht er
laubte, dem so weit überlegenen Feind das Eindrin
gen in diese Provinz zu verwehren; er sezte sich da
her am rechten Ufer der Rhonne, versperrte den
Schweizern den Eingang in Gallien durch Verschan
zungen zwischen dem Genfer See und dem Berg
Jura, warf die Brücke bey Genf ab, und stellte
unterhalb dem Genfer See noch verschiedene Posten
längst der Rhonne. Diese Maaßregeln sind in den
Umständen, worinn sich Cäsar befand, untadelhaft.

S. 21 fähret Hr. v. W. fort, und fragt: wie
es möglich gewesen ist, daß die Schweizer bey der
Stellung des Cäsars, welche wir eben beschrieben
haben, an das Ufer der Rhonne kommen konnten,
wie die Commentarien sagen, ohne die Retranche-
ments des Cäsars erobert zu haben? — „Voilà
le diable, sagt er, où je defie le plus habile Com-
mentateur de trouver quelque probabilité.„ S. 21.
„Denn weder oberhalb vom Genfer See bis St.
Maurice, noch unterhalb bis Eclúse, fährt er fort,
ist es möglich, über den Fluß zu setzen, es muß-
ten daher auch die Schweizer, als sie nachher durch
die Franchecomté marschirten, diese Verschanzun-
gen, worinn Labienus in der Abwesenheit des Cä-
sars commandirte, forciren.„ Es ist ungemein be-
fremdend, daß der V. S. 22 den Sinn der Com-
mentarien erst richtig erkläret, allein dem ohngeachtet
wieder davon abgehet, und das, was die Commen-
tarien sagen, von einer unrechten Seite beleuchtet;
seine erste Gedanken einen bloßen Einfall, mit wel-
chem man nicht weit kommen wird, nennet, da es
doch gerade das ist, wodurch man am besten diese

Stelle

Stelle erklären kann; denn alles, was der Hr. v. W. in der Erzählung der Commentarien lächerlich findet, wird auf einmal dadurch verschwinden. Seine Meynung ist diese: „daß man zwar glauben konnte, daß die Schweizer, als sie vergeblich gesuchet, die Rhonne unterhalb zu paßiren, nachher wieder über diesen Fluß oberhalb zurückgegangen, und alsdann durch die Franche Comté in Gallien eingedrungen wären;" es sey aber dieses nur ein bloßer Einfall, mit dem man nicht weit kommen würde.

Daß es aber der Sinn der Commentarien sey, und daß es alle Schwierigkeiten und Einwürfe des V. hebt, wie auch der gesunden Vernunft und Natur der Sache angemessen sey, glauben wir auch jedem, der kein Kriegsverständiger ist, durch Hülfe einer Homannischen Charte begreiflich zu machen. Das Retranchement des Cäsars auf der rechten Seite der Rhonne, heisset es in den Commentarien, erstrecke sich von dem Berg Jura bis an den Genfer See. Sich diese Verschanzung, wie Hr. v. W. thut, als eine zusammenhängende Linie von 3 deutschen Meilen vorzustellen, ist so wenig der Gegend, als den Maximen, nach welchen Cäsar seine Feldverschanzungen anlegen ließ, angemessen. Nach der Beschreibung, welche wir in den Commentarien von dem Weg, der bey dem Berg Jura in Gallien führet, finden, konnte die Passage durch ein Fort mit einer kleinen Besatzung hinlänglich gesperrt werden, denn es heißt von diesem Wege: (Bell. Gall. Lib. I. Cap. VI.) angustum et difficile, inter montem Juram et flumen Rhodanum, quo vix singuli carri ducerentur, mons autem altissimus impendebat ut faci-

le *perpauci* prohibere possent. Hier war also kei
ne zusammenhängende Verschanzung von 3 Meilen
nöthig. Ein Feldherr, der sich seiner Größe weni
ger als Cäsar bewußt gewesen, würde mit viel Be
redtsamkeit die Vertheilung seiner Trouppen, um
dem Feind den Uebergang über die Rhonne zu ver
hindern, erzählet haben. Da aber Cäsar hierin
blos nach solchen Regeln handelte, welche in der al
ten Kriegskunst gewöhnlich waren, so hat er es nich
nöthig gefunden, sich hierbey aufzuhalten. Cäsa
hatte, wie aus den Commentarien erhellet, sein
Trouppen in verschanzten Posten, sowohl zwischen
dem Berg Jura und der Rhonne, als auch un
terhalb diesem Fluß, da, wo ihm der Uebergang nu
einigermaßen möglich schien, vertheilet, und mi
der Reserve eine Centralposition, um diesen Po
sten auf dem kürzesten Weg unterstützen zu können
genommen. Diese Maxime war in den alten Krie
gen nichts neues. Denn als die Schweizer den Ue
bergang über die Rhonne unterhalb Genf versuchen
wollten, so sagen die Commentarien ausdrücklich
daß sie allenthalben Widerstand von den Truppen
des Cäsars gefunden hätten. Operis *munitione*, e
militum concursu et telis repulsi. (Cap. VIII.) wel
ches aber nicht geschehen konnte, wenn Cäsar all
seine Truppen hinter einer 3 Meilen langen zusam
menhängenden Verschanzung vereinzelt hätte. Cä
sar hatte auch in seiner Stellung noch einen beson
dern Vortheil durch Abwerfung der Genfer Brück
erhalten, weil er jezt nur daselbst einen kleinen Po
sten etabliren durfte, da er, wenn die Brücke noch
existiret hätte, ein starkes Detachement zu ihrer Ver
theidigung daselbst postiren mußte, welches ihm bey
den wenigen Truppen, so er dem Feind entgegen stel

ler

len konnte, an der Vertheidigung anderer Posten gehindert haben würde.

Daß die Schweizer oberhalb dem Genfer See über die Rhonne sezten, in Savoyen eindrungen, und als sie die Brücke bey Genf abgeworfen fanden, unterhalb derselben überzusetzen versuchten, folget ja ganz natürlich aus dem, was die Commentarien davon sagen, es heisset: Omnibus rebus ad perfectionem comparatum diem dicunt, qua die (Helvetii) ad *ripam Rhodani* omnes conveniunt — Cæsari cum id nuntiatum esset, eos per *provinciam nostram* (Savoyen) iter facere conari &c. Ripam Rhodani, ist doch wohl unstreitig von dem obern Theil der Rhonne zu verstehen, denn unterhalb der Genfer See stand Cäsar auf der Seite der Schweiz, auch war das nicht der Weg nach Savoyen. Sie versammelten sich also oberhalb dem Genfer See an der Rhonne, woraus denn ganz natürlich folget, daß sie diesen Fluß oberhalb paßiren mußten, um in Savoyen einzudringen; durch diese Provinz konnten sie also an die Ufer der Rhonne kommen, ohne die Retranchements des Cäsars anzugreifen und zu erobern, welches alles dem Text der Commentarien und der gesunden Vernunft so angemessen ist, daß man sich wirklich wundern muß, wie der Hr. v. W. noch darinn Zweifel und Dunkelheit finden kann.

Man erwäge aber den Beweis, den der Hr. von W. für seine Meynung, daß die Schweizer weder oberhalb noch unterhalb die Rhone paßiren konnten, führet, so wird man ihn sehr unzureichend finden. Der Hr. Gen. Maj. erzählet uns: er habe zu Genf studiret, und in seinen Studentenjahren manchen Spazierritt an den Ufern der Rhonne, unterhalb dem Genfer See, bis Eclüse, und oberhalb bis St.

Maurice, gemacht, und versichert, daß er den Fl
so reißend gefunden, daß er weder auf Flößen no
Prachen, noch weniger durch eine Furth zu paßir
sey. Ist denn aber bey St. Maurice die Quelle d
Rhonne, und lieget diese nicht noch viele Meilen obe
halb? und welcher Fluß hat wohl nicht gegen sei
Quellen Furthen? Ist es denn hinlänglich, weil H
v. W. als Student ein paar Meilen an der Rhon
geritten ist, zu beweisen, daß die Commentarien d
Cäsars fälschlich vorgeben, Rhodanus — nonnu
lis locis vado transitur, und sollte man darum de
Strabo Unwahrheiten beschuldigen, der uns diese
Fluß zwar als einen sehr schnellen, aber doch bis a
den Einfluß des Arar (oder Saone) als schifba
und aus diesem Grunde die daran gränzende Provi
zen als die besten in Gallien beschreibet. Hierz
wird wohl niemand den Beweis des Hrn. v. W. hi
reichend finden.

Die Schweizer paßirten also unbezweifelt di
Rhonne oberhalb dem Genfer See, rückten in Savo
yen ein, und versuchten vergeblich, die Rhonne unter
halb dem Genfer See zu paßiren und in Gallien ein
zudringen. Als Cäsar, aus den fruchtlosen Versu
chen der Helvetier die Rhonne zu paßiren, sahe, da
die Anstalten, welche er zu Verhinderung des Ueber
ganges vorgekehret hatte, dem Feind auch noch fer
ner denselben verwehren würden; er auch erfuhr,
daß sie einen andern Weg durch die Franche Comté
nehmen wollten: so überließ er dem Labienus das
Commando, ging für seine Person nach der Lom
bardie, warb daselbst Truppen, und zog die wenige
Legionen, welche daselbst standen, an sich, um da
mit zum Labienus zu stoßen, und die Schweizer auf
den Fuß zu verfolgen. Wäre der V. der Commen

tarien

tarien einer von den mittelmäßigen Generals gewesen, so würde er mit vieler Weitläuftigkeit die Berechnung des Raumes und der Zeit, nach welchen Cäsar dieses Project entwarf, erzählet haben. Die gedrungene Kürze aber, welche ein Eigenthum grosser Geister ist, und worinn uns die Commentarien dieses erzählen, giebt dem Hrn. v. W. Anlaß, darüber zu spotten, und falsch diese Stelle zu erklären. „Cäsar, sagt er, that alles dieses als ein Blitz, und lief Courirmäßig mit seinen zusammengezogenen Truppen hinter die Schweizer her.“ Wenn der Hr. v. W. nur etwas die Umstände, in welchen Cäsar dieses Project entwarf, hätte erwägen wollen: so konnte er sich leicht überzeugen, daß Cäsar dasselbe so gut calculiret, daß es gar nicht nöthig war, mit den Truppen Courirmäßig zu laufen, um die Schweizer einzuholen. Cäsar war versichert, daß die Schweizer nicht die Rhonne unterhalb paßiren konnten; er sahe aber unbezweifelt voraus, daß sie, so lange sie in der Dauphiné und Savoyen noch etwas zu leben fänden, in diesen Provinzen bleiben, alsdann aber wieder die Rhonne oberhalb dem Genfer See paßiren, und durch die Schweiz und Franche Comté in Gallien eindringen würden. Hierzu mußten sie wenigstens acht Wochen Zeit haben, und mehr brauchte Cäsar nicht, zwey Legionen nach der damaligen Verfassung zu werben, die übrigen Truppen an sich zu ziehen, und den Marsch nach Gallien aus der Lombardie zu vollenden, ohne daß es nöthig war, daß die Truppen wie die Courirpferde liefen.

Wir sehen gar nicht ab, warum Hr. v. W. den Schweizern, welche in Savoyen standen, Flügel andichtet, und sie über das Retranchement des Labienus herüber fliegen lässet, um durch die Fran-

che Comté in Gallien einzudringen. Wären sie ein mal über das Retranchement des Labienus geflogen so hatten sie gar nicht nöthig, die Franche Comté zu berühren, denn sie konnten durch das Bresse und Bourgogne gehen, wo sie eher in das Saintonge wo sie sich niederlassen wollten, kommen konnten und hatten also nicht nöthig, sich mit dem Dumnorix in Unterhandlung einzulassen. Da aber die Schweizer einmal in Savoyen waren, und keine Flügel hatten, so mußten sie nothwendig wieder über die Rhonne zurück durch die Schweiz, die Verschanzungen des Labienus links lassend, in die Franche Comté marschiren. Alles dieses erhellet ganz deutlich aus dem Text der Commentarien. Helvetii jam per angustias et fines *Sequanorum* suas copias transduxerunt et in *Aeduorum* fines pervenerunt. Wie wäre es möglich gewesen, wenn sie nicht einen Weg, der, die römische Verschanzungen links lassend, in die Franche Comté führete, genommen hätten, daß sie zuerst auf Autin kommen konnten? und wie war es möglich, daß Cäsar, der durch das Bresse ging, die Schweizer an dem linken Ufer der Saone, eben da sie durch das Gebiet der Aeduer gehen wollten, finden konnte? Alles dieses, dünket uns zeiget, daß die Commentarien nicht das Ungereimte und wider die Regeln der Kriegskunst laufende in der Beschreibung dieses Feldzuges enthalten, was Hr. v. W. darinn zu finden glaubet.

Aber das ist nicht der einzige Fall, worinn der V. der Remarquen, die Commentarien des Cäsar unrichtig beurtheilet. Wie ist es z. E. möglich, daß Hr. v. W., das Maneuvre des Sabinus eines von des Cäsars Generalen, lächerlich finden kann, weil er einen Ausfall aus seinen Verschanzungen auf die Gallier

Gallier, welche Athemlos und mit Faschienen beladen gegen seine Verschanzungen anliefen, that, und sie dadurch zurück schlug. Dieses war eine Maxime des Cäsars, welcher er sich bey Alesia mit dem besten Erfolg bediente, und welche seine Generals in der Schule bey ihm gelernet hatten, eine Maxime, die bey so vielen Vorfällen in den alten und neuen Kriegen einen glücklichen Erfolg gehabt hat. Wer hat es je lächerlich gefunden; daß Wallenstein durch einen Ausfall, als Gustaph Adolph seine Verschanzungen auf dem alten Berg bey Nürnberg angrif, den König von Schweden zurückschlug. Man hat es nicht lächerlich gefunden, daß die Bayern in dem ersten Gefecht bey Freyburg durch einen Ausfall aus ihren Verschanzungen den Angrif der Franzosen fruchtlos machten, so wenig als man darüber lachte, als der Ausfall der Russen aus ihren Verschanzungen bey Pultawa den Sieg auf ihre Seite brachte. Kurz, die Franzosen hätten vielleicht die Schlacht bey Malplanquet nicht verlohren, und wären bey Turin nicht geschlagen worden, wenn sie die Vortheile, welche ihnen die Verschanzungen verschaften, gehörig zu benutzen gewußt hätten.

Auf diese Art leget Hr. v. W. die Commentarien des Cäsars aus, und gehet nur zu oft über den Text, den er so zuversichtlich verdammet, sehr flüchtig hin. Z. B. S. 28. Les Suisses, ayant appris l'absence de César (lequel pourtant ne pouvoit être que fort près de son armée) tournerent tout court et battirent derechef sa Cavallerie, ce qui obligea ce General, de lui faire mettre pied à terre, de renvoyer tous les cheveaux sans excepter le sien &c. Ainsi les Romains ne combattirent qu'à piedet pourtant tuerent environ, 200,000

Suisses. Bravo! César est absent, les Suisses en veulent profiter et César se trouve là; quelle contradiction! Hier ist der Sinn der Commentarien ganz verunstaltet und unkennbar gemacht. Man lese nur das 22. Kapitel de Bell. Gall. der Commentarien nach, ob eine Stelle darinn zu finden ist, woraus man nur vermuthen könne, daß die Schweizer die Armee des Cäsars angegriffen haben, weil er abwesend gewesen ist. Vielmehr sagt der Text die Ursachen mit ganz deutlichen Worten: Cäsar habe beschlossen, sich den folgenden Tag, der Verpflegung wegen, näher an Bibracte zu ziehen. Der Aufbruch der Armee wäre durch Ueberläufer den Schweizern hinterbracht worden, welche glaubten, Cäsar zöge sich aus andern Ursachen zurück, und deshalb hätten sie beschlossen, die Römer anzugreifen. Hier findet man keine Spur, daß Cäsar sich nicht bey der Armee befunden haben solle. Folget denn auch aus dem (Lib. I. Cap. 25.) Cæsar, primum suo, deinde *omnium* remotis equis &c. daß Cäsar die ganze Cavallerie absetzen ließ? das war ja nicht möglich, sie war zu der Zeit handgemein mit dem Feind, und wurde zurückgeschlagen. Das omnium *remotis* equis kann sich auf nichts anders, als die Pferde der Befehlshaber der Legionen erstrecken. Denen ein Beyspiel zu geben, saß Cäsar ab, und es läßt sich mit Grund vermuthen, daß die römische Cavallerie sich wieder gesetzet habe, und nachdem die Helvetier durch die Infanterie in die Flucht geschlagen worden, ein Theil dieser Cavallerie die fliehenden niedergehauen haben kann.

Auch finden wir in mehr als einer Stelle dieser Remarquen Fehler gegen die damalige Kriegsverfassung. So ist es unrecht, wenn Hr. v. W. (S. 46)

saget,

saget, daß die Soldaten vor der Schlacht mit den Nerviern an der Sambre sich wider die Ordre des Cäsars verschanzet hätten. Im Text (Lib. II. C. 9.) stehet ausdrücklich: opere dimenso. Hier hätte sich der V. an das Amt der Metatores in den römischen Heeren erinnern sollen; und der angeführte Ausdruck zeiget, daß den Legionen durch die Metatores ihre Arbeit war zugemessen worden, und daß es keineswegs wider den Befehl des Cäsars geschahe. Es hätte auch Hr. v. W. in den Commentarien des Cäsars selbst finden können, daß drey nach römischer Art gestellte Treffen nicht 1000 Schritt (S. 73) in der Tiefe einnehmen. Bey Gelegenheit, da Cäsar das Schlachtfeld in einem Treffen mit dem Afranius beschreibet, rechnet er nur 656 römische Fuß, welches noch nicht 300 ordinäre Schritte seyn, zur Tiefe auf drey Treffen. In der Beschreibung, welche uns Hr. v. W. von den Tellenon, oder den Kasten-Raben der Alten giebet, hat er manches, was dieser Maschine nicht eigen war, eingemischet. Kein Schriftsteller oder Commentarius hat gesagt, daß die Soldaten in diesen Maschinen, von welchen Vegetius schreibet, pauci collocantur armati, zum Fechten auf die Mauern ausgesetzet wurden, wie Hr. v. W. (S. 216) glaubet. Folard, der sonst den Maschinen der Alten gern größere Vortheile beymisset, saget, daß sie nur, um den Feind hinter den Mauern zu recognosciren, gebraucht wurden. Der V. regalirt uns aber noch mit einer Seitenöfnung in den Kasten, und läßt aus derselben die Soldaten auf die Mauer desiliren. Das imponuntur in murum des Vegetius will nicht sagen, daß die Soldaten aus den Kasten auf die Mauern gestiegen sind, welches wegen ihrer geringen Anzahl auch von keinem Nutzen seyn konnte.

Wir

Wir glauben aus dem, was wir oben angeführet haben, jeden nachdenkenden Leser zu überzeugen daß durch die mehr dreiste als gründliche Herabsetzung der Commentarien des Cäsars, Hr. v. W. den Werth derselben im geringsten nicht verringert hat und daß der Hr. General-Major glücklicher gewesen ist, den Turpin als den Cäsar zu commentiren.

Die neuen militärischen Schriftsteller, welche in diesen Remarquen kritisiret werden, sind Guibert, Tielke und andere. Mit Hrn. Tielke ist der Hr. v. W. nicht zufrieden, wenn er diejenigen für Poltrone hält, welche sich bey dem Angrif des kleinen Gewehrfeuers bedienen: die Gründe, so dagegen angeführet werden, (S. 260) sind nicht zu verwerfen. Die Gedanken des V. über die Veränderung, welche die Erfindung des Schiesspulvers in der neuen Stellungskunst verursachet hat, sind sehr richtig. Vielleicht litte der Artikel von Vermehrung der Artillerie bey den neuern Zeiten am ersten noch eine Einschränkung. Was Hr. v. W. über die Schlacht bey Prag saget, ist lesenswerth, ob aber der König von Preußen, wenn er sich noch mehr links in dieser Schlacht gezogen hätte, um die Oesterreicher zu überflügeln, nicht um an den Feind zu kommen, zwey Defilees hätte paßiren müssen, anstatt er nur eins bey der Schlacht zu paßiren hätte, das mögen Kenner der Gegend beurtheilen. Alles, was der V. von der Kriegsgeschichte in neuern Zeiten saget, ist lesenswerth und eine Frucht seiner beynahe 50jährigen militärischen Arbeiten, wodurch er sich den Beyfall militärischer Leser erwirbt und schon erworben hat.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Briefe über die Bibel im Volkston. Eine Wochenschrift von einem Prediger auf dem Lande. Halle 1782 bey Johann Friedrich Dost. 1ter und 2ter Vierteljahrgang. 1 Alph. 3 Bogen in 8.

Im Volkston? Eine herrliche Sache: aber wie wenige Schriftsteller kennen den Volkston, und wie schwer ist er überhaupt auch zu treffen! So simpel und faßlich der V. in verschiedenen Stellen ist, so lebhaft und kräftig sein Styl in andern ist, so ist es doch nichts weniger als Volkston. Gebildete, durch Lesen gebildete Menschen, und auch die nicht allenthalben, werden ihn noch wohl verstehn; aber nicht das Volk. Das Volk kann nicht fassen, was aus der ganzen Masse und Sprache theologischer Kenntnisse und Raisonnements geschöpft ist; und wenn alles wahr und richtig wäre, was der V. vorträgt, so würden doch noch Jahrhunderte hingehen, ehe das Volk seine spitzfindige Untersuchungen und Beweisarten einsehen und sich zu eigen machen könnte.

Und nun noch die Sachen. — Der V. verspricht das ehrwürdige, eindrückliche, sittlichschöne, tröstliche, beyfalls- und nachahmungswürdige in den Lehren und Thaten, und in dem Charakter Jesu, des Stifters der christlichen Religion, dem Volke darzustellen, und dadurch das Gefühl der Tugend und Religion mehr in ihm rege zu machen. Wer sollte das nicht billigen und preisen; und wie sehr wäre es zu wünschen, daß dies von allen Predigern ernstlicher studirt und betrieben würde. Wo sich auch der V. damit beschäftiget, da gewinnt man ihn lieb.

Aber was soll man dazu sagen, daß er sich in den vorliegenden Briefen vornämlich angelegen seyn läßt, und alle Kunst der Philosophie, alle Kräfte des Scharfsinns und der Beredtsamkeit

[illegible], die Wunder Jesu, und alles wunderbare und außerordentliche in seiner Person gradezu für unwahrscheinlich und falsch zu erklären, und dagegen eine Kinder- und Jugendgeschichte von ihm zu erdichten, woraus erhellen soll, wie er sich nach Geist und Herz auf eine ganz natürliche Weise zu dem großen Mann und zu dem vortreflichen Sittenlehrer gebildet habe, der er wirklich geworden sey? Ist seine Behauptung wahr, oder bewirkt er Ueberzeugung: so kann sich sein Leser nicht enthalten, Jesum für einen frommen Betrüger zu halten; und so ist der Werth und das Ansehn der Lehre Jesu, so vortreflich sie in sich auch seyn mag, mit dieser Ueberzeugung für ihn verloren. Wer hingegen diese Behauptung für falsch erkennt, der wird sie hassen und verabscheuen, weil sie ihm seinen sicherern Glauben entreißen will, ohne ihm eine andere und bessere Gewißheit zu geben. Seichte und halbdenkende Köpfe aber werden selbst nicht wissen, woran sie sind; werden in Verwirrung und Zweifel gerathen, und es am Ende gleichgültig dahin gestellt seyn lassen, ob die Lehre Jesu wozu zu brauchen sey oder nicht. Und das wäre denn die ganze, nicht sehr heilsame Frucht, die der V. mit seinen Briefen gestiftet hätte.

In der That scheint es auch eben solch ein Wunder zu erfordern, wenn des V. Hypothese von der natürlichen Entwickelung des Geistes und Herzens Jesu allgemein geglaubt werden sollte, als zum Glauben an die Lehre Jesu vorausgesezt wird. Denn wer kann es für wahrscheinlich halten, daß der 10- bis 11jährige Knabe, Jesus, in seiner bürgerlichen Lage, in der Lage seines Volks, und bey damaliger herrschenden Denkungsart, durch natürliche und gelegentliche Unterweisung, zu der hellen und richtigen Einsicht gelangt seyn sollte, die er nachher als Mann in seinem Vortrage bewiesen hat, und so wie sie nur immer ein philosophischer Denker, der durch den Geist des Christenthums recht genährt ist, heut zu Tage zu beweisen im Stande wäre? Die Art, wie das der V. darstellt, ist zwar immer scheinbar, auch kan der psychologische Forscher diese Bemerkungen des V. benutzen; aber außerdem, daß sie gar keinen historischen Grund hat, ist sie auch dem natürlichen Gange der Seele, so groß man sich auch immer ihre Fähigkeiten vorstellen mag, nicht gemäß; und der V. erlaubt sich darinn viel Sprünge, welche die Natur nicht machen kann.

Und wozu soll denn alle diese Vorstellung für das Volk? Meynt er dadurch den Eindruck und das Ansehn der Wunder,

das

das er vernichten will, zu ersetzen? Glaubt er, das Volk werde seine Hypothese und die feinen Raisonnements, womit er sie zu unterstützen sucht, verstehen oder unverstanden annehmen? Kann es über den Werth oder Unwerth derselben urtheilen? Und wenn er das Volk überzeugte, würde es nicht das Kind mit dem Bade ausschütten? Er hat vergessen, daß er versprochen, wie es auch für den Volkslehrer ganz recht ist, er wolle das Wie und Warum nicht erklären: sind das nicht neue Wie und Warum, deren Auflösungen, wenn sie an das Volk gebracht werden sollten, ärgere Verwirrungen als jemals veranlassen würden? Schade um seine schöne Anlagen! Er könnte Volkslehrer dadurch werden, wenn er sie wirklich dazu anwenden wollte, die innere Vortreflichkeit der Lehre Jesu dem Volke mehr an Geist und Herz zu bringen, als es leider zu geschehen pflegt; anstatt eine Hypothese durchzusetzen und zum Volks[illegible] zu machen, die bey ihm selbst noch nicht zu gehöriger Reife gelangt ist.

Em.

Hermann Heimart Cludius, Pastors in Hildesheim, Warheit der christlichen Religion, insbesondre zur Widerlegung der Juden und zum Unterricht der Proselyten. Bremen 1782. 8. 1 A. 2 B.

Der V. hat einen Proselyten gehabt, und dieser Vorfall hat ihm Gelegenheit gegeben, eine zweckmäßigere Behandlung solcher Leute zu entwerfen. Die Art und Weise, mit ihnen umzugehn, unterscheidet sich sehr von der gewöhnlichen, durch mehrere Einsicht, Billigkeit und Bescheidenheit; ob wir gleich nicht der Meynung sind, daß der V. die ganze Sache erschöpft habe. Wir wollen unser Urtheil über diese Schrift kurz zusammenfassen.

Zuförderst glauben wir, es sey ausnehmend schwer und mißlich, einen Wahrheitliebenden Proselyten zu treffen. Das ganz eigne Leben der meisten Juden läßt sich größtentheils aus ihrer Lage erklären. Diese hieraus entstehende abgesonderte Gewohnheit und Lebensart wird ihnen nachher schwer zu verlassen, wenn sie Christen geworden sind. Eine günstige Veränderung ihrer äussern Lage, die itzt so sehr gewünscht wird, würde ohne Zweifel auf ihr moralisches Verhalten, auf das

eigne

eigne Nachdenken und die Anwendung ihres Verstandes in Religionsangelegenheiten grossen Einfluß haben. So lange das nicht geschieht, hat es sicherlich nicht viel mit Proselyten auf sich.

Was die Abhandlung des V. betrift, so scheint er uns die neuesten Aufklärungen der philosophischen Beweise über die Eigenschaften Gottes nicht vollständig genuzt, und die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion zu weit getrieben zu haben. „Wie weit, sagt er z. B. S. 19, brachten die Aegypter, Griechen, Römer u. s. w. ihre Vernunft in der natürlichen Religion? würdigen wir ihre dahin schlagende Meynungen wohl, sie nur für vernünftelnd zu halten? — ja, wir würden ohne Offenbarung nicht einmal zur Erkenntniß der Hauptwahrheiten der reinen Naturreligion gelangt seyn. Wir wollen der Kürze wegen dem V. nur das zu bedenken geben, wie die Lage der Offenbarung ohne natürliche Religion seyn würde, da die Verkleinerung der natürlichen Religion in unsrer Bibliothek schon zum öftern getadelt worden ist.

Die Beweise über die Göttlichkeit des A. T. sind nicht hinlänglich gerechtfertiget: Es lassen sich nicht alle Zweifel durch die Entschuldigung heben, es könnten Einschiebsel oder Schreibfehler seyn. Der V. findet zwar die lautersten und reinesten Begriffe von Gott, die weisesten Grundsätze der Sittenlehre, im Moses, David und Propheten, allein ehe dieses geradezu geglaubt werden kann, muß der Leser über solche und ähnliche Artikel beruhiget werden, als die sind, Verbannung und befohlene Ausrottung der Heiden, die, so wie sie da ist, nicht mit Gottes Weisheit und Güte bestehen kann, Haß gegen Feinde, vieler anderer Umstände zu geschweigen.

Auch sehen wir nicht, wie man noch immer mit Erfolg die Göttlichkeit des neuen Testaments unmittelbar auf die des alten gründen kann. Die Apostel selbst nennen dieses den Buchstaben und jenes den Geist. So lange aber noch immerfort Buchstabe und Geist in Verbindung bleiben soll, und dem Buchstaben in Verhältniß mit dem Geist so viel eingeräumet wird, so lange läßt sich Entfernung von väterlicher Religion sehr schwer gedenken. Ueberhaupt sieht der V. die mosaische Religion aus einem fremden Gesichtspuncte an, sie sey z. B. eine Festung gegen den Götzendienst: aber was bedarf es denn einer solchen Festung, wenn der Priester vernünftig und Jehovah selbst König ist! Wie kann ein erleuchteter Mann, wie der V., noch itzt so schreiben nach S. 40. „Gott

war

war König Israels; das Land war sein Land, einen andern Gott verehren ein Majestätsverbrechen. — Die Priester und Leviten waren sein Hofstaat, seine Diener, die Propheten seine Vertrauten und Minister. Die Lade des Bundes war Symbol der gegenwärtigen Gottheit. Verfiel das ganze Volk auf Götzendienst, so folgte ihm die Strafe, Mißwachs, Theurung — auf dem Fuße nach: und S. 86 zu der Zeit, da die Menschen glaubten, merkwürdige, große Naturbegebenheiten und Erscheinungen wären Offenbarungen der Gottheit, da offenbarete sich Gott im Donner, Blitz, Erdbeben, brennenden Busche und Träumen."

So können wir auch der Methode nicht beypflichten, durch Aufsuchung von Weissagungen auf Christum, die im A. T. enthalten seyn sollen, einen Juden zu bewegen, Christum für den Meßias zu halten. Tausend und mehrere Jahre ist dieser Versuch immer unglücklich abgelaufen; und wie sollte das auch nicht? größtentheils wird doch nur entfernte Aehnlichkeit herausgebracht, und selten wird etwas mehr geleistet werden können, als relative Wahrscheinlichkeit, woraus sich ergiebt, daß man nicht so sehr auf äußre Beweise zu halten habe, denn sie können schlechterdings nicht zu allgemeinen Beweisen gebraucht werden. Innere Güte, merklicher Unterschied vermag unendlich mehr. Und wie gut wäre es da, wenn der Werth speculativer Begriffe, in dem Falle sich fremde Religionsverwandte zum christlichen Bekenntnisse wenden wollen, nicht zu hoch gespannt würde. Großentheils hat sich der V. durch mehrere Abkürzung der gewöhnlichen Weitläuftigkeit und speculativen Religionsbegriffe im zweyten Theile seiner Hauptlehren des Christenthums ausgezeichnet. Bey der Lehre von der Dreyeinigkeit, die der V. nächstens gegen die Einwürfe der Vernünftler retten will, haben wir den Sinn des V. nicht errathen können: Kann, so fragt er, nicht Geist, einfaches Wesen im Vergleich der Körper seyn, und dennoch als Geist vielfach, mancherley, ja zusammengesezt seyn?

Auszüge und Stellen aus den vermischten Schriften des Thomas von Kempis, zweites Bändchen. Breslau, bey Löwe 1782. 8. 120 Seiten.

Sind dem ersten Theile in der gutgemeynten christlichen Tändeley völlig gleich.

U.

Predigten für die Jugend. Neue Sammlung zu Kloster-Bergen gehalten, und herausgegeben von J. G. Resewitz. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1782. 1 Alph. in klein 8.

In der Vorrede giebt der V. einige Regeln, wie man in dem wahren Geiste des Christenthums predigen soll, welche gelesen und beherziget zu werden verdienen. Der Predigten selbst sind vierzehn. Sechse davon sind von dem Hrn. Resewitz; fünfe von dem Conventual Weller, und drey von dem Hrn. Pred. Rethmann. Die besten und zweckmäßigsten sind die von dem Hrn. Abt, sonderlich die drey ersten 2c. Hr. Weller ist in seinem Gange etwas zu schwerfällig, und für Jünglinge nicht faßlich genug. Man muß allerdings, wie in der Vorrede bemerkt wird, studirende Jünglinge mehr zu sich hinauf ziehen, als sich zu ihnen herablassen. Aber man muß doch auch nicht eine Art zu denken und zu empfinden bey ihnen voraussetzen, die nur Männern von geübtem Nachdenken eigen ist. Hr. Rethmann redet zwar mehr zum Herzen, wird aber etwas zu wortreich.

P.

Sammlungen zum christlichen Magazin. Dritten Bandes erstes Stück. Zürich und Winterthur. 1782.

Auch in diesem Stücke verlieren die Verfasser dieser Sammlungen ihre Hauptabsicht, Lavaterisches Christenthum zu befördern und auszubreiten, nicht aus dem Gesichte, wiewohl mit unter mancher Aufsatz, in Ermanglung zweckmäßiger Beyträge, eingerückt wird, der auf diesen Zweck wenig, oder keine Beziehung zu haben scheint. Es ist der Mühe werth, einige der wichtigern Artikel anzuzeigen, um unser Urtheil zu rechtfertigen. 1. Von der Allgemeinheit der besondern Reden Jesu an seine Jünger, ein Predigtfragmet von Pf. Der

Endzweck des V. ist, zu zeigen, daß sowohl die Vorschriften, als die Verheissungen Jesu alle künftigen Bekenner seiner Religion angehen. Er unterstützt diese Behauptung mit einer Menge Stellen der Evangelien, wo weder aus ihrem Inhalt, noch Zusammenhang das Gegentheil erhellt, da diese geradehin von den Anhängern der Lehre Jesu und der Apostel reden. Allerdings erklärt sich die Urkunde des Christenthums nicht selbst. Man muß hier auf die Bedürfnisse der Menschen in verschiednen Zeiten, ihre Fähigkeit in der Erkenntniß zu wachsen, auf ihre mannigfaltige Vorerkenntnisse, die zur Grundlage der christlichen Lehre dienen, kurz, man muß auf Zeit, Ort und Umstände sehen, und wo göttliche Verheissungen von allgemein scheinender Natur vorkommen, auch die Kirchengeschichte zurathe ziehen. Wer sich aller dieser Hülfsmittel zum Verstande der Aussprüche Jesu durchaus nicht bedienen, und das N. T. für einen vom Himmel gefallnen an uns unmittelbar gerichteten Brief ansehen will, der ist seiner Urtheilskraft wegen, die er bey Lesung einer 2000 Jahre alten Urkunde zeigt, eben nicht zu beneiden. Das N. T. nimmt keine Rücksicht auf die Zeitgenossen des XVIII. Jahrhunderts, und konnte keine nehmen. Es steht ihnen frey, dieses schäzbare Denkmal für sich, so wie ihre Bedürfnisse es fordern, zu benutzen. Diese müssen bestimmen, was noch jezt darin für sie brauchbar, in Rücksicht auf sie wahr, für sie Vorschrift sey. 2. Ueber schriftmäßige Predigten, aus einer der Ascetischen Gesellschaft vorgelesnen Abhandlung, von Joh. Caspar Häfeli. Der V. bestimmt erstlich den Sinn der Aufgabe auf seine Weise. „Meine Aufgabe, sagt er, sieht man, ist so bestimmt, wie möglich, und zeichnet ihrer Beantwortung den abgemessensten Pfad vor. Nicht, was ist überhaupt Predigt? nicht, was ist eine schöne, vernünftige, gründliche, erbauliche, moralische, dogmatische, religiöse Predigt? sondern, was macht eigentlich eine schriftmäßig christliche Predigt aus? das ist die Frage." Keine sonderliche Empfehlung für das, was der V. eine schriftmäßig christliche Predigt nennt, wenn sie nicht gründlich, vernünftig, erbaulich ist, oder wenn ihre Vorzüge als einer solchen nicht in dieser Vernunftmäßigkeit, Gründlichkeit, Erbaulichkeit zu setzen sind. Laßt uns denn hören, was der V. unter einer schriftmäßig christlichen Predigt versteht. Eine Predigt, die in ihrer Anlage und Behandlung, in ihrem Geist und Tenor der Urkunde des Christenthums, der

Geschichte und Lehre Jesu und der Apostel durchaus conform ist; die sich zur Urkunde verhält, wie ein von Herzen geglaubtes, nachgesprochenes Zeugniß der Augen- und Ohrenzeugen. Alle diese Eigenschaften kann eine Predigt haben, und doch für unsre Menschen und Zeiten unbrauchbar seyn. Denn wo sie nur schlechtweg Geschichte der Stiftung des Christenthums, damals über einige Umstände derselben obwaltende Vorstellungsarten, Vorschriften, die den ersten Anfängern des Christenthums ertheilt wurden, Aussichten, wodurch sie ermuntert wurden, Fortschritt in ihrer Erkenntniß und moralischen Verbesserung zu machen, vorlegt, ohne diese Dinge in einen gehörigen Zusammenhang mit dem Umfang unsrer Kenntnisse zu bringen, ohne sie für uns wichtig und brauchbar zu machen, ohne den Einfluß einiger dieser Lehren und Vorschriften auf unsre Glückseligkeit ins Licht zu setzen: dann ist sie freylich mit der Urkunde des Christenthums übereinstimmend, und also schriftmäßig christlich, aber nicht so, wie sie soll, um auch lehrreich und nützlich zu seyn, um uns weise zur Seligkeit zu machen. Der V. geht in der falschen Präsumtion, daß eine schriftmäßig christliche Predigt in dem eigentlichen Wortverstand auch deswegen die beste Predigt seyn müsse, weiter, und behauptet, daß sie den Inhalt der Geschichte und der Lehre Jesu vortragen müsse. Vorausgesezt, daß sie den Inhalt der Geschichte und Lehre Jesu aus der Urkunde getreu und richtig vorträgt, denn unsers Ermessens ist er von dem, was der V. für diesen Inhalt ausgiebt, hie und da verschieden: so wäre doch weder das Lokale einiger Dogmen und Vorschriften davon gesondert, noch die blos lokale Verbindlichkeit gewisser Vorschriften in Betracht gezogen, noch die Brauchbarkeit der Geschichte selbst für uns ins Licht gesezt, und der wesentliche Theil desselben vom Zufälligen abgesondert. Es würde uns alles, was nur von Dogmen und Sittenlehren im N. T. vorkommt, ohne Auswahl vorgelegt, da es doch von so ungleichem Gehalt und Einfluß auf unsre Glückseligkeit ist. Eine solche Predigt wird keinen Unterscheid in den im A. T. vorkommenden Erzählungen, Lehren und Vorschriften machen, wird lokale, relativische und unveränderliche, ewige Wahrheit, Bibel und Gottes Wort, Nationalideen und Lehren des Christenthums immer vermischen und verwechseln, ja diesen nöthigen Unterschied gar nicht machen. Beyspiele hat uns der V. selbst genug zu geben beliebt, die dies Urtheil von der Beschaffenheit

eines

einer Predigt, die er schriftmäßig christlich nennt, bestätigen. Statt aller mag folgendes dienen: „Ein Prediger behandelt die Stelle von dem durch Jesus befreyten Besessnen Marci V. 1-20. (Nun muß er sie nach des V. Idee folgendermaßen behandeln, wenn er sie schriftmäßig christlich behandeln will.) Erst redet er vom Satan und seinem Reiche, vom mächtigen Einfluß Satans und seiner Geister auf die Menschen, von dem physischen, intellectuellen und moralischen Elend derer, die unter seinem Einfluß stehen. Wenn es nöthig ist, so beweißt er, daß die Besessnen, welcher die evangelische Geschichte erwähnt, keine bloße Kranken waren, sondern Ueberwältigte von dienstbaren Geistern des Fürsten der Finsterniß u. s. w. Dann spricht er von der souverainen Herrschaft des Jesus von Nazareth über Satan und seine Geister — — — so daß der Zuhörer die Wahrheit mit nach Haus nehmen kann, Satan mit seinen Geistern ist ein boshafter und mächtiger Feind des Menschengeschlechts, ein Räuber und Mörder der Gesundheit und Ruhe, der Vernunft und Menschlichkeit: Er kann das edelste Gottesbild auf das schröcklichste entadeln und verwüsten: Jesus Christus ist der unumschränkte Herr dieses mächtigen und boshaften Feindes." Hier läßt sich des V. Distinction zwischen einer schriftmäßig christlichen und einer vernünftigen, gründlichen und erbaulichen Predigt vortreflich anbringen. VI. Mein Glaubensbekenntniß von Christo. Lavaterisches Christenthum *in Nuce*. Gott hat für gut befunden, seine Herrschaft über das Universum einem endlichen, Menschenähnlichen Wesen abzutreten, und dieser Statthalter Gottes ist in die sichtbare Schöpfung herunter gestiegen, um uns das Verhältniß, worin wir mit ihm stehen, zu wissen zu thun, und seine Reichsgesetze bekannt zu machen. Einst wird er kommen, sein Regierungsrecht über unsre Erde geltend zu machen. Unterwerfung unter seinem Scepter ist also höchste Forderung des Christenthums, und Theilnehmung an seiner Regierung, oder Beförderung zu Ehrenstellen in seinem Reich, höchste Würde und herrlichstes Loos der Christen. Religion ist denn das wahre, ächte, fürtreflichste System der Politik. Seine politischen Verhältnisse kennen, und sich ihnen gemäß betragen, ist Weisheit des Christen, und nach Glanz und Ehre trachten, und sich auf den Gipfel aller im Universum gedenkbaren Größe schwingen, Glückseligkeit des Christen. Hauptforderung eines tugendhaften Königs an seine Unterthanen ist Unterwürfigkeit und Gehorsam.

 Nicht

Nicht genug, daß sie weise, nicht genug, daß sie tugendhaft, glückselig sind. Sie können bey alle dem Rebellen seyn, und die Herrschaft des Königs über sie nicht anerkennen. Ein Antonin, Stanislaus werden den Hochverrath an ihren Unterthanen immer als Verbrechen ansehen und ahnden, wären sie auch weise, tugendhaft und glücklich. Dies wäre der Kern des Christenthums nach Hrn. Lavaters und seiner Anhänger Vorstellungsart. Hier ist nicht der Ort, wo eine so wichtige Streitigkeit nach Nothdurft untersucht werden könnte. So viel ist gewiß, das Christenthum trägt entweder die Ehre, Unterwürfigkeit und Liebe, welche Gott zukommt, auf ein endliches Wesen über, befördert unfruchtbaren, nicht weiser noch besser machenden Glauben stärker und dringender, als Weisheit und moralische Vollkommenheit, lehrt aus eigennützigen Bewegründen, statt edler und großer Motive, gut handeln, läßt Vorzugssucht und Sinnlichkeit in ihrer Stärke, und gebraucht sie zu Triebfedern, in der christlichen Vollkommenheit Fortschritt zu machen, oder alles das ist seinem Geiste schnurstracks zuwider, ist falsche Zulage und Mißverstand des Inhalts der Urkunde desselben. Wir wollen jezt von den Begriffen von Gott, der Bestimmung der Welt und des Menschen, die eine gesunde Philosophie einflößt, und den vielfältigen Widersprüchen, worin dies Glaubensbekenntniß mit ihnen geräth, nichts sagen. Die rechte Eintheilung des Wesentlichen und Außerwesentlichen in der Religion: Hokus Pokus neuester Zeit. Ein Ausfall auf Semlern und Steinbart, der zur Absicht hat, beyde Gelehrte in den Verdacht zu bringen, daß sie einen Theil der Wahrheiten des Christenthums wegzuschaffen gedächten. Es wird vorausgesezt, was erst erwiesen werden sollte, daß Semler und Steinbart wegschaffen wollen, was sie für einen Theil der Menschen entbehrlich ansehen. Nun, argumentirt der Mann, will Semler dem Volk einen Theil der Religion als entbehrlich und unbrauchbar vorstellen, den er akademische Theologie nennt: und Steinbart will erleuchtete Christen ebenfalls einen Theil der Religion wegzuwerfen bereden, der nur für solche, die nach Zeichen und Wunder fragen, brauchbar ist. Diese Gelehrte, meynt der V., arbeiten zu einem Zweck; der eine will den nemlichen Theil der Religion dem Volke entreißen, den der andre bey Gelehrten in Verachtung und Geringschäzung zu bringen gedenkt. Vortreflich ausgesonnen! Wie aber, wenn der argwöhnische Mann sich

irrte?

irrte? Wenn diese Gelehrten so einig nicht wären, wie er wohl denkt? Wenn Semler die akademische Theologie weit entfernt wäre, fortschaffen zu wollen, und Steinbart die sinnliche historische Einkleidung der Lehren des Christenthums vom Volke allerdings beybehalten wissen wollte? Hätte er die Schriften dieser Gelehrten fleissiger gelesen, er würde sich leicht hiervon haben überzeugen können.

Ueber Religionsweisheit ohne Religionsgeschichte. Bey Gelegenheit einer Steinbartischen Eintheilung des Menschen. Hr. St. sagt in seinem Systeme der Weisheit und Glückseligkeitslehre des Christenthums: der Inhalt und das Wesen des Christenthums sey die Wahrheit, daß Jesus die Lehre von Gott, der Vorsehung Gottes, der Unsterblichkeit der Seele, dem künftigen Zustand der Belohnungen der Tugend und der Strafen des Lasters, und die daraus fliessende Sittenlehre hergestellt habe. Hieran haben die Weisern, oder nach Weisheit Fragenden genug. Das übrige ist historische Einkleidung für die, so nach Zeichen und Wunder fragen. Der V. zeigt nun, daß die Kinder der Weisheit in Jesu Zeit nicht in diesem Verstande den nach Zeichen und Wundern fragenden Pharisäern entgegen gesetzt worden, und Bedürfniß, Wunder zu sehen und glauben zu können, nicht getadelt worden. Das wird Hr. St. mit der Einschränkung, daß Glaube ohne Wunder noch weniger dürfte getadelt worden seyn, gern zugeben. Folgt daraus, daß diese damals erlaubte, oder nicht getadelte Begierde nach Wundern jezt nicht Wundersucht seyn würde, daß kein Fortgang in der Erkenntniß, wo Bedürfniß um der Wunder willen zu glauben, wegfällt, und sich in Bereitwilligkeit auf vernünftige Gründe hin zu glauben verwandelt, möglich sey? oder daß nicht jezt Ueberzeugung an die Stelle des Glaubens treten könne und müsse? Der V. behauptet ferner, daß alle Weisheit auf Erfahrungen gebaut seyn müsse, daß Wunder nichts weiters als seltne Erfahrungen seyn. Wie, wenns nun Wahrheiten giebt, wovon nur scheinbartäuschende Erfahrungsbeweise möglich sind, oder die durch den Weg der Erfahrung nur unvollständig und nicht ohne Beymischung falscher Vorstellungen oder Irthümer erkannt werden können? Sind wohl unsre Sinne geschickt, uns würkliche wahre Vorstellungen von Gott und der unsichtbaren Welt zu verschaffen? Ist die Wahrheit, daß ein Gott ist, und daß er unendlich ist, überhaupt eine Wahrheit, die einen Gegenstand einer unmittelbaren Erfahrung eines endlichen Wesens abgeben könnte?

te? Wo Erfahrung uns verläßt, uns nicht reine, nicht die Prüfung des Verstandes aushaltende Wahrheit geben kann, warum sollten wir uns da nicht lieber der Leitung des Verstandes (der freylich auch hie und da von der Erfahrung sein Licht borgt) überlassen?

Skitze einer Kirchengeschichte für eine christliche Freundin. Freundinnen nehmen auch mit der Geschichte eher vorlieb, als belesne Freunde, wäre auch eine Skitze noch so fehlerhaft. In der That ist hier nichts als zerstreute Nachrichten vom Zustande der christlichen Kirche, die oft Nebensachen berühren und Hauptsachen weglassen. Von der Frömmigkeit und Unschuld der ersten Christen giebt der V. eine übertriebne Schilderung, nach der Gewohnheit derer, die der neuern Entdeckungen in der Kirchengeschichte unkundig sind. Die Erzählung von der Verweisung des Johannes nach Patmos wird für Factum gerade hingegeben. Die Nachrichten von den Verfolgungen der Christen beweisen, daß der V. die wahre Berichte davon wenig kennt. Es ist sonderbar, daß der V. von der Entstehung der sogenannten Pietisten redet, und der mystischen Sekten, die auch eine Kirche in der Kirche aufrichten wollten, und ebenfalls auf praktisches Christenthum, wenigstens zum Theil, drangen, gar nicht gedenkt. Die heut zu Tage häufig eingerißne Verachtung aller Religion dürfte wohl tieferliegende Quellen haben, als die in England am Ende des vorigen und zu Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts herausgekommnen Freidenkerschriften. Daß der V. bey der Bemerkung, daß der Unglaube heut zu Tag viel Fortgang gewinne, still steht, und nun über den Zustand des Religionswesens unsrer Zeit nichts weiter zu sagen hat, beweißt, daß er die schäzbaren Vortheile der Erleuchtung in der Religion und Herstellung in ihre ursprüngliche Reinigkeit wenig zu schätzen weiß. Der Unglaube ist zwar eine Folge der falschen Richtung, die Aufklärung im Verstande einiger Menschen nimmt. Aber ohne Aufklärung kann sie ihre heilsamen Endzwecke an ihren Anhängern nur unvollkommen erreichen.

Nachrichten vom gegenwärtigen Zustand in Europa, aus dem politischen Journal, welches monatlich in Hamburg herausgegeben wird, gezogen: mit Anmerkungen begleitet. Eine Probe von diesen Anmerkungen. Ueber eine weitläuftige Auseinandersetzung des Fortgangs der Wissenschaften und guten Geschmacks in Europa, und Einschränkung des verderblichen Luxus an einigen Orten, macht der Anmerker fol-

gende

gende Reflexion: „Ich weis nicht, ob es nicht vielen meiner Mitchristen auch so geht. Mir ist das Schreiben und Bruten, Ordnen und Klügeln der Menschen auf diesem Grade der Verstandsverfeinerung ein recht traurig intressantes Schauspiel, bey dem ich mich manche ernste Augenblicke verweilen kann. Wenn Gott nicht ist, und Religion nicht ist, so hat der aufgeklärte Mensch auch recht, daß er alle seine Sachen, Künste, Wissenschaften, Anordnungen ohne Gott, und ohne Rücksicht auf Gott, treibt, so gescheut ers treiben kann. Er wäre ein Thor, sich zu scheniren. Ist aber Gott, ist er, Erkenntniß seiner, Rücksicht auf ihn, das, was den Menschen allein innigst und dauerhaft beglückt, so ists die belachens- und beweinenswürdigste Thorheit, so ohne ihn zu zappeln, und seine Sachen im vollkommensten Geist des praktischen Atheismus zu treiben, wie alles nun getrieben wird, und es kömmt nur darauf an, schlechterdings nur darauf an, wenn etwan der vergeßne Gott es gut finde, sich einem thörichten Volke merken zu geben, und dessen Klugheit anprellen zu lassen, so wirds ihm sicher gerathen, und es wird ohne Zweifel gleich viel gelten, ob die Gottvergessenden Köpfe etwas größer oder etwas kleiner Gehirn haben, u. s. w. Es kann Zeitenlang ganz leidentlich gehen, aber beschließts Gott, daß die ihn vergessenden Klüglinge anprellen sollen — so ists umsonst! und wenn Hochmuth vor dem Fall kömmt, so muß ich gestehen, siehts mir oft aus, als wenn in manchen Stücken die Zeit des Anprellens nicht fern wäre von den grossen Köpfen dieser Erde.“ R. erstaunte, als er dies las, fand zu allem dem frommen Geseufz keinen Stoff in den vorhergehenden Berichten. Sind das die Betrachtungen, die der Anblick des Fortgangs der menschlichen Erkenntniß und Glückseligkeit einem Christen einflößt? So ungefähr würde ein alter Jude, über die Nachrichten vom Flor seiner heidnischen Nachbarn reflectirt, so würde er sich über die nahe Zeit gefreut haben, da Jehova seinen Grimm über die Heiden, die ihn nicht kennen, und nicht in seinem Tempel ehren, ausgießen werde. Flößt das Christenthum auch so menschenfeindliche Gesinnungen ein? Wie weiß denn der V., wie viel ächte vernünftige Gottesverehrung und christliche Denkart noch in der Welt ist. Blendet sein Sektengeist ihn so, daß er alle die nicht zu seinen Begriffen und Meinungen stehen, zu den Gottesleugnern oder Gottvergessenden Menschen zählt? Noch eine Anmerkung über eine Ankündigung der Predigtfragmente H. K.. S. Die Predigten und Pre-

digtfragmente auf den Tag der Garben gesäet von J. K. Häfeli werden gegen eine Recension in dieser Bibliothek vertheidiget, worinn ihnen der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie ein Gefes für Weiber seyn, die ihre Phantasie an dem schwärmerischen Feuer, das darinn lodert, erhielten. „Der R., merkt der V. an, würde nicht so gesprochen haben, wenn er alle die Männer kennte, die aus Hrn. H**s Predigten Licht geschöpft, und ihm dafür gedankt haben.“ Wer zweifelt daran, daß dergleichen Schriften auch wohl unter Männern Beyfall finden? Es wäre eine unverzeihliche Verläumdung, das weibliche Geschlecht für der Schwärmerey allein fähig zu erklären. Es soll uns gar nicht wundern, wenn eine Reihe Männer (wie sich der V. ausdrückt) dem Hr. H. für das Licht, das sie aus diesen Schriften geschöpft zu haben meinen, gedanket hat, und wären auch Männer vom Rang und Schriftsteller unter ihnen. Denn beyde Vorzüge sichern vor ungereimten, verwirrten Begriffen von den Wahrheiten der Religion auf keine Weise, und machen es nicht unmöglich, in einem mystischen Galimatias Licht und Erbauung zu finden.

Predigten über die Seligpreisungen nach Matth. V. 1-12. von Joh. Conrad Pfenninger, Pastor am Waysenhause zu Zürich. Lemgo. 1782.

Hie und da manche gute psychologische Bemerkung und manche schöne Sittenlehre. Aber über die behandelten Texte zu wenig Licht verbreitet. Der Vortrag zu platt und frostig.

Der Kirchenbote für Religionsfreunde aller Kirchen. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. Zweytes und drittes Stück. 1782.

Das zweyte Stück steht an Mannichfaltigkeit und zum Theil auch an Intresse dem ersten nach; dafür ist aber eine bessre Wahl in den Materien beobachtet: Gleichwohl würde der erste Artikel: Nachricht von der Armenanstalt der Gemeinde zu St. Sulpiz in Paris, besser in einer periodischen Schrift die den Menschen von Seite seines moralischen und äußerlichen Zustands betrachtete, stehen, als in einer solchen, die blos seinen

nen

nen religiösen Zustand zu schildern, zur Absicht hat. Es ist wahr, da wir diese Anmerkung auch im dritten Stücke bey so manchem Artikel machen müssen, so könnte es scheinen, daß die Verfasser sich nun einmal vorbehalten, ins Gebiet der Sittlichkeit, auch in so weit sie nicht unmittelbar kirchliche Religion zur Quelle hat, auszuschweifen, und deswegen keinen Tadel verdienen. Allein es ist doch sichtbar, daß sie besser thäten, nicht ein so ungeheures Feld zu wählen, darin Erfahrungen und Beobachtungen über den Zustand der Menschheit aufzusuchen, und zusammen zu tragen. Der zweyte handelt von der Kirchendisciplin, den kirchlichen Gebräuchen, und der sowohl äußern als innern religiösen Verfassung der Stadt Mühlhausen. Der Kirchenbann wird dort mit sehr gutem Einfluß auf die Sitten beybehalten, und alle Schuldigen werden ohne Ansehn der Person damit bestraft. (Es ist nicht schwer zu sehen, daß die glückliche Ausübung der Kirchendisciplin von der Einfalt der Sitten der Einwohner und ihrem geringen Hang zur Freydenkerey abhängt.) 3. Nachrichten aus Bündten in der Schweiz von der Herrenhuter Sekte, die daselbst sehr stark um sich gegriffen hat. Sie hat einen wohlthätigen Einfluß auf den Wandel ihrer Anhänger. Man hat sie umsonst durch rauhe Mittel auszurotten gesucht. 4. Nachrichten von Schlesien. Vom Kirchen- und Schulwesen. Es wäre zu wünschen, daß die Quelle, woraus diese Nachrichten geholt sind, angezeigt worden wäre. 5. Von den Protestanten in Rouen. Sie werden durch die grausamen Gesetze, die unter Louis dem XVI. wider sie gemacht worden, besonders durch das Gesetz, daß die Ehen, welche nicht nach römischen Gebräuchen geknüpft worden, für nichtig gehalten seyn sollen, sehr hart gedrückt. 6. Anekdoten von der seligen Fürstin von Isenburg. 7. Von dem neuen Gesangbuch in Preußen. 8. Vom Lehrer der neun Sakramente, ein Nachtrag zu den Nachrichten von Schlesien. Ein einfältiger Konrektor machte seinen Schülern weis, daß die Reformirten neun Sakramente annähmen. Ein reformirter Knabe beklagte sich darüber, und der Konrektor bekam einen demüthigenden Verweis. Das dritte Stück zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit und Intresse des Stofs aus. Doch ist auch sehr viel, blos den Menschen, als solchen, Betreffendes, das nicht mit seinem religiösen Zustand, und am wenigsten mit kirchlicher Religion zusammenhängt, beygebracht. Hier sind die wesentlichen Artikel. Erst einige Ueberbleibsel vom zwey-

ten

ten Stück. Szenen aus Rom. Beobachtung über die Devotion des römischen Pöbels. Eine rührende Erzählung von einem nach Rom wallfarthenden Deutschen, der daselbst mit seiner Familie beynahe vor Mangel umgekommen. Ein Landschulmeister in Bündten. Der Geistliche eines Dorfs war zugleich Schulmeister. Er lehrte die Töchter ein bisgen lesen, aber nicht schreiben, damit sie nicht Liebesbriefe möchten schreiben lernen. Eine Kollekte in Rom für die durch Erdbeben verunglückten Städte in Italien. Sie betrug mehr nicht als 951 Thlr. Indeß fallen die Privatalmosen viel reichlicher aus. Ein europäischer Wilder in Deutschland. Eine sonderbare Anekdote von einem sehr rohen wohlhabenden Bauer in Bündten, der seine Kinder nicht anders als sein Vieh behandelt und erzieht. Zum Charakter der Römer. Eine Erzählung vieler grausamen Mordthaten, die sich zu Rom vom September des Jahres 1780 bis zum Monath Junius des jezt laufenden Jahres zugetragen haben, zum Beweise des rachgierigen Charakters der Italiener, und vorzüglich der Römer. Rec. sieht nicht, warum diese Erzählung eben im Kirchenboth einen Platz bekommen habe. Solche allgemeine Urtheile über Nationen sind außerdem, daß sie Menschenliebe sehr wenig befördern, auch sehr unsicher, und oft haben dergleichen Uebelthaten mehr in gewissen fremden, oft wenig bekannten Umständen ihre wahre Quelle. Vielleicht möchte in Rom die Gelindigkeit der Polizey und die Leichtigkeit, für Verbrecher sich zu retten, mehr Schuld an solchen häufigen Mordthaten haben, als eine besondere Rachgier der römischen Nation. Ein Datum gegen die gerühmte Aufklärung, das man nicht glauben sollte. In und um eine der vornehmsten Städte des gelehrten Deutschlands herum (Leipzig vermuthlich) giebt es etliche hundert Personen, die geheimen Wissenschaften ergeben sind. Ein Bauer will einst auf einem Felde Geister citirt und sogleich ein Heer Pygmeen gesehen haben. Er sagte sich von dieser Art von Magie los, und legte sich auf medicinische Chymie. Ein andrer, der in Leipzig Gold- und Silberscheider gewesen, soll oft seine Gestalt, oder einen Geist in seiner Gestalt an denen Orten, wo er Aufsicht haben wollte, haben sehen lassen, übrigens rechtschaffen und glücklich gelebt haben, und in einem guten Alter verschieden seyn. Die V. bemerken, daß die Erzähler solcher Anekdoten ihr Urtheil wohl zuweilen unter die Erzählung mischen, und daß dergleichen Nachrichten wenigstens

immer

immer merkwürdige Data zur Geschichte des menschlichen Geistes seyn. Allerdings. Die Aufmerksamkeit der V. auf dergleichen Spuren des Aberglaubens ist auch nicht zu tadeln, wenn nur die Absicht, ihn in Schuz zu nehmen und zu verbreiten, nicht hinzu kömmt, wovon sie wenigstens an diesem Ort frey zu seyn scheinen. Verschiedne Zeitungsartikel. Bücheranzeigen. Unter diesen: eine Anzeige der Uebersetzung der Denkwürdigkeiten aus dem Leben des D'Aubigné, die zu Tübingen 1780 erschienen ist. Die V. halten sich besonders bey einer seltsamen Erzählung von einem Stummen auf, der alles Vergangne, Gegenwärtige und einen Theil des Zukünftigen wußte. Die Gelehrtesten hielten ihn für keinen wahren Menschen, sondern für einen eingefleischten Dämon. Er war im Stande, sich durch Zeichen verständlich zu machen, und seine grössen Kenntnisse allen mitzutheilen, die darnach begierig waren. Er offenbarte den Tod Heinrichs IV. drey und ein halbes Jahr vorher mit den allerkleinsten Umständen den Weibsleuten im Hause des d'Aubigné, auch alles was darauf erfolgen würde. Der R. bemerkt, daß d'Aubigné sich oft einer nicht genugsam kastigirten Einbildungskraft verdächtig mache, und daß die umständlichen Erzählungen dieses Stummen von vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Dingen wegen der Unvollständigkeit der Gebärdensprache viel Unbegreifliches haben. Uns wundert, daß R. überhaupt diese Erzählung des d'Aubigné so vieler Aufmerksamkeit würdigt, und noch so ungewiß ist, ob sie nicht wahr sey. Ein allwissender Stummgeborner! und dieser Stumme weiß jedem sein Geschlecht, Vaterland, die Handthierung seiner Vorfahren, die Anzahl ihrer Ehen und Kinder, so gar ihre geheimsten Gedanken anzuzeigen. Welche grobe, ungereimte Fabel! Und ist nicht offenbar, daß z. B. die Weissagung von Heinrich IV. Ermordung, dem Krieg, der darauf folgte, u. s. w. erst nachher, als alles erfolgt war, verstanden worden und Glauben gefunden? denn wäre es nicht äusserst gefährlich, und überdem Hochverrath gewesen, Frankreichs Monarchen von einer so großen und so deutlich angezeigten Gefahr nicht zu benachrichtigen? Unfehlbar muß man den gewissen Zeichen des Stummen in der Folge diese Deutung gegeben haben. Und wie leicht ist bey so treflichen Beobachtern, als die Weibsleute in d'Aubigné Hause waren, ein solcher Mißverstand möglich? Wir kommen zum dritten Stück selbst. Erst erhalten wir eine [illegible] Beschreibung der Religion und des

Cha-

Charakters aller Völker, die bekanntern Europa's ausgenommen. Aus dem zweyten Theil des Andrographen von Retif de la Bretone. Wir hätten dergleichen weitläuftige Auszüge aus einem ganz neuen Buche in einer solchen periodischen Schrift nicht erwartet, besonders da diese Beschreibung ziemlich unvollständig, die Quellen, woraus sie geschöpft, ohne Zweifel von sehr ungleicher Beschaffenheit und Zuverläßigkeit seyn mögen. Ueberhaupt ist es noch zur Zeit ein sehr gewagtes Unternehmen, von der Religion der ganz unkultivirten Völkerschaften Nachricht geben zu wollen, da die Mißionare noch zur Zeit die einzigen sind, die im Stande gewesen, dergleichen einzuziehen, unter welchen es doch bekanntermaßen so wenig hellsehende, von Vorurtheilen ganz freye, mit einem reichen Maaß von Beobachtungsgeist versehene, selbst in der Philosophie und Religion hinlänglich bewanderte Männer giebt. Und wenn wir noch so viel gute Nachrichten hätten, die wir nicht haben, so ist sich doch auf dergleichen Kompilationen gemeiniglich wenig zu verlassen. 2. Fortsetzung vom Zustande der Protestanten in Rouen. 3. Von dem kirchlichen Zustande des Herzogthums Würtemberg. Viel Ueberflüßiges und Unerhebliches. 4. Von Abschaffung einiger Feyertage in Bayern. 5. Die geheime wohlthätige Gesellschaft in München. Eine Anstalt zur Unterstützung der Hausarmen dieser Stadt. Diese Gesellschaft besteht aus 170 Mitgliedern, worunter 68 Personen von hohem Stande, 10 Geistliche, 46 Dikasterial-Personen, 36 Bürger und 10 Ausländer sind. Die Einnahme vom Jahr 1779-82 belief sich auf 1977, die Ausgabesumme auf 2269 fl. 6. Der Liebesbund in München. Eine Anstalt zur Sammlung mildthätiger Beyträge und zweckmäßiger Anwendung derselben. Die Einnahme vom Jahr 1780 belief sich in allem auf 3417 fl., die Ausgabesumme auf 3483 fl. 7. Nachricht von einer Bibelgesellschaft, die in London 1780 errichtet worden. Diese Gesellschaft macht sichs zum Geschäft, eine Menge Bibeln unter die Soldaten und Matrosen unentgeltlich auszutheilen, in der Absicht, dem Verfall der Frömmigkeit und Religion unter dieser Klasse von Menschen dadurch zu steuren. 8. Etwas vom kirchlichen Zustand in Straßburg. 9. Nachricht von Privatarmenanstalten in Straßburg. 10. Nachricht von dem Aberglauben in gewissen Gegenden in der Pfalz, namentlich dem Odenwald. Gröstentheils lächerliche, zum Theil unerhebliche Anekdoten,

die

die den Aberglauben des Landvolks in diesen Gegenden beweisen. Ein paar dergleichen Geschichtchen besonders sind für Leser, die um Kirchenboth keine kurzweilige Histörchen suchen, zu weitläufig erzählt. 11 : 17. Einige Anekdoten vermischten Inhalts. Besonders hat uns die Erzählung von dem Pfarr gefallen, der zwey angesehne Glieder aus seiner Gemeine mit einander auf eine sonderbare Art aussöhnte. 18. Circular des Herrn von Hay Bischofs von Königsgrätz, an die Geistlichkeit seiner Diöces, vom 20. Nov. 1781. Ein Beweis, was für schätzbare, würdige Männer es unter der katholischen Geistlichkeit, besonders unter Personen von höherm Range giebt. 19. Barmherzige Samariter in der Schweiz. Bey einer großen Feuersbrunst in einem reformirten Dorfe erhielten die Einwohner von ihren katholischen Nachbarn nicht allein thätige Hülfe zu Löschung des Brands; sondern auch nachher Versorgung und Unterstützung. 20. Ode an den Kayser, von Klopstock. 21. Ein wichtiger Proceß durch einen Traum geendigt. Vermuthlich zur Begünstigung des Glaubens an Ahndungen erzählt. 22 : 34. Vermischte Neuigkeiten. Zu Glarus in der Schweiz ward ein Weib angeklagt, eines Doktors der Medicin Namens Tschudis Töchterchen bezaubert zu haben. Man verspricht die Bekanntmachung dieses Processes. Wenig Ehre für diejenigen unsrer Zeitgenossen, welche die lezten sind, die Hexenprocesse abzuschaffen. Es soll unweit Frankfurt in der Mitte des Julius ein Freymäurer Congreß gehalten werden, die Einigkeit unter den Gliedern dieses Ordens in Beziehung auf ihre Absichten und Meinungen herzustellen. Ueberhaupt sollten die Verfasser sich nicht ein so weitläufiges Feld gewählt haben, und nicht so viel Unerhebliches der Anzeige würdigen. Diese periodische Schrift scheint im übrigen intressanter und nützlicher zu werden, als der Anfang versprach.

Mr.

Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahrs zur Beförderung der häuslichen Andacht von Johann August Hermes, Consistorialrath, Inspecter des fürstlichen Gymnasiums und Oberprediger an der St. Nicolaikirche in Quedlinburg. Erster Band. — Berlin

lin und Stettin, bey Friedrich Nicolai. 1782. 8. 808 Seiten. Zweyter Band. 812 Seiten.

Man kennt den V. schon aus seinem Handbuch der Religion als einen einsichtsvollen Theologen. In diesen Predigten zeigt er sich auch als ein Mann, der die Lehren des Evangeliums in ihrer lautern Einfalt von der Kanzel faßlich vorzutragen weiß, und da dem Christenvolk gerade das sagt, was ihm zu hören nöthig und nützlich ist; nicht mehr und nicht weniger, als eine aus Menschen von allerley Ständen, Fähigkeiten, Einsichten und Gemüthsgaben bestehende Gemeine zum rechten Glauben und Leben braucht. Schmuck der Redekunst, oder was sonst zu den Gaukeleyen manches berühmten Kanzelrhetors gehört, muß man bey Hrn. H. nicht suchen, (welcher Zuhörer oder Leser von Geschmack kann dergleichen auch ausstehen?) aber desto mehr überzeugendes, gesundes Raisonnement über Gott und göttliche Dinge, über Christi Charakter, Lehre und Geschäft auf der Welt, wird man bey ihm finden. Starke Affekten zu erregen, die Seelen der Leute mächtig zu erschüttern, und durch rührende Bilder das sinnliche Gefühl aufzuwecken, darauf legt er es nie mit seinen Vorträgen an, und das scheint auch nicht des V. Talent zu seyn. Seine Reden gleichen insgesamt mehr einem stillen klären Bach, der sanft abläuft, und den aus ihm schöpfenden Wanderer erquickt, als einem sich hoch aufschwellenden gewaltigen Strom, der auch den festesten Damm durchbricht, und alles mit sich fortreißt. Wenn Hr. H. auch nicht in jeder Predigt das Herz erwärmt, nie es in Glut setzt, so findet der Verstand des denkenden Christen doch gewiß in jeder Predigt Nahrung. Und wenn der Prediger durch seine Vorstellungen bey dem Zuhörer oder Leser auf wahre Ueberzeugung arbeitet, und, so viel Menschen dazu beytragen können, Licht der Wahrheit in die Seelen hineinbringt, so wirkt das doch in der Folge mehr und anhaltender, als alle flüchtige, an sich noch so gute Rührungen. Wie manchem, der gewisse Predigten höret oder lieset, wird dabey warm ums Herz. Aber kaum hat er seinen Gang zur Kirche hinaus genommen, oder das Buch aus der Hand gelegt, so ist er wieder so kalt, wie zuvor. Wird er aber zum Nachdenken, zur Ueberzeugung durch die Predigt gebracht, so kann man sich längere Wirkungen davon versprechen. Der V. hat in der Vorrede seine Vorträge selbst charakterisirt, und dem

Leser

Leser von seiner Art zu predigen überhaupt, besonders aber von dem Zweck, den er bey diesen gedruckten Predigten hat, Rechenschaft gegeben. Wer wird ihm nicht beyfallen? Hr. Hermes kennt den wahren Zweck christlicher Predigten, und er hat auch darnach gearbeitet, zum Beweise, daß seine Einsichten nicht bloße Theorie sind.

Welche Predigt ich auch aufgeschlagen und gelesen habe, ich habe gefunden, die Sachen selbst, die der V. abhandelt, die Art der Behandlung des Hauptsatzes, die herzliche Sprache, in der er mit den Leuten redet, seine Erklärungen, oder Entwickelungen der Begriffe, seine Beweisgründe, seine Erläuterungen, die Beyspiele und Gleichnisse, die er gehörigen Orts anbringt, um den Vortrag concreter zu machen, sind so gut und wahr, daß diese Predigten auch gewiß bey verständigen Lesern, deren ich ihnen viele wünsche, großen Nutzen stiften werden. Er hat besonders auf wohl unterrichtete Christen, denen es bey guten Fähigkeiten des Verstandes um den Wachsthum in der christlichen Erkenntniß, um größere Aufklärung in der Religion zu thun ist, dabey Rücksicht genommen. Um dieser willen sind denn auch manche Fragen beantwortet, manche Zweifel aufgelöset worden, von denen der gemeine Mann eben nicht beunruhiget wird, die aber von unsern Weltleuten in den höhern Ständen öfters als sehr wichtig aufgeworfen werden. In dem mündlichen Vortrage sind sie weggeblieben. Hr. H. verdient Lob deshalb, daß er dergleichen Materien berührt, und Wahrheit und Irrthum, die gemeiniglich bey solchen Einwürfen unter einander gemischt zu seyn pflegen, auseinander gesezt hat. Wenn solches für sein ganzes Auditorium nicht nöthig war, so war es für die Leser, die er vor Augen hatte, nöthig. Ich denke, es soll dem Verf. niemand vorwerfen, daß er nur die christliche Sittenlehre predige. Auch die vornehmsten Glaubenslehren, worauf sich die Moral gründet, sind von ihm mit ihren praktischen Anwendungen vorgetragen. Daß er aber nicht in den gangbaren Formeln der Dogmatik, sondern aus dem menschlichen Herzen, aus der heiligen Schrift und der täglichen Erfahrung prediget; daß er die Lehren des Evangelii stets in Verbindung mit der natürlichen Religion bringt; daß er solche herrschende Irrthümer und unrichtige Vorstellungen der Christen angreift und bestreitet, die um deswillen schädlich werden, weil sie der wahren Gottseligkeit und Gemüthsruhe im Wege stehen, das danke

 ich,

ich, wird seinen Predigten einen vorzüglichen Werth vor vielen alten und neuen Postillen geben. Kleine Nachläßigkeiten im Styl dem V. aufzumutzen, wäre Thorheit.

Beyde Bände enthalten neun und sechzig Predigten. Es wäre sehr überflüßig, den Inhalt von einer jeden herzusetzen. Neues kann nicht mehr auf die Kanzel gebracht werden, also sind es freylich alte Wahrheiten, worüber andere auch geredet und geschrieben haben. Aber die Materien, wovon die Rede ist, sind so gewählt, daß sich keine einzige unnöthige darunter findet. Ich will, zur Bestätigung meines Urtheils, einige Predigten durchgehen. Die VIIte über Matth. 13, 24-30. beantwortet die Frage: Warum ist so viel Böses in der Welt, da Gott doch im höchsten Grade gut ist? der V. zeigt 1) daß Gott nicht der eigentliche Urheber des Bösen sey. 2) daß er weise Ursachen habe, dasselbe so lange zuzulassen, bis die bestimmte Zeit kömmt, da Gutes und Böses völliger geschieden werden kann. Den Beweis des ersten führt er aus der innerlichen höchsten Güte Gottes, für welche Vernunft und Schrift einmüthig gleich laute sprechen — aus dem Guten, welches wir selbst bey der ersten Einrichtung unserer Natur empfangen haben, und welches jeder Mensch noch izt bey seiner Bildung und Geburt empfängt — aus den Bemühungen Gottes, das Böse zu hindern und das Gute zu befördern — aus der Sendung Jesu Christi und dem eignen Zeugniß unsers Gewissens, wie Gott von Kindheit auf gesorgt hat, daß wir vom Bösen abgezogen und zum Guten hingeführet werden möchten — Mögt ihr doch" heißt es S. 148 folg. bey dem zweyten Argument, „auf die groben Gliedmaßen des Körpers, oder auf die innere Struktur und mit so vieler Kunst bereitete sinnliche Werkzeuge; oder auf die höhern Kräfte des Geistes hinblicken: so findet ihr allenthalben die vortreflichsten Anlagen, die nur angewandt und ausgebildet werden dürfen, wenn ihr gute und glückliche Menschen nach Gottes Absicht werden wollt. Kein billig denkender Mensch kann sagen, daß an seinem Körper die Anlage so gemacht wäre, daß er durchaus Böses thun, und sich selbst ins Verderben stürzen müßte. Keiner kann der Wahrheit nach behaupten, daß seine natürliche Fähigkeiten an sich selbst böse wären, daß das Vermögen zu sehen, zu hören u. s. f. und der Naturtrieb, sich vermittelst dieser sinnlichen Werkzeuge zu belustigen, an sich etwas unrechtmäßiges

sey,

sey, oder zu bösen Handlungen schlechterdings führe. Und noch weniger ist die Kraft des Denkens und der Vernunft eine schädliche Gabe Gottes, durch deren Besitz wir mehr Reiz und Vermögen zu sündigen erhalten müssen. Nein, Freunde, dieß alles können wir ohne Gotteslästerung und ohne die sträflichste Undankbarkeit nicht behaupten. Bey genauer Betrachtung unserer Anlagen finden wir vielmehr, daß sie nicht nur alle an sich gut, sondern daß sie auch ganz unschäzbare Gaben unsers wohlthätigen Schöpfers sind. — Nur alsdenn thun wir Böses, wenn wir diese guten Gaben Gottes unrecht anwenden. Und diese Güte des besten Schöpfers sollten wir nicht mit demüthigstem kindlichstem Dank erkennen? Nicht daraus mit Recht schließen, daß der große Urheber unserer Natur gut seyn müsse, weil er uns so viel schöne, nutzbare Anlagen geschenkt hat? Nicht ihn, den frommen Gott, frey sprechen, wenn wir Böses sehen, oder Böses thun? O du, der du schnell über Gott urtheilest, und seinem Verfahren bey der Schöpfung Vorwürfe machst, untersuche doch lieber die Sache erst recht! Du redest etwa Böses mit deiner Zunge wider deinen Nächsten, oder verleugnest die Wahrheit, welche du zu bekennen schuldig bist, oder versündigst dich sonst in Worten an deinem Schöpfer. Dies könntest du freylich nicht thun, wenn du keine Zunge und Sprachfähigkeit hättest. Aber ist die Zunge darum ein schädlich Glied, und der Schöpfer Urheber der Sünde, weil er dir dieselbe gab, und dir den Mißbrauch derselben zuließ?“ (Hätte er dir, um ihn zu verhindern, also keine Zunge geben sollen? könnte man noch hinzusetzen.) „Kannst du nicht eben dieselbe zu deinem und deines Nächsten Besten gebrauchen? Geschicht dies nicht wirklich von dir und andern in unzähligen Fällen? Hast du nicht auch Vernunft, um zu überlegen, was du nach deiner Pflicht sprechen solltest? und steht es nicht in deiner Gewalt zu reden, oder zu schweigen? Betrachte auf eben diese Art alle übrige Glieder deines Leibes, und siehe zu, ob es sich nicht damit eben so verhält; und ob du je gegründete Ursach zur Beschuldigung deines höchsten Wohlthäters antreffen wirst?“ — Der Einwurf: „Warum gab mir Gott nicht noch feinere Sinne, die alles schneller und gewisser empfinden könnten? und einen helleren Verstand, der alles so völlig durchschaute, und die Triebe des Herzens so wohl und sicher beherrschte, daß ich weniger fehlen, und nicht so oft von meinen sinnlichen Begierden zu Ausschweifungen hingerissen werden dürfte?“ wird

S. 151 beantwortet, und richtig gesagt, „der Mensch beklage sich am Ende damit, daß ihn Gott zum Menschen, und nicht zum Engel geschaffen habe. Röm. 9, 20. 21." —

Zur Beantwortung der zwoten Hauptfrage: „Warum läßt Gott das Böse zu? Warum hat er es von Anfang der Welt her nicht schlechterdings gehindert, und hindert es nicht noch merklicher, als es geschiehet?" wendet der V. im zweyten Theil die so treffende Gleichnißreden Jesu im Text an. Christus sagt von sich: „Er säe guten Saamen, oder welches einerley ist, er bilde durch seinen Unterricht und Fleiß gute Menschen. Dagegen fänden sich aber auch Widersacher des Guten, (er benennet sie mit dem allgemeinen Namen Feind, Satan, Teufel) die nicht nur selbst böse wären, sondern ihre eigene böse Grundsätze und Gewohnheiten unter guten Menschen auszubreiten, und dadurch das Gute, welches er befördern wollte, zu verhindern suchten. Gott lasse auch dies Unkraut (diese böse Menschen) aufwachsen, und rotte es nicht gewaltsam aus, weil sonst der Waizen (die guten Menschen) mit leiden würden u. s. w." Daraus werden denn folgende Lehrsätze hergeleitet. 1, Gott zwingt seine vernünftigen Geschöpfe nicht zum Guten, er befördert dieses auf eine sehr kräftige Weise; läßt es ihnen aber frey, ihre guten Anlagen, Kräfte und die vorhandenen Mittel und Ermunterungen entweder gut oder schlecht anzuwenden, folglich entweder gut oder böse zu werden. 2. Gott läßt das Böse zu, weil in diesem Stande der Unvollkommenheit Gutes und Böses in solcher Mischung und Verbindung stehen, daß das erste mit dem lezteren zugleich gehindert und ausgerottet werden würde, wenn der Allmächtige Gewalt brauchen wollte. 3. Der weise und gerechte Richter hat es sichs vorbehalten, die Scheidung des Guten und Bösen einmal völliger zu veranstalten.

In der XII. Predigt über das Evangelium am Sonntage Reminiscere greift Hr. H. zwo falsche Meynungen in Absicht der Kraft des Gebets an; 1. als sey das Gebet eine ganz unnütze Beschäftigung, welches gut widerlegt wird, und 2. als sey an demselben alles zu unserm zeitlichen und ewigen Glück gelegen. Ich hätte, zur richtigen Bestimmung des Satzes, das Wörtchen; allein gelegen, dazu gesezt. Denn wenn das Gebet in einer herrschenden Richtung des Gemüths auf Gott besteht, so liegt doch alles zu unserm Glück daran,

nur

nur ist nicht alles allein daran gelegen. In der Abhandlung selbst zeigt der V. deutlich, daß er es so verstehe. Es ist eine schädliche Meynung, wenn man aus den äußerlichen Gebetsübungen das Hauptwerk im Christenthum macht, andere Pflichten darüber versäumet, oder sich gar darauf so völlig verläßt, daß man alle sündliche Ausschweifungen damit zudecken will — irrig, wenn man sich besondere geistliche Wohlthaten blos um des Gebets willen von Gott verspricht — blos davon zeitlichen Seegen erwartet — oder sich einbildet, daß man durch heftiges und anhaltendes Schreyen Gott zur Erfüllung unserer Bitten bewegen könne.

Die XIX. Predigt handelt von der christlichen Glaubenslehre über Joh. 20, 19-31. Im ersten Theil wird gezeigt, was dazu gehöre. Die Religion fordert von unserer Seite Glauben, das ist, sie will nicht durch sinnliche Empfindung, sondern auch durch vernünftige Untersuchung erkannt und angenommen seyn. — „Schon die erste Grundwahrheit aller Religion, daß ein Gott sey, ist von solcher Beschaffenheit, daß sie mehr aus dem Verstande, als durch sinnliche Betrachtung gesucht und angenommen werden muß." (S. 441) Ebr. 11, 13. „Unsere Sinne helfen uns hierbey blos auf die Spur, wenn wir nemlich die Werke der Schöpfung und den Lauf der Weltbegebenheiten zum Theil mit eigenen Augen ansehen. Aber die eigentliche Ueberzeugung entsteht durch vernünftige Gründe, das ist, wir glauben nach diesen Gründen einen Gott, der unser Erhalter und Regierer ist, ob wir ihn gleich nicht mit Augen sehen" (S. 442) — Für vernünftige Menschen entsteht eine neue Glaubenspflicht aus der Geschichte, wenn sie von glaubwürdigen Augenzeugen, oder aus andern sichern Nachrichten aufgezeichnet ist, und wenn sie in sich selbst nichts hat, was unleugbaren Erfahrungen, ausgemachten Vernunftwahrheiten und anderen sicher erwiesenen Nachrichten widerspricht. In diesem Fall müssen wir nicht allein solche Geschichten als wahr annehmen, welche die stärksten Gründe der Wahrscheinlichkeit für sich haben; sondern auch solche Lehren, Gebote, Verheissungen und Warnungen, welche von einer so sehr beglaubigten Person nach dem Zeugniß dieser glaubwürdigen Geschichte vorgetragen worden sind, zumal wenn sie an sich so vortreflich und unentbehrlich sind, als die Lehren Christi. Unsere Glaubenspflicht gegen das Evangelium bestehet also eigentlich darinn: „daß wir

wir dasselbe um seiner Unentbehrlichkeit und Vortreflichkeit willen annehmen, ob wir gleich die Begebenheiten, auf welche sich dasselbe zum Theil gründet, nicht mit unsern Augen angesehen haben, auch die Erfüllung vieler Verheissungen desselben nicht aus eigener Erfahrung kennen, sondern sie erst in der Zukunft erwarten." Diesen Glauben fordert Gott und unsre eigene Glückseligkeit — Im zweyten Theil werden hieraus noch besondere Folgerungen gezogen. 1. Gott verlangt von uns keinen blinden Glauben, sondern gewissenhafte Untersuchung dessen, was Wahrheit und Irrthum sey, und mithin eine auf Gründen beruhende Ueberzeugung. Diese Wahrheit wird von dem V. sehr klar gemacht. 2. Wer zur Prüfung der Religionslehren nicht Kräfte, Einsichten und Mittel genug hat, für den ist es Pflicht, sich der Anweisung und Leitung anderer verständiger Christen zu überlassen, obwohl mit aller der Vorsichtigkeit, welche eine so wichtige Angelegenheit billig verdient. „Wer den Weg nach einen Ort nicht weiß," sagt der V., „der muß andere fragen, und nur dahin sehen, daß er einen guten Führer trift. Zu den Hauptpunkten wird es nicht leicht einem Christen an Zurechtweisung fehlen, wenn er Kräfte und Gelegenheiten ehrlich gebraucht. Ueberdem sind eben diese Hauptlehren von solcher Beschaffenheit, daß sie sich leicht durch ihre Kraft und durch den guten Erfolg bey ihrer redlichen Anwendung an einem jeden Herzen rechtfertigen, und eben dadurch die eigene Ueberzeugung befördern. Und ihr, liebe Zuhörer, befindet euch am wenigsten in dem Fall, wo ihr über Mangel des Lichts zu klagen habt; da für auch so viele verschiedene Mittel zur Verbesserung eurer Erkenntniß vorhanden sind. Thut also nur, was ihr könnt, damit euer Glaube so wenig als möglich ein blos blinder Beyfall seyn möge. Denn je redlicher ihr die Wahrheit anwendet, desto mehr werdet ihr einsehen, daß sie von Gott sey, und desto mehr Ursache finden, ihm zu danken, daß er euch zum Christenthum gerufen hat.' Erschweret euch daher 3. eure Ueberzeugung nicht durch eigene Schuld, sondern sucht vielmehr in derselben hier schon so selig zu werden, als ihr es nach Gottes väterlichen Absichten werden sollt. — „Ich weiß euch," mit dieser Vorstellung schließt Hr. H. seinen gründlichen Vortrag, „ich weiß euch, wenn ich alles aufs sorgfältigste bedenke, keinen andern eben so sichern Weg zu eurer Beruhigung unter allerley Umständen zu

zeigen,

zeigen, als den auf Gründen ruhenden Glauben an die Wahrheiten unserer heiligen Religion. Schon viel tausende haben es versucht, dieses ihnen beschwerlich scheinende Joch der Religion abzuwerfen, und lieber ihren Weg aufs ungewisse fortzusetzen, oder gar ihren eigenen Neigungen und Einfällen zu folgen. Aber keiner unter ihnen allen hat bey einem solchen Verhalten wahre Ruhe des Gewissens, Trost in Widerwärtigkeiten und feste Hofnung wegen der Zukunft gefunden. Es bleibt allemal ein sehr trauriger Zustand, wenn man von beständigen Zweifeln umher getrieben, nirgends festen Fuß fassen kann. Und wenn man auch solches nicht zu allen Zeiten recht lebhaft empfindet, wenn vielmehr der Ungläubige zu manchen Zeiten sehr froh und sicher fortzugehen scheint: so kommen doch Stunden und Tage, wo ers mit Schrecken inne werden muß, daß er nichts habe, woran er sich halten kann; und wo er heimlich wünschen wird, diesen Glauben zu kennen, der allein Gewißheit und Beruhigung giebt. Dagegen bleibts wahr, was Jesus sagt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Selig sind sie hier durch ihren Glauben; und dort, weil sie alsdenn das sehen und geniessen werden, was sie hier geglaubt haben."

Ich würde mich gern noch länger bey diesen Predigten und deren durchaus gemeinnützigen Inhalt verweilen, wenn ich des Raums wegen nicht abbrechen müßte. Das angeführte wird den Werth dieser Sammlung hinlänglich darlegen. Man kann sie mit Sicherheit allen, die zur Beförderung einer vernünftigen Andacht Predigten lesen wollen, empfehlen.

Cr.

Ueber die Lehren, Thaten und Schicksale unsers Herrn, von dem Verfasser der Lebensgeschichte Jesu. Ein Anhang zu derselben. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßly, und Comp. 8. 1782.

Hr. Heß hat sich durch unermüdetes Bibelforschen ganz in die Lage hinein gearbeitet, in der man nothwendig seyn muß, die evangelische Geschichte aus so manchen Gesichtspunkten zu überschauen, sie bis auf ihre kleinsten Theile und geringfügig scheinendsten Begebenheiten wichtig und interessant

zu finden; überall darin Zusammenhang, Verknüpfung zu einem grossen Ganzen, Hinsicht auf einen merkwürdigen Plan zu entdecken, und selbst die feinsten Faden eines so kunstvollen Gewebs, wie der Entwurf zur Einführung des Christenthums in der Welt war, gewahr zu nehmen. Ihm ist nun seit vielen Jahren die Lectüre der Bibel, besonders der Evangelien, in Rücksicht auf ihren historischen Theil, so geläufig geworden, daß sie ihm immer wichtig, immer, so zu reden, neu, immer fruchtbar an Wahrheiten ist, die der gemeine Bibelleser nicht achtet, darüber er leicht wegschlüpft, die er nicht so interessant und fruchtbar finden kann. Gleichwohl muß R. bekennen, daß er beym Lesen dieser und anderer Schriften des würdigen Hrn. V. den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß Hr. Heß nicht so häufig auf Kosten des Gedankenreichen ausführlich, auf Kosten des Interesse wortreich würde; daß er nicht so oft, wo er einen Gegenstand behandelt, alles darüber sagte, was er glaubt, daß sich darüber sagen läßt, und seinem Leser gar nichts hinzu zu denken übrig liesse. Träge Leser mögen an einer solchen Schreibart Gefallen finden, die ihnen alles eigene Nachdenken erspart: aber denkenden Lesern behagt sie nicht. Für's Gefühl ist sie eben so wenig. Denn wie kann ein Gedanke seinen Nachdruck, seine Energie behalten, wenn er in seine kleinste Elemente zerlegt, in seine kleinsten Faden zersponnen wird?

Dieser Anhang zum Leben Jesu enthält Reflexionen über die Geschichte Jesu, die uns in 12 Abschnitten vorgelegt werden. Wir werden, was uns im Inhalt derselben die meiste Aufmerksamkeit zu verdienen geschienen, bemerken, und mit unsern eigenen Gedanken begleiten.

1. Beleuchtung einiger Umstände in der Geschichte unsers Herrn aus der jüdischen Staatsgeschichte. Mit viel Einsicht entwickelt Hr. Heß die Beweggründe, die Jesus bey seinem Aufenthalt in Galiläa hatte, und die ihn abhielten, im jüdischen Lande seine beständige Wohnung aufzuschlagen. Theils mußte Jesus einen ruhigen, der Gefahr politischer Gährungen nicht ausgesezten Ort, wie Galiläa war, zu seinem Schauplatz, worauf er seine grosse Rolle hauptsächlich spielte, wählen. Ein solcher Ort war Jerusalem und das jüdische Land überhaupt nicht. Theils konnte er vom Meßiasreiche (was auch darunter zu verstehen war) mit mehr Sicherheit in einem Lande predigen, das unter einem jüdischen Fürsten stund, als in einem solchen, das unter der Herrschaft

eines

eines römischen Procurators war. Hr. H. legt Jesu Ansprü-
che auf das Königreich Israels bey, die er aber durch keine
Mittel der Staatskunst, am wenigsten durch einen Aufruhr
habe geltend machen wollen, die ihn auch nicht gehindert, in
gutem Vernehmen mit seinem Landesherrn zu stehen, ja gar
durch seine Gegenwart in Galiläa Unruhen, die sonst schon
damals ausgebrochen seyn dürften, vorzubeugen. Es ist, wie
R. denkt, ganz offenbar, daß nur jüdisch gesinnte Anhänger
Jesu, dergleichen seine Jünger selbst anfänglich waren, in ihm
einen künftigen Kronerben des Reichs Israel sehen konn-
ten, und daß es außerordentlich ist, daß im Mannsalter des
Christenthums solche dürftige Vorstellungen und jüdische
Vorurtheile wieder aufgewärmt werden. II. Ueber die Rei-
sen unsers Herrn. Hr. H. macht viel interessante Bemerkun-
gen über Jerusalems Flor und Bevölkerung in den Tagen Je-
su. Die Vermuthung, daß Jesus Jerusalems Unterwürfigkeit
unter fremde Herrschaft als ein ächter Israelite beseufzt, und
daher den Aufenthalt in dieser Stadt auch deswegen unange-
nehm gefunden haben, findt R. mit Jesu Charakter unverträg-
lich. Der grosse Lehrer und Erretter der Menschen war ohne
Zweifel über die dem Juden so eigenthümlichen eingeschränk-
ten und armseligen Vorstellungen von Glück und Wohlstand
unendlich erhaben. Und in der Unterwerfung der Juden un-
ter fremde Gewalt, die ihnen eher vortheilhaft als schädlich
war, da sie sich selbst nicht zu regieren wußten, ehrte er der
Vorsehung weise und untadelhafte Verfügungen. Hr. H. zeigt
mit Scharfsinn, daß es für Jesum nothwendig gewesen, öftere
Reisen in Galiläa herum, und zwar ohne Zurüstungen, und
oft heimlich zu thun, weil sein beständiger Aufenthalt an einem
Ort nach und nach die ganze Nation dahin gezogen haben wür-
de, eine für die Ruhe des Staats und den Wohlstand der Na-
tion äußerst gefährliche Sache. III. Ueber die Lehre und
Lehrart unsers Herrn. Hr. Heß bemerkt, daß Jesus die
Lehre vom Meßiasreiche allemal in Parabeln eingekleidet, theils
um den wahren Begrif davon, welchen seine Zeitgenossen noch
nicht fassen, noch ertragen konnten, noch zur Zeit zu verstek-
ken, und der Zeit die Aufklärung desselben zu überlassen, theils
um dem denkenden Theil seiner Zuhörer Gelegenheit zu geben,
ihn zum Theil selbst zu finden. V. Von den jüdischen Vor-
urtheilen. Hr. H. giebt einen Abriß der Meynungen der Se-
cten, die zu Jesu Zeit unter den Juden vorhanden waren. Er

benuzt indeß andere Quellen außer dem N. T., woraus sich manches noch beybringen ließe, viel zu wenig; und bringt dagegen meistens wohlbekannte Sachen vor, die jeder Leser aus seinem N. T. wissen kann. Der Hr. V. beleuchtet die Denkart der Sadducäer, in Ansehung des Charakters Jesu, sehr gut, aus dem zweyten Kapitel des Buchs der Weisheit, wo ein den Sadducäern in den Tagen Jesu muthmaßlich ähnlicher Charakter entworfen wird. Ob aber die Züge, die er aus dem Charakter des V. der Schrift vom Zweck Jesu erborgt und ihnen leihet, mit eben so viel Wahrscheinlichkeit ihnen zugeschrieben werden können, steht dahin. Vielleicht ist das auch Hrn. H. Meynung nicht, und er wollte nur eine Satyre auf diesen V. schreiben. Hr. H. bestreitet die Meynung, daß Jesus einige Vorurtheile der Juden, z. B. das (angebliche) Vorurtheil von des Satans Macht auf dem Erdboden, besonders über die Dämonischen stehen gelassen habe, und erklärt diese jüdischen Begriffe für keine Vorurtheile. R. kann ihm hierin nicht beystimmen: ob er gleich nicht in Abrede ist, daß Jesus in der That die Begriffe der Juden von der Macht des Satans für bekannt und ausgemacht anzunehmen scheine, und nie mit Mißbilligung davon spreche. Diese Idee hat einmal in der jüdischen Geisterlehre das Bürgerrecht erhalten, man mußte sie oft berühren, wenn man verständlich werden wollte. Sie bestreiten, war in jener Zeit eben so viel in den Augen des gemeinen Volks, als den Lauf der Sonne und Stillestand der Erde läugnen. Und überdem würde Jesus sich dadurch (hätte er auch nur niemals davon gesprochen) des Sadducäismus verdächtig gemacht haben, welches er doch auf alle Art vermeiden wollte. VI. Ueber die Parabeln. Hr. H. hat sich allzu weitläuftig über den Bilderstof in den Parabeln Jesu ausgebreitet. Es sind ja alles bekannte Sachen, die sich jeder, wenn er sein N. T. fleißig und aufmerksam liest, merken kann, und die man seinem Fleiß aufzusuchen überlassen sollte. VII. Ueber verschiedenes, was zur Bildung des Charakters Jesu beygetragen. Des V. Bemühungen, einen Theil der Lebensgeschichte Jesu, von dem wir so wenig wissen, zu beleuchten, verdient Dank. Daß auch Hr. H. Jesum hier als Menschen, dessen Charakter sich durch gewöhnliche äußere Veranlassungen und Umstände gebildet habe, betrachtet, verdient allen Beyfall. Nur ist es so schwer, bey einem so gänzlichen Mangel an Nachrichten, diesfalls etwas beträchtliches

zu leisten. R. kann den Gedanken nicht wahrscheinlich finden, daß Jesus sich in seinem Privatleben niemals von Galiläa entfernt habe. Sein Absehen war freylich nicht, die zerstreuten griechischen Juden zu lehren, bey denen er gleichwohl mehr Eingang und Beyfall gefunden haben dürfte, wo der Plan der Bekanntmachung seiner Lehre es so mit sich gebracht hätte. Das hindert aber nicht, daß Jesus die ausländischen Juden vor dem Antritt seines Lehramts besucht, und sich mit ihrer Lehre und Lehrart bekannt gemacht haben kann. Vielleicht wäre dieser Umstand, wenn von Bildung seines Charakters die Rede ist, von äußerster Wichtigkeit. Wenn Jesus als Mensch den Unterricht der (bessern) jüdischen Lehrer in seiner Jugend nicht verschmäht hat, sollte er die Essäer in Aegypten u. a. m. in ähnlicher Absicht seines Umgangs nicht eben sowohl gewürdigt haben? Hr. H. glaubt, in Jesu Parabeln Beweise anzutreffen, daß er oft Lustreisen auf das Land gethan, sich mit dem Feldbau und der Landökonomie bekannt gemacht habe. R. läugnet dieses leztere eben so wenig, als er es behaupten möchte. Der Beweis dünkt ihm eben nicht einleuchtend. Der Inhalt der Parabeln Jesu ist sehr mannichfaltig. So wie die Parabeln von Königen nichts für Jesu Aufenthalt am Hofe eines Königs (als etwa des Herodes) beweist, so scheinen auch seine Parabeln vom Säemann, vom Acker u. s. w. für seine erworbenen Erfahrungskenntnisse in der Landökonomie nichts zu beweisen. Hr. H. zeigt, daß Jesus die Propheten studiert, und daraus seine große Bestimmung erkannt habe. Ein sehr wichtiger und scharfsinniger Gedanke, der sehr geschickt ist, die Art, wie Jesus die Propheten anführt, und den Gebrauch, den er davon überhaupt macht, zu erklären. Der Socinianer erdichtete Verzuckung Jesu in den Himmel vor dem Antritt seines Lehramts wird dadurch überflüßig. VIII. Jesu Blicke in die Geisterwelt. Der Hr. V. nimmt an, daß die Versuchung Jesu sich wahrhaft (nicht im Gesichte) zugetragen. R. wünschte, daß er auf die Einwendungen, welche wider die Vernunftmäßigkeit dieser Behauptung gemacht werden können, Rücksicht genommen haben möchte. Hr. Heß vertheidigt den jüdischen Begrif von den Dämonischen, weil es auch der Begrif der Evangelisten und auch Jesu selbst gewesen zu seyn scheine. Freylich waren die Evangelisten und Jünger Jesu hierin keiner andern Meynung, als ihre Volksverwandten. Dergleichen Ideen waren damals lange so schädlich nicht. Man wußte wenig

von

von allerley Vorurtheilen, die in der Folge entstanden, und itzt mit ihnen stehen und fallen, z. E. von Hexerey u. d. gl. Ja sie waren zu Jesu Zeit der Ausbreitung des Christenthums eher beförderlich, als hinderlich. Es war eine gemeine Meynung unter den Juden, daß zu des Meßias Zeit die unreinen Geister vom Erdboden verbannt werden sollten. Da Jesus die Dämonischen haufenweis gesund machte, da sie, oder die Dämonen in ihnen ihn für den Meßias erklärten, und seine Gewalt zu kennen schienen, so war die Gabe, die Dämonischen zu kuriren, wenn die jüdische Volksmeynung richtig war, ein Charakter seiner Meßiasschaft; und das Zeugniß der Dämonen war von großem Gewicht. War aber diese Volksmeynung ein Vorurtheil, so waren diese Heilungen gemeine Wunder, und die Reden der Dämonischen waren Einfälle verrückter Personen, die freylich zufälliger Weise die Wahrheit sagen konnten. Es ist sich denn nicht zu verwundern, wenn Jesus nach seiner Weisheit ein Vorurtheil, wie dieses, geschont hat. Wenn nur die Wahrheit Eingang fand, mochten doch die Ursachen, die dazu halfen, beschaffen seyn, wie sie wollten. Aber daß die jüdischen Begriffe von teufelischen Besitzungen deswegen Christen zu glauben aufgedrungen werden können und sollen, folgt hieraus gewiß nicht. Wir sind an diese chaldäischen, rabbinischen und griechischen Meynungen wohl nicht gebunden. IX. Ueber das Betragen Jesu in seinen religiösen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Jesus verachtete die Obrigkeit und die Lehrer der Juden nicht, als solche; zu seinen Bemühungen, die eingeschlichenen Irrlehren und Mißbräuche auszurotten, war er als Israelite und Rabbi berechtigt. Jesus hatte eine Prätension auf den Thron Davids, war aber noch nicht zum König Israel erklärt. R. hält diese Prätension Jesu auf den jüdischen Thron, die noch itzt fortdauert, für keinen großen Zuwachs zu Jesu Größe. Ihm diese Prätension geben, (um einst im 1000jährigen Reiche sie geltend zu machen) heißt Croesi thesauris teruncium addere. Jesus respectirte in der jüdischen Staatsverfassung noch immer die Ueberreste der alten Theokratie. Was für Ueberreste? X. Von dem Eindruck, den seine Lehren und Thaten auf seine Zeitgenossen machten. „Das Leben, die Lehre, die Schicksale Jesu bestätigten, daß den Israeliten ein Retter und König aus der Nachkommenschaft Davids verheissen gewesen, der eine neue Theokratie unter ihnen aufrichten würde.“ Soll von einem politi-

politischen Beherrscher die Rede seyn, so bestätigen sie gewiß vielmehr das Gegentheil. XI. Von Jesu Wundern und Weissagungen. Die schwere Materie von Jesu Wundern ist auf eine für denkende Leser wenig befriedigende Art abgehandelt. Jesus weissagt, außer der Zerstörung Jerusalems, eine zwente Zukunft (zum Weltgerichte ohne Zweifel.) Der Meynung ist R. auch, daß Jesus in der That Matth. 25. und an andern Orten mehr von einem Weltgerichte, das ihm übergeben sey, rede. In außer der Stelle Act. 6, 14. scheint ihm keine für die Meynung beweisend, daß die Zerstörung des jüdischen Staats jemals Christo oder einer unsichtbaren Zukunft desselben zugeschrieben werde. Jesus bestätigt eine unter den Juden schon bekannte und ihnen geläufige Idee, und behält auch die Vorstellungsart bey. So verhält es sich auch mit der Lehre von der Auferstehung. XII. Vom Plan und Zusammenhang der göttlichen Führungen im Gang seines Schicksale. Kurze Uebersicht der Begebenheiten Jesu im Ganzen. Hr. H. hat in der That so viel geleistet, daß daraus leicht einzusehen ist, wie viel Licht eine fortgesetzte Lectüre des Testaments, auch ohne den Gebrauch anderweitiger Hülfsmittel und häufige Benutzung anderer Geschichtsquellen über den historischen Theil der Stiftung des ältesten Christenthums verbreiten kann. Allein daß auch andere Hülfsmittel erfordert werden, wo es um Kenntniß der Dogmen und des Inhalts und wahren Verstandes der Vorträge Jesu überhaupt zu thun ist, und daß mehr als bloßes Lesen hiezu erfordert werde, ist eine nicht weniger ausgemachte Wahrheit.

Wr.

Rede an dem Gedächtnißtage der Reformazion, worin Luthers Verhalten bei der Wiederherstellung der reinen evangelischen Lehre, mit dem Verhalten der neuern sogenannten Reformatoren verglichen wird, gehalten in dem größern Hörsale des Quedlinburgischen fürstlichen Gymnasiums, und auf ausdrückliches Verlangen verschiedener Zuhörer zum Druck befördert von Carl Christian Voigt, Konrektor. Zu haben in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau. 1782. 8. 38 S.

Wovon

von allerley Vorurtheilen, die in der Folge entstanden, und izt mit ihnen stehen und fallen, z. E. von Hexerey u. d. gl. Ja sie waren zu Jesu Zeit der Ausbreitung des Christenthums eher beförderlich, als hinderlich. Es war eine gemeine Meynung unter den Juden, daß zu des Meßias Zeit die unreinen Geister vom Erdboden verbannt werden sollten. Da Jesus die Dämonischen haufenweis gesund machte, da sie, oder die Dämonen in ihnen ihn für den Meßias erklärten, und seine Gewalt zu kennen schienen, so war die Gabe, die Dämonischen zu kuriren, wenn die jüdische Volksmeynung richtig war, ein Charakter seiner Meßiasschaft; und das Zeugniß der Dämonen war von großem Gewicht. War aber diese Volksmeynung ein Vorurtheil, so waren diese Heilungen gemeine Wunder, und die Reden der Dämonischen waren Einfälle verrückter Personen, die freylich zufälliger Weise die Wahrheit sagen konnten. Es ist sich denn nicht zu verwundern, wenn Jesus nach seiner Weisheit ein Vorurtheil, wie dieses, geschont hat. Wenn nur die Wahrheit Eingang fand, mochten doch die Ursachen, die dazu halfen, beschaffen seyn, wie sie wollten. Aber daß die jüdischen Begriffe von teufelischen Besitzungen deswegen Christen zu glauben aufgedrungen werden können und sollen, folgt hieraus gewiß nicht. Wir sind an diese chaldäischen, rabbinischen und griechischen Meynungen wohl nicht gebunden. IX. Ueber das Betragen Jesu in seinen religiösen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Jesus verachtete die Obrigkeit und die Lehrer der Juden nicht, als solche; zu seinen Bemühungen, die eingeschlichenen Irrlehren und Mißbräuche auszurotten, war er als Israelite und Rabbi berechtigt. Jesus hatte eine Prätension auf den Thron Davids, war aber noch nicht zum König Israel erklärt. R. hält diese Prätension Jesu auf den jüdischen Thron, die noch izt fortdauert, für keinen großen Zuwachs zu Jesu Größe. Ihm diese Prätension geben, (um einst im 1000jährigen Reiche sie geltend zu machen) heißt Croesi thesauris teruncium addere. Jesus respectirte in der jüdischen Staatsverfassung noch immer die Ueberreste der alten Theokratie. Was für Ueberreste? X. Von dem Eindruck, den seine Lehren und Thaten auf seine Zeitgenossen machten. „Das Leben, die Lehre, die Schicksale Jesu bestätigten, daß den Israeliten ein Retter und König aus der Nachkommenschaft Davids verheissen gewesen, der eine neue Theokratie unter ihnen aufrichten würde.“ Soll von einem

politi-

politischen Beherrscher die Rede seyn, so bestätigen sie gewiß vielmehr das Gegentheil. XI. Von Jesu Wundern und Weissagungen. Die schwere Materie von Jesu Wundern ist auf eine für denkende Leser wenig befriedigende Art abgehandelt. Jesus weissagt, außer der Zerstörung Jerusalems, eine zweyte Zukunft (zum Weltgerichte ohne Zweifel.) Der Meynung ist R. auch, daß Jesus in der That Matth. 25. und an andern Orten mehr von einem Weltgerichte, das ihm übergeben sey, rede. Ja außer der Stelle Act. 6, 14. scheint ihm keine für die Meynung beweisend, daß die Zerstörung des jüdischen Staats jemals Christo oder einer unsichtbaren Zukunft desselben zugeschrieben werde. Jesus bestätigt eine unter den Juden schon bekannte und ihnen geläufige Idee, und behält auch die Vorstellungsart bey. So verhält es sich auch mit der Lehre von der Auferstehung. XII. Vom Plan und Zusammenhang der göttlichen Führungen im Gang seines Schicksale. Kurze Uebersicht der Begebenheiten Jesu im Ganzen. Hr. H. hat in der That so viel geleistet, daß daraus leicht einzusehen ist, wie viel Licht eine fortgesetzte Lectüre des Testaments, auch ohne den Gebrauch anderweitiger Hülfsmittel und häufige Benutzung anderer Geschichtsquellen über den historischen Theil der Stiftung des ältesten Christenthums verbreiten kann. Allein daß auch andere Hülfsmittel erfordert werden, wo es um Kenntniß der Dogmen und des Inhalts und wahren Verstandes der Vorträge Jesu überhaupt zu thun ist, und daß mehr als bloßes Lesen hiezu erfordert werde, ist eine nicht weniger ausgemachte Wahrheit.

Mr.

Rede an dem Gedächtnißtage der Reformazion, worin Luthers Verhalten bey der Wiederherstellung der reinen evangelischen Lehre, mit dem Verhalten der neuern sogenannten Reformatoren verglichen wird, gehalten in dem größern Hörsale des Quedlinburgischen fürstlichen Gymnasiums, und auf ausdrückliches Verlangen verschiedener Zuhörer zum Druck befördert von Carl Christian Voigt, Konrektor. Zu haben in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau. 1782. 8. 38 S.

Wovon

Wovon wollten doch manche Leute reden und schreiben, wenn die neuen Reformatoren nicht wären, die nun schon seit zehn Jahren in einem paar hundert Skarteken beschwazt und beschrieben worden sind. Luther, heißt es immer, ging mit seiner Meynung frey heraus; folgte als ein gelehrter Mann seiner eigenen Einsicht, und wußte Gründe für seine Behauptung anzugeben. er stellte die Reinigkeit des Christenthums her, und ging vom Pabstthum aus, mit dem er nichts mehr zu thun haben wollte. Die neuen Reformatoren aber halten mit ihrer wahren Meynung hinterm Berge; verstehn das alte, das sie verwerfen, nicht, haben es auch nie geprüft, sondern sind bloße unwissende Nachbeter neuer angesehener Heterodoxen, die längst widerlegt worden; auf Gründe lassen sie sich nicht ein, und haben auch keine für ihre neue Meynungen; sie wollen das Christenthum stürzen, und den Naturalismus an dessen Stelle setzen, und was das schlimmste ist, sie bringen ihre Meynungen der lutherischen Kirche auf, und lassen sich von ihr füttern, ohne ihren Lehrbegrif zu haben. Diese Vergleichung hat Hr. W aus jenen Skarteken zusammengeschrieben, und nochmals öffentlich abgelesen, welches denn auf den gelehrten und ungelehrten Pöbel unter seinen Zuhörern so starken Eindruck gemacht, daß sie ihn um die Bekanntmachung seiner Rede gebeten haben.

Ich dächte, Mangel an Freymüthigkeit, ihre Meynung offenherzig zu sagen, könnte man vielen, denen der W. zu Leibe will, eben nicht vorwerfen. Vom Nachbeten theologischer Lehrsätze hätte der W. doch auch ganz stille schweigen sollen. Durch Nachbeterei ist das Kirchensystem Jahrhunderte lang erhalten worden, und wenn je ein blinder Nachbeter anderer Leute gewesen, so ist er es. Daß Luther nicht eher aus der päbstlichen Kirche ausging, bis man ihn gewaltsam ausstieß, muß er auch wohl nicht gewußt, wenigstens nicht bedacht haben. Im Anfange war es gewiß Luthers Gedanke nicht, eine neue Kirchenparthey zu stiften. Aber was schwazt so ein Zelot, als Hr. W., in seinem unverständigen blinden Eifer für vermeinte Rechtgläubigkeit der Lehre nicht in den Tag hinein! Wer, wie er, sagt: die neuen vom alten System abweichenden Gottesgelehrten verstehen die alte Theologie nicht, haben sie nicht geprüft, und gründen ihre Meynungen auf nichts, muß entweder die Schriften der Neuern nicht mit Verstand und Unpartheylichkeit gelesen haben, oder ein ganz stupider Mensch seyn, oder sich

bey

bey Leuten, welche Absichten durchzusetzen suchen, oder beym gemeinen Volk, dem man leicht Staub in die Augen werfen kann, damit beliebt machen wollen. Ich wünschte, daß Hr. Voigt die Personen, die so groß Wohlgefallen an seiner Rede fanden, genannt hätte, damit man sie doch kennete; denn es ist kaum glaublich, daß ein Mensch von gesundem Verstande ohne Unwillen solch Geschwäz mit anhören, geschweige sich daran laben könne. Ehre macht es dem Quedlinburgischen Gymnasium nicht, daß ein Konrektor desselben nichts gescheiteres zu reden weiß, und wenn er es geredet hat, es dann noch oben drein sagen darf, er habe es auf ausdrückliches Verlangen drucken lassen. Ein Ungenannter hat dem Schulredner die unverdiente Ehre gethan, unter fremden Namen ein paar Bogen wider ihn zu schreiben. Sie sind betitelt:

Sendschreiben an einen Quedlinburger Schulmonarchen, der Luthern mit den neuen Reformatoren verglich, vom Schulmeister zu Gibeon. 1782. 8. 32 Seiten.

Herr Voigt hat sich durch die Unwissenheit und hämische Gesinnung, welche in seiner Rede so sichtbar ist, die beissende Behandlung, so ihm hier wiederfährt, selbst zugezogen. Sein Kopf und sein Herz werden von dem Schulmeister auf die Wage gelegt, und zulezt einige Gewissensfragen an ihn gerichtet, bey denen ihm freylich wohl etwas warm vor der Stirne werden möchte. Die Sachen sind sehr wahr und gut, die der Schulmeister dem Hrn. Voigt zu seiner Belehrung sagt. Aber der Ton, worinn sie gesagt werden, gefällt mir nicht. Er ist zu wild, zu schneidend, und der skurrile Witz sticht gegen andere ernsthafte Vorstellungen zu sehr ab. Ich weiß nicht, wo der V. die kleinen Umstände, die es beweisen sollen, daß Hr. Voigt den verdienten Herrn Consistorialrath Hermes gemeinet gehabt habe, und andere Anekdötchen von gewissen Personen her hat. Vermuthlich will er dem ersteren mit dem Sendschreiben einen Dienst thun. Aber wenn ich mich in Hrn. Hermes Stelle setze, würde ich dem V. für so eine Fürsprache und Schutzschrift wenig Dank wissen. Hrn. H. mußte die Anhörung der Rede weniger unangenehm seyn, als die Art, in der er sich hier gegen den Schmähredner vertheidigt lieset. Angenommen, daß durch

die

die Voigtsche Rede Funken in den Zunder fielen und fallen soll-
ten, wird das Sendschreiben sie auslöschen, oder neues Feuer
anzünden? Indessen ist so viel gewiß: wenn es wahr ist, daß
Hr. Voigt einen so verdienten, gelehrten, rechtschaffenen, gut-
müthigen Mann, wie der Hr. Consistorialrath Hermes ist, hat
durch diese Rede anschwärzen wollen, so hat er höchstnieder-
trächtig und schändlich gehandelt. Ein Lehrer der Jugend sollte
ihr nützliche Sachen sagen, und nicht redliche Männer verun-
glimpfen. Der Schulmeister nennet übrigens noch sonst Na-
men von Personen, die hier nicht her gehörten. Es wäre zu
wünschen, daß dieser Streit, durch den nichts edels und gutes
befördert wird, geendigt wäre, und die, so ihn veranlasset ha-
ben, sollten sich ins Herz schämen.

Rmf.

Nachricht von einem neuen Lehrgebäude in der Reli- gion und in den Wissenschaften x. von Christian Gottlieb Berger, Physiko x. Dessau und Leip- zig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. In 8. 730 Verse.

Die Dedikation ist an Sr. Excellenz den Herrn Etatsminister
Baron von Zedlitz gerichtet, und betrift die Untersuchung
der Erfindung und Einführung einer neuen allgemeinen Rede-
und Schreibsprache. In der Abhandlung fängt der V. gleich
mit der Dreyeinigkeitslehre an, behauptet, daß zwar die heil.
Schrift selbige bekannt gemacht, daß er aber dennoch sein Sy-
stem neu nennen könne, weil noch niemand darin so weit ge-
gangen und diese Lehre so weit ausgedehnt, wie er. — Lei-
der ist das mehr als allzu wahr.

Im 40sten Verse fordert er von denen, die seine Lehre für
unrichtig halten, eine bescheidene und gründliche Widerlegung.
Recensent hat das in dem Urtheile über den Lehrbegriff von
der Religion Jesu gethan, und beziehet sich darauf. V. 59
sagt der V., „da alle unsre Wissenschaften die Werke Gottes
zum Gegenstande haben, so folgt also, daß wir das System der
Dreyeinigkeit durchgängig in allen Wissenschaften nicht allein
brauchen können, sondern daß es auch das einzige ist, welches
uns in eine zweckmäßige, gründliche, und wesentliche Erkenntniß
aller Werke Gottes und aller Wissenschaften führen kann, nicht

eine

eine einzige ausgenommen. — Nun können unsre Leser schon schliessen, wie das Ding ablaufen werde. V. 77 verweiset der V. seine Leser, die nach Gründen fragen, auf zukünftige Schriften. — Aber bis dahin hätte es ja mit dem Lehrgebäude selbst Zeit gehabt. V. 81 ist eine Selbstrecension, aus den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten, über das System der Ewigkeit. Ist im Grunde nichts anders, als eine wiederholte Empfehlung der unbewiesenen Grillen von der Dreyeinigkeit. Im 46. Verse des 4ten Hunderts bestätigt der V. den Titel seines Buchs mit dem Urtheile des Hrn. D. Büsching, der im 33ten Stücke der wöchentlichen Nachrichten vom J. 76 sagt, daß ihm fast alles neu und unbekannt sey, was der V. geschrieben, und daß jeder Leser was neues darin finden werde, daß aber auch das Buch dunkel sey. — Ein Urtheil, welches mit möglichster Zurückhaltung und Schonung gesagt ist. Wir können uns aber nicht helfen, wir müssen hinzuthun, die Lehren sind nicht allein neu, sondern unerhört irrig, ganz unbrauchbar zur Gottseligkeit und zum gesellschaftlichen Nutzen, und richten Verwirrung und Schaden an. Im 5ten Hundert vom 8. Verse an wieder eine Selbstrecension über die Antidiluviana. — Die Mode mit den Selbstrecensionen ist nicht übel. Die übrigen übergehen wir, nur wollen wir noch anmerken, daß des V. Vorsatz, die allgemeine Sprache auf das System der Dreyeinigkeit zu gründen, so unglücklich sey, daß er damit alles in Grund und Boden verderben werde, da sonst in dieser Schrift noch das meiste Gute ist. Er schlägt vor, daß aus allen Welttheilen Gelehrte zusammenkommen, 5 bis 6 Jahre zusammen arbeiten, und ihre Einsichten über die allgemeine Sprache berichtigen sollen.

Behutsamkeit und Vorsicht bey diesem Geschäfte, Druck, Privilegium, Verlagskosten, Belohnung, alles wird genau abgewogen, wobey dem Rec. der Honigtopf natürlicher Weise einfiel. Den Dädalus des V. anbelangend, so wundern wir uns über des verstorbenen Lamberts günstiges Urtheil. Aber nun — die Offenbarung Johannis, die unter der Presse ist, schlägt allen unsern Muth nieder. Bewahre Gott, was wird das werden? mit dem System der Ewigkeit und Dreyeinigkeit wird sie verbunden seyn. Bengels Erklärung will der V. zwar nutzen, aber übrigens einen ganz neuen Weg gehn. Die Vorstellung der Monarchie des Teufels, das Pabstthum, sey die Hauptabsicht des Buchs; das erste Siegel, Trompete, und

Schale bedeute eine schreckliche Pest, das 4te Siegel einen grausamen Krieg — doch unsre Leser mögen die Zeit abwarten.

Wenn Gott dem V. Gesundheit und Kräfte giebt, will er die ganze theoretische und praktische Arzeneywissenschaft nach dem System der Dreyeinigkeit abhandeln, und die Landprediger in den Stand setzen, eben so sicher kuriren zu können, als der geschickteste Arzt. Das wäre denn also die allgemeine Dreyeinigkeitskur. Wie der Titel sich zum Inhalte dieses Buchs reime, sehen wir nicht ab. Aufrichtig rathen wir dem Verf., er setze in seinem Leben keine Feder weiter an.

Bm.

Beantwortung der Frage: ist die in den lutherischen Kirchen übliche Gewohnheit, die Kinder zu confirmiren oder einzuseghen, vernünftig und nüzlich? — beyzubehalten, oder abzuschaffen? Frankfurt und Leipzig 1782. 4 Bogen 8.

Wenn eine Untersuchung darauf gerichtet ist, wirkliche Irthümer zu verbannen, Nachdenken zu befördern, oder Gewohnheiten und Gebräuchen zum Besten der Menschen eine zweckmäßigere Richtung zu geben, so muß sie allemal willkommen seyn. Es wird nicht schwer zu entscheiden seyn, wie viel, oder wie wenig von allem diesem sich der Leser in dieser Abhandlung zu versprechen habe. Vorläufig können wir versichern, daß sie mit einer ausnehmenden Bitterkeit und einem sehr entscheidenden Tone geschrieben ist, so daß diese vorgebliche Untersuchung des V. ohnmöglich hat ruhig seyn können, wie sie es hätte seyn sollen.

Gleich auf der ersten Seite sieht er die „meisten Gebräuche und Ceremonien in den lutherischen Kirchen, theils noch für so abergläubisch, theils so unvernünftig und disharmonisch mit gereinigten Grundsätzen, an, daß man sich wundern müsse, wie sie bis auf den heutigen Tag noch Verehrer gefunden hätten," ohne daß es ihm gefallen hat, diese unvernünftige Gebräuche in einem vernünftigen Detail darzulegen. Daß manche Gebräuche, die nun durch die Verjährung ehrwürdig geworden sind, einer andern Richtung bedürften, kann gewiß niemand in Abrede seyn, der unpartheyisch urtheilet, aber sie

unver-

unvernünftig zu nennen, das kann man nur alsdenn, wenn man sich der Mißbilligung unbefangener Beurtheiler bloßstellen will. Versteht's der V. denn, alles Unebne gerade zu machen?

Die erste Anwendung seines Zorns macht er S. 4 nebenhin auf die Beichte. „Es sey, sagt er, nichts schwerer, als einmal eingewurzelte Irthümer auszurotten, besonders, wenn die Clerisey davon Nahrung für ihren Ehrgeiz oder Geldbegierde habe, — und doch behielten wir die Beichte immer bey, da doch die ganze Absolution nichtsbedeutend sey." Wir geben es gern zu, daß jedes Jahrhundert vom merklichen Eigennutze und Ehrgeize eines großen Theils der Geistlichen zeuge, aber sind es darum andre Stände, und selbst der des V. weniger? Hat es nicht auf der andern Seite immer Geistliche gegeben, die sich über alle diese vom V. so allgemein behaupteten Niedrigkeiten weggehoben, und mit einer ausnehmenden Uneigennützigkeit für die Ausbreitung der Wahrheit und einer verständigen Gottesverehrung gesorgt haben? Will es der V. etwan nicht wissen, daß es größtentheils die meisten von der bey ihm so sehr verschrieenen Clerisey gewesen sind, die den Grad der Religionscultur in unsren Zeiten so hoch gebracht haben? Hat nicht schon an überaus vielen Orten die Privatbeichte aufgehört, und sich in eine allgemeine Vorbereitung verwandelt? Schämen muß sich der V. solcher falschen und herabgewürdigten Urtheile, wenn er Scham hat!

S. 5 kommt er auf den eigentlichen Vorwurf seiner Abhandlung, und untersucht, 1) ob die heut zu Tage in den lutherischen Kirchen gebräuchliche Einsegnung der Kinder, mit der Gewohnheit der ältern christlichen Kirche übereinstimme, oder davon abgewichen sey, 2) ob der selbst bey den frühern Christen und Gemeinden üblich gewesene Gebrauch hierunter in der Bibel gegründet gewesen sey, 3) ob die jezt gewöhnliche Confirmation einen Grund und Nutzen habe, beyzubehalten, oder wie jedoch die dabey eingeschlichene Mißbräuche am besten abzustellen seyen?

Die beyden erstern Stücke der Untersuchung können wir dem V. schenken, denn aus der Geschichte der erstern Kirche, die der V. fälschlich die reinere nennet, folgt mit keinem vernünftigen Grunde, die Nothwendigkeit einer ähnlichen Einrichtung in unsren Zeiten, welches aber die Sache des V. ist, da er die Taufe mit der dabey üblich gewesenen Segnung der Kinder für hinlänglich hält. Der V. bedenkt hierbey gar nicht, daß die

Schale bedeute eine schreckliche Pest, das 2te Siegel einen grausamen Krieg — doch unsre Leser mögen die Zeit abwarten.

Wenn Gott dem V. Gesundheit und Kräfte giebt, will er die ganze theoretische und praktische Arzeneywissenschaft nach dem System der Dreyeinigkeit abhandeln, und die Landprediger in den Stand setzen, eben so sicher kuriren zu können, als der geschickteste Arzt. Das wäre denn also die allgemeine Dreyeinigkeitskur. Wie der Titel sich zum Inhalte dieses Buchs reime, sehen wir nicht ab. Aufrichtig rathen wir dem Verf. er setze in seinem Leben keine Feder weiter an.

Bm.

Beantwortung der Frage: ist die in den lutherischen Kirchen übliche Gewohnheit, die Kinder zu confirmiren oder einzuseghen, vernünftig und nüzlich? — beyzubehalten, oder abzuschaffen? Frankfurt und Leipzig 1782. 4 Bogen 8.

Wenn eine Untersuchung darauf gerichtet ist, wirkliche Irthümer zu verbannen, Nachdenken zu befördern, oder Gewohnheiten und Gebräuchen zum Besten der Menschen eine zweckmäßigere Richtung zu geben, so muß sie allemal willkommen seyn. Es wird nicht schwer zu entscheiden seyn, wie viel, oder wie wenig von allem diesem sich der Leser in dieser Abhandlung zu versprechen habe. Vorläufig können wir versichern, daß sie mit einer ausnehmenden Bitterkeit und einem sehr entscheidenden Tone geschrieben ist, so daß diese vorgebliche Untersuchung des V. ohnmöglich hat ruhig seyn können, wie sie es hätte seyn sollen.

Gleich auf der ersten Seite sieht er die „meisten Gebräuche und Ceremonien in den lutherischen Kirchen, theils noch für so abergläubisch, theils so unvernünftig und disharmonisch mit gereinigten Grundsätzen an, daß man sich wundern müsse, wie sie bis auf den heutigen Tag noch Verehrer gefunden hätten," ohne daß es ihm gefallen hat, diese unvernünftige Gebräuche in einem vernünftigen Detail darzulegen. Daß manche Gebräuche, die nun durch die Verjährung ehrwürdig geworden sind, einer andern Richtung bedürften, kann gewiß niemand in Abrede seyn, der unpartheyisch urtheilet, aber sie

unver-

unvernünftig zu nennen, das kann man nur alsdenn, wenn man sich der Mißbilligung unbefangener Beurtheiler blosstellen will. Versteht's der V. denn, alles Unebne gerade zu machen?

Die erste Anwendung seines Zorns macht er S. 4 nebenhin auf die Beichte. „Es sey, sagt er, nichts schwerer, als einmal eingewurzelte Irthümer auszurotten, besonders, wenn die Clerisey davon Nahrung für ihren Ehrgeiz oder Geldbegierde habe, — und doch behielten wir die Beichte immer bey, da doch die ganze Absolution nichtsbedeutend sey.“ Wir geben es gern zu, daß jedes Jahrhundert vom merklichen Eigennutze und Ehrgeize eines großen Theils der Geistlichen zeuge, aber sind es darum andre Stände, und selbst der des V. weniger? Hat es nicht auf der andern Seite immer Geistliche gegeben, die sich über alle diese vom V. so allgemein behaupteten Niedrigkeiten weggehoben, und mit einer ausnehmenden Uneigennützigkeit für die Ausbreitung der Wahrheit und einer verständigen Gottesverehrung gesorgt haben? Will es der V. etwan nicht wissen, daß es größtentheils die meisten von der bey ihm so sehr verschrieenen Clerisey gewesen sind, die den Grad der Religionscultur in unsren Zeiten so hoch gebracht haben? Hat nicht schon an überaus vielen Orten die Privatbeichte aufgehört, und sich in eine allgemeine Vorbereitung verwandelt? Schämen muß sich der V. solcher falschen und herabgewürdigten Urtheile, wenn er Scham hat!

S. 5 kommt er auf den eigentlichen Vorwurf seiner Abhandlung, und untersucht, 1) ob die heut zu Tage in den lutherischen Kirchen gebräuchliche Einsegnung der Kinder, mit der Gewohnheit der ältern christlichen Kirche übereinstimme, oder davon abgewichen sey, 2) ob der selbst bey den frühern Christen und Gemeinden üblich gewesene Gebrauch hierunter in der Bibel gegründet gewesen sey, 3) ob die jezt gewöhnliche Confirmation einen Grund und Nutzen habe, beyzubehalten, oder wie jedoch die dabey eingeschlichene Mißbräuche am besten abzustellen seyen?

Die beyden erstern Stücke der Untersuchung können wir dem V. schenken, denn aus der Geschichte der erstern Kirche, die der V. fälschlich die reinere nennet, folgt mit keinem vernünftigen Grunde, die Nothwendigkeit einer ähnlichen Einrichtung in unsren Zeiten, welches aber die Sache des V. ist, da er die Taufe mit der dabey üblich gewesenen Segnung der Kinder für hinlänglich hält. Der V. bedenkt hierbey gar nicht, daß die

Taufe ganz kleiner Kinder in der erstern Zeit völlig unerweislich sey, vielmehr erwachsene Kinder erst dazu genommen wurden. Wenn hierauf Rücksicht genommen wird, welches auch Tertullian L. de baptismo Cap. 18 einschärft: veniant dum adolescunt, veniant dum discunt, dum quo veniant docentur; fiant Christiani, quum Christum nosse potuerint: quia festinat innocens ætas ad remissionem peccatorum — norint petere salutem, ut petenti dedisse videaris? so wär freylich die Art der Einsegnung, so wie sie jezt gewöhnlich ist, nicht in der Art nöthig. Das mag genug seyn, uns mit dem V. über Sachen einzulassen, die nicht unmittelbar zum Zweck gehören, ob wir ihm gleich andre Unrichtigkeiten über Wundergaben u. s. w. zu Gemüthe führen könnten. Also näher zur Sache.

Die Gründe, die man für die Confirmation habe, sagt er, seyen folgende:

„1) Weil die Kinder ihren Taufbund feyerlich erneuern, und dadurch ihre Pathen, die bey ihrer Taufe sich gleichsam verbürgt, von ihrer Verbindlichkeit lossprechen. 2) Weil die Kinder dadurch Glieder der christlichen Gemeinde würden. 3) Weil sie dadurch fähig gemacht würden, das Abendmahl zu genießen."

Wir wollen hierzu gleich seine Widerlegungen, so gut wir sie aus seiner nicht wohl geordneten Abhandlung und häufigen Wiederholungen sammlen können, hinzufügen, und alsdenn unser Urtheil fällen.

„Es sey nicht nöthig, daß noch eine besondere Handlung willkührlich eingeführt würde, wodurch nur das erlangt würde, was durch die Taufe bereits erlangt ist. Sich öffentlich bey erwachsenen Jahren für diese oder jene Gemeinde erklären, heiße verbunden seyn, sich in ein Kirchenregister immatrikuliren lassen, welche unselige Hierarchie alles Unheil und Unglück über den Erdboden verbreitet habe. Wäre ein Kind gut unterrichtet, so müsse es von dem Kinde abhangen, ob es diese oder jene Religion erwählen wolle. Oeffentliche Schulproben seyen besser, als die öffentlichen Proben der Geschicklichkeit bey der Confirmation. Da den Predigern in Preußen verboten sey, vom Abendmahl auszuschließen, so trieben sie izt mit der Confirmation ihren Muthwillen, da es doch offenbar sey, daß die Kinder wegen der Einsegnung an den meisten Orten mit einem Unterrichte beschwert würden, der für sie und den Staat

nach-

nachtheilige Folgen habe. „Bey diesen Umständen sey es die Pflicht eines jeden Patrioten, (daß sich doch ein jeder ardelio Patriot nennet, der keinen Beruf dazu hat!) an der Abhelfung dieser Mißbräuche zu arbeiten."

Nun höre man seine kluge Verbesserung! „Da die Kinder oft bis zum 18ten Jahre aufgehalten würden, wodurch die besten Jahre und Kräfte dem Dienst der Eltern und des Staats entzogen werden, weil, wenn sie nicht in der Schule wären, sie zu Hause auswendig lernen müßten, wodurch Gewerbe, Ackerbau und Nahrungsgeschäfte litten: so sollten (von nun an) die Kinder bis ins 12te Jahr die leichten Wahrheiten der Religion lernen; Erbsünde, Genugthuung Jesu, Dreyeinigkeit, Gnadenwirkungen des heiligen Geistes müßten den Kindern bis ins 14te Jahr von den Predigern nach der Predigt gelehret werden. Hätten die Kinder alsdenn noch nicht genug Fortschritte gemacht, so müßten sie doch eingesegnet werden, denn wenn vollkommne Erkenntniß zur Einsegnung nöthig wäre, wie könnten die gelitten werden, die ihre Kenntnisse vergessen hätten? Dies würde aber eine herrliche Inquisition seyn, die die rach- und herrschsüchtige, müßige Prediger vortreflich benutzen würden. Also, schließt er, müßte es Eltern und Kindern frey stehen, ob sie die Confirmation beobachten wollen oder nicht."

Der V. hängt augenscheinlich zu sehr an das Wort Einsegnung, welches er aber zum Unglück nicht zu verstehen scheint, oder damit ganz widersinnige Begriffe verbinden mag. Er kann es nicht läugnen, daß Kinder überhaupt unterrichtet werden müssen, warum sollen sie denn nun nicht der öffentlichen Prüfung ihrer Eltern blos gestellet, zur Führung eines christlichen, guten Lebenswandels noch einmal ermahnet, und sie alsdenn mit dem Wunsche ihres künftigen Wohlergehens entlassen werden? denn etwas anders ist doch wohl die Einsegnung nicht, ob wir es gleich aus dem V. nicht haben herausbringen können, was er sich nach verworrenen Begriffen unter Einsegnung eigentlich gedenken mag. Und wenn denn der Unterricht in etwas mehrern, als der V. sagt, in Mysterien, zehn Geboten, und theologischen Hypothesen bestanden hat, so kann eine öffentliche Befragung über das, was eigentlich Christenthum ist, wohl von keinem Vernünftigen getadelt werden. Hätte der V. das gehörig bedacht, was wirkliches Christenthum ist, so würde er sich des unweisen Einfalls enthalten haben, daß die Confirmation

tion dazu diene, Kinder an eine gewisse Gemeinde zu fesseln, und Gewissenszwang einzuführen. Was thut denn die äußre Anhänglichkeit an eine gewisse Societät Schaden? kann denn nicht demohngeachtet Verschiedenheit der Erkenntniß und der Vorstellungen statt finden, ohne gerade die äußern öffentlichen Verbindungen mit einer Societät aufzugeben? Welcher unsinnige Mensch kann sichs nur träumen lassen, daß durch die Confirmation die Grenzlinie der Erkenntniß und Religionsübungen gezogen sey? Aber man merkt es dem V. an, daß er entweder gar keine Erkenntniß vom eigentlichen vernünftigen Unterrichte habe, oder mit einem eingenommenen Gemüthe habe schreiben wollen, und denn scheint dem, der ein trübes Auge hat, alles dunkel. Daß die Prediger Muthwillen mit der Einsegnung trieben, ist wohl nur geflissentliche Lästerung, weil sich ja ein jeder bey den Vorgesezten eines jeden Predigers beschweren könnte; so wie die politische Projektmacherey gleichermaßen übel angebracht ist, daß durch einige Stunden Unterricht bey dem Prediger in der Woche die besten Kräfte und Jahre dem Dienste des Staats und der Eltern entzogen würden. Was kann dem Staate, wenn nicht anders in demselben alles finanzmäßig behandelt werden soll, an ein paar Stunden der Woche abgehen, was er nicht unweit mehr an moralischem bessern Verhalten und vernünftigen Erkenntnisse seiner Bürger wieder gewönne? Stünde es endlich, denn wir sind der Beantwortungen dieses Geschmieres überdrüßig, in dem Willen der Eltern und ihrer Kinder, sich einsegnen zu wollen oder nicht, wer sieht denn nicht, zu welchen moralischen Unordnungen dies augenscheinliche Veranlassung gäbe?

Zulezt können wir nicht anders, als das für Urtheile eines hämischen und übelgesinnten Gemüths halten, wenn er so häufig auf müßige, rach- und herrschsüchtige Prediger schmält, und glaubt, daß die Prediger die Confirmation als ein so gutes accidens ansähen, daß sie den Gebrauch immer als heilsam anpreisen würden, um für ihren Geldbeutel (durch so eine Reinigkeit?) mehr zu sorgen, als für das Heil ihrer Heerde.

U.

Das Buch für Traurige von *C. F. Sintenis*. Zweeter Theil. Wittenberg und Zerbst. 1782. 8. 31 Bogen.

Im Ganzen müssen wir von diesem zweeten und lezten Theile eben das sagen, was wir vom ersten gesagt haben. Das ewige Jagen nach Prunk und Antithesen ist unausstehlich. Der wahre Traurige und Bekümmerte drückt sich ganz anders aus. Die Dichtkunst ist des Verfassers Werk gar nicht. Statt des Beweises wollen wir unsern Lesern nur die Paraphrase unsres Autors von dem Liede; Nun ruhen alle Wälder — vorlegen. Sie steht auf der 208. S. unter der Rubrik: Abendlied.

„Die Welt, die mich bey Tag entzückt, versinkt in schwarze Hülle
„Der Mitternacht. Tieffeyerliche Todtenstille
„Entsteht, und jedes holdre Kind der Flur
„Entweicht den Schauern der Natur.

Kein unbefangener Leser wird diesen Vers schön finden, in schwarze Hülle versinken — tieffeyerlich — holdre — entweicht den Schauern — Im Winter kann es nicht einmahl gesungen werden. Noch eins, aus eben diesem Liede:

„Ihr Schatten der Natur — durch stille Schöpfersmacht, durch Zähren
„Des Leidenden geweiht zu Tempel und Altären —
„Wie? euch entheiligt keck der Bösewicht,
„Und schleppt zum morgenden Gericht
„Im Geist die Unschuld schon, verführt in düstren Einsiedeleyen
„Die Zärtlichkeit, betrügt, heraubt, übt Mördereyen
„Brüt't Rache gegen seines Feindes Haus
„Und Vaterlandsverderben, aus.

Meine beste Schreibfeder zur Belohnung, wer das versteht!

Rz.

Joh. Nic. Höns, Caplans zu Rodach, von ihm selbst verfertigtes Gebetbuch, so wie es Christen in ihrem mit Gott stehenden Verhältniß nöthig haben, und die verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Lebens erfordern. Schleusingen, 1782. gedruckt mit Müllerschen Schriften. 16 Bogen in 8.

Sowohl der Solöcismus, als unnöthige Zusatz auf dem Titel erwecken nicht das beste Vorurtheil für dieses Gebetbuch. Indessen müssen wir dennoch sagen, daß es nicht unter die Classe der ganz schlechten Gebetbücher gehört, die die mechanische Andacht des gemeinen Beters mit mystischen, allegorischen, orientalischen, biblisch seyn sollenden Formeln, unterhalten, bey denen er platterdings nichts denkt, ohne es selbst zu wissen, weil er von Jugend an, sie zu hören gewöhnt ist. Würklich spricht aus den meisten Gebeten die Sprache eines gerührten, zum Gebet überfliessenden Herzens. Der V. hascht zwar auch zuweilen nach biblischen Redensarten, aber mehr zum Aufputz als zur Einkleidung des ganzen Gebets. Gefallen hat es uns auch, daß er in den vielen Communiongebeten, wie es gewöhnlich in Gebeten dieser Art zu geschehen pflegt, seinen Communicanten nicht so sehr von Hunger und Durst schwatzen, und hernach nicht anders als einen Gast, der von einer behaglichen Mahlzeit kommt, mit innrem Widerspruch seines Gefühls, auf eine capernaitische und unbiblische Art, für die Speisung und Tränkung mit dem Leibe und Blute des Herrn, auf allen Seiten danken läßt, sondern das heilige Abendmahl zur Erweckung einer zweckmäßigen, nicht chimärischen Andacht, zur fruchtbaren Erinnerung des Todes Jesu, zu Stärkung unsers darauf gegründeten Glaubens und Vertrauens zu Gott, zur Aufheiterung unsrer Hofnung und zu Erweckung heiliger Entschließungen nuzt. Ein Gebet in Nöthen und Trübsalen, fängt man aber auch nicht mit dem Gedanken an: „Du hast die besten Einsichten in alle Mittel meiner wahren Glückseligkeit, und die Leiden, welche du mir zuschickst, sind nichts anders, als Beförderungsmittel derselben ꝛc. „Der leidende Christ schüttet vorher sein Herz in den Schoos seines himmlischen Vaters aus, dann erst fühlt er sich leichter, und beruhigt sich durch die Erinnerung, daß seine Leiden ihm nicht ohne Gott begegnen, und daß der bey deren Zulassung die weisesten und wohlthätigsten Absichten haben werde, wenn sie auch gleich erst in der Folge sich aufklären sollten. Noch sucht der V. auch was besonders in gewissen zusammengesezten Wortbildungen, als Anbetungsthron, Heilandskraft, Gottesaug, Allmachtsschuz u. s. w. In dem Vorbereitungsgebet zur Privatcommunion stoßen wir noch auf folgende Stelle: „Das Grab Josephs empfing den gesegneten Leichnam Jesu; aber es blieb dennoch ein Grab. Wirst du Christi Leichnam noch vor deinem Sterben genießen; so wirst

du

zu kein Grab eines Todten, sondern der Tempel des lebendigen Jesu werden." Wo sagt denn die Schrift je, daß wir im heil. Abendmahl Christi Leichnam zu geniessen bekommen? Nur so viel ist biblisch, daß wir Brod geniessen, von dem Christus sagte, daß es sein Leib sey. Und wer nicht schon vorher, um ja die mystische Sprache beyzubehalten, ein Tempel Jesu war, wird es warlich nicht erst durch die Communion auf dem Krankenbette werden. Die Verse, womit jedes Gebet angefangen und geschlossen wird, sind, einige gute Liederstrophen ausgenommen, fast durchgehends schlecht.

Zf.

Aufsätze zur Beförderung und Unterhaltung der häuslichen Andacht durch Uebung im Gebet beym Anfang und Beschluß des Tages, von Karl Ludwig Konrad, Kön. Preußl. Hofprediger. Berlin 1782. bey Himburg. gr. 8. 5 Bogen.

Diese Morgen- und Abendgebete sind für Denkende gut, und der Anhang von Sprüchen der Bibel zur Ermunterung der Andacht und Gottseligkeit wohl gewählt, ob wir gleich an ein paar Stellen den Ausdruck bestimmter wünschten.

Ungern aber vermissen wir den eigentlichen Geist der neutestamentischen Oekonomie Gottes. Wir mögen annehmen, daß Gott dem Meßias unsre Sünden zugerechnet, und Strafe von ihm genommen; oder wir mögen glauben, daß Gott zu Bezeigung seiner unendlichen Liebe die Mißhandlungen seines Sohns den Juden zugelassen: so bleibt das Leiden Jesu doch allezeit der größte Trost eines Christen und die stärkste Ermunterung zur Gottseligkeit. In der Oekonomie des N. B. werden die Nachfolger Jesu als seine Angehörige, als seine Glieder angesehen, und nehmen Theil an der Liebe und an dem Wohlgefallen Gottes gegen seinen Sohn, und allen Seligkeiten desselben. Sie werden Kinder Gottes Joh. 1, 12. und Miterben Christi Röm. 8, 7. Ein ungerathener Sohn wird wegen der Verdienste seines Vaters begnädiget, obgleich dieser nicht um der Verbrechen seines Sohns willen gegeisselt worden ist. Voll herzlicher Liebe zu Jesu, warmen Danks, freudiger Hofnung ist daher das Herz eines Christen, und dies äußert sich sonderlich im Gebet. Ein Muster davon finden wir in dem Dankgebete

bete des Paulus Ephes. 1, 3 17. Mit Recht erinnert sich alle Tage des Herrn der Beter der Schöpfung: aber warum nicht auch der Auferstehung seines Heilandes. Diese ist der Grund von der Wahrheit unsrer so seligen Religion; und die ersten Christen wurden durch dieselbe in solche Freude gesezt, daß sie den Tag desselben zur wöchentlichen Feyer derselben einsezten. Diese Feyer, eine Thatsache bey ihrer Entstehung angefangen und durch achtzehn Jahrhunderte ununterbrochen fortgesezt, macht alle Zweifel lächerlich, und ist noch an jedem Sonntag die Freude eines Christen.

Der Prediger an dem Krankenbette seiner Zuhörer, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amts. Von Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sächs. Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer in Jena, der Erfurt. Akademie Mitglied. 4ter Theil. Jena, bey Krökers. 1782. gr. 8. 2 Alph. 17 Bogen und 5 Bogen Vorrede.

Da der Verfasser den vielen Umgang, den er mit Kranken gehabt, umständlich erzählet; auch wohl andere damit verknüpfte Umstände anführet: so ist gar nicht zu bewundern, daß der vierte Theil voll geworden, und er noch den fünften verspricht. Der V. bleibt sich allezeit gleich, wir beziehen uns auf die Recension voriger Theile: die Lesung derselben kann jungen Predigern nüzlich werden. Gut wär es, wenn der V. sich kürzer faßte. In der Vorrede handelt er die Hindernisse ab, welche die Anverwandten in Bearbeitung des Kranken dem Prediger machen.

Rf.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Gottlob Eusebius Oelzens Anleitung zur gerichtlichen Praxis überhaupt, und insbesondere zu dem Civilproceß. Jena 1782. 546 S. in 8.

Diese

Diese Anleitung zur Praxis schränkt sich zwar allein auf die gerichtliche Praxis ein, allein unerachtet der V. selbst die Geschäfte der willkührlichen Gerichtsbarkeit zur gerichtlichen Praxis rechnet, so wird doch von diesen sehr wenig gesagt, und hauptsächlich nur der Proceß, und auch dieser mehr praktisch als theoretisch abgehandelt. In den Vorbereitungslehren giebt der V. eine kurze Theorie der Praxis; das Hauptwerk aber zerfällt in zwey Abschnitte, 1. von der gerichtlichen Praxis überhaupt, wo von den unterschiedenen Vorträgen überhaupt, Protocollen, Registraturen, Bittschreiben, Präsentationsschreiben, Vollmachten, Syndicaten, Sammlen, Ordnen und Aufbewahren der Acten, Actenverzeichnissen, Actenprotocollen, gerichtlichen Büchern u. s. w. gehandelt wird; 2. praktische Lehre des ordentlichen Civilprocesses, wo nach Voranschickung einiger allgemeiner Grundsätze der ganze Proceß durch alle seine Theile bis zur Execution durchgeführt, und mit guten Formularien in den meisten Fällen erläutert wird. Die Ausführung vom Proceß wird in den vorbereitenden Theil, in den Beweistheil und in den entscheidenden Theil abgesondert, und bey dem Beweistheil werden mit einiger Unbequemlichkeit alle Beweisarten zugleich, unter den Titeln von der Antretung, von der Fortsetzung, und von der Ausführung des Beweises abgehandelt. So sehr wir es billigen, daß der V. manche Lehren des Processes, welche in den Pandecten oder anderswo weitläuftig abgehandelt werden, z. B. von der Tüchtigkeit der Zeugen, Beweiskraft der Urkunden, und dergl. ganz übergangen, oder kurz abgefertigt hat, so ungerne sehen wir, daß andere wichtige Proceßlehren, z. B. von Terminen und Citationsgesuchen, von dem Ungehorsam der Partheien und dessen Folgen, von den Positionen und dabey vorkommenden Eiden, von Additionalbeweisartikeln, von Abhör der Zeugen zum ewigen Gedächtniß und dergl. entweder nur kurz berührt, oder ganz mit Stillschweigen übergangen worden sind. In der Hauptsache selbst finden wir diese Anleitung sehr gut, und größtentheils deutlich und richtig abgefaßt; nur sind, wie bey den meisten sächsischen Rechtsgelehrten, zu sehr sächsische Observanzen und Gesetze gehäuft, als daß sich ein nicht sächsischer Rechtslehrer dieser Anleitung schicklich zu Uebungen mit Studirenden bedienen könnte. Daß der V. gerichtsablehnende und proceßhindernde Einreden mit einer bedingten Einlassung auf die Klage vortragen läßt, ist nicht richtig; denn so müssen wir uns wundern, wie der

der V. mancherley Dinge, welche gar kein Gegenstand des Beweises sind, z. B. auf was geklagt, welche Einreden entgegengesezt, worüber Beweis erkannt worden u. dergl. in die Beweisartikel einrücken läßt. Schreibart und Sprache des V. sind sehr gut, und daher sein Werk ein schäzbarer Beytrag zu Verbesserung der juristischen Sprache. Wahrscheinlich haben wir von ihm ein gleiches Werk über die ausserordentliche Processe zu erwarten.

Johann Heinrich Christian von Selchov — Rechtsfälle, enthaltend Gutachten und Entscheidungen, vorzüglich aus dem teutschen Staats- und Privatrecht. Erster Band. Lemgo 1782. 248 S. in 4.

Der V. liefert hier 24 Gutachten und Entscheidungen, welche größtentheils das deutsche Staats- und Privatrecht betreffen. Der wichtigste Fall ist ohne Zweifel der erste, welcher ein Informativgutachten über die angesonnene Oesterreichische Steuerpflichtigkeit der aus der Reichslandvogtey in Ober- und Niederschwaben Zehenden, Gülten und Renten ziehenden unmittelbaren Reichsstände, (oder vielmehr Kraisstände) enthält, in welchem ganz für die Kraisstände entschieden, und die Erbittung gewillkührter Austräge vorgeschlagen wird. Nunmehr ist bekanntlich diese Sache durch einen Vergleich, nach welchem die Kraisstände gegen Entsagung auf die Dominialsteuer 500000 Gulden an Oesterreich bezahlen, beygelegt. Nicht weniger wichtig ist der Fall von Restitution der Stadt Bruchsal ex capite amnestiæ nach dem Westphälischen Frieden. Die Innwohner dieser Stadt wurden im J. 1622 wegen dem Feind geleisteten Beystands für Rebellen und aller Stadtrechte, Gerechtigkeiten, Güter, Renten u. dergl. für verlustig erklärt; sie können aber nach diesem Gutachten, ohne daß ihnen eine Verjährung entgegenstünde, auf Restitution ihrer Rechte, Güter, Renten u. s. w., nicht aber auf Erstattung der Nuzungen klagen.

Die übrigen Fälle sind weniger, und besonders Nr. VII X. XXII. gar nicht interessant. Bey einigen andern, besonders Nr. IX. X. u. s. w. wird die Ausführung wegen ermangelnder Geschichtserzehlung für den Leser beynahe ganz unbrauch-

brauchbar. Nr. XIII. und XIIII. sind Privatgstachen.) mit des V. angebohrnem adelichen Wappen bestätigt. Nr. XV. hätte unserer Empfindung nach, nicht gedruckt werden sollen.

Beyträge zur populären Rechtsgelehrsamkeit. Ersten Bandes, Drittes Stück. Nürnberg. Seite 275 - 392.

Nr. XV. ist der Beschluß der Abhandlung von der Rechtsgelehrsamkeit überhaupt; ob der Unterschied des Gewohnheitsrechts von der Observanz damit richtig angegeben sey, daß jenes sich in einer stillschweigenden Erklärung des Gesezgebers, diese in einem stillschweigend eingegangenen Vertrag eines Collegiums oder einer Gesellschaft sich gründe, zweifeln wir. Leztere ist immer nur das, was in vorkommenden Fällen beobachtet wird, und kann selbst von geschriebenen Gesezen gesagt werden; ist die Observanz wider das Gesez, so erlangt sie niemals Rechtskraft, bis sie Gewohnheitsrecht wird; ist sie nicht wider, sondern neben einem Gesez eingeführt, so gehört sie auch unter die Normen, nach welchen der Richter entscheiden solle. Der zu Erläuterung des Gewohnheitsrechts Seite 282 angeführte Fall ist ganz unrichtig, denn nach dem gemeinen Recht kann jeder im funfzehnten Jahr seines Alters ein Testament machen; folglich ist hiezu, wann besondere Geseze nichts von diesem Alter verordnen, keine besondere Gewohnheit nöthig; in dem S. 287 gegebenen Beyspiel wird offenbar Gewohnheitsrecht mit der Verjährung verwechselt.

Nr. XVI. Von der Ausflucht des nicht empfangenen Vorlehns. Die strengen Vorschriften des römischen Rechts von dieser Ausflucht sind sehr deutlich und ganz richtig vorgetragen; doch hätte noch weiters ausgeführt zu werden verdient, daß nach der aus den Gesetzen des canonischen Rechts von der Verjährung irrig hergeleiteten allgemeinen Praxis heut zu Tag jene Ausflucht auch nach Verfluß zweyer Jahre zugelassen, der Schuldner, wenn er den Beweis der Nichtbezahlung übernimmt, jederzeit gehört, und sogar der Beweis durch Eideszuschiebung zugelassen werde.

Nr. XVII. Von den Cautelen oder Vorsichtsregeln, welche ein Gläubiger in Ansehung seiner ausgelehnten Gelder zu beobachten hat. Es ist nur von solchen Vorsichts-

regeln

regeln die Rede, welche nach schon ausgeliehenem Gelde zu beobachten sind, und hier wird die Hauptregel aufgesucht: Keine erhebliche Veränderung, die in Ansehung der Güter und übrigen Vermögensumstände des Schuldners oder der persönlichen Verhältnisse desselben, oder auch in seiner Lebensart sich ereignet, darf dem Gläubiger gleichgültig seyn, und durch mehrere treffende Beyspiele erläutert.

Nr. XVIII. Etwas über das *SCtum Macedonianum*. Ein lustiger Aufsaz, welcher hauptsächlich von den Kunstgriffen, durch welche man öfters diesem Gesez auszuweichen sucht, handelt.

Nr. XIX. Ueber das Studium und den Beruf des Rechtsgelehrten. Ist eine Recension über M. Königs Schrift, welche den Titel hat: Ueber das akademische Studium und akademische Leben; ein Lehrbuch für Jünglinge, so auf Universitäten gehen wollen, und bereits daselbst sind; und enthält viele gute Bemerkungen über das Angenehme und Unangenehme des juristischen Studiums.

Im.

Georg Steph. Wiesand Opuscula in quibus varia iuris romani Germanici in primis Saxonici argumenta explicantur. Lipf. 1782. 306 S. 8.

Da der Dispensationshandel in Deutschland in so schlechter Verfassung ist, daß man gar oft eine Dissertation oder Programm nicht ohne die größte Mühe und Kosten erhalten kann; so ist es uns allezeit angenehm, wann die sämtliche kleine Schriften eines Vf. gesammelt werden. Die gegenwärtige Sammlung enthält folgende Stücke von entschiedenem Werthe: 1) Observationes iuris romani et saxonici, deren Inhalt wir, weil es zuviel Raum einnehmen würde, nicht genauer anzeigen können. 2) Programmata: de iure Germanico melius excolendo; de sensu atque applicatione L. 2. C. de resc. vendit. De concursu creditorum obaerati debitoris vice fungente. De repudio ob metum mali matrimonii. De consiliis eorum, qui ius romanum ex Germania proscribendum esse existimant. De conditione spuriorum recte aestimanda. 3. Zwey Orationen. Pro iure germanico und de

de amore Principum Saxoniae erga academiam Vitembergensem.

Oz.

Meditationum iuridico — historicarum specimina tria *Renati Caroli Baronis de Senkenberg*. Gissæ apud J. Fr. Krieger 1782. 70 S. 8.

Diese drey Abhandlungen eines angehenden Schriftstellers haben unsern ganzen Beyfall. Der V. ist ein würdiger Sohn des berühmten Reichshofraths von Senkenberg, und wird, aus dieser Probe zu schliessen, den Ruhm des Senkenbergischen Namens nicht untergehen lassen. In der ersten Abhandlung wird die bestrittene Materie von der servitus altius tollendi auseinander gesezt: der V. führt die verschiedene Meynungen über den Begriff dieser Dienstbarkeit an, prüft sie, und erklärt sich endlich für die Pagenstecherische. Vermöge dieser ist servitus altius tollendi das Recht, ein Stockwerk auf meines Nachbars Haus zu setzen. Die Einwürfe gegen diese Erklärung werden gut widerlegt. Vermuthlich aber ist dem V. unbekannt gewesen, was Sammet in L. opusc. S. 60. zur Bestätigung derselben Erklärung angeführt hat. Die zweyte Meditation untersucht, wo im Concurs der Deponent zu collociren sey, dessen Sache nicht mehr vorhanden ist? Auch hier erzählt der V. zuförderst anderer Juristen Meynungen. Die seinige geht dahin: Wann die deponirte Sache noch existirt; so kann sie vindicirt werden, wann sich der Deponent auch gleich Zinsen hätte versprechen lassen. Ist die Sache aber nicht mehr vorhanden, und das depositum ist regulare (das heist, der Depositor war verbunden, dasselbe individuum, was er bekommen hat, zu restituiren): so wird er in die erste Klasse, gleich hinter die Leichenkosten gesezt. Der V. gründet sich darauf, daß es in der L. 7. §. 2. depos. heist: solet *primo loco* ratio haberi depositariorum, und *ante privilegia* depositariorum ratio habetur. Wann das depositum hingegen irregular ist: so gehört der Deponent hinter die vierte und vor die fünfte Classe, wofern er sich keine Zinsen hat versprechen lassen, (und von diesem Fall versteht der V. die L. 24. de reb. auct. iud. possid. *post privilegia* potiorem causam eorum esse placuit, qui pecunias *apud mensam* deposuerunt); in die fünfte, wann

wann Zinsen versprochen sind. Recens. muß hiebey anmerken, daß schon Benther in s. tractat de jur. prælationis S. 197. u. s. f. die Meynung, ein Deponent werde, wenn die Sache nicht mehr vorhanden ist, in die erste Classe gesezt, weitläuftig zu erweisen gesucht habe. Allein die Schwierigkeit ist, daß auf diese Weise dem Deponenten ein stillschweigendes privilegirtes Pfandrecht zustünde, und es ist nicht zu glauben, daß dieses in den Pandecten sonst nirgends sollte bemerkt seyn. Daher glauben andere (wie Carpzov) mit mehr Grund, die L. 7. depos. sey von dem Falle zu erklären, wann die deponirte Sache noch da ist, oder (wie Mard und Leyser), das Gesez sey auf die einzuschränken, die bey den nummulariis deponiren. Und dies ist auch aus der L. 8. depos. offenbar, wo es heist: idque propter necessarium usum argentariorum ex utilitate publica receptum est. Allein, wird man sagen, wie ist mit dieser Meynung L. 24. de reb. auct. iud. zu vereinigen? Die Antwort giebt *Hubert* diss. I. de argentar. vet. cap. 4. §. 4. in *Oelrichs* diss. Belg. Vol. 2. Tom. 1. p. 48. sq. In der dritten Meditation beschäftiget sich der V. mit der Untersuchung der Namensunterschriften des Costnitzer Friedensschlusses. Die meisten dieser Namen sind offenbar höchst corrumpirt. Der V. stellt sie folgendergestalt her: Hermannus Constantiensis Episcopus. Hermannus Monasteriensis Episcopus. Henricus curiensis electus. Thitelmus Augiensis Abbas. Godefridus Imperialis aulae Cancellarius. Otto Dux Bavariae. Fridericus Dux Sueviae, filius noster. Bertoldus Dux Zaringensis. Bertoldus Marchio Istriae. Hermannus Marchio Veronensis. Comes Henricus de Dietse, Dux Spoletensis. Comes Theopoldus de Lechsgemund. Comes Ludovicus frater Cancellarii de Helfenstein. Rodulfus Camerarius. Wernerus de Bolandia. Cuno de Munzenberg, Conradus Pincerna. Für einen bessern Corrector muß in Zukunft gesorget werden. Dann diese Bogen wimmeln von den gröbsten Druckfehlern.

Oz.

Juristischer Almanach auf das Jahr 1782. Giessen, bey Johann Christian Krieger. 212 Seiten 8.

Da die Kinder, und Belletristen, Musen und Literatoren, Tonkünstler und Theologen, Aerzte, und der Himmel weiß, wer

wer alle mehr, ihre eigne Almanache haben: so war es unbillig, daß die Juristen leer ausgingen. Diesem Mangel ist nun durch gegenwärtigen Almanach abgeholfen. Er enthält einen Calender, wo statt der Heiligen bey jedem Tage ein Rechtsgelehrter steht, der an demselben Tage starb, und jedem Monat das Schattenbild eines jeztlebenden Juristen vorgesezt ist. Man findet hier die Schattenbilder Böhmers, Büchners, Claproths, Gagerts, Hellfelds, Höpfners, Jalips, Kochs, Meisters, Pütters, Schreidemantels und Selchows. Ueber einige dieser Bilder möchte Lavater den Kopf gewaltig schütteln. Alsdann folgen Aufsätze: Ueber die Mannheimische Preisfrage vom Kindermorde. Von den Rechten mehrmals entehrter Frauenzimmer. Kann ein geschwängertes Frauenzimmer die Mitgift von ihrem Verführer noch als Ehefrau fordern? Juristischer Briefwechsel zweyer Freunde, den Bergumsturz bey Kahle betreffend. Dosis gegen die Ehelosigkeit, politisch und juristisch betrachtet. Kann eine Nothzucht an einem Kinde von neun Jahren, oder noch jünger, begangen werden? Phantasie bey dem Hochzeitbette junger Doctoren. Beantwortung der Frage: ob eine Frau, welche ihrem Mann öfters ehelich beywohnt, wissen könne, von welchem Beyschlaf sie schwanger worden sey: Ein Wörtchen zum Besten der unglücklichen Hurkinder. Verschiedene, die Jurisprudenz betreffende Reflexionen. Wir zweifeln nicht, daß dem Gaumen mancher Juristen die Gerichte, welche sie hier vorgesezt erhalten, treflich behagen werden. Nach der Nachricht, worin dieser Almanach angekündiget wurde, sollte er noch mehr Rubriken enthalten. Vielleicht hat man diese auf das künftige Jahr aufgehoben. In der Vorrede bittet der Herausgeber nochmals um auswärtige Beyträge, und klagt, daß er diesmal ganz ohne Unterstützung geblieben sey. Vermuthlich, um die Schattenbilder noch einmal zu benutzen, hat der thätige Verleger auch in der Ostermesse 1782

Biographien berühmter Rechtsgelehrten mit 12 Silhouetten

veranstaltet. Man findet hier dieselbe Köpfe, die im Almanach stehen, und das Leben dieser Juristen aus Weidlichs neuesten Biographien genommen. Doch sind die Verzeichnisse der Schriften hier und da vollständiger als bey Weidlich.

Oz.

3) Arzneygelahrheit.

S. A. Tißot — Abhandlung von den Nerven und ihren Krankheiten. Aus dem Französischen übersezt von F. A. Weber aus Heilbronn, d. A. W. D. Erster Band. Winterthur und Leipzig, bey Heinrich Steiner und Compagnie 1782 in gr. 8. Ein Alphabet und 16 Bogen, ohne die 50 Seiten Vorrede des Verfassers und des Uebersezers. Zweiter Band. Ein Alphabet und 17 Bogen.

Tißot giebt in seiner Vorrede die geringe Menge von Nervenbeschwerden in der Vorwelt, und die Schwierigkeit, sie zu erkennen, als die Ursachen an, warum die alten Aerzte die Nervenkrankheiten nicht so gut gekannt und so viel von ihnen gesagt haben, als die neuern; hierauf bestimmt er, wie weit seine Vorgänger in der Kenntniß und Heilart der Nervenkrankheiten gekommen sind. Die Gelegenheit, die er hatte, oft Nervenkrankheiten zu sehen, und seine aufmerksamen Untersuchungen überzeugten ihn von der Wichtigkeit dieser Krankheiten. Schon im Jahr 1759 dachte der V. an dies Werk, und entwarf den Plan dazu; 1769 war sein Manuscript fertig, und zu dieser Zeit veranlaßten ihn einige besondere Umstände, das Kapitel von der fallenden Sucht zuerst zu endigen, und einstweilen (im Jahr 1770) abdrucken zu lassen. Während der Zeit endigte T. den anatomischen Theil des ganzen Werks, welcher auch sogleich zum Druck kam; allein er konnte wegen einer Unpäßlichkeit und wegen der Zunahme seiner praktischen Geschäfte das Werk nicht ununterbrochen fortsezen, doch hat er es seit 1772 nie aus dem Gesicht verlohren, und es mit einer Menge, sowohl eigener, als fremden Erfahrungen, bereichert, einige Artickel mehr entwickelt, auch neue hinzugethan; hingegen schreibt er diesem langen Stilleliegen auch die Ursachen zu, daß viele Artikel nicht an ihrer ächten Stelle eingerückt sind, andere nicht gut zusammen hängen, oder mit Wiederholungen beschwert sind. Hierauf legt er den Plan des Ganzen vor, und giebt die Gründe an, warum er verschiedene

Gegenstände abgehandelt, und sich darüber ausgebreitet. Nun folgt die Vorrede des Uebersetzers; dieser ist überzeugt, daß seine Dollmetschung durch eine längere Zögerung des Abdrucks mehr gewonnen haben würde; allein die Betrachtung, daß das Publikum dem geschwindesten Uebersetzer vor dem langsamen den Vorzug einräumt, bewog ihn zum zeitlichern Abdruck (Diese halb wahre, halb falsche Betrachtung hat ihn zu seinem eigenen Nachtheil verführt, denn seine Dollmetschung ist allerdings höckericht und oft unverständlich, das Publikum wird doch nun die Ackermannische Uebersetzung lieber kaufen.) Der Uebersetzer hat die Einrichtung der Urschrift einigermaßen abgeändert, er hat die Tißotische Hypothese von der Wirkungsart der Nerven, und was ihr angehört, zurückgelassen, und sie für den dritten Band aufgespahrt; hingegen hat er diesem ersten Band schon das erste Kapitel der Pathologie beygefügt, und noch mit einem kleinen anatomischen Anhang vermehrt. Er beklagt sich, daß unsere Sprache zum wissenschaftlichen und besonders anatomischen Vortrag nicht so biegsam und reich sey, als sie ein Uebersetzer wünschen muß. Guter Wille, und nicht eine Sucht, sein Original in einem tadelhaften Licht zu zeigen, bewog den Uebersetzer, sich aller möglichen Hülfsmittel zu bedienen, die in diesem Stück seiner Uebesetzung einen Vorzug vor dem Original selbst verschaffen konnten. Doch hat er viele Subsidien sich nicht verschaffen können, und einige zu spät erhalten. Das erste Kapitel dieses Tißotischen Werks enthält einen allgemeinen Begrif von dem Inhalt und seiner Wichtigkeit. Kap. II handelt von dem Ursprung der Nerven überhaupt. Der V. handelt hier von dem Gehirn, dem kleinen Gehirn, dem langen Hirnmarke, den Hirnhäuten und den Blutgefäßen des Gehirns. Hierauf giebt er die allgemeine Eintheilung der Nerven an. Da unser V. den Nervensaft annimmt, und also die Nerven immer als hohle Röhren behandelt, so hätte er wohl auch eine andere und seiner Hypothese angemessenere Definition geben können, als daß die Nerven kleine weiße Saiten u. s. w. seyen. Das Kapitel III Artikel I handelt von der anatomischen Geschichte der Nerven. Galen hat die Nerven besser beschrieben, als man es von seinem Jahrhundert erwarten kann: seit ihm, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts, hat die Zergliederung der Nerven fast keinen Zuwachs erhalten. Vesal beschreibt sie nicht so gut als Galen. Eustach hat ihn vermehrt, und fast so viel geleistet, als man heut zu Tage

weiß: weil aber seine Arbeiten 150 Jahre außer Gebrauch waren, so kann man nach dem Galen gleich den Willis setzen. Zwanzig Jahr nach diesen gab Vieussen sein Werk über die Nerven heraus, das T. auch jezt noch für das vollständigste Nervensystem erklärt; hierauf giebt T. (aber allzu kurz und fast undankbar) die Verdienste eines Monro, Haller, Huber, Zinn, Asch, Mekel, Lobstein, Krüger und Camper in der Nervenlehre an, alsdenn beschreibt er die Anestomosen, die Knoten und die Geflechte der Nerven, und endlich giebt er eine detaillirte Beschreibung der Gehirnnerven. Das Kapitel IV handelt von den Rückenmarksnerven, und Kapitel V von den Nerven der innern Eingeweide. So viel Mühe T. auch auf diesen Theil seines Werks gewendet haben mag, so wird doch fast jeder Zergliederer oft Fehler und Lücken finden, die diesem sonst in jeder Rücksicht wichtigen Werk unanständig sind: freylich hat T. verschiedene Schriften nicht nutzen können, aber doch scheint T. dem Rec. sich auch, allzu sehr an die Beschreibung der Anatomiker im vorigen oder im Anfange unsers Jahrhunderts gehalten, und die neuern oft zu nachläßig benuzt zu haben. Alles dies hier mit Zeugnissen zu belegen, würde für diese Bibl. zu viel Raum einnehmen, wer T. Nervenlehre blos mit Haasii cerebri nervorumque anatome repetita Lipf. 1781 vergleichen will, wird des Rec. Meynung alsbald beypflichten. Unsers V. Vorzug besteht in der anatomischen ältern Geschichte der Nerven, in welcher Rec. mit Vergnügen die Belesenheit und Gelehrsamkeit des V. wiedergefunden hat. Unser Uebersetzer hat um einige Lücken dieses anatomischen Theils auszufüllen, und aus dankbarem Andenken an den Beyfall, welchen der verewigte Neubauer seinen Bemühungen gab, einen lateinischen Anhang beygefügt, der ein Theil eines von dem V. unternommenen anatomischen Handbuchs ist, welchen er des Aufbewahrens werth achtete. Dieses Fragment soll eigentlich die Tissotische Beschreibung des Gehirns und Darstellung der Gesichtsnerven ergänzen, und erfüllt auch diesen Endzweck; freylich würde er dem Leser mehr genüzt haben, wenn ihn der V. verdeutscht, und als Noten über den Text an gehörige Orte vertheilt hätte: allerdings wäre es aber alsdenn auch nöthig gewesen, die Tissotischen Lücken und Fehler in diesem anatomischen Theil allenthalben vollzufüllen und zu berichtigen. Zu dieser schönen, obgleich mühsamen That, scheint der Uebersetzer keine Lust gehabt zu haben, und doch hätte er dadurch seinen

Ver-

Verdeutschung einen glänzenden und ächten Vorzug erworben. Im Kap. VI kommt Tissot zur Physiologie der Nerven und handelt von der Wirkungsart der Nerven; er untersucht erst den innern Bau der Nerven und theilt im ersten Artikel die Geschichte der Meynungen über die Natur der Nerven mit. Schon Hippocrates glaubte thierische Lebensgeister in den Nerven, aber bald nach ihm dachten sich einige, deren Namen aber nicht bis auf uns gekommen, die Nerven als Saiten, doch spricht schon Galen von dieser Lehre, als von einem lächerlichen Irrthum. Sechzehn Jahrhunderte blieb der Nervensaft im Ansehn, bis Argenterius die alte Meynung von den festen Nervensträngen wieder erneuerte, aber auch sehr wenig Anhänger fand. Im 17. und 18ten Jahrhundert hoben zwar einige Aerzte, z. E. Baglio, Bidloo, Littre, das System von festen Nerven zum zweytenmal aus dem Staub, doch würde es, weil Boerhave dagegen war, in Vergessenheit gerathen seyn, wenn nicht Stahl ihm neue Kräfte verliehen hätte. Heut zu Tage ist auch das Stahlische System fast im gänzlichen Verfall, und selbst die, so noch einen Theil seiner Meynungen annehmen, verwerfen doch die Festigkeit der Nerven. Im zweyten Artikel sucht T. zu zeigen, daß die Nerven ihre Wirkungen nicht durch Schwingungen wie Saiten verrichten. Man hat 1) im ganzen menschlichen Leib, ja in keinem einzigen arzneyischen Körper irgend ein Beyspiel von Fasern aufzuweisen, die nicht gefäßartig, oder dicht und etwas lang sind, die eine Verrichtung haben, und deren Schwingungen in der thierischen Haushaltung einigen Nutzen hätten. T. erinnert sich nicht, diesen Grund aus der Analogie irgendwo gelesen zu haben. 2) Alle Verrichtungen der Eingeweide werden vermittelst einer in ihnen abgesonderten Feuchtigkeit vollzogen. 3) Die Nerven, als die weichsten unter allen Fiebern sind keiner Anspannung oder Ziehung fähig, weil, wenn man einen Nerven entzweyschneidet, sich die beyden Enden nie von einander entfernen. 4) Weil man dieser Zusammenziehung keinen festen Punkt anweisen kann, 5) weil die allermindesten Anspannungen Zuckungen oder Lähmungen verursachen würden, und weil 6) sie fast durchgängig befestiget und in das Zellgewebe oder in die Scheiden der Blutadern eingekerkert sind. Auch eine zitternde, dem Beben einer Saite ähnliche Bewegung der Nerven ist nicht möglich, weil die Nerven an ihren Spitzen nicht angeheftet, nicht durchaus frey und nicht gespannt sind, weil die Nervenknoten

und Geflechte diesem Beben unüberwindliche Hindernisse im Weg legen, und weil, wenn man ein Band um einen Nervenstein knüpft, alle Theile, so dieser Stein mit Nerven versieht, augenblicklich ihre Bewegung und Empfindung verliehren, da hingegen ein einfaches bewegliches Band um eine Saite das Zittern einer Saite nicht unterbricht, sondern nur den Ton der Saite verändert. So gern Rec. alle siegreichen Gründe, die Tissot aus der Vergleichung der Saiten mit den Nerven gegen die Möglichkeit der Nervenschwingungen hernimmt, und deren er noch viele aufstellt, hier noch angeben möchte, so zwingt ihn doch die Nothwendigkeit, nicht allzuweitläufig zu werden, den wißbegierigen Leser auf das Buch selbst zu verweisen. T. hat nach des Rec. Urtheil allerdings alle Waffen zu seinem Sieg genuzt, die seine Vorgänger schon gebraucht, sie von neuem geschärft und auch mit neuem vermehrt. Im Art. 3. sucht er zu beweisen, daß die Nerven vermittelst eines Safts (flüßigen Wesens) wirken, der aus dem Gehirn in die Theile und aus den Theilen wieder in das Gehirn geht. Es ist entschieden, daß das Gehirn kein Zubereitungs- sondern ein Aussonderungswerkzeug ist, und doch findet auch die allerscharfsichtigste Zergliederungskunde keinen einzigen Aussonderungscanal, sondern das ganze Gehirn vertheilt sich in Nerven, und man kann also auch aus der allerbehutsamsten Analogie schließen, daß die Nerven Röhrchen seyen, die den im Gehirn zubereiteten Nervensaft führen, zumal da sie auch das dem Maas des dahin gebrachten Blutes gehörige Verhältniß haben. Die Nerven sind Fortsetzungen des Hirnmarks, sie müssen also eben so wie dies gefäßartig oder röhricht seyn. Die Nerven haben keine andere Ernährung als das durch sie fließende flüßige Wesen, denn die sie begleitende Blutgefäße gehen nur in ihre Decken und in das die verschiedenen Fasern der Nerven von einander trennende Zellgewebe. Auch daß die Nervensteine bey ihrem Ursprung aus so vielen Fasern zusammengesezt sind, spricht für ihren röhrichten Bau; denn die Vertheilung desselben hätte, wenn sie nichts als Saiten wären, erst, so wie sie nöthig war, in den Theilen geschehen können, und welchen Endzweck hätte die Vervielfältigung der Nervenfasern, wenn nicht jede bestimmt wäre, von ihrem Ursprung an, bis an das Ende ein flüßiges Wesen zu führen, das sich mit der Flüßigkeit in dem zunächstliegenden Kanale nicht vereinigen darf? Die Monroische Erfahrung, vermöge welcher die Wiedervernarbung der beyden Enden eines zerschnit-

tenen

tenen Nerven, die Wirkung des Nerven nicht wieder herstellt: die Erfolge auf die Unterbindungen der Nerven; die vom Haller schon gegen dies System aufgestellten Versuche und Erfahrungen, und verschiedene Beobachtungen anderer Schriftsteller, die T. anführt, streiten gegen den faßichten Bau der Nerven. Unser V. führt auch eine von andern noch nicht gemachte Beobachtung an, die viel entscheidet: man schneide das Rückenmark durch, so leiden so wohl die Nerven über dem Schnitt als unter dem Schnitt auf eine völlig gleiche Art; reizt man aber einen Theil, in welchem sich Nerven vertheilen, die über dem Schnitt entstehen, so wird man ihn noch eben so empfindlich als zuvor finden, reizt man hernach auch einen Theil, in welchen die Nerven unter den Schnitt gehen, so wird man nicht die geringste Empfindung wahrnehmen; dies zeigt, daß die erstern mit dem Gehirn noch eine Verbindung unterhalten, welche die leztern verlohren haben. Hierauf sucht T. den Einwurf des Albinus gegen die aus den Unterbindungen der Nerven gezogenen Schlüsse zu entkräften. Im vierten Artikel beweißt der V., daß die Nerven nicht vermittelst ihrer Decken wirken, weil 1) die Nerven weder an dem Ort, wo sie den Eindruck erhalten, noch an dem, wo sich die Empfindung äussert, Decken haben, 2) die Hirnhäute, deren Fortsetzung die Nervendecken seyn sollen, unempfindlich sind, und weil 3) zufolge des Monroischen Versuchs Mohnsaftstinktur auf den Stein des Hüftnerven eines Frosches gegossen, keine von den Wirkungen hervorbringt, die sie allezeit an allen den Plätzen, wo sie die Nervenfäden unbedeckt findet, zu machen pflegt. Diese Gründe stoßen auch das System um, das die Bewegungskraft dem festen Theil der Nerven (der Röhre) und das Gefühl dem Flüßigen (den Nervengeistern) zuschreibt, und das einen Zimmermann (de irritabilitate) zum Urheber hat (J. Starke hat in seiner commentat. theoretico-practica de tetano dies System von neuem zu befestigen gesucht, Rec. zweifelt aber, ob mit mehrern Glück als der berühmte erste Erbauer). Sie widerlegen auch das Newtonische und Robinsonische System. Der fünfte Artikel enthält Prüfung der Erklärungen der Frage: wie die Lebensgeister die Bewegungen im Gehirn in die Theile verbreiten, und das Gefühl der Theile in das Gehirn leiten können. T. widerlegt mit den Gründen eines Monro und mit andern die Hypothese von den Nervenarterien und den Nervenvenen; hierauf die Lieutaudische Meynung von zweyerley

Lebensgeistern, wovon die eine Art für die Bewegung, die andere für die Empfindung bestimmt wären, alsdenn das System, daß es eigene Nerven für die Bewegung und wieder andre für die Empfindung gebe. Der sechste Artikel handelt von der Natur der Lebensgeister. T. geht alle Meynungen der Schriftsteller historisch durch, zeigt ihre Falschheit und tritt endlich der von Eglinger zuerst vorgetragenen und von Haller entwickelten Meynung bey, daß die Lebensgeister nicht als ein aus dem nehmlichen Stoff, wie die flüßige Masse, aus der sie hervorgekommen, zusammengesezt, sondern blos als eine bis auf den möglichsten Grad verdünnte Feuchtigkeit anzusehen sind. Im siebenten Artickel beantwortet T. noch einige Einwürfe gegen die Lebensgeister. Im achten und neunten Artikel findet man ein raisonnirendes Verzeichniß der Versuche über die Nerven, er erzählt die Versuche Galens, Velsalva, Petits, Martins, Molicellis, von Bruns, Zinns, Zimmermanns und Hallers, zugleich theilt er auch die Versuche mit, die Haller in verschiedenen Eingeweiden, z. E. Magen, Gebärmutter, die oft der Siz der Nervenkrankheit sind, angestellt hat, und bringt auch einige Beobachtungen bey, woraus man die durch Opium bewirkten Veränderungen sehen kann. Der zehnte Artickel enthält die Wirkungen der Gifte. T. schaltet hier nach Boerhaavs Beyspiel diese Materie ein, weil die Gifte auf die Nerven wirken, und dadurch, so wie die obigen Versuche, die Eigenschaften und Verrichtungen der Nerven offenbar machen, als auch, weil sie sehr oft Ursachen von langwierigen Nervenübeln abgeben. T. glaubt, daß alle Gifte, wenn man die abrechnet, die durch ihre Stipticität schädlich sind, vermittelst eines scharfen Principiums, das bey einigen fix, bey andern sehr flüchtig ist, wirken; hier untersucht er aber nicht diese Verschiedenheit, sondern er betrachtet nur die Wirkungen des Reizes, den sie machen. Er giebt sechs Wege an, wodurch ihr Reiz auf dem Körper wirken kann, 1) durch das Athemholen, auf die verschiedenen Theile der Schleimhaut, wohin er den Geruch einiger Blumen, einige chymische Dämpfe, Moffetten u. s. w. rechnet, und verschiedene Erfahrungen davon erzählt. 2) Durch die Schweißlöcher, z. E. Kantahriten, eingeriebenes Quecksilber, Arsenik u. d. gl. 3) Durch Wunden, z. E. Schlangenbisse, vergiftete Pfeile. 4) Durch das Hinunterschlucken, z. E. Schirling, Kirschlorbere, Wolfskirsche. 5) Durch Klystiere. 6) Durch Einspritzungen in den Körper,

sie

sie mögen nun in die Gefäße, oder in die Höhlungen des Unterleibs, oder in die Oefnungen der Eingeweide überhaupt gehen. Hierauf geht T. auf die Versuche an Thieren über, die man zu genauer Kenntniß der Wirkungsart verschiedener Gifte angestellt hat, schränkt sich aber nur auf die Versuche Sprögels, Maddèn, Mortimers und Langrisch ein. Nun folgt in dieser Verdeutschung die Pathologie der Nerven, weil der Uebersetzer die hier im Original eingerükten Artickel, den 11ten die Erklärung der Nervenwirkung, 12ten von Nervenknoten, 13ten von Nervendecken, 14ten von Nervenverrichtungen, von Sinnen, Leidenschaften, Muskelbewegung, Ernährung und Absonderung, dem dritten Band als einen Anhang beygefügt hat. Des Uebersetzers Ursache zu dieser Abänderung der Ordnung des Textes, weil er glaubte, daß sie practischen Aerzten minder wichtig seyn würde, als die Pathologie, ist allerdings zu unwichtig, um ihn von einer allzudreisten Behandlung der Tissotischen Ordnung loszusprechen, er reißt allerdings unnöthigerweise ein Glied aus der Kette, und hängt es als Berloque an; immer ein Uebelstand, der auffallend ist. T. hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt: die Wirkungsart der Nerven wird uns freylich nie vollkommen bekannt werden, da sie ein Mechanismus ist, der nie ganz sinnlich für uns wird, und Kenntniß von immateriellen (oder doch unsichtbaren) Dingen fordert, die zu erlangen, wir in diesem Leben uns nicht ohne Ungereimtheit schmeicheln können. Unsere Seele ist sich selbst ein Räthsel, sie würde aufhören, es zu seyn, wenn sie uns ihre Wirkungsart durch die Nerven bekannt machen könnte. Einige neuere Schriftsteller haben uns in verschiedenen Dunkelheiten ein neues Licht aufgesteckt, es würde aber ungerecht seyn, den grossen Mann Tissot mit diesem Licht zu beleuchten, das er nicht nutzen konnte. Kapitel VII von den Krankheiten der Nerven selbst. Artikel I. Verzeichniß der verschiedenen Meynungen über die Nervenkrankheiten. Unser V. erzählt und berichtiget die Meynungen Galens, Hofmanns, Cheyne, Klökhofs, Pommes, Boerhaaves, Whytts, Hills, und giebt Allen (eigentlich, wie der Uebersetzer mit Recht bemerkt, Purcel) als den ersten an, der ausdrücklich den Unterschied der Ursachen und der Heilmethode angegeben. Vorzüglich macht T. wichtige Einwürfe gegen Pommes System, auch der Uebersetzer thut in den Anmerkungen gerechte und siegreiche Ausfälle auf die Pommische Vertheidigungsschrift gegen diese

Tissotischen Einwendungen. Artikel II. Eigene Krankheiten der Nerven. T. theilt die nähern Ursachen der Nervenkrankheiten, sie mögen nun den Nerven selbst eigen seyn, oder zu den Theilen gehören, auf deren Verletzungen nothwendigerweise Nervenübel folgen, in folgende Ordnungen ein. 1) Alle pathologischen Ursachen im Innern des Schädels. 2) Alle, die die Nerven selbst, sowohl in Rücksicht auf ihren festen Theil, als auch den Nervensaft, angeben. 3) Schärfe der Lebensgeister. 4) Krankheiten in dem gemeinschaftlichen Empfindungswerkzeug. 5) Krankheiten der Muskeln, die ihre Reizbarkeit verderben. 6) Verstopfungen in den Nerven, 7) in ihren Decken, 8) in den Theilen, die beyde umgeben. Wir haben noch kein sicheres Merkmaal, wodurch wir die Krankheit, woran die Nerven leiden, unterscheiden können, sondern wir müssen, um uns bey dieser Untersuchung fortzuhelfen, aus der Beschaffenheit der andern Fasern und Säfte auf den Zustand der Nerven und ihrer Geister schließen. T. zeigt nun aus den Zufällen des verschiedenen Lebensalters, der verschiedenen Geschlechter, der Gegenden, der Nahrungsmittel, der Jahreszeiten, der Krankheiten selbst, daß Atonie und Erschlaffung der Nervenfasern mit den Nervenkrankheiten in keinem Widerspruch stehe, und daß bey Nervenkrankheiten die Lebensgeister zu wässericht seyn können; hingegen können auch die entgegengesezten Fehler in denselben statt haben und Nervenübel erzeugen, doch beweißt er gegen Pommen, daß diese Ursache nicht so äußerst häufig sey. Hierauf zeigt T., daß auch die Schärfe des Nervensafts Fehler im Sensorium und verschiedene reizende Ursachen in verschiedenen andern Theilen Nervenkrankheiten hervorbringen, bey welchen die erschlaffende Methode gute Folgen hat. Der V. handelt auch noch von andern Fehlern des Nervensafts, er kann z. E. die Eindrücke der Empfindung nicht gehörig überliefern, sich nicht gehörig bewegen, oder in nicht gehöriger Menge vorräthig seyn. Einleuchtend und lehrreich erklärt T., wie eine verstärkte oder geschwächte Reizbarkeit der Muskeln die Thätigkeit der Nerven und der reizenden Ursachen abändern kann; auch giebt er viele Umstände an, die auf die Reizbarkeit einen Einfluß haben. Hierauf kömmt er auf die Verstopfung der Nerven, die von einem Druck auf die Nervendecken und die sie umgebenden Körper, oder von einer allzu großen Schlappheit, von einem Zusammenkleben der Wände, oder von einem Gerinnen des Nervensafts entstehen kann. Die Verstopfung

kann

kann von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß sie die Bewegung in einem Theil zuläßt, und nur in dem andern hindert. Artikel II. **Krankheiten der Nervendecken**; diese können, wie schon Boerhaave bemerkt, an verschiedenen Krankheiten, die sich in zwey Classen, nehmlich den Druck und das Anfressen bringen lassen, z. E. an Entzündungen, Rothläufen, Pulsaderbrüchen, Vereiterung, Brand u. s. w. leiden. T. führt hierüber die Zeugnisse des Lencisi, Tarin, Morgagni, Chesolden, Camper u. s. w. an. Die Nervenknoten, welche eben solche Decken, wie die Nerven haben, sind auch eben den Zufällen unterworfen. Auch giebt T. die Umstände an, unter welchen sich diese Krankheitsursache vermuthen läßt. Nun handelt unser V. **von den Fehlern in denjenigen Körpern, welche die Nerven umgeben**, z. E. Geschwülste in der Nachbarschaft des Nerven, Verstopfungen im Unterleib, Uebermaas am Fett. **Von starken und schwachen Nerven.** Starke Nerven nennt T. solche, die ihre Verrichtungen gehörig leisten, ohne durch Ursachen zerrüttet zu werden, deren Eindruck sie ausgesezt sind, z. E. durch abwechselnde Witterung, scharfe Speisen; im Gegentheil heißt er sie schwache Nerven. Man muß sich aber hüten, das Wort Schwäche von der Wirkung auf die Ursache überzutragen; schwache Nerven sind nicht schlaffe Nerven, man darf also nicht alle Krankheiten, bey welchen man eine Beweglichkeit des Nervensystems wahrnimmt, mit tonischen Mitteln heilen wollen: Weichlichkeit (delicatesse) der Nerven, wie Whytt spricht, oder Beweglichkeit der Nerven möchten die schicklichsten Namen solcher Nerven seyn, die durch die leichtesten Ursachen afficirt werden. T. will, daß man solche Krankheiten, worinn auf nichts, als auf die Weichlichkeit der Nerven zu sehen ist, eigentliche **Nervenkrankheiten**, (maladies des nerfs primitivs) und solche, wo die Nerven ohne eben eine widernatürliche Weichlichkeit zu haben, von einer Krankheitsursache oder von wichtigen Fehlern in den sechs nicht natürlichen Dingen gereizt werden, **mittelbare Nervenkrankheiten** (maladies des nerfs secondaires) nennen solle.

Der zweyte Band dieser Verdeutschung fängt mit dem Kap. VIII. an. **Von den physischen Ursachen der Nervenkrankheiten**, sowohl den prädisponirenden, als denen die näher für dieselben bestimmen (determinantes). T. betrachtet alle in der Folge abgehandelten Gegenstände nicht allein als prädisponirende, sondern auch als gelegentliche Ursachen,

chen, und belegt sie mit den deutlichsten und lehrreichsten Erfahrungen aus den bewährtesten Schriftstellern und aus seiner eigenen Praxis. Ueberhaupt verdient dies Werk schon als eine Sammlung von Beobachtungen den Dank des Publicums und die fleißige Lectüre der Aerzte. T. hat fast nicht einen einzigen Satz, ja kaum eine Meynung im ganzen Werk aufgestellt, ohne daß er mehr als eine dafür sprechende Erfahrung anführt. Art I. Fehler der Leibesbeschaffenheit. T. nimmt Erbkrankheiten an, (der Uebers. eifert in einer Anmerkung deßwegen gegen T., allerdings läßt sich die Erbfolge der Krankheiten nicht aus der Theorie demonstriren; allein auch die Theorie der Erzeugung ist noch unentschieden, woraus man sie doch demonstrirt haben will. Rec. glaubt, die Erfahrung sey allerdings auf T. Seite. Für die Möglichkeit der mütterlichen Erbkrankheiten hat T. eine annehmbare Erklärungsart gegeben, warum mag er wohl die Erbschaft der väterlichen Krankheiten nicht erklärt haben: da er doch die Erklärung für leicht ausgiebt?) und sucht auch durch die Erfahrung die Forterbung der Nervenschwäche zu bestätigen; er meint, daß diejenigen Kinder, die die meiste Aehnlichkeit mit den Eltern haben, auch am gewöhnlichsten ihre Krankheiten erben. Die Nervenschwäche könne auch angebohren seyn; eben so giebt es eine angebohrne kränkliche Nervenstärke. Eine scharfe Muttermilch erzeugt oft einen unzerstörbaren Keim von Nervenkrankheiten. Allzu reichliche fette, teigichte Nahrung, übermäßige Wärme, übertriebnes Warmhalten des Kopfs, allzuviel Ruhe, allzufestes Schnüren, allzufrühe Anstrengung der Seele, und weil eine allzuschnelle Nutrition nicht die gehörige Consistenz hat, auch allzuschnelles Wachsthum ertheilt den Kindern eine Weichlichkeit der Fasern, die in Nervenübel ausartet. Art. II. Ueble Wirkung der Luft. Art. III. Von den Speisen und Getränken. T. erzählt hier verschiedene Wahrnehmungen, zu folge welcher manche Nahrungsmittel: z. E. Erdbeere, Krebse, Petersilie auch die stärksten Nerven angreifen. R. glaubt, daß dies für den Artikel der Antipathie gehöre. Unser V. lobt die Erdäpfel als eine milde leichte verdauliche Nahrung, so auch das frische Mayzmehl. T. folgert aus der Bommarischen Beobachtung, daß die Wirkungen der Nerven bey Völkern, die von getraidartigen Substanzen leben, viel stümpfer sind, daß in den Fällen, wo die Nerven zu lebhaft wirken, überhaupt getraidartige Substanzen angezeigt werden. Allzuleichte wässerichte Nahrungsmittel: (Boull-

(Bouillons) sind bey allzuschlaffen Fasern des Magens, allzu reizbaren Muskeln und empfindlichen Nerven schädlich. Naschwerk aus Zucker ist bey beweglichen Nerven ungesund. Der Mißbrauch des Weins ist eine Ursache zur Entstehung und Verschlimmerung der Nervenübel, so auch die gebrannten Wasser, die Theegetränke und der Kaffe. Art. IV. Vom Schlafen und Wachen, Bewegung und Ruhe. Alles Uebermaß ist schädlich. Art. V. Vom Abgang des Körpers und dessen Verhaltung. Stärker Speichelverlust veranlaßt und vermehrt die Nervenübel. Art. VI. Von der monatlichen Reinigung. Sie erzeugt leicht Nervenkrankheiten, bey jungen Leuten, ehe sie eintritt; bey schwächlichen Personen, so oft sie wiederkömmt, wenn sie plözlich zurückbleibt, wenn sie von Natur aufhört, und wenn sie zu reichlich fließt. Unser V. warnt, daß man nicht bey allen jungen Frauenzimmern, wenn sie kränklich sind, die Reinigung zu erzwingen suche; es giebt viele, die nicht plethorisch, sondern nur schwächlich sind, und die man umbringen würde, wenn man ihre Reinigung erzwingen wollte. Besonders weitläuftig handelt T. den Zeitpunkt der aufhörenden Reinigung ab. Art. VII. Von der Vollblütigkeit und Blutflüßen. Art. VIII. Von der Schwangerschaft, dem Wochenbette, dem Säugen und dem weißen Fluß. Es ist eine gefährliche Thorheit, allen nervensiechen Frauenzimmern die Ehe als ein Genesmittel anzurathen, zumal wenn sie noch nicht ausgewachsen haben. Die Schwangerschaft ist eine fruchtbare Ursache zu Nervenbeschwerden, durch die Reizung der Gebährmutter, vermittelst des eingesaugten männlichen Saamens und des in ihr und den ihr angehörigen Theilen kaum merklichen aber fortgehenden Veränderungen, durch die Vollblütigkeit, durch den Druck auf die Eingeweide im Unterleib, durch das Schmerzhaftwerden dieses Drucks, zumal wenn sich auch der Schmerz von der Ausdehnung der Gebärmutter und der Bewegung des Kindes damit vereiniget, und durch die verderbte Verdauung und Gelüste. Zuckungen bey Schwangern sind oft ohne alle üblen Folgen. Hierauf giebt der V. die schon durch die Schwangerschaft geschwächte Nerven, die Furcht bey der Niederkunft, die Schmerzen, die Anstrengungen zur Geburtsarbeit, die Schwachheit von der Geburtsreinigung, vom Fieber, Fasten und von der Schlaflosigkeit, die sittlichen Ursachen, z. E. Freude, Kummer, Unruhe, die im Körper zu der Zeit vorgehenden Veränderungen, die beständige Ausdünstung, das Milchfieber

und

und den Schmerz vom Aufschwellen der Brüste als die Haupt-ursachen der Nervenschwäche im Wochenbett an. Auch T. wiederräth die Allgemeinheit des Selbststillens, für welches doch so viele Tiraden in vielen Büchern gedruckt worden: schwächliche Weiber sind allerdings des Selbstsäugens unfähig, weil das Stillen allerdings schwächt. Wenn man beym Säugen mehr Appetit bekömmt, so ist dies ein Zeichen, daß man eine gute Amme abgeben könne; das Gegentheil, das leider oft genug statt findet, untersagt das Selbststillen. Eine schwache Brust wird durch das Stillen sehr bald angegriffen; kömmt nach einigen Monaten die Reinigung sehr stark wieder, so bleibt nichts als die Entwöhnung übrig. Auch die Weichlichkeit der Nerven untersagt das Selbstsäugen, weil die Mutter alsdenn zu sehr zu Gemüthserschütterungen geneigt ist, wodurch oft gefährliche Knoten im Busen entstehen. Der weiße Fluß erzeugt durch Mangel der Nutrition und durch Schärfe Nervenkrankheiten. Art. IX. Vom Schmerz. Bey Personen, die empfänglicher gegen Nervenreiz, als gegen Entzündung und Fieber sind, erregt ein Schmerz Krämpfe, Zittern und Zuckungen. T. warnt, irgend einen Schmerz, auch wenn er keine gefährliche Zufälle mit sich führt, nachläßig zu behandeln. Art. X. Von reizenden Dingen. T. theilt sie in scharfe Feuchtigkeiten und Dinge, die mechanisch reizen; zugleich handelt er auch von den innern Fehlern eines Theils, welcher seiner äußersten Empfindlichkeit wegen, durch Säfte gereizt wird, die, wenn er nicht in diesem kranken Zustande wäre, keinen Reiz in ihm verursachen würden, und von den Würkungen reizender Arzneyen. Die Ausarbeitung dieses Artikels ist in Rücksicht der scharfen Feuchtigkeiten sehr vollständig und sehr lehrreich. R. wird von dessen Reichthum nur einige Proben geben, weil ein vollständiger Auszug ihn zu weit verleiten würde. Wenn Schärfen Ursachen von Nervenkrankheiten abgeben, so schlägt insgemein der Puls geschwind. Säuren reizen und beschweren die Magennerven am meisten, sie erregen auch Nervenübel, ohne daß sie den Magen anzugreifen scheinen. Auch schleimichte Materien reizen den Magen, vielleicht vermöge ihrer Schwere, oder der Schärfe, die sie manchmal annehmen, oder durch den Zwang, den sie den Verrichtungen des Magens auflegen, vielleicht auch durch einen gewissen Kützel oder durch Erschwerung des Kreislaufs und der Absonderungen. Eine Verbindung des Schleims mit Säure ist am beschwerlichsten und am hartnäckigsten. Zu

den

den mechanisch reizenden Dingen rechnet T. die Würmer, Blähungen, Gallensteine, Zähnen, auch den Ausbruch der Weisheitszähne, Beinauswüchse, Geschwülste aller Art (warum nicht uns Knochensplittern, irgend ein Druck auf die Hirnhaut u. s. w.?). Hierauf wendet sich der V. zu der widernatürlichen Empfindlichkeit einiger Theile, vorzüglich des Magens, die angebohren seyn oder eine zufällige Veranlassung haben, oder von einer lang vorhergegangen Verletzung herkommen kann. Eine Verschwärung in einem innern Theil des Leibes kann auch sehr schwere Zufälle veranlassen. Hierauf erzählt T. die Wirkungen heftiger Arzneymittel auf die Nerven; er merkt sehr vorsichtig und mit Recht an, daß auch die gelindesten Abführungsmittel, wenn das Nervensystem sich schon in der äusserften Beweglichkeit befindet, und Abführungen die Ursache nicht wegschaffen können, oft die übelste Wirkungen haben. T. und seine Dollmetscher zeigen durch die Erfahrung, daß auch die in Nervenkrankheiten gewöhnlichen Mineralwasser (auch Bäder) oft Schaden thun. Ueberhaupt ist bey dem Gebrauch der Ausführungsmittel in der Hysterie und Hypochondrie große Vorsicht nöthig, sie erregen oft die gefährlichsten Zufälle. Reizende Klystiere, auch andre sonst unschädliche Mittel, z. E. Salpeter, Kropfschwam, flüchtige Salze, geistige Potionen haben manchmal schwere Zufälle erzeugt. Auch äusserliche Mittel können Nervenübel veranlassen, z. E. Blasenpflaster. (Rec. sah einmal von der Einsprüzzung des Myrrhenöls in ein Brustgeschwür einen Blutsturz aus der Gebärmutter mit Krämpfen in den Füßen erfolgen, Rosenhönig mit Quittenschleim eingesprüzt, und eine Bilsensaamenmilch hob das Uebel.) Gelegentlich warnt T. auch gegen den Schnupftabak. Artikel XI. Aeussere Verletzungen, z. E. Contusionen, die sich bis in die innern Theile erstrecken, verwundete Nerven u. s. w., bloße schmerzhafte Erschütterungen, z. E. beym Ausziehen eines Zahns, bloße Stellungen oder Lagen, die den Nervenästen einen Zwang anthun, oder sie drükken, ja gewisse Bewegungen, z. E. das Fahren in Schiffen, Kähnen, und in einer Kutsche, können Nervenzufälle erzeugen. Artikel XII. Von der Electricität und dem Magnetismus, (ein allzu kurzer, lehrarmer Artikel.) Artikel XIII. Von hizzigen Krankheiten. Ein zufälliges Fieber, das in keiner Beziehung auf Nervenkrankheiten steht, und mitten in der besten Gesundheit angreift, kann die Nerven so stark reizen, daß die Nervenzufälle beträchtlicher werden als die Fieberzufälle. Oft

hinter-

hinterläßt ein Fieber auch die Nerven in kränklichen Umständen. Zu den Fiebern, die am gewissesten Unordnungen in dem Nervensystem nach sich ziehen, zählt T. Fieber mit symptomatischer Schlafsucht oder Irrereden, wahre bösartige Fieber, die das Principium der Nervenkraft angreifen, und Ausschlagsfieber. Der Druck, den die Nerven von der Geschwulst eines entzündeten Theils leiden, kann auch Nervenzufälle wirken; auch unvollkommene Krisen, und die Entblösung der Gedärme durch vorhergegangene Zerstörung ihres Schleims, während des Fiebers, erzeugen Nervenübel. Die scharfe Feuchtigkeit im Keichhusten giebt auch eine Ursache zu Nervenkrankheiten ab. Art. XIV. Von chronischen Krankheiten. Hieher rechnet T. die Krankheiten der verdauenden Werkzeuge, die Verstopfungen in den Eingeweiden, aber nur, in sofern sie die Verdauung verhindern, und die Blutmasse verdicken, (als Verstopfungen schaden sie allein nicht, und öfter erzeugen selbst die Nervenkrankheiten Verstopfungen); eingesaugter Eitervenusgift, chronische Hautkrankheiten, Scharbock und Gicht. Kap. IX. Von den moralischen Ursachen der Krankheiten. Die Nerven leiden von den Wirkungen der Seele mehr, als vom Körper, nachdem T. kurz die Entstehungsart und die Mannigfaltigkeit in den Wirkungen der Leidenschaften erklärt, so handelt er im Artikel I. von den Wirkungen einer starken Anstrengung des Geistes und der Einbildungskraft, weil die Geistesanstrengung sich bey allen Leidenschaften befindet, so die Seele eine lange Zeit an einen Gegenstand heften, wobey er sich auf seine Schrift von den Krankheiten der Gelehrten beruft. T. zeigt durch Beyspiele, daß eine bloße Vermehrung der Thätigkeit in den Gefäßen, die durch irgend eine Einbildung oder Leidenschaft im Trieb kommt, als ein tonisches Mittel wirkt, und daß eine starke Wirkung auf das Sensorium den Lauf des Nervensafts wieder herstellen, und dessen Hindernisse wegräumen kann. Hierauf erzählt T. die Wirkungen einer stark getroffenen Einbildungskraft, und erklärt aus ihnen verschiedene auffallende Thatsachen, z. E. die Todesfälle in einem prophezeyten Augenblick, die Heilung durch Angehängsel, Beschwörung und Marktschreyer, die Weissagungskraft, den Fanatismus, die Hexerey, die Gespenster, die Wunderkuren, wo gelegentlich auch Gaßner seine Abfertigung erhält, die Verstärkung der Seelenkräfte in verschiedenen Krankheiten u. s. w. Artikel II. Von den Wirkungen der Leidenschaften. Artikel III. Von

der

der Freude. T. glaubt, daß bey dem Tod aus übermäßiger Freude, wovon er auch ein Beyspiel an Thieren erzählt, das allgemeine Empfindungswerkzeug durch eine allzustarke Thätigkeit paralytisch werde. Von der Hofnung; von der Liebe, wobey T. auch von der Liebe zum Spiel, zur Ehre, und zu Guten aller Art redet; gelegentlich zeigt er auch, daß eine Lieblingsneigung, die durch ihren dargehaltenen Gegenstand erregt wird, auch das erstorbene Gefühl für alle andre Leidenschaften wieder aufweckt. Von der Sehnsucht; vom Haß, Neid und Eifersucht. Vom Zorne sehr weitläuftig und voller Erfahrungen, welche die fürchterlichen Folgen dieser Leidenschaft zeigen. Von der Traurigkeit. Von der Verzweifelung. Vom Mitleiden. Von Furcht und Schrecken. Die gefährlichsten und tödtlichsten Leidenschaften; gelegentlich erklärt T. auch viele Folgen, die solche Leute an ihrem Körper erfahren, die sich einbilden, Gespenster gesehen zu haben, und oft selbst diese Folgen als Beweise ansehen. Von der Schande, Schamhaftigkeit und Schüchternheit. Vom Hochmuth und der Eitelkeit. Unser V. hätte aus Zimmermann, Weikard und Zückert seine Abhandlung sehr bereichern und lehrreich machen können. Vom Lachen. Für die Ursache, warum die Thiere nicht lachen, hält T., weil sich das Gefühl des Lächerlichen nicht in ihre Vorstellung mischt; (allein sie lachen auch nicht vom Kützeln.) Man vernachläßiget das Lachen als ein Mittel zur Gesundheit; T. hat sich das durch Kützeln erregte Lachen mehr als einmal mit glücklichen Erfolg bey Kindern bedient, die rachitisch werden wollten, er empfiehlt es auch bey Stockungen in den Eingeweiden und Unthätigkeit der festen Theile. Art. IV. Von den Ursachen, warum sich die Nervenkrankheiten am häufigsten einfinden. Als die wichtigsten Ursachen giebt T. folgende an: eine reelle Ausartung der Leibesbeschaffenheit; als eine Hauptursache dieser Ausartung nennt T. die Ausbreitung der Venusseuche, die sowohl durch sich selbst, als auch durch ihre Gegenmittel den Nerven schadet; die Zunahme des Luxus, die Vervielfältigung der sitzenden Handwerker und Künstler, den Mangel der Leibesübung, bey Kindern und jungen Leuten, die Vervielfältigung der Leidenschaften, die vermehrte Anstrengung des Geistes und Unthätigkeit des Körpers, den häufigern Gebrauch der warmen Getränke und der gewürzhaftern, fettern und hitzigern Nahrungsmittel, die mangelhafte Kenntniß der Nervenkrankheiten, und

 die

die gewöhnliche Unfähigkeit, sie von andern Krankheiten zu unterscheiden, die Afterärzte und die Menge von feilen Geheimmitteln ans Specifiken. (Die Siegwarte, Burgheime u. s. w. verderben auch das Nervensystem unserer jungen Lesewelt.) Kap. X. Vom Consensus, (warum brauchte der Uebersetzer nicht lieber das reine deutsche Wort Mitleidenheit?) Art. I. Begrif des Consensus. Zuerst giebt der V. eine kurze Geschichte der Mitleidenheit. Die Mitleidenheit im eigentlichen Verstande hängt nur von Nerven ab, denn die andre Arten sind mehr Veränderungen, Verbreitungen und Versetzungen von Krankheiten. Art. II. Vom Consensus des Gehirns und der andern Theile des Kopfs. Das Gehirn steht mit dem ganzen Körper in Mitleidenheit, doch ist es mit denjenigen Theilen, die am meisten mit Nerven versehen sind, und deren Verrichtungen durch die Verletzungen auch beträchtlicher leiden, durch eine engere Mitleidenheit verbunden; dieser allgemeine Consensus ist nach T. auch der Grund des besondern, der nur unter den Theilen statt findet, deren Nerven schon an ihrem Ursprung mit einander in Verbindung stehen. T. beantwortet auch die Frage: warum nicht unter allen Theilen ein Consensus statt finde, von denen der Ursprung ihrer Nerven es wahrscheinlich macht, daß einer statt finden sollte? Jeder Consensus hat seinen natürlichen Nuzzen. T. räth die Eintheilung der Mitleidenheit in die thätige, die das Organ, oder der Siz der Ursache des Uebels in dem Organ hervorbringt, wo die Zufälle wahrgenommen werden, und in die leidende, die man an diesem leztern Organ wahrnimmt. Hierauf wendet sich unser V. zu den vornehmsten Beyspielen des Consensus, er handelt also vom Consensus des Kopfs, der Augen, der Ohren, der Nase, der Zunge und der Zähne, der Lippen, der Nerven, des Ansichts überhaupt, des Schlundes und des Kehlkopfs. Art. III. Vom Consensus der Brust und der Lunge. Art. IV. Vom Consensus des Unterleibs, des Magens und der Gedärme, des Gekröses, der Leber, der Nieren, der Harngänge, der Zeugungsglieder. Artikel V. Vom Consensus der Haut. T. handelt diese besondern Mitleidenheiten sehr lehrreich ab, und belegt seine Aussprüche mit vielen und deutlichen, eigenen und fremden Wahrnehmungen. Der V. theilt auch einige Anmerkungen mit, um consensuelle Krankheiten von den selbstständigen zu unterscheiden; der Practiker kann vermuthen, daß irgend eine Krankheit consensuell ist, wenn der Kranke

ke ein feines, bewegliches Nervensystem hat, wenn plötzlich und ohne eine kenntliche Ursache in einem Theile, der immer wohl war, sich eine Verletzung äußert, und wenn man zugleich einen Fehler in einem andern Theile entdeckt; eine aufmerksame Untersuchung der zufälligen Ursachen, der nachfolgenden Zufälle und des Gesundheitszustandes vor, und während der Krankheit, und der Erfolg der Heilmittel trägt auch viel zur Unterscheidung dieser Krankheiten bey. Nun spricht der V. von der Antipathie und der Sympathie, auch etwas von der Physiognomie. In einer Note gesteht T., daß ihm die deutsche Sprache völlig unbekannt sey!!! in der That ein deutlicher Beweis der engen Gränzen seiner Wißbegierde und Undankbarkeit gegen das Land, welches seine Verdienste so uneigennützig schätzt, und welches unter seinen Aerzten Männer verehrt, die mehr sind als Tissot, oder unter gleich günstigen Umständen mehr seyn würden, z. B. Zimmermann, Hoffmann, Hensler, Wichmann, Baldinger, Lentin, Weikard, Medicus u. s. w. Zum Schluß dieses Kapitels bringt T. noch ein Verzeichniß der vornehmsten Anastomosen der Nerven und der Mitleidenheiten bey, die ihnen zugeschrieben werden können, das in die Praxis allerdings wichtigen Einfluß haben kann. Kap. XI. Von den Versetzungen auf die Nerven, der Coction und der Crisis in den Nervenkrankheiten. Ein wichtiges Kapitel, das in der gewöhnlichen Praxis allzu sehr vernachläßiget wird. Crudität in Nervenkrankheiten nennt T. eine Vereinigung aller Umstände, die sich dem Verschwinden der Krankheitsursache widersetzen, und diese Umstände können sowohl auf einer großen Dünne und Schärfe der Säfte beruhen, als auf ihrer Verdickung, allzu großer Anfüllung der Gefäße, Grundlage zur Fäulniß in einem Theil u. s. w. Auch in den Nervenkrankheiten können alle nöthigen Ausführungen, die Aderlässe ausgenommen, wie auch die specifischen Mittel, nicht eher, als nach der Coction statt finden. Gleichheit, Langsamkeit und Weichheit im Pulse ist die sicherste Anzeige einer geschehenen Coction. Wahre Versetzungen in Nervenkrankheiten setzen auch eine Materie voraus, die aber in Nervenkrankheiten unbeträchtlich genug ist, um gar nicht, oder doch erst nach einer sehr genauen Untersuchung wahrgenommen zu werden; oft ist diese Materie auch zu fein, als daß sie sich den Sinnen vorstellig machen könnte. Hierauf führt T. viele Beobachtungen der Schriftsteller an, die die Versetzungen auf

die Nerven bestätigen, und hiermit schließt unser Uebersetzer den zweyten Band. Die Wichtigkeit der Schrift, die allerdings für jezt der einzige Codex über die Nervenkrankheiten ist, macht diese weitläuftige Anzeige verzeihlich, und diese Weitläuftigkeit zwang den Rec., nichts mehr, als einen vollständigen Auszug zu geben, und alle hie und da zu machenden Einwürfe zurück zu behalten, weil er hoft, daß billige Leser bey einem so weitschichtigem Werk über eine noch dunkle und nicht genug erkannte Materie kleine Fehler und Uebersehungen und Verirrungen nicht feyerlich gerochen haben wollen. Wir haben von diesem Tißotischen Werk noch eine Verdeutschung, nehmlich:

Abhandlung über die Nerven und deren Krankheit, von Herrn Tißot —. Deutsch herausgegeben von J. Ch. Gottlieb Ackermann. Leipzig, bey Fr. Jacobäer und Sohn. 1781 in 8. Des ersten Bandes erster Theil auf 373 Seiten, ohne die Vorrede. Der zweyte Theil auf 273. Des zweyten Bandes erster und zweyter Theil auf 757 S.

Die Frage: welcher von beyden Verdeutschungen der Vorzug gebühre? möchte, wenn man blos auf die Treue der Uebersetzung Rücksicht nimmt, allerdings für die Ackermannische entschieden werden, die ihrem Original ungleich treuer geblieben, keine Veränderung in der Ordnung der Kapitel gemacht, und auch selbst die Gedanken der Urschrift deutlicher und fließender verdeutscht hat. Man sieht der Weberischen Uebersetzung an, daß sie aus der Hand eines Mannes von vielen Fähigkeiten und vieler Geisteswärme kömmt; freylich trägt sie, besonders der erste Theil, viele Spuren von Flüchtigkeit, eigenmächtigen Veränderungen und Einschiebseln; die Eilfertigkeit nach der Druckpresse hat ihr vermuthlich die vielen Uebersetzungsfehler und Vergehungen gegen die Reinigkeit unsrer Sprache zugezogen, indessen gewinnt sie wieder viel durch ihre Lebhaftigkeit. Rec. sieht sich verpflichtet, einige Zeugnisse von den Fehlern der Weberischen Uebersetzung zu geben; er giebt diejenigen, die sich ihm bey der ersten Durchsicht darboten, denn die Uebersetzung von Wort zu Wort mit dem Original zu vergleichen, müßte das Werk nicht so voluminös seyn. §. 133 des ersten

Bandes

Bandes steht: — — gabs Aerzte, die sich vermuthlich durch die Kleine, die aber doch bey Lebensgeistern vorausgesezt werden muß u. s. w. im Original steht petitesse. Ackermann übersezt: Feinheit. §. 138 ist die ganze Stelle vom Sauvages in der Weberischen Uebersezung falsch verdeutscht, §. 142 steht im Original chargés d'aucune fonction; Weber übersezt, mit ganz kleinen Verrichtungen beladen; Ackermann ächter, die eine Verrichtung haben. §. 150 ist untauglich wohl ein Druckfehler, aber daß eben diese Röhrchen den zubereiteten Saft ins Gehirn führen, que ces tuyaux charient le fluide preparé dans le cerveau, ist wohl ein Uebersezzungsfehler, statt daß eben diese Röhren einen im Gehirn zubereiteten Saft führen. §. 152 Note 40 (im Original K) ist continuité des nerfs à la moëlle épiniere Festigkeit der Nerven im Rückenmark übersezt, es heißt, wie es auch A. verdeutscht hat, daß die Nerven mit dem Rückenmark einerley Körper ausmachen. Im 7ten Kapitel §. 6 verdeutscht Weber die Worte: Un vice dans l'irritabilité musculaire, ou, pour eviter toute erreur, s'ils agissent sur d'autres parties musculaires, un vice de receptivité dans les parties dont la reaction est necessaire pour que l'action des nerfs produise son effect, ein Fehler der Reizbarkeit der Muskelfäser, nehmlich wenn sich in der Receptivität, in den Theilen, deren Gegenwürkung vonnöthen ist, um die Verrichtungen der Nerven zu bringen, ein Fehler findet, oder wenn die Nerven auf andre Theile, als die Muskelfasern, wirken sollten. Der Uebersezer zweifelt selbst, ob er den Sinn des Originals getroffen. Ackermann übersezt: ein Fehler in der Reizbarkeit der Muskeln, oder, um allen Irrthum zu vermeiden, wenn die Nerven auf andere Theile, als auf die muskelartigen, wirken, ein Fehler der Receptivität in den Theilen, deren Gegenwirkung nöthig ist, wenn die Wirkung der Nerven ihre Wirkung äussern soll. Im zweyten Band Seite 389 übersezt W. en le fachant, in dem er ihn toll macht. W. hat seine Verdeutschung mit vielen Anmerkungen vermehrt, die S. Aussprüche theils erweitern, theils mit Erfahrungen belegen, und Citationen berichtigen, oft aber blos auch launichte Einfälle oder Personalitäten des Uebersezers enthalten. A. hat nur in dem zweyten Band, aber wenige, Anmerkungen beygebracht, die meistens blos practisch sind. Km.

Versuch über die Theorie und Anwendung der medicinischen Elektricität, von Tiberius Cavallo. Aus dem Englischen. Nebst einer Kupfertafel. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1782. In gr. 8. 84 Seiten.

Diese kleine Schrift ist wirklich Aerzten, die die Elektricität an Kranken versuchen wollen, unentbehrlich. Der V. beschreibt nicht nur mit einer ganz besondern Deutlichkeit die verschiedenen Arten zu elektrisiren überhaupt, sondern zeigt auch insbesondere, welche davon bey jeder Art Krankheiten, und mit welchen practischen Vortheilen sie angenommen werden müsse. Er ist mit Lovet überzeugt, daß die starken Schläge, die man gemeiniglich den Kranken ohne Unterschied beybringt, eine von den Hauptursachen sind, warum dieses große Hülfsmittel so oft unwirksam, ja wohl gar schädlich gewesen ist, und schränkt sie daher sehr vernünftig auf nur wenige Fälle ein: da er hingegen von der Anwendung der gelindern Grade, aus Erfahrung, ein großer Lobredner ist, und sie fast immer mit Nutzen versucht hat. Er zeigt, wie man ohne viel Umstände alle Grade derselben hervorbringen, und wie man sie auf mancherley Weise abändern kann, da sie dann oft auf die eine Manier etwas leistet, was sie auf keine andre thun konnte. Er erklärt alle Wirkungen der Elektricität von einem Reize, und leugnet, daß sie auf chymische Weise, wie andre Arzneyen, in den Körper wirke, und daß die elektrische Materie eine Säure, oder etwas Laugenhaftes enthalte. Das Resultat, was der V. selbst (S. 83) aus seinen Beobachtungen zieht, besteht im Folgenden: „Bloßes Elektrisiren, es mag nun positiv oder negativ seyn, vermehrt gemeiniglich die gewöhnliche Anzahl der Pulsschläge ohngefähr um ein Sechstheil. Diese Wirkung ist bey gesunden Personen fast gänzlich allgemein, und erfolgt sehr oft auch bey Kranken. So wird dadurch auch stets die natürliche Ausdünstung, und insgemein auch die Absonderung der Säfte in den Drüsen befördert. Man hat das Elektrisiren bey verschiedenen Krankheiten heilsam befunden, und nur selten hat es üble Wirkungen hervorgebracht. Ja, man kann sagen, daß es nie üble Folgen gehabt habe, wenn es gehörig ist behandelt worden. Die Krankheiten, bey welchen man es am dienlichsten befunden hat, sind diejenigen, welche von Verstopfun-

gen

gen und Krankheiten der Nerven entstehn. Hingegen hat es bey Abflüßen, oder verstärkten natürlichen Abgängen weniger Dienste geleistet; die unnatürlichen Abgänge aber, die im gesunden Körper gar nicht vorhanden sind, z. B. die Thränenfistel u. s. w. sind insgemein dadurch geheilet worden. Endlich hat man bemerkt, daß der Gebrauch verschiedener Grade der Elektricität auch sehr verschiedene Wirkungen hervorbringt, daß nehmlich ein gemäßigtes Elektrisiren verschiedene Krankheiten vollkommen geheilt hat, da sie hingegen ein stärkerer Grad jederzeit verschlimmert. Den gehörigen Grad aber muß die Wirkung, die sie Tag für Tag hervorbringt, und das Gefühl der elektrisirten Person bestimmen."

Da wir voraussetzen können, daß diese Schrift von Jedermann werde gelesen werden, wer über die medicinischen Wirkungen der Elektricität urtheilen, oder sie bey Kranken anwenden will: so enthalten wir uns einer ausführlichen Anzeige ihres wichtigen Inhalts, so sehr sie solchen übrigens verdiente. Es wird sie Niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen. Die Uebersetzung ist sehr gut.

W.

Institutiones Pathologiae medicinalis auctore *H. D. Gaubio*, ed. altera in Germania. Lipsiae, impens. Krausii. 1781. 512 pag.

H. D. Gaubii — Libellus de methodo concinnandi formulas medicamentorum, ed. tertia, iterum revisa et accurata. Basil. ap. Schweighauser 1782. 8. 439 pag. ohne Reg.

Gaubs Pathologie ist unverändert abgedruckt, ihr Werth entschieden, obgleich manchem stümpernden Professor zum Erklären zu schwer, das aus der Boerhaavischen Schule anklebende Mangelhafte bekannt, und das Buch noch immer zu Vorlesungen brauchbar, so lange wir kein besseres haben.

Das Formulare ist ebenfals ein bloßer Nachdruck der dritten Leidner Ausgabe 1766, und dessen wahrer Werth neuerlichst vom Hrn. Baldinger gegen die Todeschen Machtsprüche sehr richtig bestimmt worden. Die Regeln sind zu gehäuft und zu sehr zugespitzt, die Recepte nicht musterhaft, die Dosen zu

stark und das ganze Buch zum Unterricht für Anfänger viel zu unverständlich und unbequem. Hierinnen ist die Grunersche Anleitung allen andern ohnstreitig vorzuziehen.

Neue Betrachtungen über das Verfahren bey der Inoculation der Blattern aus dem Französischen des Herrn Gatti, Königl. Franz. Arztes und Prof. auf der Universität zu Pisa. Mit einer Vorrede und einigen Beobachtungen herausgegeben von D. E. G. Wagler. Zwote Auflage. Bremen, bey Kramer. 1782. 8. 224 S.

Ist ein bloßer Abdruck der Hamburger Ausgabe 1772.

Hr.

Bibliothek der alten Aerzte in Uebersetzungen und Auszügen. Zweyter Theil. Unächte Bücher des Hippokrates, Thucydides von der Pest in Athen, Aristoteles, Theophrast, Nachfolger des Hippokrates, übersezt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen von D. C. G. Gruner. 1782. 2 Alph. stark.

Bey weitem den grösten Theil dieses Bands füllen die unächte Hippokratische Schriften aus, welche der V. wieder eben so geordnet hat, wie die ächte im ersten Theile: auf diese folgt dann die angezeigte Beschreibung vom Thucydides, die in die Arzneykunde einschlagende Theile der Schriften eines Aristoteles und Theophrasts, und die vornemlich von Galen und Oribas aufbewahrte Bruchstücke der Schriften einiger Schüler und frühen Nachfolger des grossen Hippokrates, nemlich eines Euriphon, Diocles von Cariste, Praxagoras und Chrysipp, so daß der V. nun die erste Periode geendigt hat, und im nächsten Theile zu der zweyten, von der Stiftung der alexandrinischen Schule bis auf den Asklepiades übergehen wird. Auch ist diesem Theile ein sehr vollständiges alphabetisches Register über beyde erste Theile beygefügt. Die Bitten, die wir bey Anzeige des

des ersten Theils an den V. gethan haben, sind wir auch hier genöthigt, zu wiederholen; an einigen Stellen schien uns die Uebersetzung, wenigstens für ungeübte Leser, zweydeutig, oder unverständlich; an andern nicht anständig genug, wo es doch sehr leicht gewesen wäre. So liest man z. B. S. 434. den unartigen Ausdruck Arschspiegel; S. 191. gefegt, so S. 189. ακαθαρτος mit ungefegt übersezt; an andern Stellen scheint uns der V. den Sinn der Urschrift nicht getroffen, oder es in der deutschen Wendung verfehlt zu haben; wir wollen einige Beyspiele davon anführen; S. 175 wird die Stelle: Η δε χολη και το φλεγμα τας νοσους παρεχει, όταν εν τω σωματι η ὑπερξηραινηται, ἡ ὑπερυγραινηται ἡ ὑπερψυχηται, πασχει δε ταυτα το φλεγμα και ἡ χολη κ. τ. λ. so übersezt: Galle und Schleim erzeugen Krankheiten, wann der Körper davon (wann sie) zu trocken oder zu feucht, zu warm oder zu kalt wird (werden); so S. 162. ουρα χολωδεα mit feuergelber (gallichter) Urin; so klingt es nicht deutsch, wann es S. 125. heißt; darzu geben Speise und Trank, Arbeit, Verwundungen, Geruch, Hören, Sehen und Beyschlaf, Wärme und Kälte, Gelegenheit, wann sie — in grösserer und geringerer Menge genossen werden; der Grieche sagte προσφερηται. So ist S. 185. φλεγμα λευκον sehr flüchtig und unbestimmt mit Geschwulst übersezt; warum nicht wörtlich weiße Geschulst? Σπλην μεγας heist große, nicht wie Hr. Gr. S. 106. übersezt, verhärtete Milz, wenn auch der Wortgebrauch nicht für unsere Uebersetzung wäre, so hätte ihm der ganze Zusammenhang zeigen sollen, daß sein Schriftsteller eines von dem andern unterscheide, wann sie auch zuweilen zusammentreffen. Ποιει λαπαρωτερον heißt: erweicht, nicht, wie der V. S. 288. glaubt, zertheilt; wann sein Schriftsteller so viel sagen will, so sagt er διαχει; er sagt nichts von den Mitteln, die gegen den verhärteten Milz empfohlen werden; es heißt nur διδοται του σπληνος. S. 198. wird φυματα blos mit Geschwülsten übersezt; wie soll sie nun der des Griechischen unkundige Leser von andern Geschwülsten unterscheiden, von welchen sie doch so sehr abweichen? ῥηγματα übersezt der V. S. 257. mit langwierigen Schmerzen. Κληιδες ist bey ihm das einemal die Gegend um den Hals, ein andermal S. 292 die Gegend um die Brust. Flecken von dieser Art könnte der mit alter vornehmlich griechischer Litteratur so eifrig beschäftigte Herausgeber mit etwas mehr Anstrengung leicht von seinem Werke wegwischen.

Auch darin können wir dem Ueb. nicht beystimmen, daß er Sätze und Heilarten, welche nach bessern Einsichten heut zu Tage als unrichtig verworfen werden, ganz hinweglässt, oder wie wir es an einigen Stellen bemerkt zu haben glauben, seine wenn gleich in ihrer Art viel bessere Meynung dafür in den Text selbst einschiebt; schwächere Leser, die mit zu vielem Vorurtheil an ihrem Altvater hängen, und das Schiefe und Falsche in einigen seiner und seiner Nachfolger Lehren nicht zu beurtheilen wagen oder wissen, könnten durch berichtigende und erklärende Anmerkungen unter dem Texte gewarnt werden; und Lesern, die weiter sehen, die den Gang der menschlichen Kenntnisse überhaupt, die Schritte, welche die Heilkunst vorwärts und zurück gemacht hat, den Einfluß, den Philosophie und andere Wissenschaften darauf gehabt haben, überschauen, die Geschichte der Kunst in ihrem ganzen Zusammenhange, die Heilungsarten der Alten, die einfache und zubereitete Arzneymittel, deren sie sich bedienten, kennen lernen wollen, und zu solchen Lesern macht sich doch der Ueb. auch Hofnung, denen geschieht gewis kein Gefallen, wenn sie ihre alte Lehrer so verstümmelt, und gerade die Stellen in der Uebersetzung nicht finden, die ihnen das meiste Licht geben könnten; die gehen dann freylich, wenn ihnen anders der immer mehr einreissende Mangel an hinreichenden Kenntnissen der alten Sprachen den Zugang gestattet, zur Quelle selbst.

Ew.

Etwas über und wider den tollen Hundsbiß. Hamburg. 1782.

Voraus kömmt die ausführliche Beschreibung des specifiken Mittels wider den tollen Hundsbiß, wie sie von dem Obercollegium medicum zu Berlin ist mitgetheilet worden. Hierauf zwey Briefe aus dem hannövrischen Magazin, einer von Ehrenfried, der andere von Dehne. Beyde machen Einwürfe über die ungereimte Zusammensetzung des Mittels. Wirklich haben wir auch eine anspachische Verordnung vor uns, wo das Mittel bekannt gemacht wird, mit Hinweglassung des Ebenholzes, des gefeilten Bleyes, des Ebereschen Schwamms. Es scheinen also hier schon diese Briefe genützet worden zu seyn. Uebrigens werden in beyden Briefen häufige Schrift-

steller

feller und Beyspiele angeführt, daß die Kraft der Maywürmer wider den tollen Hundsbiß schon lang bekannt gewesen sey. — Es ist was Herkömmliches, daß sich gemeiniglich an den Sachen, die so durch ein Collegium öffentlich bekannt gemacht werden, mancherley Ausstellungen machen lassen.

3.

Versuch über das Blut, von G. Levison, Königl. Schwed. Professor, D. d. A. G. und Arzt am general medical Asylum in London. Aus dem Englischen. — Mit Königl. Preußl. und Chursächsischer Freyheit. Berlin und Stettin, Nicolai. 1782. in 8. 5 Bogen.

Diese kleine Schrift ist größtentheils speculativisch, und wird diejenigen am meisten interessiren, welche die von Wilson und Hunter auf die Bahn gebrachte Meynung, daß das Blut lebendig sey, und die von Hendy und andern dagegen gemachten Einwürfe ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget haben. Doch hat Hr. L. zu den weit wichtigern, in Deutschland bekanntern und wirklich praktischen Hewsonischen Bemerkungen über das Blut Einiges, die rothen Blutkügelchen betreffend und Etwas vom Blutlassen hinzugefügt. Wir wollen den Hauptinhalt kürzlich anzeigen.

Erster Abschnitt. Von festen, flüßigen und dunstartigen Theilen. Hr. L. will hauptsächlich aus der Schwere und der anziehenden Kraft der Theilchen die Grundanlage der thierischen Oeconomie erklären, und sucht alles hervor, um diesen Einfall, der wohl nichts als Einfall ist, zu unterstützen. Er nennt diese Kräfte „zwey entgegengesezte Attractionen, oder Action und Reaction, wodurch der ganze Körper in Bewegung und Existenz erhalten werde. Vermöge der Attraction des Zusammenhanges der Theile vermehrt sich die Festigkeit eines Körpers: die Flüßigkeit wird durch die Attraction der Schwere hervorgebracht, wenn diese die Attraction des Zusammenhangs überwieget.“ (Wenn die Tendenz aller Theilchen eines Körpers, gegen einen Schwerpunkt außer ihm, gleich groß ist; so werden sie allesamt dahin dringen, ohne daß dadurch ihr Zusammenhang unter einander verändert würde, wenn dieser auch

noch

noch so geringe wäre. Wiederum, wenn die Schwere der anziehenden Kraft der Theilchen nicht entgegenwirkt, ob sie gleich diese leztere weit überwöge: so kann sie so gar das Zusammenhängen derselben durch den Druck vermehren, anstatt es zu vermindern. Und wenn endlich die Theilchen eines flüßigen Körpers im Schwerpunkte der Erde zusammenkämen: würden sie dann zum festen Körper werden? und würden sie das; wären sie es dann nicht durch ihre Schwere geworden? Es scheinen also noch viel genauere Bestimmungen nöthig zu seyn, ehe man sagen kann, die anziehende Kraft mache die Körper fest, die Schwere hingegen sie flüßig. Und was gewinnen wir mit solchen Grundsätzen aus dem geheimen Gesezbuche der Natur, die wir nicht aufs genaueste bestimmt wissen können? Wo können wir uns getrauen, sie anzuwenden.) „Die beständig wechselsweise Bewegung derer (der) Planeten, oder die zwey verschiedenen Attractionen bringen die beständige Verwandlung der flüßigen in feste, der festen in flüßige, und dieser in dunstartige Theile, und so umgekehrt hervor. So finden wir, daß einige Körper, welche fest sind, so lange sie im Innern der Erde verborgen liegen, sich in der Atmosphäre in Flüßige verwandeln, wenn sie in Gestalt der Dünste ausgehaucht werden, welches bey denen (den) meisten Säuren rc. sehr merkbar ist. Aristoteles — scheint, diesen Saz zu lehren, wenn er von den vier Elementen — als Dingen spricht, die sich beständig Eins ins Andre verwandeln. Die Neuern behaupten ebendasselbe, ob sie es schon mit andern Worten ausdrücken, wenn sie sagen, daß die verschiedenen Eigenschaften der Körper ihren Ursprung der verschiedenen Verbindung ihrer kleinen Grundtheile zu danken haben.“ (Nicht alle, aber viele Eigenschaften haben sie ihnen zu danken. Inzwischen, wenn dieser Satz die Meynung des V. nur mit andern Worten ausdrückt, so wär es, deucht uns, gut gewesen, ihn so zu lassen. Denn so versteht man ihn besser, als wenn ihn der V. zu Gunsten seiner Theorie, aus den Centralkräften der Planeten herleitet, die seine Meynung eher verdunkeln, als erläutern. Dieser Zwang der Sprache zum Dienste der Theorie, hat dem R. oft die Meynung des V. dunkel gemacht, wo er die bekanntesten Sachen vorträgt). „Im thierischen Körper werden nun auch durch eine beständige, ob zwar unsichtbare Bewegung eines jeden Theils beständig einige feste Theile in flüßige, diese in dunstartige, und so umgekehrt verwandelt. Diese drey Principia fließen beständig in einander hin-

hinein, und werden immerwährend verwandelt, und sind in der Natur unter einander gemischt. Es ist eine Vermischung, in welcher die Natur, so zu sagen, ihr Vergnügen findet, (dieß ist sehr unphilosophisch ausgedrückt), und wodurch sie beständig schaft und zerstöret. Vielleicht ist Nichts einfach in der Natur, sagt Hr. L. Auch wirken diese Gegenstände, welche einfach erscheinen, weder auf den Körper noch auf die Seele in dem Grade, als sie zusammengesezt thun.“ (Heißt dies in so hohem Grade, oder so stark, so möchten doch der Ausnahmen wohl mehrere seyn, als der Beweise). „D. Fordyce bemerkt, daß Vermischungen der Arzneymittel gemeiniglich so wohl heilsamer als wirksamer in ihren Operationen sind.“ (Sie konnten aber auch desto unheilsamer seyn, je wirksamer sie wären). „D. Lewis erzählt, er habe gefunden, daß 15 Gran Jalappe mit 2 Gran Ipecacuanne vermischt, wirksamer gewesen sind, als die doppelte Quantität Jalappe allein.“ u. s. w. (Wie viel tausendmal durch die Vermischung solcher einfachen Gegenstände die Wirkungen derselben geschwächt werden, konnte Hrn. L. nicht unbekannt seyn).

Zweyter Abschnitt. Von der Action und Reaction. Wenn uns jemand versicherte, daß zu jeder Empfindung nicht nur ein Eindruck der Gegenstände in unsre Sinne, sondern auch eine Anstrengung der vorstellenden Kraft, Aufmerksamkeit, Unterscheidung rc. erfodert werde; daß einerley Dinge auf verschiedene, ja auch auf einerley Thiere in verschiedenen Umständen verschiedentlich wirken, je nachdem sie die Eindrücke derselben verschiedentlich annehmen; und daß ebenfalls alle Wirkungen in die bewegenden Kräfte dieselben aus sich selbst wirksam machen, und nach ihrer Verschiedenheit auch verschiedene Bewegungen hervorbringen müssen: so würden, zumal in Deutschland, wenige Philosophen etwas dagegen einzuwenden haben, oder davon neue Beweise fordern. Alles, was Hr. L. im gegenwärtigen Abschnitte lehrt, läuft hierauf hinaus; nur daß er diese beyden Wirkungen Action und Reaction nennt, und dadurch wird die Sache dunkler und scheint neuer, als sie ist. Mit dem Ausdrucke Reaction verbindet man den Begriff einer Zurückwirkung des leidenden Körpers, in den, der in ihn wirkte, und diese findet sich doch in vielen Fällen nicht, die der V. aus der Reaction erklären will. Wenn wir sehen oder hören sollen; so muß allerdings die Seele auf die Eindrücke merken, und sie unterscheiden: allein diese Thätigkeit (Mitwirkung) der vorstel-

lens

lenden Kraft ist keine Zurückwirkung der Seele in das Licht, oder in den Schall. Eben so thut es der Deutlichkeit Abbruch, wenn der V. sagt, daß wir unsre ersten Ideen durch Resistenz erhalten, daß alle äußere Gegenstände auf unsre Sinne resistiren, wo alle Menschen wirken sagen, und daß selbst die Irritabilität nichts anders, als die Reaction empfindlicher Theile gegen eine Resistenz sey, und dergleichen. „Wir bemühen uns, sagt er, die Dinge, welche uns resistiren, zu begreiffen, und auf sie zurückzuwirken; verhielten wir uns blos leidend, ohne zu reagiren, so könnten wir keine Ideen haben." Hätte der V. diese gesuchten, nicht gut passenden Ausdrücke weggelassen, und nur schlechthin gesagt: Wir bemühen uns, die Dinge, die in uns wirken, zu begreiffen, durch Thätigkeit unserer Vorstellungskraft; denn verhielten wir uns blos leidend, ohne selbstthätig dabey zu handeln, so könnten wir keine Ideen haben: so verstünde dieß ein jeder, und würde es zugeben, als eine sehr bekannte Wahrheit. Thätigkeit oder Mitwürkung statt Reaction, und Eindrücke statt Resistenz, wären die gewöhnlichen Ausdrücke gewesen, die den Vortrag des V. von allem Scheine der Paradoxie und Neuerungssucht in bloßen Wörtern befreyet hätten.

Dritter Abschnitt. Vom Leben. „Körper, welche Eigenschaften besitzen, durch die sie sich von Todten unterscheiden, nennt Hr. L. lebendig. Diese Eigenschaften sind erstlich Selbstbewegung. Todte Körper bewegen sich nur, wann sie angestoßen werden: Lebendige besitzen eine beständige innere Bewegung in sich selbst, ohne daß die anstoßende Ursache merkbar ist." (Merkbar? Sie müßten sich ohne anstossende Ursache bewegen, wenn die Entgegensetzung richtig seyn soll. Wie viele todte Körper bewegen sich nicht auch durch unmerkbare anstossende Kräfte, z. E. die magnetischen, electrischen, und selbst die Himmelskörper. Wie viele Lebendige werden nicht durch sehr merkbare anstossende Ursachen bewegt? z. E. gereizte Muskeln. Und wo ist es denn bewiesen, daß ein todter Körper, der durch den Stoß eines andern in Bewegung gesezt wird, sich dabey blos leidend verhalte, daß die Kraft des Ersten in ihn übergehe und nicht seine eigne ihn selbstthätig bewege? Wenn Wasser, Gallert und Blut von der Kälte gerinnt, wer wird entscheiden, ob es ohne oder durch Selbstthätigkeit dieser Materien geschehe, wenn er nicht wenigstens die Grundkräfte der Materien und die Art ihrer Würkung in einander viel besser versteht,

als

als wir alle? Der Begriff von Selbstthätigkeit und blos leidentlichen Veränderungen muß, wenn man ihn bey der Erklärung der Naturbegebenheiten, besonders des Thierreichs, anwenden will, mit großer Behutsamkeit gebraucht werden). Die andre Haupteigenschaft lebendiger Körper ist die übereinstimmige Wirkung der Theile zur Erhaltung der vollkommensten Fortdauer des Ganzen; wohin nach Hrn. L. die Assimilation fremder Substanzen zu Theilen ihrer Art; die Resistenz und Reaction gegen solche, die mit Zerstörung drohen, und die beständige Verwandlung der festen in flüßige und dieser in dunstartige Theile gehört. (Es ist wahr, daß alle diese Erscheinungen durch thierische und organische Kräfte bewerkstelliget werden können. Da uns aber nicht alle chemische, physische und mechanische Kräfte in todten, unorganisirten und nicht thierischen Materien und Maschinen bekannt sind, so kann keine von diesen Eigenschaften, einzeln genommen für ein entscheidendes Merkmal von Kräften belebter Wesen angenommen werden. Ja, wo nicht zugleich Organisation und Sinnlichkeit in einer Materie evident sind, können selbst alle diese Eigenschaften zusammengenommen, sie nicht zum Range lebendiger Wesen erhöhen. Nur der, welcher das Blut gern lebendig machen möchte, kann diese leztern mit Stillschweigen übergehn, wenn er die Haupteigenschaften lebendiger Körper herrechnen soll.) H. L. nimmt drey Hauptklassen des Lebens an. Zuerst das Leben eines Systems. (Wir andern nennen es das Leben eines selbstständigen Ganzen, eines Thiers, einer Pflanze.) Dann, das Leben seiner Theile, abgesondert vom Ganzen betrachtet. (Auch von diesem sehen wir nicht, mit welchem Scheine von Wahrheit es andern als sinnlichen, oder wenigstens organisirten Theilen zugeschrieben werden könne. Da Hr. L. die Huntersche Paradoxie, daß das Blut und alle thierische Säfte lebendig seyn, wider den allgemeinen Redegebrauch vertheidigen wollte, so hätte er hier die Eigenschaften des Lebens thierischer Theile, wenn sie vom Ganzen getrennt sind, genau bestimmen müssen.) Drittens, der Wille oder die Seele. (Diese soll also eine dritte Gattung des Lebens seyn? Rec. kann sich dabey nichts anders gedencken, als das Leben eines Thiers, in so fern es sich durch sinnliche, oder allenfalls blos durch Vorstellungskräfte äußert: denn der V. wird doch wohl nicht Willen und Seele für einerley, oder den Willen für die einzige Kraft beseelter Thiere halten. Dieses dritte Leben gehört also zur ersten

sten Klasse. Es ist als thierisches Leben eines selbstständigen ganzen Thiers, dem blos organischen einer selbstständigen Pflanze contradistinguirt. Ueber die Seele drückt sich der Verf. gar seltsam aus. „Daß die Seele ihre Wirkungen, Denken, Schließen, u. s. w. durch Bewegung verrichte, kann Niemand bezweifeln, weil Denken die beständige Vorstellung derer Ideen ist, die wir durch Gegenstände erhalten haben, durch deren Bilder wir denken, und welche Bilder wir beständig in unsrer Einbildungskraft, gleichsam von einem Orte zum andern bewegen, indem wir einige vergleichen, und zwischen andern einen Unterschied finden." (Was hätte ein Philosoph nicht alles hierbey zu erinnern!) D. Hunter hat gesagt, daß die Schwangerschaft nicht durch eine mechanische Kraft geschehe. (Sollten dies nicht mehrere in England auch sagen?) Er behauptet daher, daß es eine Wirkung des Lebens sey, welche die Gebährmutter ausdehnt, und den Mutterkuchen bildet, der die Frucht ernährt. (Eine Wirkung des Lebens ist eine Wirkung solcher Kräfte, die nur in einem lebendigen Körper statt finden, in einem todten aber hinwegfallen, und in blos mechanischen und physischen Körpern gar nicht existiren. Nach diesem Begriffe nennt Hunter und alle Welt Zeugung, Schwangerschaft u. s. w. mit Recht Wirkungen des Lebens, oder der Lebenskräfte. Aber dieser richtige Nahme erklärt die Sache nicht, und nur der, wer uns die Erklärung giebt, welche Kräfte dies sind, und wie sie ihre Wirkungen hervorbringen, wird uns etwas mehr sagen, als andre Nahmen. Bisher haben wir hierüber nur Hypothesen gehabt. Alles, was Hr. L. im gegenwärtigen Abschnitte von so manchen Erscheinungen in Thieren erzählt, die keine blos mechanische Erklärung leiden, ist, nach diesem obigen Begriffe der Lebenskräfte, ausgemachte Wahrheit: nach jedem andern, z. E. wenn die Lebensgeister die Lebenskraft seyn sollen, ist es Hypothese, d. i. ein Bekenntniß, daß wir nicht wissen, was Lebenskraft sey.

Vierter Abschnitt. Vom Leben des Bluts. „Das Leben besteht in Bewegung; der Tod in Ruhe. Die beweglichsten Materien sind die flüßigen: also haben die flüßigsten Theile die größte Lebenskraft; und darum hat das Blut Leben, und kann eben sowohl als ein Mußkel lebendig genennt werden." (Dieses klingt nicht anders, als ob H. L. Leben und Bewegung schlechterdings verwirrte: aber es liegt doch hauptsächlich nur am Vortrage. Das Leben, sagt er, besteht in

Bewe-

Bewegung. Gesezt dies: so ward doch oben umständlich davon geredet, was für Bewegungen das seyn müßten, die vom Leben zeugen. Es sollten Selbstbewegungen eines selbstthätigen Ganzen seyn, die zur Erhaltung und Vollkommenheit desselben übereinstimmen, und sich durch Aßimilation, Action und Reaction, Verwandlung der festen in flüßige rc. Theile offenbarten. Die beweglichsten Materien in diesem Verstande also mögen die größte Lebenskraft besitzen, und nun wäre dann die Frage: ob die flüßigen Theile organischer und thierischer Körper in diesem Verstande die beweglichsten sind? Daß es der V. wirklich auch so gemeint habe, erhellt daraus, weil er besonders zu beweisen sucht, daß die flüßigen Theile, und vorzüglich das Blut, eben solche Selbstbewegung und Aßimilationskräfte, Reaction rc. wie, wo nicht ganze Thiere, doch abgesonderte Gliedmaßen derselben, besitzen. Aber nun dieser Beweis! „Das Blut hält sich aus eigner Kraft im lebendigen Körper flüßig; es gerinnet von der Berührung der Luft, wenn es aus dem Körper kommt, durch eben eine solche Reizbarkeit, wie sich ein Muskel von einem Reize zusammenzieht; es aßimilirt verschiedene Nahrungsmittel zu thierischen Säften; es resistirt und reagirt gegen alle fremde Körper, die es zerstören wollen, und verwandelt flüßige in dunstartige u. s. w. und solche Kräfte besitzen die thierischen Säfte überhaupt: also haben sie und das Blut Lebenskräfte.“ Daß nun das Blut dieses Alles selbstthätig verrichte, und daß seine Gerinnung von seiner Reizbarkeit gegen die heterogene Luft herrühre, das ist nun freylich angenommen, aber nicht erwiesen, und ohne Beweis so paradoxe Sätze zu behaupten, führt zu leerem Wortstreite. „Das Blut zeigt seine Eigenschaft des Lebens dadurch, daß es sich selbst in Flüßigkeit erhält, so lang es in den Gefäßen bleibt.“ Nun folgen Beweise, die niemand leugnen wird, daß das Blut in den Adern des lebendigen Körpers flüßig bleibe. Dieses bewiese nun gewiß noch nicht, daß seine Flüßigkeit von seiner eignen Thätigkeit, und nicht von andern Eigenschaften herrühre, welche den besondern Verbindungen, Umständen und Verhältnissen, worin es sich in einem lebendigen Körper befindet, zuzuschreiben wären. Allein, sagt der V., „wenn wir sogar finden, daß es ausserhalb den Gefäßen Eigenschaften des Lebens an sich habe; so werden jene wohl um so mehr von seiner eignen Lebenskraft herrühren.“ Ob nun gleich dies nicht folgte, so mag es doch gelten: aber was für Eigenschaften des Lebens

hat es denn außer den Gefäßen an sich? Antwort: Eben diese Reizbarkeit, wovon es gerinnet. Ist aber das, wovon es gerinnet, Reizbarkeit? so wie es Reizbarkeit ist, wovon sich ein Muskel zusammenzieht? Hiervon muß Hr. L. ohne Beweis überzeugt seyn: denn er sagt blos: „Das Blut widersteht, vermöge seiner Lebenskraft, indem es seine Theile zusammenzieht, so wie ein gereizter Muskel.“ Da aber der Begrif der Reizbarkeit, den alle Aerzte seit Hallern anerkannt haben, nur in organisirten und sinnlichen, nur in der Muskelfaser, nicht aber in flüßigen Materien statt findet: so muß dies eine andre Eigenschaft des Bluts seyn, welcher Hr. L. den Nahmen der Reizbarkeit beylegt, als die in den Muskelfasern existirt, und von dieser blos willkührlichen und von einer geringen Aehnlichkeit hergenommenen Benennung derselben kann also kein Schluß gemacht werden, daß sie eine Lebenskraft sey, weil es die Muskelreizbarkeit ist. Das Leben des Bluts ist demnach Hypothese, und diese Hypothese verwirret die Begriffe und ist ohne Nutzen. Denn was daraus für die Lehre vom Aderlassen folgen soll, z. E. daß man nicht zu viel Blut abzapfen müsse, weil mit jedem Pfunde desselben ein Pfund Leben verloren ginge, das wird auch folgen, wenn das Blut eine todte Materie ist, die zur Erhaltung der Gesundheit eines Thiers in einer bestimmten Menge im Körper umlaufen muß. — Diese Zweifel gegen die Meynung vom Leben des Bluts mögen der V. und unsre Leser überlegen. Wir werden, um nicht weitläuftig zu seyn, die Beantwortung der zum Theil sehr erheblichen Einwürfe, welche der D. Hendy dieser Paradoxie des D. Hunters entgegengesezt hat, und die Hr. L. ziemlich leicht abfertiget, nicht berühren. Nur das einzige mag nicht unerinnert bleiben, daß es sehr befremdend sey, wenn Hr. L. behaupten will, „es könne aus der Organisation einer Materie gewiß nicht Leben entspringen, wenn dieses nicht schon in den Bestandtheilen der Organisation wäre;“ da bekanntlich selbst in der Chemie, Physik und Mechanik blos aus der Art der Zusammensetzung der Materien neue Kräfte und Eigenschaften der Körper entspringen, wozu jeder Theil derselben an sich unfähig ist.

Fünfter Abschnitt. Vom Aderlassen. Der V. zeigt deutlich, daß das öftere Blutlassen nicht sowohl eine wahre Vollblütigkeit, als vielmehr eine Verderbniß des Bluts und aller Säfte, und eine allgemeine Schwäche nach sich ziehe. Und ob er dies gleich aus seinen Grundsätzen zu erklären sucht, so

so ist es doch auch unabhängig von diesen, eine erkannte Wahrheit. Auch das ist wohl gegründet, daß die Speckhaut nicht immer die Nothwendigkeit des wiederholten Blutlassens anzeige.

Sechster Abschnitt. Von den rothen Blutkügelchen. Der V. hält es für wahrscheinlich, daß die Knochen von den rothen Kügelchen ihren Ursprung haben, so wie die Fasern des Thiers von der Lymphe und dem Blutwasser. Er stellt sich die Ossifikation auf eine andre Art vor, als gemeiniglich geschieht, und glaubt, daß die Vertiefungen der Knochen, die man für Eindrücke von den Muskeln und Adern hält, vielmehr schon beym Entstehen für diese Theile ausgehöhlt seyn, und sich beym Wachsthume auch fernerhin so ausbilden. Die Erzeugung des Sandes und der Steine hält er für einen Fehler in der Ossification, und bringt davon Gründe bey, die allerdings erwogen zu werden verdienen, weil daraus mancherley praktische Folgerungen hergeleitet werden können.

W.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Carl Mastaliers Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Wien. 1782. 8. 16 Bogen.

Die erste Ausgabe dieser Gedichte vom Jahre 1774 ist schon im 32sten Band dieser Bibliothek S. 123 angezeigt, und Recensent der itzigen Ausgabe beziehet sich, was die alten Originalgedichte betrift, kürzlich darauf. Von dem vermehrt und verbessert kann er aber kaum etwas bestimmen; da er die erste Ausgabe nicht bey der Hand hat. Das Gedicht an mein Vaterland ist in dieser Ausgabe mit dem Jahre 1775 bezeichnet; bey dem Gedichte auf den Stephans-Thurm in Wien steht das Jahr 1780; bey dem Gedichte der Prater wird der itzigen Verschönerung gedacht: diese drey Stücke gehören also zuverläßig zur Vermehrung. Vormals waren nur zwölf Oden aus dem Horaz übersezt, izt sind deren siebzehn. Unsere Leser werden es dem Recensenten erlauben, sich bey den leztern etwas

zu verweilen, um zu beweisen, daß er kein minder Nachbeter des vorigen Recensenten sey. Wäre der Herr Mastalier einer von unsern Alltagsdichtern, so würden wir nicht ein Wort zu erinnern haben, wir würden ihn ermuntern, auf der Bahn fortzuschreiten: aber hier ist ein ganz anderer Fall, ein eigensinniger Liebhaber kan auch nicht das geringste Fleckgen an seiner Schönen vertragen, und eben so wünscht Recensent durch seine Einfälle, die möglichste Schönheit bey der künftigen dritten Auflage völlig dargestellet zu sehen. Zur Sache: Wir wollen z. B. die 13te Ode aus dem zweyten Buche vor uns nehmen:

Ille *et* nefasto te posuit die,
Quicunque *primum*, et sacrilega manu
Produxit arbos, in nepotum
Perniciem opprobriumque *pagi*.

Der thats an einem schwarzen, verworf'nen Tag,
Der dich unseelger Baum mit verruchter Hand
Zu seines Dorfes ewger Schande
Und zu der Enkel Verderben pflanzte.

Die Uebersetzung hat offenbar zu wenig und zu viel. Zu wenig: das hier sehr nachdrückliche *et*, ille et, ist übergangen, eben so wie primum. Zu viel: Horaz nennt den Tag nur nefastum, dafür stünde nun in der Uebersetzung das Wort verworfen gut, aber warum schwarz dabey? Arbos sagt Horaz ohne Beywort, und in der Uebersetzung heißt es: unseelger Baum; opprobrium schlechtweg, der Uebersetzer, ewge Schande, und sollte pagus beym Horaz recht im Ernste ein Dorf heißen?

Illum et parentis *crediderim* sui
Fregisse cervicem et *penetralia*
Sparsisse nocturno cruore
Hospitis: ille venena Colchica

Et quicquid usquam concipitur nefas,
Tractavit: agro qui statuit meo
Te triste lignum, *te caducum*
In Domini caput immerentis.

Der ward an seinem Vater zum Mörder, der
Stieß einem Gast im Schlafe den Stahl durchs Herz
Daß Blut von allen Wänden sprizte,
Ja der hat colchisches Gift gemischet,

Un

Und tausend Laster schwärzten die Seele dem,
Der dich in meinem Garten versetzet hat,
Du trauriger verwünschter Stamm,
Wolltest den schuldlosen Herrn zerschmettern!

Das hier unweglässliche crediderim ist doch in der Uebersetzung weggelassen, so wie das sehr nachdrückliche penetralia, welches keinesweges durch Wände ausgedrückt werden kann; und wie kann das Blut von allen Wänden spritzen? caducum fehlt in der Uebersetzung, und verwünscht ist ein Einschiebsel, welches im Text nicht anzutreffen ist. Recensent, der bis ins 35ste Jahr nicht ohne seinen Horaz spazieren gehen konnte, kennt zwar alle die gerügten Schwierigkeiten, er weiß, wie gar oft sie fast unübersteiglich sind; aber gerade von einem Mastalier fordert man deren Uebersteigung.

S.

Alceste. Ein Lustspiel des Aristophanes, aus dem Griechischen übersezt. Leipzig, zu finden in Wien bey Rudolph Gräffer, 1782. 6 Bog. in 8.

Soll eine Parodie der bekannten Geschichte seyn, in welcher freylich alles natürlicher zugeht, als beym Euripides und Wieland. Aber welche Absicht konnte wohl der Verfasser haben, seinen armseligen Witz an die Person eines Purgantius und einer Conimona zu verschwenden? Als Posse hat das ganze Ding mit samt Purgantius und Conimona dennoch weder Saft noch Kraft! Satyre soll es doch nicht etwa seyn? Admet liegt hier an der Syphilis krank; Purgantius sagt: die ganze Oberfläche der bunten Tellus trage keine Krautart, ihr dickgeschwollener Bauch keine Erzart, deren Kraft er nicht schon vergebens versucht hätte. Merkur allein könne helfen. Von der Alceste singt der Chor: O schaudervoller Anblick! alles Gefühls beraubt, streckt sie die schöne Beine von sich, und läßt uns einen Theil ihres königlichen Wadens erblicken. O Schade, daß ihn nie mehr ein männnliches Auge ganz sehen soll! — Ganz abgeschmackt!

Th.

Shakespears Richard der zweyte; ein Trauerspiel für die deutsche Schaubühne; von Otto von Gemmingen, Reichsfreyherrn. Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung. 1782. 5½ Bogen in gros 8.

Vieler rührenden Situationen und vieler meisterhaften Züge wegen, die ganz ihres Urhebers würdig sind, verdient dies shakspearische Trauerspiel immer noch vorzügliche Aufmerksamkeit, wenn es gleich zu den anerkannten Meisterstücken des grossen Dichters nicht mit gehört. So wie es aus des lezten Händen kam, wird es freylich die Vorstellung auf der Bühne sehr erschweren; auch könnte die Länge und Vielheit mancher Scenen leicht für unser heutiges Publikum ermüdend werden. Ein Glück also, daß die Umarbeitung oder Abkürzung vielmehr in die Hände eines Mannes von geläutertem Geschmack und eignen Talenten fiel, der nicht gleich so manchen armseligen Umändrern, Shakespeare's Arbeit verstümpert, sondern ihm die meisten eigenthümlichen Schönheiten gelassen, auch der Wirkung des Ganzen nichts benommen, sondern sie vielmehr concentrirt, und dadurch gewissermassen verstärkt hat. Der Dialog hat an Natur und Wahrheit sehr dadurch gewonnen, daß er meistens nicht wörtliche Uebersetzung des Originals, sondern freyer, nachgebildeter Ausdruck der Gedanken ist. Hie und da mußte dadurch freylich das unverkennbare Gepräge der shakspearischen Sprache etwas leiden. Der Plan hat mehr Anordnung und unmittelbaren Zusammenhang erhalten; und auch dabey mußte manche durch einzelne Schönheiten schäzbare Scene zurückbleiben; so daß der Zuschauer, der diese Umarbeitung auf der Bühne hat vorstellen sehen, immer doch wohl thun wird, das ganze Stück in seinem Shakspeare nachzulesen; eine Lectüre, die dann nicht blosse Wiederholung, sondern mit Wucher neuen, vielfachern Vergnügens begleitet seyn wird.

Miltons Allegro und Penseroso; für seine Freunde übersezt von *O. H. von Gemmingen*. Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung. MDCCLXXXII. m. K. 2 B. in gr. 8.

Mit

Die Originale dieser beyden Gedichte sind bekannt, und verdienen unstreitig unter Miltons kleinern Gedichten den ersten Rang; auch haben sie den allgemeinen Beyfall der Nation, den ihnen die Händelische Musik noch mehr bestätigt hat! In einer prosaischen Uebersetzung aber mußten diese beyden Gedichte unvermeidlich verlieren, weil ihr eigenthümlicher Werth zum Theil mit von dem Bau und Gange der Verse abhängt, die zur Eindringlichkeit und Versinnlichung der darin enthaltenen poetischen Bilder, und zum Ausdruck des ganzen, frohen und schwermüthigen Charakters gewiß nicht wenig beytragen. Doch der Hr. von G. übersezte für seine Freunde; und diesen war es vielleicht mehr um das Subject als um das Kolorit dieser beyden treflichen Gesellschaftsstücke zu thun. Da indeß der Abdruck dieser Uebersetzung öffentlicher Verlag geworden ist; so glauben wir uns dadurch entschuldigt, wenn wir hier diese Erinnerung machen, und einige andre hinzufügen, welche den Sinn betreffen, und vielleicht bey einem zweyten Abdruck benuzt werden können. S. 8. And if et give thee honour *due*, ist nicht: „Wenn ich dich, wie billig, ehre," sondern, „wenn ich dich mit gehörigem Eifer ehre." E. d. admit me of thy *crew*, nicht: „laß mich zu deinen Gelagen," sondern, nimm mich in deine Schaar, dein Gefolge. S. 10. Then *to come* in spight of sorrow, ist übersezt: komm dann u. s. f. Es geht aber auf das vorhergehende, und muß heissen: Dann laß mich kommen, u. s. f. So auch gleich darauf, und biete mir, anstatt: und laß mich — — bieten, d. i. den Morgen begrüssen. E. d. „bey Reihen von Ulmbäumen" besser: Reihen von Ulmbäumen ꝛc. vorbey. — E. d. v. 73. „Die Berge, auf deren dürrem Scheitel u. s. f." Das Bild des Originals ist schöner und stärker: Mountains, on whose *barren breast* &c. S. 12. of many a *feat*, „so mancher Sage," vielmehr: so mancher Begebenheit. S. 14. Goblin ist Kobold. E. d. V. 107. ist in one night, in einer einzigen Nacht, durch alle Nacht übersezt. E. d. V. 123. while both contend, nicht: während daß zwey, sondern: während daß beyde ringen, nämlich Witz und Waffen. V. 124. whom all commend, „um welche alle buhlen; „vielmehr: die von allen gepriesen wird. V. 141. with *giddy* cunning, ist nicht: mit verschmizter Unbesonnenheit, sondern: mit schwindelnder Kunst. Im Penseroso V. 10. steht wohl durch einen Druckfehler: der für die unbeständigen Diener. Der Sinn leidet aber sehr dadurch.

V. 16. *staid* wisdom's hue, ist nicht: „der Weisheit ernste Farbe" sondern: der ernsten Weisheit Farbe. V. 35. a sable stole of cypress lawn wird durch eine Stole von Zobel übersezt, das ist es wohl schwerlich; sondern vielmehr: ein schwarzes cypressenfarbiges Gewand. V. 79 u. 80.

Where glowing embers through the room
Teach light to counterfeit the gloom.

ist nicht richtig, und dem schönen Bilde gemäß genug übersezt; „wo an der übrig gebliebenen glimmenden Asche das Licht die Finsterniß nachahmt." Vielmehr: „Wo glimmende Asche das Licht des Zimmers Finsterniß nachbilden lehrt." V. 88. ist der thrice great Hermes der bekannte Hermes Trismegistus, den man in dem Ausdrucke: der übergroße Hermes, wohl schwerlich ahnden möchte. E. d. ist to *unsphere* the spirit of Plato, nicht: zu folgen Plato's Geist, sondern, ihn seiner Sphäre zu entlocken. V. 102. the *buskind* stage ist wohl zu hart durch gekothurnte Bühne gegeben; lieber, den Kothurn auf der Bühne. V. 103. f. ist wieder der Sinn verfehlt. To raise Musæus *from* his bower, ist nicht: den Musäus in seiner Laube reizen, sondern, ihn aus seiner einsamen Wohnung hervorrufen. V. 113. ist ring and *glass*, Ring und Spiegel. S. 130. sind *minute* drops nicht minutenweise fallende, sondern einzelne, kleine Tropfen. V. 151. wird breathe von dem vorhergehenden let regiert, und der Sinn ist: laß sanfte Musik athmen, d. i. sich hören lassen. — Manche andere und geringere Verstossungen lassen wir unbemerkt, und wünschten nur noch überhaupt, daß die Sprache der Uebersetzung durch die Bemühung sie gedrungen und poetisch zu machen, nicht so oft von der gewöhnlichen Wortfügung möchte abgewichen seyn. Uebrigens ist das Original der Uebersetzung zur Seite gedruckt, beydes sehr sauber, und mit acht von Hrn. Kobell glücklich radirten Vignetten und einem Titelkupfer verziert.

Fr.

Lope de Vega, Lessing, und Pastor Richter; eine Anekdote aus der Unterwelt. Leipzig, bey Breitkopf, 1782. 2½ Bogen in klein 4.

Die Veranlassung dieser kleinen Schrift war, dem Vorberichte zufolge, ein literarisches Gespräch über die Fruchtbarkeit

barkeit einiger Schriftsteller, worin ein Spanier das Genie seines grossen Landesmanns, Lope de Vega, rühmte, der die Bühne allein mit nahe drittehalbtausend Stücken beschenkt hätte. Ein Deutscher glaubte, auch seine Nation habe ähnlich fruchtbare Schriftsteller aufzuweisen, und da er kurz vorher in einer sonst unbedeutenden Schrift von einem gewissen Richter gelesen, der von 1590 bis 1624 Pastor Primarius zu Görlitz gewesen, und während dieser Zeit an die sechs tausend Predigten verfertigt habe, so sezte er nicht nur diesen im Scherze dem Lope entgegen, sondern versprach auch, nächstens ein Gespräch in der Unterwelt zwischen diesen beyden Männern zu veranlassen. Blos seinem Wunsche zufolge unterzog sich der mit M. unterzeichnete V. gegenwärtiger Arbeit, und gab, da freylich der gute Pastor Richter unmöglich allein den grossen Lope aufzuwiegen vermöchte, ihm noch einen Gegner an Lessing, mit dem sich zu messen wohl die größten Schriftsteller jeder Nation sich nicht schämen dürften. Der Schatten des leztern ist eben erst in Elysium angelangt, und wird von den größten Geistern freudig und vertraut begrüßt. Nur Lope nahm diesen allgemeinen Beyfall für Beleidigung seiner selbst, und für Raub einer Ehre, die ausschliessungsweise ihm zukomme. Lessing wählte sich die nächste Laube an Lope's seiner zum Aufenthalt; dieser fühlte die Vorzüge seines vermeynten Nebenbuhlers um so viel schmerzlicher; nach wenig Tagen suchte er jenen selbst auf, und ließ sich in das hier gedichtete Gespräch mit ihm ein, worin er ihn über seine Ansprüche auf so viel Ruhm befragt, die seinigen dagegen anführt und sie für weit gültiger hält, vornehmlich aber sich auf die grosse Menge seiner Werke beruft, in der es ihm, wie er glaubt, keiner gleich gethan hat. Lessing aber führt ihn einen Mann herbey, der in eben dem Zeitraum, worin Lope lebte, und in weit minderer Frist, als dieser, nicht weniger als sechstausend Predigten schrieb, eine Menge andrer Schriften von ihm gegen die Fanatiker seiner Zeit und über verschiedne theologische Gegenstände ungerechnet. Lope will zwar anfänglich die Richtigkeit der Parallele zwischen Predigten und Schauspielen nicht zugeben, läßt sich aber doch eines bessern belehren, erkennt sich für überwunden, umarmt Lessingen, und erklärt ihn seiner Freundschaft, seiner Achtung, seiner Nachbarschaft, und selbst, wenn er will, des Vortritts werth. „O still, still von diesem, antwortet Lessing, hier, wo, dem Himmel sey

Dank, noch nicht das Vorurtheil von Rang und Würden sich eingeschlichen hat!" — — Wenn man die Einschränkungen bedenkt, unter welchen der V. diesen Dialog schreiben mußte, der, seiner ersten Absicht nach, auch nur blos eine handschriftliche Plaisanterie seyn sollte: so darf man ihn freylich nicht ganz nach der Strenge beurtheilen, nicht das Unbehülfliche der ganzen Erfindung, noch das Unverträgliche in der Wahl der Personen, noch das Schwankende in dem eigentlichen Punkte der Unterredung, der bald bloße Fruchtbarkeit des Schriftstellers, bald der innere Werth seiner Arbeiten ist, ihm allein zur Last legen. Vielmehr ist bey einem so beschränkten Wirkungskreise die Ausführung dem V. ganz gut gelungen. Nur hätten wir doch gewünscht, daß er sich der Nothwendigkeit hätte überheben können, Lessings Verdienste durch ihn selbst erzählen zu lassen; denn, seiner vorgängigen Erklärung ungeachtet, ist doch seine Rede S. 9, mehr als Aufrichtigkeit elysischer Schatten, und auch unter diesen zu eitel und prahlerisch, um so mehr, da solch ein Ton dem Charakter des unsterblichen Mannes eben so fremd war, als der Ton falscher, heuchlerischer Bescheidenheit.

Bk.

Komische Opern der Italiener. Zum Gebrauch für die deutsche Bühne herausgegeben von J. C. Bock. Erster Theil. Leipzig, bey Hilscher, 1781. 13 Bogen in 8. Zweyter Theil, ebend. 1782. 14 Bogen in 8.

Freylich hatte der nun schon verstorbene V. dieser Operetten mancherley Ansprüche auf die Nachsicht der Kritik; auch ist er in der Vorrede offenherzig genug, zu bekennen, daß ihn seine Verbindung mit dem damaligen Unternehmer des deutschen Theaters in Dresden zu diesen Arbeiten genöthigt habe. Daß er sie drucken, und in einer Sammlung drucken ließ, auch darüber rechtfertigt er sich mit der Besorgniß fehlerhafter Abschriften und Abdrücke, wodurch diese Waare im Umsatze jedesmal noch leichter werden mußte. Uebrigens weiß man, von wie wenigem Belange fast alle Subjekte italienischer Operetten sind, und daß man es ihnen schon zum Verdienst anrechnen muß, wenn sie nur nicht durchaus gesunde Vernunft und Menschenverstand

verstand beleidigen. Daß bey einer solchen Bearbeitung der Arien, wie man sie hier findet, wo alles der schon vorhandnen Musik untergelegt ist, auch Rythmus und Sylbenmaaß und Wohlklang gar oft beleidigt werden müssen, steht nun schon nicht anders zu erwarten. Im Ganzen hat man doch immer noch Ursache, mit diesem Verf. fürlieb zu nehmen; denn er war nicht ohne Anlage, und sein Bestreben, dem lahmen, dürftigen Original aufzuhelfen, ist überall sichtbar, wenn es gleich nicht überall gelang. Im ersten Bande sind enthalten: 1. Die Wäschermädchen; 2. Der eifersüchtige Ehemann; 3. Der Kapellmeister, oder: Ists nicht die eine, so ists doch die andre. Im zweyten Bande: 1. Der Glückswechsel, oder Mutter Natur in ihren Kindern; 2. Armide, ein ernsthaftes Singspiel; 3. Das Herbstabentheuer, oder: Wer wagt, gewinnt.

Gr.

Almanach der Belletristen und Belletristinnen fürs Jahr 1782. Ulietea, bey Peter Jobst Edlen von Omai, Königl. Hofbuchhändler und Buchdrucker. 16¼ Bogen in 8.

Beilage zum Almanach der Belletristen und Belletristinnen. In der Ostermesse 1782. Zu finden in allen Buchläden. 4½ Bogen 8.

Eine Nachgeburt des Kirchen- und Ketzeralmanachs, oder auch ganz in dem Verhältniß, und werth des Schicksals einer Nachgeburt. Denn wegwerfen wird jeder Mann von gesundem Gefühl dies schaale und zum Theil bübische Gewäsche, dessen Urheber irgend ein junger schwärmerischer Student seyn mag, der nichts rechts gelernt, mit den sogenannten schönen Wissenschaften die besser anzuwendende Zeit verderbt hat, und naseweis und frech genug ist, über Männer, deren Verdienste zum Theil von der Nation verehrt werden, Spott und Geifer auszulassen. Gleich die Vorrede kündigt den Mann im voraus an, der in dem Almanach selbst bald den Possenreisser, bald den Tölpel, bald den Verläumder spielt. Zum Beweise des leztern dürften wir uns von den im Kalender zur Seite der Namen befindlichen Witterprophezeyungen ein paar Pröbchen

geben.

geben. Von allen aber wimmelts an Beweisen in dem alphabetischen Verzeichniß der Tagesnamen im Kalender, und der ihnen beygefügten Charakterisirung. Unter diesen Namen sind manche, die man hier zuerst kennen lernt, und die blos darum von dem V. scheinen aufgenommen zu seyn, weil er sie kennt, und sein Burschenmüthlein an ihnen kühlen will. So fängt z. B. der Artikel, Braun, S. 7, mit folgenden Worten an: „Sich Tag und Nacht auf den Bierbänken umher zu sühlen, sich aus einem Lande in das andre zu betteln, überall, wo man hinkommt, Leute belügen und betrügen, mag doch ein schönes Leben seyn, und Hr. Braun mögen sich recht wohl dabey befinden!“ — Eben so glänzen die Namen Brumbey, Berger, Conzius, Dietrich, Gödicke, (zwey Hallische Studenten,) Hase, Heinze, u. dergl., die zum Theil auch nicht viel besser wegkommen. Am ärgsten geht es über einen gewissen Magister Kindleb'n her, von dem verschiedne ärgerliche Anekdoten erzählt werden. So wird auch der verstorbene Geheimerath Klotz gar erbaulich parentirt. Desto lobrednerischer ist der Artikel Meißner. „Was von ihm kommt, heißt es unter andern, wird überall mit Beyfall und Vergnügen gelesen.“ Unter dem Artikel Wezel wird dessen ganze neuliche unbeträchtliche Fehde mit Dr. Platner erzählt, oder vielmehr ein fades Gewäsch darüber gemacht.

In der Beylage werden noch einige Namen und Umstände nachgeholt, als in dem Briefe eines andern an den V. des Belletristenalmanachs. Einige seynsollende Berichtigungen bedürfen indeß neuer Berichtigungen, z. B. die falsche Anekdote S. 7, daß Eschenburg ein Trauerspiel Chlotar verfertigt habe. So heißt auch des Prof. Clodius Trauerspiel nicht Medea, sondern Medon. Doch das ist vielleicht ein Druckfehler, deren es sonst in diesem Buche, dessen ganze Entstehung eigentlich Druckfehler ist, wenige oder gar keine giebt. Denn es ist auf so gutem Papier, mit so saubrer Schrift gedruckt, daß es Schande und Sünde ist, mit solchem schlechten Geschmiere so gutes Papier zu verderben.

Fr.

5) Schö-

5) Schöne Künste. Musik.

Musikalisches Kunstmagazin von Johann Friedrich Reichard. Erster Band. 1tes bis 4tes Stück. Berlin, 1782. Im Verlage des Verfassers. Im größten Quartformate.

Da alle Künste und Wissenschaften ihr Magazin haben, so könnte es auch wohl billig die Musik haben, und Hr. Reichard wäre aus mehr als einer Ursach der Mann, der es ihr am ersten öfnen könnte. Was dieses Magazin vor andern Arbeiten vorzüglich macht, sind die charakteristischen Stücke aus alten berühmten Componisten, die alle in ihrer Art vortreflich sind. Es ist ein seelenerhebendes Vergnügen, diese große Werke grosser Männer wieder zu sehen und zu hören, und man ist Hrn. K. M. R. Dank schuldig, daß er sie wieder bekannt gemacht hat; nicht zu gedenken, der vielen schönen Erläuterungen, die er beygefügt hat. Weniger sind uns in der That die Kompositionen bekannter und zum Theil nicht vielbedeutender Lieder gewesen, welche zum Theil sonst schon componirt gewesen sind, und deren hier ganz abgedruckte Texte, in ein musikalisches Magazin, nicht eben gehören möchten.

Die Abhandlungen enthalten gute und zum Theil stark gesagte Gedanken. Wir müssen aber in der That gestehen, daß sie in einem gewissen declamatorischen Ton manche Sachen wiederholen, die nicht so ganz richtig sind. Es ist leicht, auf den Geschmack seiner Zeit zu schelten, denn der Geschmack jeder Zeit hat Mängel gehabt. Es käme nur darauf an, etwas besseres zu liefern, das weit über den in Spielerey versunkenen Geschmack unseres Zeitalters wegsähe. Mit den allgemeinen Raisonnements über die Künste ists auch eine eigne Sache. Man sieht, Hr. R. hat verschiedene Grundsätze stark empfunden, die sonst schon bekannt und gesagt sind, und in denselben pflichtet man ihm gern bey. Aber er hat auch verschiedene, die ihm eigen sind. So viel man aus seinen Abhandlungen sieht, empfindet er sie mehr stark, als deutlich. Aber nur durch deutliche Darstellung kann der Leser mitempfinden. Ohne dieselbe bleibt der Leser kalt, wenn der Schriftsteller noch so warm ist.

Wir

Wir wünschten wirklich, da Hr. R. unter die wenigen Schriftsteller gehört, welche musikalische kritische Werke schreiben können, daß er mehr auf seine Leser, als auf sich selbst sehen wollte. Es hilft nicht, wenn er sich gleich auf seine Empfindung beruft, wenn er gleich die Veranlaßung mancher von seinen hier gelieferten musikalischen Stücken erzählt. Die Erzählung kann unmöglich den Leser in eben die Empfindung setzen, welche der Autor gehabt hat.

Zu Ende dieses Bandes sagt der V., daß die Pränumeranten, die sich bisher gemeldet haben, bey weiten noch nicht die Druck- und Papierkosten bezahlen, und er müsse daher, so lieb er diese Arbeit auch habe, sie so lange einstellen, bis sich mehrere Kunstfreunde dafür interessiren. Wir wünschen von Herzen, daß sich diese finden mögen. Indessen könnte durch etwas weniger kostbaren Druck und Papier, und durch Auslassung der so wenig intressanten Lieder, der Preis wohlfeiler gemacht werden. Alsdenn finden sich vielleicht mehr Liebhaber.

Vz.

---

6) Romane.

Die besten Werke der Frau Marie Riccoboni. Zweyter Band. Leipzig. 1782. 8. 35 Bogen. 3ter Band. 1782. 33 Bogen.

Die Schreibseligkeit der Frau Riccoboni ist bekannt, ihre Werke betragen im Original nicht mehr als sechs Bände, und wenn sie sich nur kürzer hätte fassen können, so würden wir sie der lesebegierigen Welt ohne Bedenken anrathen, und auch wohl unsern Töchtern erlauben, denn der Sitten ist rühmlich geschonet und alles anstößige vermieden. Die Uebersetzung, wenn wir hin und wieder einige kleine Stellen ausnehmen — das kan auch dem Besten widerfahren, ist getreu und gut; und dieses war es, was wir kürzlich davon zu sagen hatten, zumahl diejenigen, die es angeht, das Buch doch schon gelesen und nach ihrer Einsicht beurtheilt haben.

Der

Der Vorleser am Toilette der Frauenzimmer. Zweyter und lezter Theil. Wien. 1782. 8. 18 Bogen.

Was wir vom ersten Theile gesagt haben, gilt auch von diesen. Anstößiges finden wir nichts darinnen, aber die Käufer müssen sich ärgern, daß sie eine und dieselbe Geschichte, die sie schon drey bis viermal gelesen haben, hier auch wieder aufgetischt finden: nun — es ist ja auch eine Sammlung und zwey Bettler können ja von ein und demselben Brode ein Stück bekommen. Das Titelkupfer ist das Anstößigste im ganzen Werke, denn wärlich muß der Vorleser sehr ehrenvest seyn, der einer im Bette liegenden Dame, welche den wallenden Busen eben nicht auf das ehrbarste entblößt hat, ohne Bewegung so etwas vorlesen kann. Rekensent getraute sich das nicht.

S.

---

7) Weltweisheit.

Irrthümer und Wahrheit, oder Rückweiß für die Menschen auf das allgemeine Principium der Erkenntniß u. s. w. von einem unbek. Ph. (Im Französischen par un Phi . . . Inc.) Aus dem Französischen übersezt von Matthias Claudius, bey Löwe in Breslau 1782. gr. 8.

In des XLVIIten Bandes Iten Stücke dieser Bibl. S. 130 ist das französische Original dieses Buchs angezeigt, und durch einen ausführlichen Auszug gewiesen worden, daß die seynsollende Philosophie dieses Werks ihrem Wortverstande nach absurd ist. Es ist aber ganz natürlich, daß man von einem Schriftsteller, der uns alle menschliche Wissenschaften für unberträchtlich ausgiebt, und sie für unzulänglich erklärt, fodern kann, daß er etwas bessers liefere, und daß seine neue Philosophie so verständlich sey, als die Philosophie, die er zu verachten sich die Mine giebt. Denn sonst ist unverständliches Zeug

schwatzen,

schwatzen, und den Leuten weiß machen, es sey tiefe Weisheit darunter, etwas sehr leichtes, aber auch etwas sehr abgeschmacktes.

Indessen giebt es in unserm erleuchteten achtzehnten Jahrhunderte sehr viele Leute, welche gerade so etwas haben wollen, was sie nicht recht verstehen. Dies erweckte so vielen Beyfall den vielen geheimen Theologien, geheimen Philosophien, geheimen Chymien, geheimen Medicinen, geheimen Magien, geheimen Erscheinungen, geheimen Wundern, und was der Schnurrpfeifchen mehr sind, womit die großen Kinder spielen. Leuten dieser Art ist denn auch ein Buch, wie das des Erreurs et de la Verité, sehr willkommen gewesen, denn das ist so recht halbdunkel, daß sie glauben können, die Gespenster, die in ihrem Gehirn spuken, sähen sie im Buche.

Es giebt aber auch andere Leute, denen daran gelegen ist, daß große Kinder Schnurrpfeifen haben, mit denen sie spielen können. Diese sorgen, daß von Zeit zu Zeit die unverständlichsten Bücher aller Art herauskommen, die den Schein einer geheimen Weisheit haben; und deren Erscheinung so viele Leser nicht begreifen, welche der Meynung sind, die gesunde Vernunft sey allenthalben gleich stark ausgebreitet. Diese Bücher voll anscheinender Geheimnisse thun, sobald sie eifrig gelesen werden, eben das, was bey den Mönchen, besonders bey den Jesuiten, das täglich anbefohlene stündliche Meditiren über Stellen aus ascetischen Schriften thut. Die Aufmerksamkeit der Menschen wird auf Einen dunkeln Gegenstand allein gerichtet, und von allen denen, die ihren Geist aufklären können, abgezogen. Auf diese Art wird ihnen der Verstand, wie dem Hausgeflügel die Flügel, gelähmt, und so sind sie viel leichter zusammenzuhalten, woran den Leuten gu. etwas gelegen zu seyn scheint.

Zu dieser Klasse gehört denn sicherlich auch das Buch des Erreurs et de la Verité. Das eigentliche Geheime in diesem Buche möchte nur für sehr wenige seyn. Es möchte wohl in nichts anders bestehen, als daß einige gute Freunde von einem Ende der Welt bis ans andere sich etwas zu sagen haben, welches sie öffentlich, aber nur in einer blos ihnen verständlichen Sprache thun. Daß die Wörter dieser geheimen Sprache von Wörtern hergenommen sind, die in landüblichem Verstande philosophische Begriffe bedeuten, thut an sich nichts zur Sache, hat aber den Vortheil, daß, je eifriger die Leser

aus

den Wörtern der geheimen Sprache Arten von philosophischen Begriffen zu erzwingen suchen, desto weniger gerathen sie auf die eigentliche Bedeutung, und so bleibt das Geheimniß desto eher unter den wenigen guten Freunden, welches gerade das ist, was sie wollten. Daß übrigens einem Theil der Leser durch das Sinnen nach geheimer Philosophie der Verstand ein wenig gelähmt wird, daran möchte den guten Freunden vielleicht wenig, vielleicht viel gelegen seyn, nachdem sie sich etwan um die lesenden Thiere wenig oder viel bekümmern mögen.

Herr Matthias Claudius, genannt Asmus, ist dem ganzen Deutschlande bekannt, daß er als Homme de Lettres a Wandsbeck in vergnügter Selbstbehaglichkeit sein Leben zubringt. Vermöge dieser Selbstbehaglichkeit mag er zuweilen, ob er gleich in der That ganz gut sehen kann, oft nicht über seine Nase sehen. Es ist aber in der That ein gefährliches Ding, wenn man sich das Nichtüberdienasesehen angewöhnt, denn man kommt bald dahin, daß man glaubt, das menschliche Sehen reiche nicht über die Nase. Ist man einmal bis dahin, und ist in der leidigen, jezt ohnedem fast unmodisch gewordenen Logik nicht recht fest, so macht man einen Trugschluß, und betrachtet die Nase als den Ort, wohin der Mensch sehen müsse, und sucht denn mit seinen beyden Augen, die Spitze seiner Nase zu sehen. Es ist aber aus der leidigen Geschichte bekannt, was dieses Bestreben sonst schon für Wirkung gehabt, und aus der leidigen Physiologie ist erwiesen, daß, ob es gleich dem Menschen wirklich gegeben ist, sehr viel weiter als über die Spitze seiner Nase zu sehen, dennoch gerade die Spitze seiner Nase vor seinen eigenen Augen verborgen worden ist.

Daß dem guten Asmus etwas ähnliches begegnet seyn mag, ist einigermaßen aus dem zu sehen, was er in der Vorrede zu dieser Uebersetzung von allen Wissenschaften sagt. Sie scheinen ihm gar nicht der Mühe werth zu seyn, und darum, meynt er, müsse man so ein Ding von geheimer Weisheit suchen, wie der V. des Buchs des Erreurs et de la Verité anzudeuten scheinet. Andern Rath weiß er nicht. Er sagt: „Wir Menschen sehen doch wie im Dunkeln, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen, und die Versuche der Gelehrten, es zu thun, sind nur brodlose Künste. Auch ist das Gefühl eigner Hülflosigkeit zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen — Diese leztere Behauptung ist ein arger Beweis, daß der gute Asmus

diesmal wirklich nicht weiter als seine Nase gesehen hat, denn sie ist eine tüchtige, derbe Unwahrheit. Bescheiden sind große Menschen zwar immer gewesen, und haben nicht mit imaginären Hülfsmitteln geprahlt, wo sie keine wirklichen Hülfsmittel geben konnten. Dies thun nur die Leute, welche große Geheimnisse zu besitzen vorgeben. Wahre große Menschen sind eben deshalb groß, weil sie in den kritischsten Umständen niemals sich für hülflos achten, sondern Hülfsmittel finden, wo kleine Seelen keine Hülfsmittel zu finden glauben, und sind groß, weil sie sowohl den wahren Werth der Hülfsmittel, als ihre rechte Anwendung kennen.

Da Asmus in seiner Dunkelheit und Verlegenheit so wenig Hülfe von der Gelehrsamkeit erwartet, so läßt sich leicht erachten, daß er auch bei den Schriften der Gelehrten keine Hülfe suchen wird. Er sagt: „Unsre Bücherschreiberey ist eitles Selbstbedürfniß, eine Kunst, auf der Maultrommel zu spielen, und das Publicum tanzt. Der gute Asmus sieht abermahls nicht über seine Nase, indem er dieß in dieser Vorrede sagt. Denn die zwey dicken Bände des Buchs des Erreurs et de la Verité gehören an sich zur Bücherschreiberey, wie alle andere Bücher, aber gerade diese zwey Bände sind mehr aus Selbstbedürfniß geschrieben, als irgend andere Bände, und man muß sich auf herumreisende Musikanten gar nicht verstehen, wenn man nicht merkt, daß hier auf einer neuen Maultrommel eine sehr wenig veränderte Melodie zum weitern Tanzen für das Publicum aufgespielt wird. Ja was noch mehr ist, es bleibt nicht beym Aufspielen, der Ph... Inc... hat das Publicum am Seilchen und tanzt ihm vor, daß es nachtanze!

Indessen was auch die Geheimnisse der guten Freunde seyn mögen, welche zu ihrem Selbstbedürfnisse das Buch des Erreurs et de la Verité haben entstehen lassen, so muß man dem guten Asmus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er gar nichts davon argwohnt. Er geht ganz schlecht und recht dabey zu Werke. Das Buch hat so etwas, dabey ihm wohl ist, und darum gefällt es ihm, ob ers gleich nicht versteht. Das mag immer hingehen, denn warum soll Asmus in seinem Wandsbeck auf seinem Steckenpferde nicht herumreiten, so viel er will. Auch daß er das Buch nicht versteht, und doch davon urtheilt: (Vorrede S. 4.) „Außer dem Eindruck von Superiorität und Sicherheit finde er darinnen einen reinen Willen, eine ungewöhnliche Milde und Hoheit der Gesinnung, und Ruhe und ein

ein Wohlseyn an sich." — Auch dies läßt sich begreifen. Denn wenn man sich das in umbra cognitionis ludere angewöhnt, thut es eben die Wirkung als das ludere in umbra voluptatis. So wohlbehaglich beydes anfänglich seyn mag, so schwächt doch bey längerer Fortdauer dieses den Leib, und jenes den Geist und die Urtheilungskraft, so daß man anfängt, von Dingen zu urtheilen, die man nur halb versteht, und endlich von Dingen urtheilen will, von denen man weiß, daß man sie gar nicht versteht, und darin finden will, was einem geträumt hat. Alas poor Yorik!

Aber daß Asmus dieses Buch, das er nicht versteht, doch zu übersetzen unternimmt, ist ein wenig zu arg. Der Verfasser sagt es deutlich: Er meine oft etwas anders, als er sage, welches auch unstreitig ist. Asmus sagt selbst, man müsse den V. nicht nach den Worten verstehen, und doch unternimmt er es, dessen Buch bloß nach den Worten zu übersetzen? Das ist zu arg, das ist ein salto mortale, den die excentrischen Leute zwar zu lieben scheinen, bey dem sie aber, wenn sie ihn ein wenig zu hoch machen, doch unsanft auf die Nase fallen. Es ist nun einmal so, wer etwas nicht versteht, kann und soll es nicht übersetzen. Wer etwas mit dem Buche des Erreur et de la Verité zu schaffen haben will, muß es französisch lesen, es müßte es denn einmal ein deutscher Uebersetzer bekommen, der das Buch verstände. Jetzt ist für jemand, der von der wahren Absicht und Bedeutung des Buchs nur einigen Sinn hat, die Uebersetzung des ehrlichen Asmus das pudelnärrischste Ding unter der Sonne. Denn es ist weder die ostensible, noch die geheime Bedeutung des Buchs in dieser Uebersetzung wieder zu finden, und doch ist etwas einer Bedeutung ähnliches darinn, welches, wenn es schicklich wäre, hier die wahre Bedeutung des Originals dagegen zu halten, die seltsamsten Mißverständnisse an den Tag bringen würde.

Indessen ist auch so viel wahr, daß der grossen Menge der deutschen Leser, die nur etwas unverständliches haben wollen, diese Uebersetzung immer gar willkommen seyn wird, denn sie können darüber sinnen und sinnen, und werden eben so wenig einen rechten Verstand herausbringen, wenn sie — das Original gelesen hätten.

Indessen möchte doch den einfältigen deutschen Lesern, nicht wie neulich wirklich irgendwo geschehen ist, anzurathen seyn, bey diesem Buche: „Was ihnen verschlossen ist, mit

Ehrfurcht und Demuth vorbeyzugehen, im Gefühl ihrer Eingeschränktheit, in Hofnung, die hinter dem Gewölk hervorschimmernde Strahlen dermaleinst in vollem Glanze zu erblicken." Durch einen solchen Rath könnte man Leute, welche nur halb einfältig sind, zu ganzen Narren machen, die sich hinter dem Gewölke hervorschimmernde Strahlen zu sehen einbilden, wenn sie nichts als den Schein einer Thranlampe durch eine halbzugemachte Blendlaterne sehen. Es ist gar nicht abzusehen, warum man bey dem Buche des Erreurs et de la Verité eine so ungewöhnliche Ehrfurcht und Demuth beweisen sollte. Der Apostel sagte zu einem frommen Mann, der in der Bibel las: Verstehest du auch, was du liesest? Und was von der Bibel gilt, soll doch wohl noch mehr vom Buche des Erreurs et de la Verité gelten. Ein Buch ist nur in sofern ehrwürdig, als es nüzliche Wahrheiten verständlicher sagt. Wer aber unverständliche Bücher mit Ehrfurcht und Demuth troz der Unverständlichkeit fortlieset, ist auf dem geraden Wege ein Schwärmer und Phantast zu werden, der zulezt voll Ehrfurcht den ungeheuren Riesen anstaunt, der nichts als eine alte klappernde Mühle ist, die der Wind umdreht.

IBM.

Gotthilf Samuel Steinbarts philosophische Unterhaltungen zur weitern Aufklärung der Glückseligkeitslehre. Erstes Heft, welches allgemeine Bestätigungen seines Systems gegen die Einwürfe gelehrter Gegner enthält. Züllichau, 1782. In der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. $9\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Nach dem Plan, den sich der V. zu dieser Schrift gemacht und in der Vorrede dargelegt hat, läßt sich vieles erwarten, das zu weiterem Nachdenken und zur Berichtigung mancher unbestimmten Ideen gereichen kann. Auch hat die Art, wie er seinen Schülern die Dogmatik nach eben dieser Vorrede historisch vorträgt, viel eigenes und vorzügliches. In diesem ersten Hefte sind 3 Unterhaltungen. In der ersten giebt er Vorsichtigkeitsregeln, welche bey Lesung theologischer Streitschriften zu beobachten wären; die wahr und treffend sind,

sind, auch von ihm auf die Gegenschriften seines Systems recht gut angewandt werden. In der zweyten charakterisirt er die verschiedenen Gattungen seiner Gegner, und das Interesse, das sie bey Bestreitung seines Systems haben: worin sehr gute Bemerkungen vorkommen, die es der Mühe werth machen, polemische Streitschriften, die in solchem Ton abgefaßt sind, zu lesen. Rec. will nur einiges davon auszeichnen. S. 55. 56 ist die sehr gegründete Anmerkung: daß freylich viel theologische Ausdrücke und Formeln, welche unbestimmt und der Mißdeutung unterworfen sind, durch darunter geschobene bestimmtere Definitionen von verständigen Theologen richtig erklärt werden können und erklärt worden sind. Der große Haufe der Christen aber behalte diese Definitionen nicht, sondern bleibe bey den Ideen und Bildern stehen, welche jene Ausdrücke und Formeln zuerst an die Hand gäben. Er bleibe also nicht nur in seiner verworrenen (oft unrichtigen und unmoralischen) Erkenntniß, sondern werde auch sogar durch jene mühsam ertheilte Erklärungen oft nur noch mehr darin erhalten. (Wie wahr ist das nach der Erfahrung! Warum verläßt man denn also nicht gemißdeutete und der Mißdeutung unterworfene Formeln, und giebt ihm bestimmtere an die Hand, die ihn gradezu auf richtige Begriffe leiten?) S. 65 wird mit Grunde bemerkt, daß nicht alle Menschen eine ausschweifende Sinnlichkeit haben, auch nicht jede Sinnlichkeit an sich ausschweifend sey, die dafür geachtet oder ausgegeben wird. S. 109 verdient die Anmerkung beherziget zu werden, daß das gemeine Volk zwar durch sinnliche Rührungen erweckt werden müsse, der Verstand aber nicht ungebauet gelassen werden dürfe, indem die durch jene Rührungen bewirkte Thätigkeit immer von den klaren Erkenntnissen in seinem Verstande abhänge, ob sie eine schiefe oder gerade, gute oder schädliche Richtung bekomme." (Dieser wichtige Punkt erwartet noch immer eine überlegte philosophische Untersuchung; wie und auf welche Art und wiefern dem Volke von dem, was auf dessen Moralität und Glückseligkeit wahren Einfluß hat, klare Erkenntnisse zur Richtung seiner erweckten Kräfte und Thätigkeiten beygebracht werden können und müssen.) Solche und ähnliche Bemerkungen halten den Leser schadlos, wenn es ihm etwa scheinen sollte, der V. halte sich bey Widerlegung seiner Gegner, besonders bey dem Göttinger Recensenten zu lange auf. Die dritte Unterhaltung ist eine kurze Antwort auf das so betitelte Schrei-

 ben

den; die Weisheit an Steinbart. — Gewiß wird man in den folgenden Stücken manche gute Aufklärung und Veranlassung zum Nachdenken erwarten können.

Em.

Die Oekonomie der Natur. Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Berlin 1782. 63 Seiten in 8.

Zweytes Heft: Etwas über die Bestimmung des Menschengeschlechts. Mit dem Innhalte beyder Hefte, 44 Seiten.

Ein Philosoph, gutgesinnt für das Wohl und für die Beruhigung und Aufklärung der Menschen; ein grübelnder Kopf, der geistreich denkt, und bis auf einige kleine Besonderheiten im Ausdrucke sehr gut schreibt, theilt in diesen Heften dem Publikum seine Einsichten in die geheimere Oeconomie der Natur mit, die ihm das Licht seiner Vernunft gewähret hat; und bey allen diesen Vorzügen vermuthet doch Rec., daß er wenig Beyfall finden werde, und kann sich auch selbst nicht überzeugen, daß er ihn verdiene.

Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Die Natur läßt alle ihre Wesen blühen, reiffen und welken. Dies thut sie durch den Umlauf flüßiger Theile in festen, wodurch die flüßigen geläutert und verfeinert werden. So nun im Menschen der Nervensaft, der im Jünglinge gährt, im Manne geläutert, und im Greise reif wird. Wenn der Nervensaft reif ist, so welkt der Körper und stirbt, wie die Traube des Weinstocks. Jener hingegen wird in der unsichtbaren Oeconomie der Natur zu weiterm Gebrauche angewendet. Durch Circulation in immer feiner werdenden Canälen ward er im Menschen abgesondert. Im Tode geht er in die Luft über. Die Luft wird mit feinen Canälen versehen seyn, die nach der Höhe zu, wo sie dünner wird, feiner werden, und deren Feinheit mit der Entfernung von der Erde zunimmt. Die Flüßigkeiten, die in diesen Canälen, wie in Haarröhrchen, vom weitern Ende gegen das engere aufsteigen, werden, je höher sie kommen, desto feiner, und verlieren sich aus den obersten Mündungen der Luftcanäle in jenen Aether, der die grossen Räume

zwischen

zwischen den Weltkörpern ausfüllt. Alles, was Dämpfe, Spiritus rc. heißt, hat keine Schwere, sondern steigt in die Höhe. So auch der Nervensaft, den also die Luft als einen urinösen Spiritus, der er ist, in sich zieht. Hier wird er in den Luftcanälen, mit den Luftflüßigkeiten vereinigt, höher steigen, verfeinert werden, und ganz oben in den Aether übergehn. Die Denkkraft der Seele (man muß sich dieselbe wohl als ein Attribut des Nervensafts gedenken, die mitgeht, wo er bleibt) leidet bey der Vermischung mit den Luftflüßigkeiten nichts. Es ist nicht die Masse von Nervensaft, die unser Ich ausmacht. Es gilt der Seele gleich, ob die Partikel a oder b ihr eine Idee zuführe. Von der Hülle, die sie einschloß, entladen, kann sie sich die ganze Ausdehnung geben, deren unser Spiritus fähig ist. Sie denkt heller und freyer, und nun läßt sich auf die Art ihrer Fortdauer nach dem Tode schließen. Warum aber offenbart sie ihren hinterlassenen Freunden durchaus niemals ihr Daseyn? — Sie kann nicht. Als Spiritus ohne Schwere kann der Nervensaft nur in die Höhe steigen, nicht aber unterwärts. Die abgeschiedene Seele müßte der Circulation des Fluidum, durch das sie percipirt, eine Richtung herabwärts geben, damit die Erschütterung durch die feinen Luftcanäle bis zu uns gelangte. Eine Sache, die unmöglich ist, da das Luftfluidum so wenig herabwärts circuliren, als das Wasser Bergauf laufen kann. Darum also werden die Abgeschiedenen nichts weiter von sich hören lassen, da es hingegen sehr leicht möglich ist, daß sie von uns Sensationen haben können u. s. w. — Alles dieses führt Rec. aus dem ersten Hefte als den hinreichenden Grund an, warum er weder glaubt, daß der V. Beyfall finden werde, noch daß er ihn verdiene. Wie wahr ists, daß nichts so seltsam gedacht werden kann, was nicht ein Philosoph sollte behaupten können!

„Das zweyte Heft: Ueber die Bestimmung des Menschengeschlechts, schweift eben so über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Die Luft hat Bewohner, die eben so, nach dem Gesetze, Ascension, aufwärts, als die Erdbewohner nach dem Gesetze der Schwere, niederwärts dringen. Die Erde ist das große Magazin, aus dem die geistigen Fluidums ins Luftreich geliefert werden. Durch den Mechanismus, den wir Leben nennen, werden sie zubereitet in Pflanzen und Thieren. Aber die Erdmasse ist nicht unerschöpflich. Es wird berechnet seyn, wie viel Geist die Erde in einer bestimmten Zeit

den; die Weisheit an Steinbart. — Gewiß wird man in den folgenden Stücken manche gute Aufklärung und Veranlassung zum Nachdenken erwarten können.

Em.

Die Oekonomie der Natur. Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Berlin 1782. 63 Seiten in 8.

Zweytes Heft: Etwas über die Bestimmung des Menschengeschlechts. Mit dem Innhalte beyder Hefte, 44 Seiten.

Ein Philosoph, gutgesinnt für das Wohl und für die Beruhigung und Aufklärung der Menschen; ein grübelnder Kopf, der geistreich denkt, und bis auf einige kleine Besonderheiten im Ausdrucke sehr gut schreibt, theilt in diesen Heften dem Publikum seine Einsichten in die geheimere Oeconomie der Natur mit, die ihm das Licht seiner Vernunft gewähret hat; und bey allen diesen Vorzügen vermuthet doch Rec., daß er wenig Beyfall finden werde, und kann sich auch selbst nicht überzeugen, daß er ihn verdiene.

Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Die Natur läßt alle ihre Wesen blühen, reiffen und welken. Dies thut sie durch den Umlauf flüßiger Theile in festen, wodurch die flüßigen geläutert und verfeinert werden. So nun im Menschen der Nervensaft, der im Jünglinge gährt, im Manne geläutert, und im Greise reif wird. Wenn der Nervensaft reif ist, so welkt der Körper und stirbt, wie die Traube des Weinstocks. Jener hingegen wird in der unsichtbaren Oeconomie der Natur zu weiterm Gebrauche angewendet. Durch Circulation in immer feiner werdenden Canälen ward er im Menschen abgesondert. Im Tode geht er in die Luft über. Die Luft wird mit feinen Canälen versehen seyn, die nach der Höhe zu, wo sie dünner wird, feiner werden, und deren Feinheit mit der Entfernung von der Erde zunimmt. Die Flüßigkeiten, die in diesen Canälen, wie in Haarröhrchen, vom weitern Ende gegen das engere aufsteigen, werden, je höher sie kommen, desto feiner, und verlieren sich aus den obersten Mündungen der Luftcanäle in jenen Aether, der die grossen Räume

zwischen

zwischen den Weltkörpern ausfüllt. Alles, was Dämpfe, Spiritus rc. heißt, hat keine Schwere, sondern steigt in die Höhe. So auch der Nervensaft, den also die Luft als einen urinösen Spiritus, der er ist, in sich zieht. Hier wird er in den Luftcanälen, mit den Luftflüßigkeiten vereinigt, höher steigen, verfeinert werden, und ganz oben in den Aether übergehn. Die Denkkraft der Seele (man muß sich dieselbe wohl als ein Attribut des Nervensafts gedenken, die mitgeht, wo er bleibt) leidet bey der Vermischung mit den Luftflüßigkeiten nichts. Es ist nicht die Masse von Nervensaft, die unser Ich ausmacht. Es gilt der Seele gleich, ob die Partikel a oder b ihr eine Idee zuführe. Von der Hülle, die sie einschloß, entladen, kann sie sich die ganze Ausdehnung geben, deren unser Spiritus fähig ist. Sie denkt heller und freyer, und nun läßt sich auf die Art ihrer Fortdauer nach dem Tode schließen. Warum aber offenbart sie ihren hinterlassenen Freunden durchaus niemals ihr Daseyn? — Sie kann nicht. Als Spiritus ohne Schwere kann der Nervensaft nur in die Höhe steigen, nicht aber unterwärts. Die abgeschiedene Seele müßte der Circulation des Fluidum, durch das sie percipirt, eine Richtung herabwärts geben, damit die Erschütterung durch die feinen Luftcanäle bis zu uns gelangte. Eine Sache, die unmöglich ist, da das Luftfluidum so wenig herabwärts circuliren, als das Wasser Bergauf laufen kann. Darum also werden die Abgeschiedenen nichts weiter von sich hören lassen, da es hingegen sehr leicht möglich ist, daß sie von uns Sensationen haben können u. s. w. — Alles dieses führt Rec. aus dem ersten Hefte als den hinreichenden Grund an, warum er weder glaubt, daß der V. Beyfall finden werde, noch daß er ihn verdiene. Wie wahr ists, daß nichts so seltsam gedacht werden kann, was nicht ein Philosoph sollte behaupten können!

„Das zweyte Heft: Ueber die Bestimmung des Menschengeschlechts, schweift eben so über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Die Luft hat Bewohner, die eben so, nach dem Gesetze, Ascension, aufwärts, als die Erdbewohner nach dem Gesetze der Schwere, niederwärts dringen. Die Erde ist das große Magazin, aus dem die geistigen Fluidums ins Luftreich geliefert werden. Durch den Mechanismus, den wir Leben nennen, werden sie zubereitet in Pflanzen und Thieren. Aber die Erdmasse ist nicht unerschöpflich. Es wird berechnet seyn, wie viel Geist die Erde in einer bestimmten Zeit

den; die Weisheit an Steinbart. — Gewiß wird man in den folgenden Stücken manche gute Aufklärung und Veranlassung zum Nachdenken erwarten können.

Em.

Die Oekonomie der Natur. Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Berlin 1782. 63 Seiten in 8.

Zweytes Heft: Etwas über die Bestimmung des Menschengeschlechts. Mit dem Innhalte beyder Hefte, 44 Seiten.

Ein Philosoph, gutgesinnt für das Wohl und für die Beruhigung und Aufklärung der Menschen; ein grübelnder Kopf, der geistreich denkt, und bis auf einige kleine Besonderheiten im Ausdrucke sehr gut schreibt, theilt in diesen Heften dem Publikum seine Einsichten in die geheimere Oeconomie der Natur mit, die ihm das Licht seiner Vernunft gewähret hat; und bey allen diesen Vorzügen vermuthet doch Rec., daß er wenig Beyfall finden werde, und kann sich auch selbst nicht überzeugen, daß er ihn verdiene.

Erstes Heft: Ueber den Menschen und sein Schicksal nach dem Tode. Die Natur läßt alle ihre Wesen blühen, reiffen und welken. Dies thut sie durch den Umlauf flüßiger Theile in festen, wodurch die flüßigen geläutert und verfeinert werden. So nun im Menschen der Nervensaft, der im Jünglinge gährt, im Manne geläutert, und im Greise reif wird. Wenn der Nervensaft reif ist, so welkt der Körper und stirbt, wie die Traube des Weinstocks. Jener hingegen wird in der unsichtbaren Oeconomie der Natur zu weiterm Gebrauche angewendet. Durch Circulation in immer feiner werdenden Canälen ward er im Menschen abgesondert. Im Tode geht er in die Luft über. Die Luft wird mit feinen Canälen versehen seyn, die nach der Höhe zu, wo sie dünner wird, feiner werden, und deren Feinheit mit der Entfernung von der Erde zunimmt. Die Flüßigkeiten, die in diesen Canälen, wie in Haarröhrchen, vom weitern Ende gegen das engere aufsteigen, werden, je höher sie kommen, desto feiner, und verlieren sich aus den obersten Mündungen der Luftcanäle in jenen Aether, der die großen Räume

zwischen

zwischen den Weltkörpern ausfüllt. Alles, was Dämpfe, Spiritus &c. heißt, hat keine Schwere, sondern steigt in die Höhe. So auch der Nervensaft, den also die Luft als einen urinösen Spiritus, der er ist, in sich zieht. Hier wird er in den Luftcanälen, mit den Luftflüßigkeiten vereinigt, höher steigen, verfeinert werden, und ganz oben in den Aether übergehn. Die Denkkraft der Seele (man muß sich dieselbe wohl als ein Attribut des Nervensafts gedenken, die mitgeht, wo er bleibt) leidet bey der Vermischung mit den Luftflüßigkeiten nichts. Es ist nicht die Masse von Nervensaft, die unser Ich ausmacht. Es gilt der Seele gleich, ob die Partikel a oder b ihr eine Idee zuführe. Von der Hülle, die sie einschloß, entladen, kann sie sich die ganze Ausdehnung geben, deren unser Spiritus fähig ist. Sie denkt heller und freyer, und nun läßt sich auf die Art ihrer Fortdauer nach dem Tode schließen. Warum aber offenbart sie ihren hinterlassenen Freunden durchaus niemals ihr Daseyn? — Sie kann nicht. Als Spiritus ohne Schwere kann der Nervensaft nur in die Höhe steigen, nicht aber unterwärts. Die abgeschiedene Seele müßte der Circulation des Fluidum, durch das sie percipirt, eine Richtung herabwärts geben, damit die Erschütterung durch die feinen Luftcanäle bis zu uns gelangte. Eine Sache, die unmöglich ist, da das Luftfluidum so wenig herabwärts circuliren, als das Wasser Bergauf laufen kann. Darum also werden die Abgeschiedenen nichts weiter von sich hören lassen, da es hingegen sehr leicht möglich ist, daß sie von uns Sensationen haben können u. s. w. — Alles dieses führt Rec. aus dem ersten Hefte als den hinreichenden Grund an, warum er weder glaubt, daß der V. Beyfall finden werde, noch daß er ihn verdiene. Wie wahr ists, daß nichts so seltsam gedacht werden kann, was nicht ein Philosoph sollte behaupten können!

Das zweyte Heft: Ueber die Bestimmung des Menschengeschlechts, schweift eben so über die Grenzen des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Die Luft hat Bewohner, die eben so, nach dem Gesetze, Ascension, aufwärts, als die Erdbewohner nach dem Gesetze der Schwere, niederwärts dringen. Die Erde ist das große Magazin, aus dem die geistigen Fluidums ins Luftreich geliefert werden. Durch den Mechanismus, den wir Leben nennen, werden sie zubereitet in Pflanzen und Thieren. Aber die Erdmasse ist nicht unerschöpflich. Es wird berechnet seyn, wie viel Geist die Erde in einer bestimmten Zeit

für das Lustreich liefern kann, mithin auch, wie viel Stoff zu menschlichem Nervensafte, und wie viel Zeit erfodert wird, ihn zu entwickeln, wenn jedesmal so und so viel Millionen Menschen auf der Erde leben. Hernach wird dann die Dauer des Menschengeschlechts bestimmt seyn. Wenn der Mechanismus des Thierlebens fortdauren soll, so wird Wärme erfodert. Damit er aber nicht etwa von einem Ueberflusse der Wärme stocke, so müssen die Jahrszeiten mit Sommer und Winter abwechseln. Die Jahrszeiten haben ihren Grund in der schiefen Lage der Erdaxe gegen die Sonne. Die Ekliptik schneidet nämlich den Aequator in einem gewissen Winkel, und der wird immer kleiner. In 400 000 Jahren wird sie sich mit dem Aequator vereinigen. Dann haben die Jahrszeiten ein Ende. Die Erde stirbt. Der Umlauf der Erde wird vielleicht dann auch eine Revolution leiden. Also: 400 000 Jahre sind das höchste Alter der Menschheit, und diese Zeit wird wohl hinreichen, den in der Erde enthaltenen Stoff zu entwickeln. Wenn sich so viel Jahrtausende nach einander aus dem nämlichen Erdstoffe Geist entwickelt: so wird dieser Geist gewiß nicht schlechter, sondern besser werden. Er wird aber besser, wenn er feiner wird. Die Menschheit im Ganzen wächst also allmählich, obgleich einzelne Nationen in Barbarey zurück sinken. Daß die Menschen noch Kinder sind, beweisen ihre Handlungen. Jezt ist die Menschheit erst, wie ein Kind von zwey Jahren. Sie wird sich noch sehr ausbilden. Der Plan dazu ist dieser: Erst muß unser Herz gebessert werden; dann wird der Verstand auch an die Reihe kommen. Moses fing die Verbesserung des Herzens an, aber nur aus dem Gröbsten. Er gab uns die zehn Gebote. Christus that den zweyten Schritt zur Besserung des Herzens. Er lehrte uns Gott und Menschen lieben. So stehn izt die Sachen der Menschheit. An die Erleuchtung des Verstandes hat die Natur noch nicht die Hand gelegt. Das Herz scheint sich zur Besserung anzulassen. —

Rec. enthält sich, gegen solche Eingebungen Einwürfe zu machen. Einen einzigen Zweifel kann er nicht verheelen: ob die ganze Schrift dem V. ein Ernst sey? Zur Ironie ist der Ton gar nicht passend; zum Ernste nicht der Inhalt.

Wm.

8) Ma-

8) Mathematik.

Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, nebst ihrer Anwendung auf praktische Rechnungen, das Feldmessen und die Markscheidekunst. Von Ge. Sim. Klügel, Prof. der Mathem. zu Helmstädt. Berlin und Stettin, Friedrich Nicolai. 156 Octavs.

Ist das dritte Hauptstück der von Hrn. Kl. ausgearbeiteten Encyclopädie, zum Gebrauche bey Vorlesungen besonders abgedruckt, dazu auch allerdings sehr dienlich, da es die nöthigsten Lehren faßlich vorträgt und ihren weitläuftigen Nutzen anzeigt. Es wäre zu wünschen, daß alle Studirende wenigstens so viel von diesen Wissenschaften lernten. Wer weiter gehn will, ist dadurch vorbereitet, die Bücher zu brauchen, die er hier angeführt findet.

Lw.

J. G. Sulzers kurzer Entwurf der Geographie, Astronomie und Chronologie. Mit einer Kupfertafel. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb August Lange. 1782. 11½ Bogen in 8.

Der sel. Sulzer war von 1747 bis 1757 Professor der Mathematik am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin und pflegte während dieser Zeit, zum Behuf seines Unterrichts in Geographie, Astronomie und Chronologie, seinen Zuhörern kurze Sätze in die Feder zu dictiren, aus denen samt einigen dazu gekommenen mündlichen Erklärungen der darzu nöthigen Zeichnungen das Manuscript entstanden ist, das der Verleger von einem ehemaligen Schüler des sel. Mannes an sich gebracht hat, und hiermit dem Publicum mittheilt. Daß Sulzer 30 Jahre lang Zeit gehabt habe, seine Arbeit in Druck zu geben, und es nicht gethan habe; daß er vermuthlich seine Ursache gehabt haben müsse, warum er es nicht that; und daß er manche unvollkom-

kommene Stellen, sonderlich in der Geographie, gewiß nicht so würde haben abdrucken lassen, wie sie hier erscheinen — dieß alles scheint dabey nicht in Bedacht genommen worden zu seyn. Was von der Figur und Größe der Erde gesagt wird, ist gar zu mangelhaft, da scheint der Concipiente nichts von den Erklärungen und mündlichen Zusätzen seines Lehrers nachgeschrieben zu haben. Der Umkreiß der Erde wird 6868, und der Durchmesser 2187 deutsche Meilen angegeben. Inzwischen wollen wir damit dem Werkchen seinen Nutzen zum Unterricht junger Leute nicht völlig absprechen: allenthalben schimmert die lichtvolle Deutlichkeit des aufgeklärten Mannes hervor. Am brauchbarsten scheint uns der Unterricht von der Astronomie zu seyn, so wie er auch der weitläuftigste ist.

Ag.

---

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

Die Sündfluth mit forschendem Auge betrachtet, zu Aufklärung der Naturgeschichte, von Friedrich Wilhelm Sack, königl. Hof- und Criminalrath. Fert animus causas tantarum exponere rerum; *Luc.* Mit Kupfern und einer Karte. Breßlau, bey Wilhelm Gottlieb Korn. 1782. 114 Octavseiten.

Titel und Motto erklären die Absicht des V. Er will die Sündfluth nach Maßgabe des mosaischen Berichtes und der von ihr hinterlassenen Effecte auf unsrer Erdfläche, aus natürlichen Gesetzen erklären — also die Glaubwürdigkeit der Offenbahrung über diesen Punkt retten, und die Merkwürdigkeiten und Folgen dieser grossen Ereigniß, ohne Wunder anzunehmen, bey welchen man freylich der Nachforschung überhoben ist, begreiflich machen. Ueber die mosaische Sündfluth ist schon so viel geträumt und erdichtet worden, daß wir es niemanden verdenken können, wenn er nicht viel Zutrauen zu einer neuen Hypothese dieser Art mitbringt. Um deswillen müssen wir zum voraus versichern, daß des V. Erklärungsart kei-

neswegs als eine Chimäre übersehen zu werden, sondern allerdings die Aufmerksamkeit und Prüfung der Naturforscher verdient.

Der V. geht damit aus, daß er die vorhandenen Meynungen der Gelehrten über die Sündfluth classificirt und mustert. Einige leugnen geradezu die physische Möglichkeit, daß die ganze Erdkugel, Land und Meer, in der angegebnen Höhe von einer Fluth habe überdeckt werden können, weil das Wasser des Oceans eben, weil es überdeckt seyn sollte, in seiner Ruhe bleiben mußte, und vierzigtägiger Regen noch weniger dieses bewürken kann. Der bejahende Theil hingegen beruft sich auf Wunder, aber auf einem verschiedenem Weg. Deswegen zeigt der V., daß in den Worten der mosaischen Erzählung kein nothwendiger Grund liege, unmittelbare Anstalten Gottes zu dieser Ueberschwemmung anzunehmen; Gott könne sie dem Noah vorausgesagt haben, wie er mehrere Dinge voraussagte, deren Künftigkeit er vorher sah, ohne sie eben selbst zu würken; die ganze moralische Anwendung der Sündfluthsgeschichte sey vielleicht ein Werk des Noah oder Mose; wenigstens lasse sich die angegebne Reue, Menschen geschaffen zu haben, bey Gott nicht denken; die Katastrophe sey zu der Absicht, das Menschengeschlecht zu vernichten, viel zu groß, zu streng und zu langwierig gewesen, und doch habe Gott die Absicht, das Laster auszurotten, dadurch nicht einmal erreicht. Eben so wenig lägen in der Thatsache selbsten Merkmahle, die auf ein Wunderwerk schließen ließen: man müsse nur die Ueberschwemmung nicht größer annehmen, als sie in den Textesworten beschrieben sey. Noch andere nehmen gleichfals die Richtigkeit der Sache an, wollen sie aber auf einem natürlichen Weg erklären. Dergleichen thaten Burnet, der sich vorstellete, die Erde habe ursprünglich als eine Hohlkugel das oceanische Gewässer wie in einer Büchse verschlossen, von der Sonnenhitze aber zerrissen, die Sündfluth von sich gegeben; und Whiston, welcher annahm, daß der große Komet von 1680, dessen von Newton auf 575 Jahr bestimmte Periode wirklich in das Jahr der Sündfluth einfällt, solche verursacht habe. Der lezte hat das Verdienst, daß er zuerst den Kometen als Ursache der Sündfluth angab, fehlte aber in dem, was er eigentlich den Kometen würken ließ; er ließ ihn zwischen Mond und Erde durchgehen, und durch seine anziehende Kraft, die Erde in eine eyförmige Gestalt und das Wasser des Oceans herausziehen, und die Erde mit seinem Schweif überschwemmen.

Von

Von allem diesen zeigt nun der V. die Unmöglichkeit, glaubt aber, man könne die Whistonsche Theorie beybehalten, und nur besser benutzen. Denn ohne einen von aussen kommenden Druck lasse sich das Räthsel von der Sündfluth schlechterdings nicht auflösen, ein Druck von aussen aber könne durch nichts, als durch einen Weltkörper verursacht werden; folglich sey der Komet der einzige, der dies gethan haben könne. Zu dem Ende untersucht der V. zuförderst die historische Wahrheit der Sündfluth. Er nimmt an, daß Moses seine Nachricht aus einem von Noah selbst in Hieroglyphen verfaßten Tagebuch genommen habe, das Moses in Aegypten habe kennen lernen, wohin es Mizraim, der Enkel Noah, gebracht habe. Nur müsse man nicht glauben, daß die Fluth die ganze Erdkugel, als eine Schaale überzogen habe, als welches der Stelle Hiob 38, 8-11. auf welche der V. überhaupt viel baut, entgegen sey, sondern das Gewässer sey aus dem Meere gestiegen, habe das bewohnte Land bedeckt, das Becken des Oceans folglich ausgeleert, und sey dahin zu seiner Zeit wieder zurückgeflossen. Ueberdem aber sey nicht zu vermuthen, daß eine so große Kraft als zur Sündfluth nöthig war, sonst keine Würkungen als die Vertilgung des Menschengeschlechts gehabt haben sollte, als worzu ohnedem keine Fluth von einem Jahr nöthig gewesen sey. Wenn wir demnach noch auf der Erde Zeichen und Ueberbleibsel einer gewaltthätigen Behandlung fänden, so könnten wir annehmen, daß auch dieses Folgen der nehmlichen Kraft wären, die die Sündfluth hervorgebracht habe. Um nun diese aufzusuchen, findet der V. für nöthig, vorher die vermuthliche ursprüngliche Gestalt der Erde festzusetzen, um daraus ihre nachherigen Veränderungen zu erkennen. Er stellt sich die Geburt der Erde unter dem Bilde eines Sedimentes oder Präcipitats aus der Atmosphäre vor; nach welcher Voraussetzung denn das Meer ursprünglich die festen Theile überzogen habe — (oder die Erde ein wahrer Komet gewesen sey) und mit dieser Gestalt nehme denn auch die mosaische Schöpfungsgeschichte den Anfang. Unter dem Wasser also bildeten sich, vielleicht Jahrtausende hindurch, Kalk- Marmor- Kreide- und Mergelberge aus niedergelegten Meerschaalen: sollten diese sich über das Wasser empor heben, und dieses sich in die niedrigen Orte sammlen; so mußte ein innrer Mechanismus hierzu thätig werden — und hierzu hätten denn die in der ganzen Erdkugel gleichvertheilten vulcanischen Materien gewürkt; allein eben deswegen hätten sie durch sie emporgetriebenen

denen Berge und Inseln über die ganze Erdfläche gleich vertheilt werden, und in der Nähe des Aequators am häufigsten seyn müssen. Das ist aber nicht, das feste Land ist größtentheils auf die nördliche Halbkugel gedrängt, so daß sich das Land der südlichen Hemisphäre gegen das der nördlichen, wie 1 zu 4 verhält. Irgend eine Gewalt, die wohl keine andre seyn kann, als die, so die Sündfluth hervorbrachte, muß diese ursprüngliche Ordnung und Gleichheit des festen Landes gestört haben. Dazu kömmt noch, daß die wenigen Länder, die jenseits des Aequators liegen, eine keilförmige Figur haben, welches zu erkennen giebt, daß sie einem Drucke widerstanden haben müssen, der das übrige Land unter der Linie hinweggeschoben. Natürlich mußte der V. auch hierbey der auf dem ganzen Erdboden zerstreuten versteinten Meeresbruth und der in den nördlichen Gegenden von Europa und Amerika gefundenen merkwürdigen Ueberreste von Elephanten, Nas- und Einhörnern, Flußpferden, Krokodillen und andern daselbst nie einheimisch gewesenen Thieren, als Monumente einer grossen Erdveränderung gedenken. Dieses aus der Sündfluth zu erklären, hat man verschiedene Wege, deren keiner befriedigend ist. Zu sagen, dergleichen Thiere hätten in der Fluth ihren Tod gefunden, und wären vom Wasser in die Länder getragen worden, wo man sie gefunden hat, geht nicht an; denn da mußten sie verwesen und ihre Gebeine zerfallen: man hat aber Gerippe in völligem Zusammenhange und natürlichen Lage ihrer Theile gefunden. Büffon, der die Erde, wie alle Planeten, durch einen Ausfluß der brennenden Sonnenmaterie entstehen läßt, nimmt an, daß sie gegen die Pole am ersten abgekühlt und für die neugeschafnen Thiere, die bey mehrerer Erkältung erst die wärmeren Gegenden gesucht hätten, bewohnbar geworden sey, und so wären denn von jenen Zeiten her, ihre Reste an den Orten ihrer ursprünglichen Heymath zurückgeblieben. Der V. aber zeigt, wie wir glauben, einleuchtend, die Unstatthaftigkeit der Büffonschen Hypothes. Von Justi nahm an: die Erde habe ihre Axe und Pole geändert, die itzigen Polarländer wären ehemals Länder des heissen Erdstrichs gewesen. Dargegen erinnert der V., daß man zwar auf einer künstlichen Kugel jeden Zirkel ihrer Oberfläche zum Aequator und jeden Punct derselben zum Pol machen könne, das gehe aber bey einem Planeten nicht an, wo die Axe mit dem ganzen Körper einen physicalischen Zusammenhang habe.

Seine

Von allem diesen zeigt nun der V. die Unmöglichkeit, glaubt aber, man könne die Whistonsche Theorie beybehalten, und nur besser benutzen. Denn ohne einen von aussen kommenden Druck lasse sich das Räthsel von der Sündfluth schlechterdings nicht auflösen, ein Druck von aussen aber könne durch nichts, als durch einen Weltkörper verursacht werden; folglich sey der Komet der einzige, der dies gethan haben könne. Zu dem Ende untersucht der V. zuförderst die historische Wahrheit der Sündfluth. Er nimmt an, daß Moses seine Nachricht aus einem von Noah selbst in Hieroglyphen verfaßten Tagebuch genommen habe, das Moses in Aegypten habe kennen lernen, wohin es Mizraim, der Enkel Noah, gebracht habe. Nur müsse man nicht glauben, daß die Fluth die ganze Erdkugel, als eine Schaale überzogen habe, als welches der Stelle Hiob 38, 8-11. auf welche der V. überhaupt viel baut, entgegen sey, sondern das Gewässer sey aus dem Meere gestiegen, habe das bewohnte Land bedeckt, das Becken des Oceans folglich ausgeleert, und sey dahin zu seiner Zeit wieder zurückgeflossen. Ueberdem aber sey nicht zu vermuthen, daß eine so grosse Kraft als zur Sündfluth nöthig war, sonst keine Würkungen als die Vertilgung des Menschengeschlechts gehabt haben sollte, als worzu ohnedem keine Fluth von einem Jahr nöthig gewesen sey. Wenn wir demnach noch auf der Erde Zeichen und Ueberbleibsel einer gewaltthätigen Behandlung fänden, so könnten wir annehmen, daß auch dieses Folgen der nehmlichen Kraft wären, die die Sündfluth hervorgebracht habe. Um nun diese aufzusuchen, findet der V. für nöthig, vorher die vermuthliche ursprüngliche Gestalt der Erde festzusetzen, um daraus ihre nachherigen Veränderungen zu erkennen. Er stellt sich die Geburt der Erde unter dem Bilde eines Sedimentes oder Präcipitats aus der Atmosphäre vor; nach welcher Voraussetzung denn das Meer ursprünglich die festen Theile überzogen habe — (oder die Erde ein wahrer Komet gewesen sey) und mit dieser Gestalt nehme denn auch die mosaische Schöpfungsgeschichte den Anfang. Unter dem Wasser also bildeten sich, vielleicht Jahrtausende hindurch, Kalk-Marmor-Kreide- und Mergelberge aus niedergelegten Meerschaalen: sollten diese sich über das Wasser empor heben, und dieses sich in die niedrigen Orte sammlen; so mußte ein innrer Mechanismus hierzu thätig werden — und hierzu hätten denn die in der ganzen Erdkugel gleichvertheilten vulcanischen Materien gewürkt; allein eben deswegen hätten die durch sie emporgetriebenen

denen Berge und Inseln über die ganze Erdfläche gleich vertheilt werden, und in der Nähe des Aequators am häufigsten seyn müssen. Das ist aber nicht, das feste Land ist gröstentheils auf die nördliche Halbkugel gedrängt, so daß sich das Land der südlichen Hemisphäre gegen das der nördlichen, wie 1 zu 4 verhält. Irgend eine Gewalt, die wohl keine andre seyn kann, als die, so die Sündfluth hervorbrachte, muß diese ursprüngliche Ordnung und Gleichheit des festen Landes gestört haben. Dazu kömmt noch, daß die wenigen Länder, die jenseits des Aequators liegen, eine keilförmige Figur haben, welches zu erkennen giebt, daß sie einem Drucke widerstanden haben müssen, der das übrige Land unter der Linie hinweggeschoben. Natürlich mußte der V. auch hierbey der auf dem ganzen Erdboden zerstreuten versteinten Meeresbruth und der in den nördlichen Gegenden von Europa und Amerika gefundenen merkwürdigen Ueberreste von Elephanten, Nas- und Einhörnern, Flußpferden, Krokodillen und andern daselbst nie einheimisch gewesenen Thieren, als Monumente einer grossen Erdveränderung gedenken. Dieses aus der Sündfluth zu erklären, hat man verschiedene Wege, deren keiner befriedigend ist. Zu sagen, dergleichen Thiere hätten in der Fluth ihren Tod gefunden, und wären vom Wasser in die Länder getragen worden, wo man sie gefunden hat, geht nicht an; denn da mußten sie verwesen und ihre Gebeine zerfallen: man hat aber Gerippe in völligem Zusammenhange und natürlichen Lage ihrer Theile gefunden. Büffon, der die Erde, wie alle Planeten, durch einen Ausfluß der brennenden Sonnenmaterie entstehen läßt, nimmt an, daß sie gegen die Pole am ersten abgekühlt und für die neugeschafnen Thiere, die bey mehrerer Erkältung erst die wärmeren Gegenden gesucht hätten, bewohnbar geworden sey, und so wären denn von jenen Zeiten her, ihre Reste an den Orten ihrer ursprünglichen Heymath zurückgeblieben. Der V. aber zeigt, wie wir glauben, einleuchtend, die Unstatthaftigkeit der Büffonschen Hypothes. Von Justi nahm an: die Erde habe ihre Axe und Pole geändert, die itzigen Polarländer wären ehemals Länder des heissen Erdstrichs gewesen. Dargegen erinnert der V., daß man zwar auf einer künstlichen Kugel jeden Zirkel ihrer Oberfläche zum Aequator und jeden Punct derselben zum Pol machen könne, das gehe aber bey einem Planeten nicht an, wo die Axe mit dem ganzen Körper einen physicalischen Zusammenhang habe.

Seine

Seine eigne Meynung bereitet der V. durch Feststellung dessen vor, was, in Ansehung dieser angenommenen Ueberbleibsale der Sündfluth, Thatsache ist, beschreibt aus dem Büffon, der die meisten davon in dem k. Cabinette zu Paris in Händen hatte, umständlich, die in Siberien, am Obip, in England und selbst in Deutschland gefundenen Gerippe, Zähne und Knochen, von unleugbar südländischen, oder gar verlohren gegangenen Thierarten, so daß man aus den Nördländern bereits mehr Elfenbein unter der Erde gefunden habe, als vielleicht alle izt in Indien lebende Elefanten geben würden; zeigt aus ihrer Größe und Menge, daß diese Thiere in diesen Ländern einheimisch gewesen seyn müssen, und aus ihrer Lage, daß sie lebendig begraben worden; sezt darauf aus Mose folgende Data der Sündfluthsgeschichte fest: daß die Sündfluth aus dem Weltmeer (Brunnen der Tiefe) herauf aufs Land getreten; daß die Fluth in 40 Tagen bis auf die angemerkte Höhe von 15 Ellen über die Berge gestiegen, mit Einschluß dieser 40 Tage, 150 Tage verblieben, oder doch nicht merklich gesunken und dann in Zeit von 200 Tagen und drüber wieder zurückgetreten und abgelaufen sey. Da nun also die Fluth in einer Zeit, die sich gegen die Zeit des Abflusses wie 1 zu 8 verhalte, eine solche Höhe erreicht, so folge daraus, daß das Gewässer durch eine von außen drückende Gewalt herauf gedrückt worden sey. Denn das Wasser, das, seiner natürlichen Trägheit gemäß, nur die niedrigen Orte suche, steige hier aus dem Becken des Meers in die Höhe, und so geschwind, daß es sich in den Vorlanden über einander anhäufte, und erst nach und nach Zeit gewann, sich zu vertheilen, und endlich zurück zu fließen. Der Berg, den es 15 Meilen immergirte, war nur der höchste unter den Bergen, die in des Noah Horizonte lagen; den sah er, wie er seinem Augenmaas nach 15 Ellen hervorstach, sah ihn nach 24 Stunden überfluthet, und als das Wasser noch 24 Stunden anwuchs, schloß er daraus, daß es 15 Ellen über den Berg stehen müsse. Diesen gewaltigen Druck von vulcanischen Materien in dem innern der Erde herleiten zu wollen, sey bey weitem nicht hinreichend, sondern müsse außer dem Wasser in der dasselbe umgebenden Luft oder Atmosphäre gesucht werden. Diese müsse von einer andern Atmosphäre eines andern Weltkörpers berührt und gleichsam gequetscht worden seyn. Wenn man nun annehme, daß ein Komet mit seinem Aequator an den Südpol der Erde gestoßen habe, so müsse alles Wasser der südlichen Halbkugel, über die Ufer

Ufer und durch innere Canäle, heraus auf das feste Land der andern gedrängt worden seyn, daß es, wie es beym Hiob am a. O. heißt, ausbrach wie aus Mutterleibe. Weil Gott nach der Sündfluth sagt: es solle — Tag und Nacht nie wieder aufhören: so vermuthet der V., daß vielleicht die Erde bey dem Eingrif des Kometen um einige Tage in ihrem Schwung um die Axe gehindert worden sey. Die Wolken und das Dunkel, damit Gott, wie er beym Hiob sagt, das Meer wie in Windeln kleidete, erklärt der V. nun gleichfalls durch die Atmosphäre eines andern von außen angeflogenen Weltkörpers, die gleichsam das ausgedrückte Meer, wie durch Windeln eine Zeitlang vor dem jählingen Zurückfließen zurückgehalten habe; eben daher lasse sich denn auch der starke Regen begreifen — (Allein wie eine augenblicklich vorübergehende Berührung und Anpressung einer — wie der V. selbst angiebt, 1000 mahl schneller, als der Flug einer Geschüzkugel, vorbeyfliegenden Kometenatmosphäre, ein vierzigtägiges Steigen des ausgetriebenen Meerwassers bewürken, und es über hundert Tage lang in seiner Höhe erhalten könne — darüber hat uns der V. doch nichts befriedigendes sagen können.) Allein, fährt der V. fort, die große Kraft, die den Ocean ausgeleeret, alles Gewässer über den Erdboden verbreitet hat, wird es wohl bey dieser einzigen Würkung nicht haben bewenden lassen. Länder und Inseln ruhten seit ihrer Entstehung auf unterirdischen Klüften und Cavernen. Der nehmliche Druck mußte sie stückweise losbrechen und mit dem Strohme fortschieben. Am meisten mußte dies die Gegenden des Aequators betreffen, die der meisten Gewalt des Wassers und der Luft ausgesezt waren, welche daher mit den großen sie bewohnenden Thieren nach Nordamerika, Europen und Asien hingedrängt, und wieder von Süden her nach und nach ersezt würden. Daher komme nun die keilförmige Gestalt der südlichen Spitzen von Afrika und Amerika. Und weil um den 80° S. B. und den 230° der Länge die meiste Blöße von Land ist, so glaubt der V., daß der Komet hier angestoßen habe. So konnten Canada, Britannien, Frankreich, Deutschland, Siberien erst entstanden, und die Schweiz, Tyrol, Savoyen — mit Bergen bedeckt worden seyn. So konnten Elefanten und Einhörner lebendig verschüttet und nach Canada, Quedlinburg und Burgtonna verschoben worden seyn — Eben dadurch mußte das Becken der südlichen Oceans erweitert, und dagegen das Wasser auf des

nördli-

nördlichen Halbkugel vermindert werden. Da unser Daseyn, Leben und Gesundheit von dem Fluidum abhange, in welchem wir leben; so meynt der V. ferner, ob nicht diese Quetschung der Atmosphäre die Abnahme der Lebensjahre nach der Sündfluth verursacht habe? Auch die schiefe Lage der Erdachse ist der V. geneigt, aus dem Stoß des Kometen zu erklären, von der er glaubt, daß sie sich gegen den Begrif eines ursprünglichen Zustandes auflehne; meynt, daß dadurch Noah auf einmal in einen ungewohnten Winter versezt worden sey, erklärt daher den göttlichen Trost an ihn — es soll forthin nicht aufhören Sommer und Winter, Frost und Hitze, und meynt, daß dieser Wechsel vor der Sündfluth nicht statt gehabt habe. Selbst die Bahn des Kometen kann sich durch diesen Vorfall geändert haben — und so werde die Versicherung Gottes begreiflich, daß dergleichen Katastrophe nicht wiederkommen solle. Hat damals der Komet just die Linie der Erdbahn durchschnitten; und hätte seine Bahn behalten: so wäre der Fall einer Wiederholung möglich geblieben.

Hie und da schreibt der V. etwas dunkel, liebt einige besondre Ausdrücke — und oft scheint auch sein Vortrag durch Druckfehler verstellt worden zu seyn. Die Kupfer stellen einige ausgegrabene Knochen und Zähne grosser Thiere vor, deren er in dem Buch Erwähnung thut. Die Karte aber ist die alte schreibersche, und hat folglich nichts von den neuentdeckten Südländern. Wir nehmen zugleich eine andre kleine Schrift eben dieses V. mit:

Betrachtung über die Sonnenwelt von Friedrich Wilhelm Sack, königl. Hof- und Criminalrath. Breslau, bey Korn, 1782. 8 Bogen in 8.

Auch in dieser Schrift sagt der V. ausser dem, was sich gewöhnlich von dem Sonnensystem sagen läßt, sehr viel Neues, selbst Durchdachtes und Berechnetes. Die Sonne hält er nicht für feurig: ihr Lichtstrahl erwärme zwar; allein die Wärme könne wegen der ihr eignen Trägheit nicht von der Sonne ausgehen, sondern sey ein dem Planeten beywohnendes Fluidum, das von dem Sonnenstrahl präcipitirt und in Bewegung gesezt werde, und sich so mit ihm vereinbare — sonst müßte der Sonnenstrahl auch gleiche Wärme auf hohen Ber-

gen

gen haben, (könnte man dies nicht auch fragen, wenn er die Wärme als ein Fluidum über der Erde finden soll?) Ihrer Natur nach sey sie blos Niederlage des Lichts; die Sorge also für die Hitze des Mercur, und die Kälte des Saturn sey vergeblich. Sie selbst sey unbewohnbar; denn man würde in ihr nichts sehen können: nur der kommende, nicht der fliehende Strahl gebe Licht. Die 5 übrigen Planeten zusammen geschmolzen, würden den Jupiter noch nicht ausfüllen, und auch mit diesem würden sie nur den 500. Theil der Sonne ausmachen, die 1500000 Erdkugeln groß sey. Besonders genau ist er in Berechnung der relativen Geschwindigkeiten der Planeten gegen die Erde. Er nimmt die doppelte Sonnenferne eines jeden zum Durchmesser seiner Bahn an, (allein der Sonnendurchmesser selbst muß noch dazu addirt werden, welches der V. nie thut) findet daraus den Kreis ihres Umlaufs, theilt ihn durch die Zeit des Umlaufs, und vergleicht sodann ihre Geschwindigkeit mit der Bewegung der Erde; er findet, daß die lezte 150 mal schneller sey, als der Flug einer Canonenkugel. Er ist geneigt, zwischen dem Mars und Jupiter, so wie über den Saturn, noch einen Planeten anzunehmen, (und erwähnt nicht, daß man den lezten bereits gefunden zu haben glaubt) spricht den Monden die Bewegung um die Axe ab, und wünscht nicht, Gott zur ersten bewegenden Ursache der Planeten zu machen, glaubt auch nicht, daß ihre Schwehre gegen die Sonne ihre Kreisbewegung bis hieher habe gleichförmig erhalten können. Die Ursache ihrer Bewegung sowohl als Ründung liege in den Eigenschaften ihrer uranfänglichen Theile, und besonders in dem Wirbel der Atmosphäre, die bey der Erde bis an den Mond reiche, als welcher selbst darin, wie ein Oeltropfen auf dem Wasser schwimme. Diese reiße den Planeten, gleichsam als ihren Kern, mit sich herum. Daher bewege sich auch unser Mond langsamer, als die Monde des Jupiter und Saturn, weil bey diesen die Rotation schneller sey: daher könnten auch die Monde jederzeit nur dieselbe Hemisphäre dem Planeten vorhalten. (Daß aber diese Atmosphäre sich selbst ohne äußere Kraft, und durch sich den Planetenkörper in diese wirbelnde Bewegung gesezt habe, haben wir doch nicht erwiesen gefunden.) Diese Rotation sey denn auch hinlänglich, die Bewegung um die Sonne zu bewürken, (wieder nicht bewiesen!) und man habe folglich dazu weder Schnellkraft noch Anziehung der Sonne nöthig. Einen Tag des Saturns rechnet er auf $17\frac{1}{2}$, und der

der Venus auf 21½ Stunden. Jupiter könne durch seine anziehende Kraft keine Irregularitäten in dem Lauf des Saturns hervorbringen, denn dieser sey, seine die 5 Trabanten begreifende Atmosphäre mitgerechnet, 8 mal größer als Jupiter; und seine anziehende Kraft, wenn er eine habe, müßte sich vielmehr an der ihm nähern Erde zeigen. Ueberhaupt berechnet er die Größe der Planeten nach ihren Atmosphären, da wird denn die Erde 300000 mal größer, aber doch kleiner als der Merkur, dessen Atmosphäre er nach den Gesetzen der Progreßion auf 91 Halbdurchmesser d. E. sezt, und Mars wird der kleinste. Um nun die Wirkung der Sonne auf den Planetenlauf zu erklären, schickt der V. verschiedenes von der Sonne voraus. Es sey ein Irthum, die Umwälzung der Sonne nach der Zeit des Umlaufs der Flecken zu bestimmen. Da diese in großer Entfernung von der Sonne sich in der Sonnenatmosphäre herumbewegten: so folge daraus gar nicht, daß die Sonne sich nicht weit schneller, vielleicht in so viel Stunden um ihre Axe schwingen sollte. Und indem sie das thue, ströhme sie zugleich ihre Lichtstrahlen aus, die außer dem Licht und der Wärme auch die Wirkung hätten, daß sie die Planeten, als Körper ohne Schwehre, in Bewegung sezten — (warum aber eben in eine kreisförmige von bestimmter Entfernung und Geschwindigkeit?) sie würde sie in die Abgründe des Himmels stoßen, wenn sie nicht in Atmosphären gekleidet wären, durch die ihre Kreisbewegung mittelbar gewirkt wird. Ursache der elliptischen Planetenbahnen. Unwahrscheinlichkeit, daß die Erde ehemals eine andre Axe gehabt habe. Einfluß des Monds auf Ebbe und Fluth, nicht durch anziehende Kraft, worauf überhaupt der V. nichts hält, sondern durch Druck — seine Erklärung hierüber ist sehr dunkel; die Sonne zwinge den Mond durch ihre Strahlen zur Rotation, die Erdatmosphäre, in der er schwimme, verhindere es; dieser Widerstand veranlasse einen Druck, der, wenn er durch die Atmosphäre das Meer treffe, Ebbe und Fluth verursache. Von den Kometen. Der Schweif, (oder wie der V. schreibt, Schwanz, Strahl, Feder, Wedel, Fahne) habe eine Aehnlichkeit mit dem Nordlicht. Zuerst also von diesem. Dünste steigen durch eine jedem Fluidum gemeine Zerstreunungsthätigkeit in den höhern Theil der Atmosphäre, und würden da von der Frostmaterie in Eißnadeln verwandelt, die, wenn sie so gegen die Sonne stehen, daß die Linie des Reflexionswinkels auf unser Auge treffe, den Glanz machten,

den

den wir Nordlicht nennen. Bewegung dieser Eißnadeln, Berührung anderer, oder ein vorliegender Nebel — verursachten die Variationen des Nordlichts; im lezten Fall erscheine es roth, weil der Nebel nur den rothen Strahl durchlasse — daher erfolge nach einem rothen Nordlicht Nebel, nach einem gelben Regen oder Schnee. Da wir nicht die ganze Masse von Eißnadeln sehen, sondern nur die, so in einer Fläche liegen, so sind die Nordlichter dünne, so daß man Sterne durch sie sehen kann; ein Nordlicht braucht nur die Höhe eines halben Erddurchmessers zu haben, um sich fast über den halben Erdboden zu erstrecken. (Wie will aber der V. daraus erklären, daß die Nordlichter ehemals, wie er selbst sagt, so äußerst selten gewesen, daß selbst Newton keines gesehen habe? — welches doch zu beweisen ihm schwer fallen dürfte.) Der Komet ist ein Körper, über und über mit Wasser inundirt, welcher seine Atmosphäre mit Eißnadeln imprägnirt, von der wir aber, wenn wir mit Sonne und Kometen im Triangel stehen, nur einen kleinen Theil, den Schweif, sehen, als ein Segment des Atmosphärenzirkels, wovon mein Auge im Mittelpunkt steht. Nordlicht, Kometen und heiteres Wetter erfordern isolirte Eißtheile, welcher Zustand vielleicht durch ein elektrisches Fluidum gewirkt werde. Schäzung der Gefahren, die von Kometen entstehen können; nichts aber über die Grade der Wahrscheinlichkeit, ob wir dergleichen Gefahren noch zu befürchten haben. Vermuthung, daß die Monden vielleicht von Planeten aufgefangene und in ihre Wirbel gezogene Kometen seyn möchten, (was ist aber dann aus ihrer Wasserkugel geworden?) Daher habe Saturn die meisten Monden, vielleicht zu Hunderten, wenn man seinen Ring für eine Zusammensetzung mehrerer Trabanten halte, weil in dem weiten Raum zwischen ihm und andern Systemen die meisten Kometen zu Hause sind. Daß aber ein Komet mit seinem bloßen Schweif, ohne Anstoß, einen Planeten überschwemmen sollte, gehe nicht an, weil sich keine Atmosphäre mit der andern vermischen könne. Die nächtliche Erleuchtung sey von Seiten der Monden zufälliger Nutzen, aber nicht Absicht, so wie auch der Umlauf der Planeten um die Sonne nicht Zweck, sondern blos Folge ihrer Rotation sey, denn der Wechsel der Jahrszeiten werde nicht durch ihn, sondern durch die schiefe Lage der Axe gewürkt, die nicht bey allen Planeten statt habe, z. E. beym Jupiter und Mars. Neuer Grund für die Anschwellung der Erde unter dem Aequator, aus der meh-

tern dortigen Anhäufung der Materie bey der ursprünglichen Bildung der Erde durch Präcipitation. Den Schluß macht eine Betrachtung über die Entstehung und Bildung der Weltkörper, indem der V. nicht glaubt, daß Gott außer der Hervorbringung der Materie, auch noch wie ein Werkmeister, die Massen der Weltkörper aus dem Chaos herausgenommen, zu Kugeln geformt und in Bewegung gesezt habe; sondern ihre Ausbildung und Bewegung sey durch ihre eigne Kräfte nach und nach erfolgt, und mit dieser allmähligen Entwickelung fange die mosaische sogenannte Schöpfungsgeschichte an. Doch wir können ihm weiter nicht folgen.

Die Leser werden uns diesen wider Vorsatz länger gerathenen Auszug gerne verzeyhen, da es wirklich etwas seltenes ist, in so vielen neuern Schriften über das Weltsystem etwas mehreres als Wiederholung dessen, was schon bekannt ist, zu finden. Aber Schande ist es doch, daß man bey einem Buche dieser Art, dessen Lesung Anstrengung und Nachdenken erfordert, nicht einmal für einen Corrector sorgt: wir können gar nicht glauben, daß die Druckbogen die mindeste Ausbesserung erfahren haben, so voll ist jeder von theils lächerlichen, theils ärgerlichen Druckfehlern. Vieles muß man blos errathen, und in Gedanken das fehlende oder verunstaltete ergänzen oder verbessern. Fast möchten wir den V. ersuchen, seine Schrift von diesen Schandflecken zu reinigen, und noch einmal durch bessere Hände in die Welt gehen zu lassen. Dann wünschten wir aber auch, daß er seine ihm eigne Terminologie, z. E. Punctsucht, Punctflucht, Ueberkugelung, Strengflüßigkeit, Flügel des Mondes, u. a. mit der Kunstsprache andrer Naturkündiger verwechseln möge.

Pk.

Johann Carl Tutenbergs unterhaltende Betrachtung der Himmelskörper, oder des grossen Weltalls; für Kinder. Ein Beytrag zur angenehmen wissenschaftlichen Lectüre; nebst einer Vorerinnerung des Herrn Hofraths Kästner. Mit zwey Kupfern. Göttingen, bey Johann Christian Dieterich, 1782. Nebst den Vorreden 1 Alphabet 9 Bogen in 8.

Es fehlt bereits nicht an manchen guten Büchern, die die Kenntniß des Weltsystems und der Himmelskörper unter der Jugend zu verbreiten zur Absicht haben. Wir rechnen hieher unter andern Fontenelle's Gespräche von mehr als einer Welt, Schmidts schöne Schrift von den Weltkörpern, und einen Theil von Wünschens kosmologischen Unterhaltungen. Der Verf. erwähnt keinen seiner Vorgänger, erklärt sich auch nicht darüber, in wie ferne er diesen Gegenstand aufs neue zu bearbeiten nöthig gefunden habe, Indessen geben wir ihm gerne zu, daß ein neues Unterhaltungsbuch dieses Inhalts für die Jugend immer noch eine verdienstliche und dankenswerthe Arbeit war: da der Unterricht in kosmologischen und astronomischen Grundkenntnissen auf Schulen immer noch zu sehr versäumt wird; und jene Bücher entweder zu viel, oder zu wenig enthalten; oder nicht in dem Ton geschrieben sind, um lesenden Kindern verständlich zu seyn. Aber Hr. T. scheint sich bey seiner Arbeit keine bestimmte Gränzen gesteckt zu haben. Was wir vor uns haben, ist eigentlich nur der erste Theil seines Buchs, und der handelt blos von Sonne und Erde, von der ersten zu wenig und von der andern zu viel; denn da greift er in das Gebiet der mathematischen und physikalischen Erdbeschreibung ein. Und hätte nicht ein Buch von den Weltkörpern mit einer allgemeinen Vorstellung des Weltsystems den Anfang machen sollen? Das Buch könnte um die Häffte kürzer seyn: denn man könnte ganze Bogen ausschneiden, ohne daß das mindeste, was zur Hauptsache gehört, davon verlohren ginge, wenn es der V. nicht mit so vielen gar nicht zur Sache gehörigen Nebendingen überladen, und nicht eine so wunderliche Einkleidung gewählt hätte. Am natürlichsten war es, seine jungen Leser in eigner Person mit den Himmelskörpern auf eine ihrer Begreiflichkeit angemeßne Art zu unterhalten; allein der V. macht blos den Referenten von dem, was in dem Hause, wo er als Gast war, ein Onkel seiner Schwester Kindern darüber vorsagt. Und zwar sind diese kosmologischen Betrachtungen eigentlich nur abgerissene Bruchstücke aus Lectionen, die der Onkel seinen Vettern über den Inhalt der Bibel und deren ersten Theil, die Schöpfungsgeschichte, zu geben für nöthig fand, ehe sie die Bibel selbst in die Hand bekommen sollten. Um uns nun mit allen diesen Umständen, mit seiner Person, und Bekanntschaft mit dem docirenden Onkel, dessen Begebenheiten, mit den Charaktern aller Personen und Kinder im

Hause, mit der bey leztern gebrauchten Lehrmethode, und andern hieher gehörigen Dingen bekannt zu machen, hat der V. eine Einleitung von 159 Seiten nöthig, die aber übrigens manches gute enthält. Das Buch ist in 6 Abendbesuche eingetheilt, und in Beziehung auf den biblischen Unterricht, aus dem es herausgehoben seyn soll, zum Gegenstand desselben, der vierte Zeitraum der periodischen Erdumschaffungsgeschichte angegeben, welches die erste Erscheinung der Himmelskörper ist, obgleich hier nur von der Sonne gehandelt wird. Da also der V., wie ganz billig, die Schöpfungsgeschichte in eine periodische Erdumschaffungsgeschichte, und den Schöpfungstag in einen Zeitraum dieser Erdumschaffung verwandelt, und sich über die erste Aenderung nur in einer kurzen Note, über die zweyte aber gar nicht erklärt: so ist zu verwundern, daß seine Kinder, die sonst so gerne fragen und Einwürfe machen, diese umgeprägten Wörter so gutwillig wie baares Geld annehmen. Ueberhaupt aber unterlassen die Kinder, die den Lehrer im Dociren ablösen, mehrmalen ihre Fragen da, wo man sie erwarten sollte. Z. E. wenn sich der Lehrer für die Meynung erklärt, daß die Sonnenflecken Sonnenwolken wären, die wohl zehntausend Meilen über die Sonne schweben könnten; aus ihrem periodischen Umlauf, wie gewöhnlich, die Bewegung der Sonne um ihre Axe folgert, und doch nichts zum Beweis hinzusezt, warum sich denn die Sonnenwolken sogleichförmig mit dem Sonnenkörper selbst bewegen müssen, daß man aus dem Umlauf der einen auf den Umlauf des andern schließen könne; wenn er die sphäroidische Gestalt der Sonne a priori erweist, und dem Einwurf nicht begegnet, daß doch die Sonne dem Auge immer zirkelrund erscheine; wenn er sagt, daß ein Grad des Aequators und Meridians 15 Meilen enthalte, und 15 Grade ostwärts einen Unterschied von 1 Stunde geben, ohne zu sagen, durch welchen Weg wir dieses wissen. Jeder Besuch oder jede Lection hat nun ihr eigen Exordium — eine Kinderscene, Epistel, Gedicht oder einen andern eingeschobenen Aufsatz, und sie selbst sind ganz dialogisch eingerichtet: der Vortrag des Onkels wird durch Fragen, Einwürfe und andre unmaßgeblichen Gedanken der Kinder unterbrochen. Eine Methode, die wir leider bis zum Ekel in vielen Kinderbüchern gebraucht sehen, und die Hr. T. vielleicht von den kosmologischen Unterhaltungen entlehnt hat: als wenn es nicht auch möglich wäre, eine wissenschaftliche Lehre in dem Grad der Deutlichkeit vorzutragen,

tragen, daß sie in einem Lesebuch für die Jugend stehen kann, ohne daß man daraus ein Kinderdrama macht. Leichter mag dies lezte freylich seyn; denn um die Schicklichkeit des Dialogs bekümmert man sich so viel nicht, sondern läßt Kinder docirèn und disputiren, wie Alte; auch wohl behaglicher für den Verf., der sich seine Arbeit Bogenweise bezahlen läßt, denn die Bogen schwellen dadurch so zusehends an, daß es eine Lust ist; aber gewiß nicht für den Käufer und Leser. Der Inhalt dieser 32 Bogen ist also, nach Abzug dessen, was blos zur Ausfüllung dient, kürzlich dieser: Wohlthätigkeit, Würkung, Entfernung, Größe, eingedrückte Kugelgestalt, ungleiche Wärme und Flekken der Sonne (bey Erwähnung Scheiners, der sie entdeckte, wäre es doch wohl auch Kindern angenehm gewesen, der Gefährlichkeit ihrer ersten Bekanntmachung und des Streits über die Ehre ihrer ersten Entdeckung zu erwähnen.) Dann kommt der V. auf die Erde, und handelt von ihrer Bewegung um die Axe, (von ihrer Bewegung durch den Thierkreis soll im folgenden Theil gehandelt werden) von ihrer Figur, aber überaus mangelhaft, gegen die Weitläuftigkeit, mit der die Figur der Sonne war bewiesen worden. Die Hauptbeweise fehlen, und wie Hüygen und Newton auf ihre Schlüsse wegen der eingedrückten Kugelgestalt (Pomeranzengestalt nennt sie der V.) gekommen sind, wird gar nicht erwähnt; dann von ihrer Grösse, vom Antipoden, (ebenfalls mangelhaft) von der physikalischen Beschaffenheit ihrer Oberfläche, vom Nutzen der Berge, Zahl und Sterblichkeit der Erdbewohner u. s. w. Vieles darunter ist sowohl der Deutlichkeit als Gründlichkeit nach ohne Tadel. Durchgehends hat der V. kurze Noten beygefügt, die entweder die vorkommenden fremden und Kunstwörter kurz erklären oder nur übersetzen (in welchem lezten Fall sie oft dem jungen Leser nichts mehr zu denken geben, als das übersezte Wort selbst, z. E. Aequator, Mittellinie, Zonen, Erdgürtel, Logik, Vernunftlehre u. s. w.) oder von den erwähnten Schriftstellern kurze Notizen geben. Das lezte ist in Büchern für Kinder allerdings nöthig. Aber wenn z. E. von Newton weiter nichts gesagt wird, als wenn er gebohren ward, starb und was er für ein Amt bekleidet, nichts von seinen unsterblichen Verdiensten um die Kenntniß der Natur, nichts von dem, warum er uns eigentlich groß und ehrwürdig ist: erreicht eine solche Note die Absicht, warum sie da steht, den jungen Leser

mit einem der größten Gelehrten bekannt zu machen? Andre Noten waren gar nicht nöthig, z. E. wenn die Monathsnahmen im Text selbsten neumodisch, und dann in der Note nach der alten Art genannt werden. Kästners Nahme auf dem Titel gereicht dem Buche sehr zur Empfehlung: er sagt aber in seiner Vorerinnerung weiter nichts, als daß er auf Verlangen des Verlegers manches im Manuscript geändert, vieles nicht habe ändern können, worinnen er nicht mit dem V. übereinstimmend denke, daß inzwischen doch das Buch seinen Nutzen haben könne, und seiner guten Absicht wegen zu loben sey — Und so urtheilen wir denn auch.

Zf.

Mineralogische Reisen durch das Herzogthum Weimar und Eisenach und einige angränzende Gegenden, in Briefen von J. C. W. Voigt. Dessau, auf Kosten der Verlagskasse. 8. 1. Th. mit VI. illuminirten Kupfertafeln. 1782. 10½ Bog. stark.

Der V. hat, wie wir vernehmen, in Freyberg die Bergwerkswissenschaft studirt, und hernach die Mannsfeldischen Bergwerke eine Zeitlang besucht; daß er seine Zeit gut genuzt habe, davon ist gegenwärtiges Buch ein redender Zeuge: Freymüthig besonders dann, wann andere berühmte Mineralogen anders geurtheilt haben, als seine Beobachtung ihn lehrte, beschreibt der V. den größten Theil der Herzogthümer Weimar und Eisenach und ziemlich tief hinein den angränzenden Theil des Fürstenthums Schwarzburg und Salfeld, der Grafschaft Henneberg und des Neustädter Kreises, den innern Bau ihrer unter einander verbundenen Gebürge, die Beschaffenheit der Steinarten, woraus sie bestehen, die Lage und Folge ihrer Schichten, ihren mannichfaltigen Gehalt und Nutzung, den Bergbau und die Steinbrüche, welche darin getrieben werden. Im ersten Brief S. 1-6. sucht V. die Lage des Thüringerwaldsgebirges und seinen Zusammenhang mit andern großen Gebirgsketten zu bestimmen. Ich fand, sagt V. ältere und höhere Bergpunkte in dem Weimarischen Antheil der Grafschaft Henneberg, von dem ich mich überzeugt halte, daß es eher war, als

alle

alle übrige Gegenden der Weimar- und Eisenachischen Lande, und vielleicht schon über das ehemalige Meer hervorblickte, als die Kalktheile, die jezt unsern Ettersberg ausmachen, noch im Wasser schwammen, und es wohl kaum trübten. Von diesem Standpunkte also reisete der V. aus: die meisten Berge dieses ungefähr acht Meilen langen und zwey Meilen breiten Gebirges sind sehr steil, hoch und dem Ansehn nach halbkugelförmig. Der meiste Granit dieser Gebirge gleicht dem meissenschen und scharfenbergischen, nur sieht er wilder und dunkeler aus. Risse hat er zwar nach allen Richtungen, aber nirgends theilen sie ihn in ordentliche Bänke; auf ihm ruht mannichfaltig gefärbter Jaspis, in dessen grösten Theil Körner von Quarz oder Feldspat, oder beyde zugleich bald in grösserer bald in geringerer Menge eingemengt sind. Lezterer ist auch manchmalen zu Thon verwittert. Im zweyten Briefe S. 6-17. sind die auf der östlichen Seite des einen grossen Theil dieser Gebirgskette vom Mittag nach Mitternacht theilenden engen Ilmthals liegende Berge beschrieben; der Lindenberg, am Fus Granit, aber schon in der Höhe von einigen Lachtern Porphyr. Der Ascherofen scheint vom der Wurzel aus Porphyr zu seyn; oben aber ragt spitzig eine konische Kuppe hervor, welche aus einem beynahe ganz schwarzen, nicht sehr harten basaltähnlichen Gestein besteht (wann es vollends die Leichtflüssigkeit des Basalts im Feuer annimmt, so sehen wir nicht ein, warum der V. bey so vielen Aehnlichkeiten noch Bedenken trägt, ihm diesen Namen zu geben). Die hohe Schlaufe, in welcher auf Eisenstein gebaut wird, dessen Liegendes Jaspis, das Hängende Porphyr ist. Die Hermansteiner Wand hat an ihrem Fuße ein Steinkohlenflöz, und auf seinem obern Theile, den fast von allen Seiten senkrechten, ungefähr 100 Schuhe hohen und im Umfange 500 Schuhe breiten Hermanstein, der aus braunlicht rothen sehr festem Porphyr besteht. Der grosse und kleine Dachskopf und der Teichkopf, einer der niedrigsten, lauter Porphyrberge, an deren Fuße sich Sandsteinschichten angelegt haben; am leztern sieht ein Theil des Porphyrs dem Basalt noch ähnlicher, als am Ascherofen. Der grosse und kleine Brand am Fuße grobkörniger Granit, der schon grossentheils zu Sand verwittert ist. Der Mühlberg bey Stüzzerbach, ein Porphyrberg, der an seinem Fuße Eisensteingänge mit vielem schweren Spate hat. Der Kickelhahn, der höchste Punkt auf dieser Seite dieses Gebirges, und die gemeinschaftliche Kuppe der bisher erwähnten Berge, aus weißlicht grauem Por-

 phyr

phyr und voll Eisensteinschärfe. Nicht fern vom Lindenberg in einer alten Halde Flußspat und Kupferkies. Bey Langewiese stralichte Braunsteinkristallen und stahlgrauer dichter Eisenstein in weißem schwerem Spat im Porphyrgebirge. Zur Seite der Straße von Ilmenau nach Schleusingen viele braunlichtrothe dem Porphyr ähnliche Steine mit vielen kleinen weißen Puncten oder Kristallen, und voll kleinen Hölungen, ungefähr von der Größe einer Linse, die in ähnlichen Steinen aus der Gegend des Schwalbensteins mit losen Stückchen eines weißen oder apfelgrünen Specksteins angefüllt sind. Der dritte Brief S. 17-28. beschäftigt sich mit der Abendseite des Ilmthals, auf welcher der Schneekopf der höchste Punkt und die gemeinschaftliche Spitze vieler Berge ist. An ihm ist der Porphyr auf der Oberfläche durchgehends in Stücke, meistens von einer verschobnen würfelichten Gestalt zerklüftet, und Gänge und Klüfte mit weißen schwerem Spat angefüllt, in welchem Eisen, Braunstein und Chalcedontrümmer einbrechen; hier wird auf Wasenläufern, viel auf Eisen gebaut, die Sturmheide macht seinen Fuß aus, ihr höherer Punkt heißt der Hangeberg, an dessen westlichem Abhange der Schwalbenstein hängt. Thonschiefer macht keinen geringen Theil dieser Gebirgskette aus; auch das Schloß Schwarzburg liegt auf einer Anhöhe davon; der Weg von Ilmenau nach Schwarzburg meist über Sandstein, Gips- und Kalkflötze; zur Seite des Wegs bey Allendorf viele Alabasterbrüche. Bey Schwarzburg selbst Brüche von weißlichgrauen Dachschiefer, der sich sehr leicht in dünne Blätter spalten läßt; zwischen Schwarzburg und Sigendorf immer noch Thonschieferberge mit Quarzadern durchzogen; selbst das Bett der Schwarze voll Geschiebe desselbigen. Bey Löschnitz zween große Marmorbrüche; in dem einen zuweilen Eisenspat und Kupferkieskristallen, niemals Versteinerungen; zwischen den Marmorschichten laufen ungefähr 1½ Zoll mächtige Thonschieferlagen, deren Blätter, so wie überhaupt in diesem ganzen Gebirge mit der Linie, in welcher sich die Steinlager gegen den Horizont neigen, einen rechten Winkel machen. Goldwäschen an der Schwarze würden Vortheil bringen, wenn sie recht eingerichtet würden. Der vierte Brief S. 28-38 hat vornemlich den Ilmenauer Bergbau zum Gegenstand, der im verfloßnen Jahrhundert wieder angefangen und 1739 wieder verlassen ward: die Schiefer hielten nie unter sechs Pfund Kupfer und die Schwarzkupfer nie unter zwey Mark Silber im Centner. Auch der V. hat gefunden, daß der Granit

auf

auf seiner Oberfläche Vertiefungen und Höhen hat, welche nachher Porphyr und andere jüngere Steinarten eben machen. In den Ilmenauischen Gruben liegen zwischen dem Schieferflötze und Porphyr, welcher jenem zum Unterlager dient, Sanderze, oder vielmehr ist die Oberfläche des leztern mit Kupfererz durchdrungen, in der Grube Wilhelm Ernst hat er viele Sprünge, deren jeder mit Kupferglas angefüllt ist: auch brechen mit den sogenannten Sanderzen kupferhaltige Steinkohlen und Bleyglanz ein. Was andere Breccia nennen würden, nennt der V. mit dem Bergmann das todte und rothe todte liegende, das dem Schieferflötze zum Unterlager dient, so bald es vom einfachen Gebirge abweicht und eben so, wie der Porphyr auf der Oberfläche mit Kupfer durchdrungen ist. Das Dachgestein oder der sogenannte Zechstein ist ein Mergelschiefer von verschiedener Härte und an der untersten Fläche (Noberge) noch kupferhaltig. Wider Lehman hat der V. sowohl bey Ilmenau als am Kiffhäuser Berge, bey Goldlauter, Salfeld, Camsdorf, Blankenburg u. s. w. unter den Steinkohlenflötzen immer Grundgebirge gefunden. Der fünfte Brief von S. 38-48. verfolgt den Gegenstand des vierten Briefs noch weiter, und beschreibt die Reise von Ilmenau bis Bottendorf, und von da bis an die Porphyrberge von Halle. Der tiefe Martinröder Stollen ist auf 6000 Lachter lang, bequem zu befahren. Der Gips ist kein so treuer Gefährte des Schieferflötzes als das Dachgestein. Dem Stinkstein weiset der V. Kalk, Thon und Erdharz zu seinen Bestandtheilen an. Die Oberpörlizer Höhe und das Eich, zween unter sich ganz zusammenhängende Berge bildet Sandstein; jenseits derselbigen gegen Weimar zu fangen gleich wieder Kalkberge an, die lange anhalten, zuweilen durch eine Anhöhe von Gips unterbrochen werden: immer traf der V. hier den Sandstein unter dem Kalkstein an; auch der Gips, z. B. bey Harsisleben, Mallendorf, Pfützenburg, Jena, und weiter an der Sale hin mit allen seinen Mannigfaltigkeiten, immer auf Sandstein. Auch bey Bottendorf todtes Liegendes, das hier aus Geschieben von Quarz, Porphyr, Jaspis und Hornstein, durch rothen Thon zusammengeküttet, besteht, und wie tiefer, desto grobkörniger ist, auch auf seiner Oberfläche, wie bey Ilmenau Kupfer hält, und dann Sanderz heißt. Bey Allstedt über dem Sandstein Rogenstein. Der Giebichenstein besteht aus eben demselbigen Porphyr, wie der höchste Punkt des Thüringer Waldes. Der sechste Brief S. 49-61. erklärt den 2ten und

3ten

zten Profilriß über die Gegend von Ilmenau durchs Schwarzburgische und Salfeldische bis über die Sale, und beschreibt den Bergbau bey Gros-Camsdorf, Salfeld, Blankenburg und Köniz. Anders als Charpentier und Ferber hat hier der V. die Folge der Schichten bey Gros-Camsdorf angegeben; der Stinkstein ist hier dichter, als sonst, und selbst das Eisensteinlager im Grunde nichts anders, als Kalkstein, stark mit Eisen durchzogen. Alle Flözschichten laufen wellenförmig. Alle Eisenflötze, diejenige, bey Goldlauter ausgenommen, sind am südlichen und südöstlichen Fuße des Thüringer Waldes, auf der entgegengesezten Seite keine Eisen, aber dagegen Kupferflöze. Auf dem Pelikan bey Salfeld Fahlerz in dreyseitigen Pyramiden; sonst auch in den übrigen Gruben gediegen Kupfer. In Köniz wird nur auf Eisen gebaut, und das etwa einbrechende Kupfer nach Steinau geliefert; in Gros-Camsdorf aller Kobold auf die Halden gestürzt; mit dem Gros-Camsdorfer kommt das Blankenburger Bergwerk überein; nur fehlt es dem leztern an genugsamer Unterstüzung. Der siebende Brief S. 61-66 beschreibt die Gegend und das Kupferschieferflöz bey Goldlauter, wovon ein Theil auf der fünften Platte vorgestellt ist. Das Thal, worin es liegt, ist zwischen zween Granitberge, die zum südlichen Fuße des Schneekopfs gehören, die Hoheleite und den Streitrein eingeschlossen; am erstern hatte sich auf den Granit eine sandige Porphyrbreccia angelegt. In der daselbst vorzüglichen Grube: die güldene Rose, findet man fast immer Trümmchen von Kupferglas, und in den dadurch sezenden Kalkspat Fahlerz und Kupferkies, und in den Schieferblättern manchmalen ½-1 Zoll mächtige Steinkohlen. Der achte Brief Seite 66-71 erklärt die vierte Tafel, und beschreibt die Steinkohlenflöze bey Cammerberg, bey Manebach und am Sachsenstein. Das erstere wird nach Krummhälser Art gebaut. Das Flöz ist 7 Lachter hoch, aber in vier Theile zertrennt, liegt auf einer unbestimmten Breccia auf, und hat zuweilen Arsenik und Kupferkies eingemengt. Das Dachgestein ist ein Kräuterschiefer; wahrscheinlich war dieser ganze Theil des Ilmthals vormals mit den Flözschichten ausgefüllt; auch wird hie und da auf Eisenstein geschärft. Der neunte Brief S. 71-77 berührt einige Punkte am südwestlichen Fuße des Thüringer Waldgebirgs. In Stüzerbach vorzüglich gute Glashütten; man nimmt wenig Braunstein dazu, und den Thon zu den Töpfen aus dem Coburgischen. Von da bis Suhl hinter Porphyrberge, nur am

lezten

lezten vor der Stadt, an der Suhler Leite ragt Granit hervor; auf diesen haben sich Sandsteinschichten angesezt, worauf der gröste Theil von Suhl steht. Vom Dornberg bey Suhl besteht das unterste Drittheil aus Granit, die übrige, so wie der Ottilienstein, aus Porphyr; zwischen beyden gemeiniglich Quarzbreccia. Zwischen Suhl und Schmalkalden, auch bey Schmalkalden lauter Sandstein und Sand. Sollte der Name Reisperig, den der schwere Spat daselbst führt, nicht eher von seinem Knistern und Zerspringen im Feuer abstammen? Der zehende Brief S. 77-88 erklärt einen Theil der ersten Tafel, und beschreibt einige Gegenden im Meinungischen Antheil der Grafschaft Henneberg und ihren Bergbau. Der ganze Altenstein besteht aus Tufstein; nicht weit über dem Schlosse ragt Granit, der fast bis in den obersten Drittheil des Inselsberg geht, und aus diesem kleine Quarzfelsen hervor, die auf dem Blaufarbenwerke zu Schweina, wo vortrefliche Koboltgruben sind, genuzt werden: der oberste Theil ist mit Porphyr von mancherley Farbe und Gemenge besezt, und zwischen beyden liegen Schichten von braunrothen Sandschiefer. Bey Steinbach wird von Eigenlöhnern auf Eisen gebaut, dessen Erze den Schmalkaldischen gleichen; in dem entgegengesezten Theil dieses Gebirgs wird auf Kobolt gebaut, der hier auf den Rücken vorzüglich schön bricht, am schönsten auf dem fördern Wechsel. Der Dolmarberg, unweit Wasungen, und die Gleichberge bey Römhild, die einige Basaltberge in dieser Gegend des Thüringerwaldgebirges; am Fuße mit Kalksteinen voll Versteinerungen bedeckt; der Basalt ist in verschobenen Tafeln, selten in Säulen, und auf der Oberfläche meistens verwittert und gelblicht braun. Der eilfte Brief S. 88-101 beschreibt die Gegend um Weimar, oder das sogenannte Altweimarsche. Der Ettersberg ganz aus Kalkstein-, Mergel- und Lettenschichten, deren Mannigfaltigkeit groß ist, und mancherley Benennungen veranlaßt hat; alle da brechende Kalksteine enthalten Thon, der dichte gelbe $\frac{1}{4}$, und Versteinerungen, deren einige manchen Schichten eigen zu seyn scheinen. Bey Gaberndorf trichterförmige Spuren von Erdfällen, durch unterliegende Gipslager veranlaßt. Braunkohlen am Ettersberge; mit diesem hat der Sonnenberg den gleichen innern Bau; an seinem südlichen Fuße hat sich Tufstein angesezt; auch der Gelmeröder Berg ist von dergleichen Art; seine Schichten neigen sich ungefähr 11° gegen Südwest; zwischen denselben Flöze von unteriр-

terichischen Kohlen, welche alaunhaltig zu seyn scheinen. Der zwölfte Brief S. 101 - 111 beschreibt die Gegend bey Berka an der Ilm, bey Pufferth, Ettern, Ehringsdorf, Oberweimar und Weimar. Von Berka bis Kranichfeld lauter Sandstein von großer Mannigfaltigkeit in der Farbe; viele Brüche davon; zwischen seinen Schichten feiner Sand; auch ein Sandsteinberg über Tannroda, über dem Sandstein bis an die Ufer der Sale Kalksteinschichten. Bey Berka auf den Sandbergen versteinert Holz, Geschiebe von Quarz, Porphyr, Granit, Achat und Bergkrystallen. Im Gelmeröder Berge im sogenannten Blaustein kurze Flöze von grauem chalcedonartigen Feuerstein, der Steinbruch unter Ettern, und seine Lagen; über Oberweimar eine sogenannte versteinernde Quelle. Der dreyzehnde Brief S. 111 - 116 betrift den nördlichen Abhang des Etteinbergs, die Finnberge und Rastenberg. Bey Krautheim lose Kalkerde, womit die Landleute weissen, und licht ochergelber dichter Kalkstein mit vielen aber gleichsam zerstoßenen Schalenthieren; überhaupt in dieser ganzen Gegend viel Gips, besonders Alabaster; in den Gipsbrüchen zuweilen Knochen und Knochengerüste Der vierzehende Brief S. 117 - 128 beschreibt die Gegend zwischen der Ilm und der Sale. Die Altenburg, ein kleiner Kalkberg; hier so wie an andern Orten dieser Gegend viele vergebliche Versuche auf Steinkohlen; am Schlosberge bey Apolda unter dem Kalkstein, so wie durchgehends an tiefen Punkten der Jenischen Berge, ein hohes Lager rother Thon. Auf der Spitze des Tazend ein Steinbruch von dichtem blaulichtgrauem Kalkstein. Der funfzehende Brief S. 128 - 136 handelt von der westlichen Seite des Ilmthals und der Gegend von Jena, wobey Hr. Schmidt sein verdientes Lob erhält. Der Johannisberg und an dessen Fuße die Teufelslöcher, nahedabey der Hausberg; weiter nach Norden der Gehnsig. Bey Bürgel ein Berg, dessen Spitze aus Thon bestand; der Berg zwischen Bürgel und Waldeck mit großen runden Quarzgeschieben gleichsam besäet. Der sechzehnte Brief S. 136 - 146 beschreibt vornemlich das Amt Allstedt; über der Stadt dieses Namens mehrere Brüche, worin Sandstein und Rogenstein, der nach und nach in dichten Kalkstein übergeht, gebrochen wird. Bey Artern und Erdmannsdorf rother Sand, unter dem Namen Kies. Bey Allstädt wird sehr viel Salpeter und Pottasche gemacht Am Kiffhäuser Berge ein Bruch von Ofensteinen, die nach Bottendorf geliefert werden; dem Granit, der

vormals

vormals häufig zu Trögen und Mühlsteinen gebraucht wurde, sind. Kalktheile beygemischt; nach der Spitze des Bergs zu wird er feinkörniger; um diesen Berg herum viele Erdfälle. Im siebenzehenden Briefe entschuldigt sich der V. wegen einiger Mängel seiner Risse. Auf der ganzen nordöstlichen Seite des Thüringer Waldgebirgs und in den ganzen nach Thüringen gekehrten Gegenden, keine Spur von Basalt. Viele Uebereinstimmung mit seinen Erfahrungen hat der V. bey Füchsel gefunden. Aus dieser Anzeige werden unsere Leser sehen, wie reichhaltig dieses Werk für die unterirdische und überhaupt für die physikalische Erdbeschreibung und den Bergbau ist, und seiner Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehen. Möchten doch mehrere Landesherren, wie der Herzog von Weimar gethan, ihre Provinzen bereisen, und diejenigen, in denen Gebürge sind, mit Charten nach Charpentiers Manier versehen lassen!

It.

---

10) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Leben des berühmten Ritters Seb. Schärtlins von Burtenbach, 2ter Theil. mit Kupfer. 8. Nürnberg. 1782. 12 Bogen.

Wer den Werth dieses Buchs kennt, davon Anhang zum XXV-XXXVI. B. d. Bibl. S. 3403 nachzulesen, dem wird und muß alles willkommen seyn, was zur Berichtigung des Texts und Erläuterung dieser Lebensbeschreibung dienen kann. Schon der seelige v. Holzschuher versprach, etwa in einer zwoten Ausgabe die schon damals in Händen gehabten Beyträge mitzutheilen: und nun ist es auch würklich aus seinen hinterlassenen Papieren durch Hrn. Rektor Hummel in Altdorf, aber nur durch solche Zugabe unter dem Titel eines 2ten Theils geschehen, der dahero 1) Berichtigungen des Texts im 1sten Theil, 2) Erläuterungen und Zusätze und 3 andere hieher gehörigen Beylagen enthält.

Eunr.

Conr. Widerholds, Commendanten auf der Festung Hohentwiel in dem 30jährigen Krieg, und nach demselben Obervogts in Kirchheim unter Tek — Leben, beschrieben von M. Chr. Dav. Keßler. 8. Tübingen. Cotta, 1782.

Nicht von ihm selbst beschrieben, wie es Götzens von Berlichingen, und Seb. Schärtlins von Burtenbach ihre und schon darum so schäzbar sind. Auch ist das Leben dieses Mannes nicht so lehrreich überhaupt, als besonders des Seb. Schärtlin's seines. Aber doch war er in vorzüglichem Grade tapfer und bieder, wie es jeder deutsche Mann, dem alten Volkscharakter nach, seyn sollte, und hat in manchem Betrachte ein Monument verdient. Nur hätten wir dem Stifter desselben bey dem vielen guten Willen, der ihm Ehre macht, mehr Materialien dazu gewünscht, und mehr biographische Kunst, aus dem geringen Vorrath derselben das Monument noch etwas interessanter zu machen. Doch wird niemanden gereuen, diese wenige Bogen gelesen, und daraus einen Mann kennen gelernt zu haben, dem alleine und dessen Tapferkeit die Herzoge von Würtemberg zu verdanken haben, daß ihre Bergvestung Hohentwiel im 30jährigen Kriege von den Kayserlichen nicht erobert worden ist.

Nm.

Zusätze zu den neuesten Nachrichten von Italien, nach der in Hrn. D. J. J. Volkmanns historischkritischen Nachrichten angenommenen Ordnung zusammengetragen, und als Anmerkungen zu diesem Werk, samt neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, Sicilien und Großgriechenland herausgegeben von Johann Bernoulli. Dritter Band. Leipzig, bey Fritsch, 1782. 664 Seiten, nebst zwey Registern, der Schriftsteller und der Sachen, von zween Bogen, in groß Octav.

Die

Die zween ersten Bände dieses Werks haben wir in unsrer Bibliothek XXXVI. S. 526 ff. und XLII. S. 260 angezeigt. Auf diesen dritten Band hat der V. seine Leser sehr lange warten lassen; aber sie werden ihn eben so reich an unbekannten und angenehmen Nachrichten finden, als es die ersten Bände sind. Unstreitig hat die Topographie durch dieses Werk einen starken Zuwachs erhalten; künftige Reisende und Erdbeschreiber werden es mit Nutzen gebrauchen können; und die geographische Bibliographie hat auch in diesem Bande, wie mans von dem V. gewohnt ist, grosse Vollständigkeit. Wir wollen auch aus diesem Bande einiges Merkwürdige, und den Inhalt kurz anzeigen.

Zuerst in der ersten Abtheilung, der Versuch einer Beschreibung von Sicilien überschrieben ist, eine kurze Geschichte des Landes, wo nur die Hauptepochen berührt sind, und die Geschichtschreiber. Umständlicher von den Beschreibungen und Charten, wo einer grossen schmettauischen Charte erwähnt wird, die auch Büsching nicht kennt. Die neue Baselsche Charte von Sicilien ist nach einer alten, vermuthlich von Jaillot, gemacht, und wenig brauchbar. Ein vollständiges Verzeichniß der Reisebeschreibungen konnte der V. bey weitem nicht geben, da besonders viele Reisen durch Sicilien in andern Reisen versteckt sind. Die vorzüglichste und lehrreichste Reise ist unstreitig die vom Freyherrn von Riedesel. Von dem aus den Ephemerides du Citoyen der französischen Uebersetzung angehängten Mémoire sur le Royaume de Sicile des Hrn. von Zinzendorf, das vortrefliche und ausführliche Nachrichten über die Staatsverfassung und das Kommerzwesen enthält, besitzt Hr. O. K. R. Büsching eine vollständigere Abschrift, die also wohl verdiente, wenigstens die Zusätze, durch das Büschingische Magazin bekannt zu werden. Ueber die Alterthümer, woran Sicilien vorzüglich reich ist, finden wir als die vorzüglichsten Werke empfohlen Dorvillens Sicula, und des Fürsten von Torremuzza Siciliae et adjacentium insularum veterum Inscriptionum nova Collectio. Von den alten sicilianischen Münzen hat man des Paruta bekannte Sammlung, und fünf Beyträge dazu von dem nurgenannten gelehrten Fürsten, worinn er 260 Münzen beschrieben, aber noch mehrere für seine künftige Raccolta generale delle medaglie antiche di Sicilia verspart hat. Weiter folgen die Werke über die Gelehrten- und Kunstgeschichte, und über die Naturgeschichte von Sicilien.

Cunr. Widerholds, Commendanten auf der Festung Hohentwiel in dem 30jährigen Krieg, und nach demselben Obervogts in Kirchheim unter Tek — Leben, beschrieben von M. Chr. Dav. Keßler. 8. Tübingen. Cotta, 1782.

Nicht von ihm selbst beschrieben, wie es Götzens von Berlichingen, und Seb. Schärtlins von Burtenbach ihre und schon darum so schäzbar sind. Auch ist das Leben dieses Mannes nicht so lehrreich überhaupt, als besonders des Seb. Schärtlin's seines. Aber doch war er in vorzüglichem Grade tapfer und bieder, wie es jeder deutsche Mann, dem alten Volkscharakter nach, seyn sollte, und hat in manchem Betrachte ein Monument verdient. Nur hätten wir dem Stifter desselben bey dem vielen guten Willen, der ihm Ehre macht, mehr Materialien dazu gewünscht, und mehr biographische Kunst, aus dem geringen Vorrath derselben das Monument noch etwas interessanter zu machen. Doch wird niemanden gereuen, diese wenige Bogen gelesen, und daraus einen Mann kennen gelernt zu haben, dem alleine und dessen Tapferkeit die Herzoge von Würtemberg zu verdanken haben, daß ihre Bergvestung Hohentwiel im 30jährigen Kriege von den Kayserlichen nicht erobert worden ist.

Nm.

Zusätze zu den neuesten Nachrichten von Italien, nach der in Hrn. D. J. J. Volkmanns historischkritischen Nachrichten angenommenen Ordnung zusammengetragen, und als Anmerkungen zu diesem Werk, samt neuen Nachrichten von Sardinien, Malta, Sicilien und Großgriechenland herausgegeben von Johann Bernoulli. Dritter Band. Leipzig, bey Fritsch, 1782. 664 Seiten, nebst zwey Registern, der Schriftsteller und der Sachen, von zween Bogen, in groß Octav.

Die

Die zween ersten Bände dieses Werks haben wir in unsrer Bibliothek XXXVI. S. 526 ff. und XLII. S. 260 angezeigt. Auf diesen dritten Band hat der V. seine Leser sehr lange warten lassen; aber sie werden ihn eben so reich an unbekannten und angenehmen Nachrichten finden, als es die ersten Bände sind. Unstreitig hat die Topographie durch dieses Werk einen starken Zuwachs erhalten; künftige Reisende und Erdbeschreiber werden es mit Nutzen gebrauchen können; und die geographische Bibliographie hat auch in diesem Bande, wie mans von dem V. gewohnt ist, grosse Vollständigkeit. Wir wollen auch aus diesem Bande einiges Merkwürdige, und den Inhalt kurz anzeigen.

Zuerst in der ersten Abtheilung, der Versuch einer Beschreibung von Sicilien überschrieben ist, eine kurze Geschichte des Landes, wo nur die Hauptepochen berührt sind, und die Geschichtschreiber. Umständlicher von den Beschreibungen und Charten, wo einer grossen schmettauischen Charte erwähnt wird, die auch Büsching nicht kennt. Die neue Baselsche Charte von Sicilien ist nach einer alten, vermuthlich von Jaillot, gemacht, und wenig brauchbar. Ein vollständiges Verzeichniß der Reisebeschreibungen konnte der V. bey weitem nicht geben, da besonders viele Reisen durch Sicilien in andern Reisen versteckt sind. Die vorzüglichste und lehrreichste Reise ist unstreitig die vom Freyherrn von Riedesel. Von dem aus den Ephemerides du Citoyen der französischen Uebersetzung angehängten Mémoire sur le Royaume de Sicile des Hrn. von Zinzendorf, das vortrefliche und ausführliche Nachrichten über die Staatsverfassung und das Kommerzwesen enthält, besitzt Hr. O. K. R. Büsching eine vollständigere Abschrift, die also wohl verdiente, wenigstens die Zusätze, durch das Büschingische Magazin bekannt zu werden. Ueber die Alterthümer, woran Sicilien vorzüglich reich ist, finden wir als die vorzüglichsten Werke empfohlen Dorvillens Sicula; und des Fürsten von Torremuzza Siciliae et adjacentium insularum veterum Inscriptionum nova Collectio. Von den alten sicilianischen Münzen hat man des Paruta bekannte Sammlung, und fünf Beyträge dazu von dem vorgenannten gelehrten Fürsten, worinn er 260 Münzen beschrieben, aber noch mehrere für seine künftige Raccolta generale delle medaglie antiche di Sicilia verspart hat. Weiter folgen die Werke über die Gelehrten- und Kunstgeschichte, und über die Naturgeschichte von Sici-

 lien.

lien. Ueber einzelne Theile werden mehrere Schriftsteller angeführt, unter welchen die vorzüglichsten sind des gelehrten polnischen Grafen von Borch Litographie Sicilienne, Lithologie Sicilienne und Mineralogie docimastique. Von den Policeyanstalten ist wohl nicht viel zu rühmen, und der V. kennt darüber keine besondre Werke. Der Handel könnte blühender seyn, wenn mehr Industrie und weniger Einschränkung wäre; doch ist er sehr beträchtlich, und in allen seinen Zweigen noch nicht hinlänglich bekannt. Des Grafen von Zinzendorf schon erwähntes Memoire betrift hauptsächlich diesen Gegenstand. Des Abb. Sestini Agricoltura, Prodotti e commercio della Sicilia ist unter uns schon aus dem Jagemannischen Magazin bekannt. Noch giebt der V. vorläufig eine Tabelle vom Gehalt der Münzen, der Längenmaaße, und überhaupt dem Maasse und Gewicht von Sicilien.

Sicilien theilt sich, wie bekannt, in drey Provinzen oder Thäler, und diese sind wieder in zehn Sarganzie oder Sergeanterien getheilt. In ganz Sicilien sind über vierzig königliche Städte, etwa 300 Baronien, und eine Menge geringerer Oerter. Unter den Rittergütern sind Städte, die 20 biß 50000 Seelen zählen. Der V. beschreibt in jedem Thal zuerst die vornehmsten Städte, und hernach in alphabetischer Ordnung die übrigen Oerter.

Dann folgen zween Anhänge, von welchen der erste die Flüsse in Sicilien nach alphabetischer Ordnung angiebt, und der zweyte die Mineralogie von Sicilien betrift. Des V. Beschreibung von Sicilien war bis auf wenige Bogen abgedruckt, als er des Grafen von Borch schon erwähnte Mineralogie Sicilienne docimastique erhielt; aus welchem Werk er nun noch einen Nachtrag giebt. Zulezt zwo mineralogische Tabellen der in Sicilien befindlichen Harze, Metalle, Halbmetalle und mineralisirenden Substanzen, nach alphabetischer Ordnung der Oerter, und eine hydromineralogische Tabelle aller in Sicilien befindlichen, sowol kalten als warmen mineralogischen Quellen. Wir ziehen hiervon nichts aus, um nicht zu weitläuftig zu werden, und weil der Reichthum der Materie keinen Auszug zuläßt, und um etwas aus der 2ten Abtheilung anführen zu können.

Die zweyte Abtheilung redet im ersten Hauptstück von der Insel Malta, im zweyten von den kleinen Inseln um Sicilien und Großgriechenland, im dritten von Großgriechen-

land

land oder dem Königreich Neapel, im vierten vom Königreich Sardinien. Von Malta zuerst die Geschichtschreiber und allgemeinen Beschreibungen. Der V. hat von einem Maltheser eine handschriftliche lange und scharfe Kritik der Büschingschen Beschreibung von Malta, von welcher er öftern Gebrauch gemacht hat. Nach diesem Ungenannten ist der Umkreis von Malta nicht, wie ihn Hr. Büsching angiebt, 60, sondern nach neuern Messungen 56 italiänische Meilen. Der Umfang der Insel scheint sich sonach vermindert zu haben. Die Einkünfte von Malta hat Hr. Büsching viel zu gering angegeben. Die Volksmenge und Industrie der Maltheser haben sich in den neuern Zeiten sehr vermehrt. Allein von der Baumwolle und dem Kümmel werden jährlich 580000 Scudi gewonnen, ohne der 60000 Salme Getraide und vieler andern Producte zu gedenken. Die Bevölkerung von Malta und Gozzo steigt jezt über 100000. Von den Produkten der Insel Malta zeichnet der V. S. 456. etwas aus der Beckmannischen Bibliothek aus; man findet davon jezt des Obristen Pingeron Nachricht vollständig übersezt in Hrn. Bekmanns Beytr. zur Oekon. VI. S. 451. f. f.

La Valletta, die Hauptstadt, ist wohlgebaut und so regelmäßig, als es die Ungleichheit des Bodens nur erlaubte. Man kommt in die Stadt durch eine in den Felsen gehauene Treppe, und erstaunt über die ausserordentliche Festigkeit, die ihr Natur und Kunst gegeben haben. Sie ist der Hauptsiz des berühmten Ordens, zu dessen Geschichte und Verfassung im Büsching der V. aus seinem Ungenannten manche Berichtigung mittheilt. Einwohner giebt ihr v. Riedesel 20000. Am Plafond der Hauptkirche St. Giovanni hat Prete Calabrese die Hauptthaten des Ordens mit vielem Feuer und Ausdruck gemalt: aber die Zeichnung ist, wies bey ihm gewöhnlich, fehlerhaft und irrig. Die Wissenschaften blühen hier nicht sonderlich; es ist so gar eine Universität, die in neuern Zeiten errichtet worden, wieder eingegangen. Der Kanonikus Agius de Soldanis hat ein Trattato della lingua punica presentamente usata da Maltesi, Rom. 1751. 8. wie wir den unvollständig hier angegebnen Titel ergänzen, geschrieben, und wir verweisen auf eine Recension des Buchs in den Act. Erud. Lips. 1756 p. 514. sqq. vom sel. Reiske, worinnen er zeigt, daß das heutige Malthesische ein verdorbnes Arabische sey. Die öffentliche Bibliothek des Ordens besteht aus mehr als 20000 Bänden, und bey derselben sind auch Sammlungen von mathematischen Instrumenten,

Naturalien, Münzen und Alterthümern. Wir wollen die übrigen Oerter, um nicht zu lang zu werden, übergehen.

Die Insel Gozzo, der Alten Gaulus, liegt Malta gegen Abend, und gehört dem Malthesterorden. Der Umfang ist, nach dem Ungenannten, nicht übrr 23 oder 24 Meilen, und sie hat vermuthlich wie Malta abgenommen. Die Insel ist ein schwer zu besteigender bloser Fels, so bebaut, daß man erstaunen muß. Von dem bloßen nackten Felsen wird die obere Kruste losgemeisselt, zerstossen und mit Wasser angefeuchtet, so zu Erde gemacht, die sodann von den unermüdeten Einwohnern bebaut wird. Büsching giebt nur 3000 Einwohner an; sein Berichtiger 12383. Auch die Summe der Einkünfte von 25000 Scudi müsse mehr als dreymal so stark angenommen werden; die Baumwolle allein werfe wohl 10000 Scudi ab. Die vornehmsten Produkte sind Zuckerrohr und Baumwolle. Die Insel hat einige gute Häfen. Die kleine Insel Comino, zwischen Malta und Gozzo, gehört auch dem Orden; sie ist ziemlich fruchtbar, und hat ein Fort, welches die Meerenge zwischen ihr und Malta bedeckt. Nahe bey Gozzo ist noch ein felsichtes Inselchen, lo Scoglio.

Die übrigen um Sicilien und Großgriechenland liegenden, und dem Könige beyder Sicilien zuständigen kleinen Inseln werden im folgenden Hauptstück angezeigt. Die größte ist Lipari, etwa sechs Stunden lang. Das Erdreich ist fruchtbar, die Einwohner gewerbsam und gute Seeleute. Im October werden jährlich, ein Jahr ins andre gerechnet, 5000 Cantare kleine Rosinen, wie auch eine Menge große Rosinen und trockne Feigen nach London, Holland, Frankreich, Livorno, Genua, Trieste und Venedig ausgeführt. Auch der hiesige Malvasierwein wird sehr geschäzt.

Vom Königreich Neapel, wovon schon Büsching sehr umständlich ist, giebt der V. nur wenige Nachrichten, die besonders Natur = Kunst = und Gelehrtengeschichte betreffen. Salerno ist wegen ihrer medicinischen Schule berühmt. Es werden hier auch viel Büffel gezogen. Die Seiden sind wegen ihrer sehr hohen Farben merkwürdig; übrigens aber grob und schwer. Zu Cava werden Bavettes gemacht, die von den neapolitanischen in der Art zu Zetteln verschieden, auch im Preise geringer sind. Auch andere wollene Zeuge, nach dem Muster der neapolitanischen, aber an Preis und Güte geringer, werden hier verfertigt, und gemeiner Seidenstoff, der in den Provinzen sehr wohlfeil wieder abgesezt wird. Von der Bearbeitung der Seide

und

und der Wartung der Seidenwürmer findet man hier viel lesenswürdiges. Wir müssen auch sonst vieles übergehen, weil wir uns schon zu lange verweilet, das wir sonst gerne auszeichneten. Cotrone auf der östlichen Küste, sagt Hr. v. Riedesel, ist die häßlichste Stadt in Italien, und vielleicht in der Welt. Die böse Luft entvölkert sie, und sie hat nur 5000 Seelen. Der König hat einen neuen Hafen hier anlegen lassen, woran damals schon viele Jahre gearbeitet wurde, der schon 180,000 neapolitanische Ducaten kostete, und doch noch weder Grund noch Sicherheit hatte. Das alte Croton stand 6 Meilen davon, bey dem Capo Colonne, oder dem ehemaligen Promontorium Lacinium, wo man noch eine Menge ansehnlicher Ueberbleibsel findet. Merkwürdig sind auf dem Promontorium selbst die beträchtlichen Ueberbleibsel des berühmten Tempels der Juno Lacinia, der hier nach Hrn. v. Riedesel beschrieben wird.

Die Gegend und Lage von Reggio, dem alten Rhegium, wovon man nur noch wenige Ueberbleibsel sieht, sind ungemein angenehm, und die Felder mit Maulbeerbäumen, Pomeranzen, Citronen und Weinstöcken besezt. Die meiste Seide von Calabrien wird hier gebauet; man verkauft in Reggio alle Jahre an 80000 Pfund, und würde noch einmal so viel bauen, wenn nicht die Auflagen gar zu stark wären, die der ehemalige Minister in Neapel und hernach in Spanien, Marchese Gregorio Squillace, aufgelegt, und dadurch den ganzen Seidenhandel verdorben hat. Die kleine Stadt Gallipoli treibt in Italien den größten Handel mit Oel, das in der ganzen Provinz Otranto wohl geräth, und häufig und gut ist; doch hat sie auch Getraide, Wein und Obst hinlänglich, und die Baumwolle wird stark gebaut, von welchem leztern Mousseline und andre Sachen verfertigt werden. Lecce, das alte Aletium ist nach Neapel die schönste und größte Stadt des Königreichs; obwohl sie nur aus 15000 Seelen besteht, so könnten doch gar wohl 80000 darinnen wohnen. Die Strassen sind breit und wohl gepflastert, und die Häuser und Kirchen von dem weißen Steine, der beym Ausgraben ganz weich ist, und zu Verzierungen wie Wachs ausgearbeitet wird, durch die Zeit aber an der Luft die Härte des Travertino erlangt; es herschet aber der elendeste Geschmack und höchste Gothicismus in der Baukunst, und die vielen unendlich kleinen Verzierungen sind unerträglich. In keiner Stadt oder Dorfe Siciliens und im ganzen Königreich Neapel, sagt Hr. v. Riedesel, habe er so wenig Leute von Kenntniß oder

 natür-

natürlicher Fähigkeit angetroffen; die Ursache davon schien ihm die Menge des müßigen, stolzen und armen Adels. Das weibliche Geschlecht fand er wunderschön, und verständiger als die Männer; wenigstens hatten sie Talent zur Musik, eine schöne Stimme und tanzten mit Grazie. Die Provinz könnte bey der Fruchtbarkeit des Landes eine der reichsten des Königreichs seyn, wenn es nicht durch die schlechteingerichtete Finanzordnung gehindert würde. Tobak, Flachs, Hanf, Baumwolle und das Oel, das hier sehr häufig wächst, könnten die vortheilhafteste Ausfuhr geben, wenn nicht widrige Auflagen dieses verhinderten.

Brindisi, das so berühmte alte Brundusium, wo die größten Flotten ausgerüstet und die wichtigsten Unternehmungen angefangen wurden, das einen der besten Häfen in Welschland hatte, und Italien mit Griechenland und dem ganzen Oriente durch die Schiffarth verband, ist jezt ein kleiner ungesunder aus 9000 Seelen bestehender Ort, wovon der Hafen nur Fischerbarken dienen kann, und wo man kaum die Form und Größe des alten Porto aus dem sumpfigsten Meerwasser erkennt. Von der alten Stadt steht noch eine schöne Säule von weißem Marmor, römischer Ordnung, am Hafen; und bey ihr stand ehedem eine andre, wovon das Piedestall noch vorhanden, die Säule selbst aber in Lecce ist. Das jetzige Tarent hat nur 16000 Einwohner, deren ein Theil mittelmäßige und arme Provinzedelleute, die übrigen alle Fischer sind. Alle übrige Handwerke werden von Fremden, besonders Neapolitanern, und der Ackerbau von Calabresen verrichtet.

Von Sardinien merkt der V. zuerst die Hauptschriftsteller über die Geschichte des Landes und die übrig gebliebenen Alterthümer an, ferner Topographien und Beschreibungen, und endlich statistische, ökonomische und naturhistorische Werke. Die Bevölkerung wird sehr verschieden angegeben. Nach dem V. der Nachrichten aus Sardinien, die vor wenig Jahren in Leipzig herausgekommen, hatte die Insel 326445 Einwohner im Jahr 1758, und 1773 ungefähr 376000. Der Hauptzweig der hiesigen Landwirthschaft ist die Viehzucht. Die sardinischen Schafkäse sind berühmt, und werden häufig, besonders nach Neapel und Marseille, ausgeführt. Das Mineralreich ist am wenigsten bekannt. Es giebt Eisen-, Silber- und Bley-, vielleicht auch Gold- und andere Minen, von denen aber die wenigsten benuzt werden, und noch weniger darüber geschrieben worden. Die Unwissenheit darf man in diesem Lande nicht so groß annehmen, wie

wie sie Björnståhl angiebt, der überhaupt geneigt war, Kontraste zu suchen, und leicht ins Uebertriebne fiel, auch selbst in dem Lande nicht gewesen war. In neuern Zeiten haben die Wissenschaften, vornemlich durch die Wiederherstellung der beyden Universitäten zu Cagliari und Sassari, von deren gegenwärtigen Zustande umständliche Nachrichten gegeben werden, noch mehr gewonnen. Von öffentlichen oder Privatbibliotheken und andern gelehrten Sammlungen in Sardinien ist doch dem V. nichts bekannt worden. Eine öffentliche Bibliothek hatte Cagliari 1773 noch nicht; man sagte aber, es würde die Büchersammlung der Jesuiten der Universität geschenkt werden. Noch von der sardinischen Sprache und den verschiednen Dialekten.

Nun folgt die topographische Uebersicht von Sardinien. Die Gränzen der Provinzen Capo di Sotto und Capo di Sopra, in welche die Insel getheilt wird, sind dergestalt ungewiß und willkührlich, daß oft in dem nemlichen Orte ihn einige Einwohner zu jenem, andre zu diesem Theile zählen. Sardinien hat nur sieben Städte, aber viele große, volkreiche und wohlgebaute Dörfer.

Cagliari, die Hauptstadt des Königreichs, liegt auf einem nackten Felsen; aber die Stadt ist nicht ohne Pracht in den Gebäuden. Um 1773 schäzte man die Zahl ihrer Einwohner auf 25 bis 26000. Ihre Polhöhe hat erst vor wenig Jahren der berühmte Schifskapitän und Pariser Akademikus, Marquis de Chaberts, nach Beobachtungen bestimmt, und auf 39° 13′ 20″ gesezt. Die hiesigen Salzwerke sind die beträchtlichsten auf der Insel, und liefern auch besser und schärfer Salz, als die übrigen. Wein ist das Hauptprodukt des hiesigen Bodens. Ueberhaupt gleicht der sardinische Wein dem spanischen mehr, als dem franzößischen, den er sowohl als den italiänischen an Stärke übertrift. Die besten Sorten sind überhaupt die, welche bey Cagliari wachsen, theils wegen des wärmern Klimats, theils wegen der Nachbarschaft der Salzwerke: allein in der Zubereitung gehen manche Fehler vor. Der Olivenbaum ist auch hier eingeführt; doch blühet er mehr im westlichen Theil der Insel. Obst wird wenig gezogen, ausgenommen Melonen und Mohrenfeigen. Eine der Gegend um Cagliari eigne Frucht sind die Lucenti, eine Art Aprikosen; was die Italiäner Dolce piccante nennen, haben sie in einem besonders angenehmen Grade. Es giebt auch Nüsse, Kastanien, Aepfel, Birnen und Pflaumen, aber nicht son-

derlich viel, und überhaupt ist das sardinische Obst nicht so gut als in Deutschland.

Sassari, die Hauptstadt des Capo di Sopra, ist von großem Umfang, und hat gute Gebäude; sie wird von vielen Weinreben und anmuthigen Hügeln umgeben, hat Reichthum an Wasser, und genießet einer vortreflichen Luft. Im Jahr 1758 hatte sie 12221 Einwohner, unter welchen viel Industrie herrschet. Unter den Tischweinen ist der hiesige einer der besten, wenn er gut zubereitet wird, und hat etwas Aehnliches mit dem französischen. Oliven werden in Menge gesammlet. Die auf der ganzen Insel wildwachsende Birnbäume sind hier mit dem besten Erfolg gepfropft worden: auch giebt es hier seit Kurzem Kirschen, die sonst selten sind, und andres Obst mehr. Maulbeerbäume sind erst nach der Mitte dieses Jahrhunderts gepflanzt worden, und man ist mit dem Seidenbau noch nicht weit. Auf einem bessern Fuß ist die Bienenzucht, und überhaupt wird der sardinische Honig dem spanischen gleich geschäzt.

Die fünf übrigen Städte. Oristano hat gute Nahrung von dem Hafen, von dem Wein-, Oel- und Seidenbau, und vom Thunfischfang. Von Weinen wird der starke hiesige Vernaccia geschäzt. Die hauptsächlichste Korallenfischerey ist bey Alghieri. Der Wein ist hier von vorzüglicher Güte, und wird besonders von Ausländern gesucht. Iglesias; ihre vornehmsten Produkte sind Honig, Oel und Schaafkäse. Nicht weit davon wird Bleyerz häufig gefunden, und die Gegend soll auch an Silbergruben reich seyn. Der Malvasierwein von Bosa ist der berühmste dieser Gattung in Sardinien. Hier wird auch häufig Jaspis gefunden, und werden auch Korallen in dieser Gegend gefischt. Auch der Hafen von Castel Sardo wird von Korallenfischern besucht.

Aus dem alphabetischen Verzeichniß der übrigen merkwürdigen Oerter, erwähnen wir noch allein der Insel S. Pietro, der beträchtlichsten unter den kleinen Inseln bey Sardinien. Ihre Einwohner, derer im Jahr 1773, nach dem Verfasser der Nachrichten, 1100 waren, sind ein Kolonie von Genuesern. Sie waren zuerst auf Tabarco, daher sie noch Tabarchini heissen, wurden daselbst von Barbaren überfallen, und nach Tunis geführt. Nach und nach wurden sie losgekauft, und ein reicher Edelmann zu Cagliari wandte viele Kosten an, ihnen auf S. Pietro einen bleibenden Siz zu verschaffen. Der König machte ihn dafür zum Duca von S. Pietro. Der Erbe aber

von

von jenem ersten Herzoge war 1773 schon lange wegen seiner liederlichen Aufführung von seiner Gemahlin abgesondert, und ohne Kinder. Nach seinem Tode wird also die Insel den königlichen Domänen heimfallen.

Mf.

Historisch-diplomatisches Magazin für das Vaterland und angränzende Gegenden. II. Bandes I. und II. Stück. Nürnberg 1782. 8. im Bauerschen Verlage.

Der erste Band ist in den vorigen Theilen der A. d. Bibl. recensiret, und der vorliegende wird wahrscheinlich von eben der Güte ausfallen. Im *I.* Stück liefern die V. zuerst eine kurze Geschichte des Frauen-Klosters Marienburg, so 3 Meilen von Nürnberg liegt. Stilla, eine geb. Gräfin von Abenberg, gab die Gelegenheit zur nachmaligen Stiftung dieses Klosters. Falkenstein in *Antiquit. Nordg. II.* Theil S. 261 giebt sie als würkliche Stifterin an, der V. aber beweiset, daß lange nach ihrem Tode der Eichstädtsche Bischoff Wilhelm im Jahr 1491 dieses Kloster gestiftet hat. Die übrigen Schicksale des Klosters gehören nicht hieher, doch müssen wir eine Anecdote auszeichnen, die den D. Luther angeht. Ein Augustinermönch in Nürnberg, mit Namen Peter Biber, bekam von einer vermögenden Frau 500 Goldgülden geschenkt, daß er sich in höhern Wissenschaften üben, und durch diesen Beytrag den Gradum eines Doctoris Theologiæ erhalten könnte. Das lezte konnte ohne Genehmigung des Augustiner-Provincial Staupiz nicht geschehen, dieser nahm das Geld zu sich, und ließ damit seinem Liebling, dem Luther, den Doctorhut aufsetzen. Dem Biber verdroß dieses mit Recht, er sagte dem Provincial den Gehorsam auf, und ging in alle Welt. Diese Nachricht ist aus einer Handschrift Kilian Leibs, Prälaten zu Rebdorff, *p.* 38 genommen, der damals lebte. Man muß aber hiebey anmerken, daß der V. dieser bis zum Eckel weitschweifigen und mit den größten Kleinigkeiten angefüllten Klostergeschichte ein katholischer Glaubensgenoß ist, wie der Kilian Leib selbst, von dem die Nachricht herrühret; daher diese Nachricht nicht zuverläßig ist. Man lieset überhaupt diesen Aufsatz von 4 Bogen mit dem größten Eckel.

Hierauf folgt S. 65 u. s. w. eine Untersuchung: Ob das Burggrafthum Nürnberg vor, oder zu Zeiten der Rudolphinischen Belehnung, ein Fürstenthum gewesen, das Landesherrliche Obrigkeit, Land und Leute hatte? oder nicht? vorzüglich nach der alten Regimentsverfassung, Gesetzen und Statuten der Teutschen beantwortet. Der ungenannte V. entwickelt anfänglich den Begriff, worinnen vormals die Würde und das Amt eines Kayserlichen Burggrafen allgemein genommen, bestanden hat. Er war, sagt er, ein Graf, Richter, Präses oder Präfectus, der mit einer Burg belehnet war. Des Burggrafen Amt erstreckte sich gewöhnlich über Maaß, Gewicht, Victualien rc. und Handwerkssachen, mithin seiner Meynung nach hatte er nur nach jetzigen Begriffen blos die Policey zu besorgen. Zum Beweis führet er das Allemannische Recht im 3. Kapitel an, eine Stelle in des Königshofen Elsasser Chronik S. 729 und selbst nach den Statuten der Stadt Augspurg vom Jahr 1276 in Walchs Beyträgen zum teutschen Rechte *IV.* Theil, nach welchen der damalige Burggraf zu Straßburg auch nichts weiter zu befehlen hatte. Der Sachsen- und Schwaben-Spiegel ist hier gleichfalls zu Hülfe gerufen. Die eigentliche Judicial-Sachen gehörten vor den Reichsvogt. Dieses vorausgesezt, kömmt er zur Hauptsache, und sagt, daß er darüber nicht stritte, ob das Zollersche Haus an und für sich schon vor Erhaltung der Burggräflichen Würde fürstlich gewesen, weil sie mit der Unfürstlichkeit des Burggrafen von Nürnberg gar wohl bestehen könne, man müßte nur das Fürstenthum mit seinen grossen Patrimonialbesitzungen von dem Burggrafthum unterscheiden. Hierinn hat der V. nicht unrecht, ob aber die Markgräflich Brandenburgischen Schriftsteller allemal, wie er ihnen vorwirft, die persönliche Patrimonial-Fürstlichkeit mit dem Burggrafthum vermischet, wodurch es ihnen zuweilen geglücket, ihren Sätzen einigen Schein zu geben, ist eine andre Frage, wovon wir den Beweis sehen möchten. Sie werden alle mit Namen genennt, die behaupten, daß das Burggrafthum Nürnberg gleich von der ersten Investitur an, als ein Reichsfürstenthum verliehen worden, zu welchem Landeshoheit, Land und Leute gehöret haben. Und dieses, schreibt er weiter, wollen sie aus dem Rudolphinischen Lehnbriefe vom Jahr 1273 erwiesen. Es wird also der Hauptinhalt des Lehnbriefs punctweise S. 85 vorgeleget,

leget, weil aber hier die Abhandlung abgebrochen ist, so muß man in der Folge sehen, in wie fern er die vorgedachten Märkgräfl. Brandenburg. Schriftsteller aus den Worten des Lehnbriefes widerlegen wird. So viel bemerket Rec., daß der V. aus seinen Vordersätzen vorzüglich beweisen will, daß allen Kayserl. Burggrafen keine Fürstliche Würde angeklebt, noch weniger die Burggrafthümer Fürstenthümer gewesen, Gegentheil müsse also Gründe anführen können, warum just das Burggrafthum Nürnberg eine Ausnahme davon mache, weil Ausnahmen nicht vermuthet werden, sondern zu erweisen sind. Zuweilen gebraucht der V. sonderbare Ausdrücke, z. B. S. 84, nachdem er dem Markgräfl. Brandenb. Hause viele Verbeugungen gemacht, so schreibt er von dem jetzigen Könige von Preussen — nicht nur Teutschlands Provinzen, sondern auch ausländische verdanken es diesem erhabenen Hayse, und rechnen ihm zum höchsten Grad der Ehre an, daß aus ihm Friedrich, das Juwel im Cirkel der Könige, der Welt geschenket worden.

Die dritte Abhandlung handelt vom Ursprunge der politischen Zeitungen. Weil öffentlich Gelehrte aufgefordert sind, darüber Untersuchung anzustellen, so liefert der V. Beyträge zu diesem Behuf. Er verwirft anfänglich mit Recht die allgemeine Meynung, daß ein Franzose Theophrast Renaudot im Jahr 1631 zu allererst angefangen, wöchentlich eine Zeitung von einen Bogen mit allerley Neuigkeiten zu schreiben. Die Sache ist wahr. Der *P. le Long* in seiner *Bibliotheque Histor. p.* 520 nennet sie *La Gazette de France*. Paris 1631-81. Aber unser V. führet schon ordentlich wöchentliche teutsche Postzeitungen auf einem halben Bogen vom Jahr 1628 an, mithin sind die teutschen Zeitungen schon älter. Der 30jährige Krieg hat vermuthlich in Teutschland dazu Gelegenheit gegeben. Was hernach von dem Nucleo historico, so jährlich 1630 herausgekommen, und noch ältern unter dem Namen Zeitung (z. B. Eine schöne Neue Zeitung, so Kays. Maj. aus India jetz neulich zukommen seind, 1528. 4.) angeführet ist, gehört zu den Begriff unser jetzigen politischen Zeitung gar nicht, wovon doch die Frage ist. IV. Beytrag zu Gatterers *Historia Holzschuherorum*, ist von gar keiner Erheblichkeit, und gereichet mehr zum Andenken D. Conrad Kühnhofers, Domprobsten zu Regenspurg, wegen seines ansehnlichen Vermächtnisses, wovon Carl Holzschuher mit andern nur Executor war. V. eine Nachlese zu dem Leben Joh. Georgs von Eckhart.

Es

Es kommen darin interessante Nachrichten von diesem berühmten Historiker vor, woraus man den Character und die Schicksale dieses Mannes sehen kann. Seine Ehegattin war eine natürliche Tochter eines Grafen von der Lippe, der sie zu Holzminden mit einer Beckerfrau erzeuget. Sie war sehr verschwenderisch, und führte eine sehr galante und für ihren Mann gefährliche Lebensart, so daß seine Bekannte ihn raillirten, er sollte einen Tractat *de Hanreiatu* schreiben. Verachtung und Armuth brachten ihn endlich zu dem Entschluß sich heimlich von Hannover zu entfernen, und zu Cölln die katholische Religion anzunehmen. Die Universität in Würzburg hat ihm vieles wegen einer bessern Einrichtung ꝛc. zu danken. Ein sonderbarer Neujahrswunsch, den er dem damaligen Könige von England zugesandt hat, nebst 2 Parodien darauf, ist diesen Nachrichten angehängt. *VI* aus dem Schreiben des Herzogs Wilhelms von Bayern, und dem darnach ausgefertigten Testimonio über gewisse Reliquien vom J. 1585. kann man ein Beyspiel nehmen, wie weit man zuweilen sich auf die Glaubwürdigkeit von dergleichen Zeugnissen verlassen kann. *VII.* Ob K. Albrecht *II.* gekrönet worden? Diese Frage ist fast von allen Geschichtschreibern bejahet worden, nur neuerlich hat sie Häberlin (in der N. Allg. Welthist. *VI.* Bande S. 9) gänzlich verneint. Der V. hat gegen die lezte Meynung zwey erhebliche Zweifel beygebracht. *VIII.* Nachricht von einem Nürnbergischen Künstler Tob. Märt. Kolb.

Im II. Stück No. I. findet man G. P. Stelzers Br. Bareuthischen Geh. Raths und Lehnprobstes Abhandlung von dem Ursprung der hochf. Brandenburg. Lehne in dem Erzherzogth. Oesterreich. Die Sache selbst ist bekannt genug, der Ursprung aber, woher das Fürstl. Brandenburg. Haus zu dieser ansehnlichen Lehnsschaft gekommen, desto dunkler. Der Grund, den Aventin angiebt, den man fast überall angenommen, ist grundfalsch. Der Verf. hat ihn gänzlich vernichtet, und in den §. 9. 10 besonders 13. klar bewiesen, daß diese Lehne lange vor der Schlacht bey Ampfingen von den Burggrafen von Nürnberg recognosciret sind. Es sind deren urkundliche Beweißthümer von den Jahren 1280, 1292 und 1295 genug angeführet in dem 14. §, in dem folgenden aber hat er es sehr warscheinlich gemacht, daß nach einem Doc. von A. 1202. Berggraf Friedrich eine Gräfin von Razge zur Gemahlin gehabt, die als eine Erbtochter die ansehnlichsten Güter,

so in Nieder=Oesterreich lagen, ihrem Gemahl zugebracht, und auf die mit ihm erzeugte Söhne devolviret hat. Es sind hernach §. 17. noch mehr Gründe angebracht, woraus diese Art der Erwerbung noch mehr Wahrscheinlichkeit erhält, die wir aber nicht ausziehen können. Man muß hiemit des Hrn. Oetters seine Nachrichten von diesem Objekt zusammen halten. Die Abhandlung ist solide geschrieben. No. II. folgt die Fortsetzung der vorigen Abhandlung, ob das Burggrafthum Nürenberg ursprünglich ein Fürstenthum gewesen. Hier zergliedert der Verf. die vorher angeführte Hauptpunkte des Lehnbriefes vom J. 1272, untersuchet sie kritisch mit vielem Scharfsinn. Vorläufig sagt er, wenn K. Rudolphs Absicht gewesen wäre, den Burggrafen mit einem wirklichen Fürstenthum, so mit dem Burggrafthum verbunden gewesen, zu belehnen: so würde solches in dem Lehnbriefe mit ausdrücklichen Worten (Z. B. cum omni jure, cum Comitatibus, Aduocatiis, Beneficiis et Ministerialibus — oder unter andern Formalien, wie in andern Lehnbriefen der Zeit gewöhnlich) geschehen seyn. Der Ausdruck — Comicia Burggrauiae in Nurenberg — drückt eigentlich, wie der Verf. nicht unrecht sagt, kein Fürstenthum aus, sondern ein richterliches Amt in einem kleinen Bezirk. Die zum Beweiß angeführte Stellen sind gut gewählet. Die Burggrafen übeten die ihnen verliehene Gerichtsbarkeit nicht in ihren Namen, sondern des Kaysers (*vice Imperatoris* steht im Lehnbriefe), woraus der Schluß gemacht ist, das Burggrafthum zu Nürnberg, und was mit ihm verliehen worden, ist kein Fürstenthum, weil es keines eigenen, sondern eines fremden d. i. des Kaysers Gericht pflegte. Die Gründe so weiter §. 15. ausgeführet sind, geben der Sache noch mehr Gewicht. Die alten Burggrafen nach dieser Belehung hielten die Burggrafschaft niemals für ein Fürstenthum, sie nannten sich niemals Fürsten, sondern Burggrafen, und das Burggrafthum eine Herrschaft. Selbst in dem Kuhrfürstl. Bestätigungsbriefe über die Erhebung der Burggrafen in den Fürstenstand, heißt das Burggrafthum nicht Fürstenthum, sondern wie vorher Herrschaft. Selbst die alten Burggrafen waren davon überzeuget, und in ihren Urkunden haben sie nie solches ein Fürstenthum genannt, wovon §. 15. Beweiß geführet ist. Es werden in der Folge noch weiter die Mängel angeführet, wovon etliche aber schwach sind, z. B. daß die Burggrafen kein eigen Gericht in Nürnberg

gehabt,

gehabt, auch keine Landstände, indem noch mehr Fürstenthümer ohne Landstände sind. Hergegen einige andere sind erheblich, die §. 20. vorgelegt worden, z. B. daß das Burgrafthum kein Fahnlehn gewesen, und auch von den Reichs-Vicarien verliehen sey, überhaupt alles was von S. 192 — 197. von diesem Umstande bemerket ist. In 22. §. hat der Verf. den zweiten Punkt des Lehnbriefes — Castrum quod tenet ibidem et custodia portae erkläret, und behauptet, daß dieses von der eigentlichen Reichsburg, so jenem gegen über lag, ganz unterschieden sey, womit die Burggrafen nichts zu thun gehabt, sondern der Reichsvogt bewohnet, so ansehnliche zur Reichsvogtey gehörigen Güter besorgte. Der folgende §. beschreibt, wie das Wort Castrum zu erklären, und wie die castra von verschiedner Art, mit und ohne Pertinentien, Gütern und Gericht, versehn waren. Hierinn hat er recht, ob aber das dem Burggrafen gehörige, unter die, so ganz ohne Pertinentien waren, gehöre, ist eine andere Frage. Was weiter in den 24. §. von dem Landgericht der Verf. anführt, dagegen läßt sich viel einwenden. Die angeführten Worte des alten Lehnbriefes — *Officialis ejusdem Burggrauii* una cum Sculteto imperiali in ciuitate Nurenberg judicio *præsidebit*, quicquid emolumenti *de ipso judicio* (hier macht der V. im Einschluß die Erklärung — Sculteti imperialis scil. — so aber falsch, indem *judicium* schlechtweg steht, und auch der Officialis Burggravii von dem Todtschlage die Helfte Sporteln zog; mithin mit dem Reichsschulzen gleichen Antheil hatte) *vel per homicidium*, vel quemcunque casum alium prouenerit, *idem Officialis duas partes* ejusdem virtus per se tollet — sind hier offenbar partheiisch erkläret. Auf gleiche Art sind die Worte desselben — Iudicium prouinciale in Nurenberg, cui etiam vice Imperatoris, *omne judicium judicans* præsidebit — so gezwungen auf der St. Nürnberg Seite gedrehet, daß die Achtung, so man bisher für den V. gehabt, geringer wird, obwohl man gerne zugiebt, daß daraus kein Territorialrecht, und ein würklich Fürstenthum zu folgern sey. Uebrigens muß man dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in dem besten Geschmack die Gerechtsame der Stadt gründlich vertheidiget hat, jedoch muß man den Oetter und andere Markgr. Brandenburg. Schriftsteller auch dabey lesen, und denn von beyden Seiten das Resultat heraus ziehen.

Num.

Num. III. Nürnbergische criminal Parallele mit Bemerkungen, und einem Anhang von alten Statuten. So sonderbar der Titel, so interessant ist diese Abhandlung. Der V. hat aus den ältesten criminal Protocollen der St. Nürnberg Auszüge von den lezten vier Jahrhunderten mitgetheilet, wie stark die Anzahl in jedem Jahrhunderte gewesen ist, die zum Tode verurtheilet und hingerichtet sind, und sie nach ihren Verbrechen in Klassen eingetheilet. Schade ist es, daß er die Todesstrafe, womit jede belegt, nicht angezeiget hat, worüber aber doch in den angehängten Nachrichten und Erklärungen vieles beygebracht ist. So waren z. B. hingerichtet im XV. Jahrh. 127 Befehder und Stadtfeinde, im XVI. Jahrh. 57 derselben, worauf die Klasse aufhörte. Stadt und Landdiebe im XV. Jahrh. 19, im XVI. 81, im XVII. 128, im XVIII. 55; Mörder und Todtschläger, außer Vater, Mutter 2c. Kindermörderin 2c. im. XV. 9, im XVI. 43, XVII. 39, XVIII. 9, Kindermörderin im XV. keine, XVI. 6, XVII. 33, XVIII. 31. Hierbey macht der V. die schöne Bemerkung S. 243. daß im XV. Jahrh. keine einzige Kindermörderin war; unser Luxus befördert die Unzucht, den Ehebruch, und daraus kömmt der häufige Kindermord, dem ein gewisses verfeinertes Gefühl, mit Furcht vor größerer Strafe, Schande, Mangel, die Hände bietet. Recens. aber muß doch hiebey die Anmerkung machen, daß im XV. Jahrh. viele Mordthaten 2c. mit Gelde bezahlet, und sonst verbüßet worden sind. Bey den Dieben S. 145. sagt der Verf. es gereicht der St. Nürnberg zur Ehre, daß sie seit 1765 keinen Dieb mehr hat henken lassen — ist dieses ironisch, oder im Ernst zu verstehen? In verschiedenen Reichsstädten läßt man sie lieber laufen, um die Kosten zu sparen. Auch ist S. 248 der Umstand zu merken, daß 1401 ein Doctor der Arzeney, Namens Herman Pollein, hingerichtet worden, so den König Ruprecht I. mit Gift vergeben wollen. S. 253 ist die Einrichtung des Frauenhauses in Nürnberg genau beschrieben, bey Gelegenheit, wo er von dem jetzo so häufig vorfallenden Kindermord handelt, der vormals weit seltener war. Er ist der Meynung, daß die Abschaffung der Frauenhäuser, wo die gemeine Dirnen unter Aufsicht frey gehalten wurden, und ohne Schande und Strafe gebähren konnten, etwas dazu beygetragen, worin er wohl nicht ganz unrecht hat. Er schreibt — Mannsleuthe gingen dahin, ihre vermeynte Bedürfnisse zu befriedigen, und ehrbare Mädgen wurden vor ihren Anfällen

len sicher gestellet. — Im Jahr 1562 ist das lezte Frauenhaus mit vielem Widerspruch und Besorgniß böser Folgen abgeschaft worden. Kurz, diese Abhandlung (der V. hat sich mit einem *W.* unterzeichnet) sollte Gelegenheit geben, daß auch in andern großen Reichsstädten dergleichen Untersuchungen angestellet und bekannt gemacht würden. Zu Frankfurth am Mayn sind vormals auch dergleichen Frauenhäuser gewesen. *IV* Nachricht von dem Geschlechte der von Berbach, mit Urk. *V.* Verzeichniß einiger Wapenbriefe von Christ. Agricola ertheilt. *VI.* Was ein Novenbelpriester sey? Ein Priester, so kein eigen Beneficium hatte, sondern von Meßhalten lebte. Ueberhaupt sind in diesem *II.* Stücke trefliche Abhandlungen, besonders wünschen wir mehr von dem Herrn H. und W.

Hk.

Neuer Atlas für die Jugend von 21 Kärtchen mit einer kurzen Anleitung, wie man ihn gebrauchen solle, die Erdbeschreibung auf eine ganz neue Art leicht und nüzlich zu lernen, verfertigt von M. Jac. Fr. Klemm, Diakonus in Balingen im Würtembergischen. Tübingen, bey Jac. Friedr. Heerbrandt. 1782. 20 Bogen in 8. nebst 21 Karten.

So wie man zu unserer Zeit fast bey allen Gegenständen des jugendlichen Unterrichts darauf raffinirt, um dasjenige, was wir und unsere Väter im eigentlichen Verstand lernen mußten, in Spiel und Tändeley zu verwandeln: so hat man es bisher auch schon verschiedentlich mit der Geographie versucht; daher kamen denn die mancherley Kindergeographien, Kinderatlaße, geographische Spiele, oder wenigstens neue Methoden des geographischen Unterrichts, die wir bereits in dieser Bibliothek nach und nach angezeigt haben. Hier haben wir nun wieder einen neuen Atlas für die Jugend, mit dessen Einrichtung und Art des Gebrauchs wir nun unsre Leser bekannt machen wollen.

Der V. sezt, wie billig, voraus, daß der Gebrauch der Karten zum geographischen Unterricht schlechterdings nothwendig sey: nun fand er aber, daß die großen Homannschen Karten, wegen der großen Menge von Nahmen, für Kinder zu ermüdend, die Franzischen Karten für die Jugend aber, an Eintheis

theilungen der Länder und Benennungen von Städten und Flüssen zu arm waren. Daher entschloß er sich, neue Kärtchen zu zeichnen, die gleichsam das Mittel zwischen beyden halten sollten. (Aber auch sie sind würklich zu arm an Orten: so fehlen z. B. auf der Karte von Deutschland — und Specialkarten einzelner Kreiße kommen nicht vor — bey zwar abgetheilten Kreißen, die Städte, Hamburg, Lübeck, Leipzig, Jena, Gotha, Weimar, Erfurt, Nürnberg, Wittenberg, Regensburg, Mannheim, Cöln u. a. m., und wir wissen fast nicht, was es heissen könne, die Geographie Deutschlandes zu treiben, und dieser Orte nicht Erwähnung zu thun.) Die Linien für die Flüsse sind an Quelle und Mündung, bey der Donau wie bey der Leine, gleich stark. Die Karten sind nicht mit den Weltgegenden versehen: und wenn es gleich für den Geübten nicht schwer wird, sie aus der Richtung der Meridiane und Parallelkreiße zu finden: so möchte es doch vielleicht bey Kindern so leicht nicht seyn — jedoch vielleicht soll eben die Weglassung der Nahmen das eigne Urtheil bey deren Gebrauch befördern; eben so wie die Karten nicht durch Benennung des Landes, sondern nur nach Nummern unterschieden werden. Der Karten selbst sind folgende: 1) Europa. (Das Planiglob hat der V. weggelassen, weil es sich zu seiner Absicht, die Karten nach den Gränzlinien zu zerschneiden, und dann wieder zusammen zu setzen, nicht wohl schickte.) 2) Deutschland. 3) Die vereinigten Niederlande. 4) Die österreichischen Niederlande. (Man soll, nach dem Buch S. 30, durch doppelte Gränzen, mit einem Blick übersehen können, was davon an Frankreich, Preußen und Holland gekommen ist: die Karte ist aber nur zum Theil dieser Absicht gemäß eingerichtet; denn das holländische Brabant z. E. ist mit eben den ungemahlten Gränzlinien eingefaßt, wie das Herzogthum Cleve und das Bisthum Lüttich, daß also das Kind auch dies für abgerissene Stücke der Niederlande halten kann.) 5) Helvetien. 6) Italien. 7) Frankreich. 8) Portugal und Spanien. 9) Großbritannien. 10) Dännemark. 11) Schweden. 12) Rußland. Hier hätte erstlich das europäische Rußland von dem asiatischen deutlich unterschieden, die neuacquirirten Häfen des schwarzen Meers nicht außerhalb der Gränzen gelassen, und das Land nicht nach Provinzen, sondern nach Gouvernements abgetheilt werden sollen. 13) Pohlen und Preußen. Nach dem Buch sollen die abgerissenen Länder gelb umzogen seyn, es ist aber nicht geschehen. 14) Hungarn.

 15) Das

15) Das türkische Reich, wieder ohne Bemerkung der Welttheile. 16) Griechenland. 17) Asien. 18) Palästina. 19) Africa. 20) Amerika. Hier geht der Polarzirkel durch die nördliche Spitze von Ißland, und auf der Karte von Europa liegt Ißland jenseits dieses Zirkels. Dergleichen Differenzien aber haben wir mehrere bemerkt. 21) Südindien, oder der fünfte Welttheil, den der V. Cookia benennen zu dürfen wünscht. Auf der Karte von Rußland nennt er, nach Büschings Vorschlag, die etwas zu nah gerückte Straße Anian, Cooksstraße, mit dem Zusatz: in Norden; weil er aus der Karte der südlichen Halbkugel zu Forsters Reisen, bereits eine Cooksstraße bey Neuseeland gefunden habe. Freylich wird schon seit der ersten Cookschen Reise die Meerenge zwischen den beyden Inseln Neuseelands, nach dessen Nahmen benennt: die Straße Anian aber auch nach ihm zu benennen war nur Büschings Vorschlag.

Diese Karten sollen nun, nach der Absicht des V., einem Vorschlag der Frau von Beaumont im 2. Th. ihres neuen Mentors zufolge, nach den Gränzen der Länder und Provinzen, zerschnitten, und dann von der Jugend wieder zusammengesezt, und so die Karte aufs neue gebildet worden: es soll dadurch zugleich noch ein andrer Vorschlag angewandt werden, den Hr. Pr. Schütze in der Vorrede zum 2. Theil seines Elementarwerks gethan hat, der Jugend die allmählige Entstehung einer Karte unter den Händen des Lehrers zu zeigen. Zu dem Ende sind die Gränzen nach doppelt punctirten Linien gezeichnet, damit der Schnitt mit einem feinen Messerchen zwischen durch geschehen kann. Alle zu einer Karte gehörigen Stückchen nun werden zusammen in ein Schieberchen, und alle 21 Schieberchen in ein Kästchen von Pappe oder Holz gelegt — Dies alles hätte nun der V. gern selbst gethan, und sein Buch mit diesem Kästchen verkauft, wenn er es hätte möglich machen können, in seinem Orte diese neue Landkartenfabrik anzulegen: daher überläßt er es nun den Eltern und Lehrern, erlaubt ihnen aber auch, die Karten unzerschnitten zu gebrauchen. Diese Zusammensetzung der Landkartenstückchen möchte nun allenfalls als eine Abänderung der geographischen Repitition angehen, um einem Kinde dadurch die Probe machen zu lassen, ob es die Lage der mehrern Länder eines Welttheils, oder der Provinzen eines Landes, oder der angränzenden Länder recht gemerkt habe: (wiewohl auch in diesem Fall die Erreichung der Absicht

nur

nur ungewiß seyn würde. Das Kind wird vielleicht mechanisch die Stückchen zusammensetzen, wie die Ausschnitte in einander passen: und doch ist es möglich, daß es entweder die Stückchen nicht kennt, die es zusammensezt, oder ohne dieselben die Zusammensetzung in Gedanken nicht vornehmen kann, und von der Folge der Theile keine deutliche Vorstellung hat.) Dann müßte man aber doch nothwendig vorher dem Kinde auf einer unzerstückten Karte das Land im Ganzen, nach dem Zusammenhang seiner Theile, und nach seinen Gränzen gezeigt haben. Das Kind muß doch wissen, nach welcher Idee es die Stücke ordnen soll. Das aber thut der V. nicht. Er fängt S. 56 sogleich seine geographische Lehrstunde über Europa damit an: „Kinder, sagt er, nun will ich euch ein ganzes niedliches Kärtchen machen, welches Europa vorstellen soll. Wir wollen gegen Norden anfangen. Sehet, hier über der Ostsee liegen zwey große aber volkarme Länder, sie heißen Norwegen und Schweden ꝛc." Ueberdies würden wir, um die Karte von Europa zusammenzusetzen, von Deutschland ausgehen, und die andern Länder nach allen Seiten ansetzen. Allein dessen erwähnt er hier gar nicht, so wie auch Dänemarks und Frankreichs, weil er in der vorhergehenden Lection über Deutschland, an die ausgeschnittene Karte davon, die Stücke der angränzenden Länder, und also auch von Dänemark und Frankreich, angeflickt hatte. Allein das waren sie ja nicht ganz, sondern nur die äußersten Gränzen davon; und doch werden sie hier bey der Karte von Europa vorausgesezt, als wenn sie schon ganz ihre Stelle erhalten hätten. Ueberdem ist ja Deutschland auf seiner eignen Karte nach einem andern Maßstab verzeichnet, als auf der Karte von Europa: wie kann man also Norwegen und Schweden und andere Länder an die Karte von Deutschland anflicken, als wenn die Karte von Europa und von Deutschland zusammen Ein Ganzes ausmachen sollten? Wie soll endlich bey Nebeneinanderlegung der Kartenstücke verhütet werden, daß sie sich nicht werfen? und wenn das ist, wie kann daraus eine Karte werden? Die Frau von Beaumont brauchte dazu Stückchen von Holz: da war dieses freylich nicht zu besorgen.

Weil aber diese Kärtchen, wie wir schon bemerkt haben, außer den Nahmen des Landes, der Flüße und der Hauptstadt, nichts enthalten: so sollen sie auf der Rückseite auf weißes Papier geklebt, und dieses mit kurzen statistischen Nachrichten beschrieben werden. Diese giebt nun der V. an: und das ist

auch größtentheils der Inhalt seines Buchs. Z. B. bey der Karte von Europa soll auf das Stückchen von Portugall geschrieben werden. „Mon. Donna Maria Francisca, 77. Lissabon Ref. H. Eb. $\frac{200}{m}$ Kath." Auf Helvetien: „Republ. Zürch Z. $\frac{1010}{m}$ Prot. $\frac{950}{m}$ Kath." Das lezte ist nun so viel als gar nichts gesagt. Auf den obersächsischen Kreiß, als Stück der Karte von Deutschland:" Viehzucht, Schäfereyen, Wildprett, Pommersche Gänse, Lachse, Murenen, Seidenwürmer. Getraybe, Holz, Flachs, Hanf, Tobak, Obst, Wiesewachs, Krapp, Waid und Scharte. Eisen, Alaun, Silber, Kobolt, u. s. w. Schiefer, Marmor, Alabaster, Serpentinstein und Edelsteine. Blokberg. Pommern, Brandenburger, Sachsen. Spiegel, Porcellan, Bier. Berlin Ref. des grosen Friedrichs II. 40. Chf. in Brandenb. und Königs in Preußen $\frac{140}{m}$ Friedrich August III. Chf. in Sachsen 63. Dresden. $\frac{30}{m}$ Sprache Platdeutsch" (in Obersachsen?) Wie nun aber eigentlich diese Auf- oder vielmehr Hinterschriften genuzt werden sollen; ob sie vom Lehrer erklärt und von dem Kinde memorirt werden, oder blos zum Leitfaden der Repetition dienen sollen, darüber hat sich der V. nicht erklärt. Vermuthlich aber wird der Lehrer hinzusetzen sollen, daß die Schweiz keine einfache Republik ist, die Zürch zur Hauptstadt hat; wo eigentlich in Sachsen Murenen und gutes Bier zu haben sind; ob noch mehrere Fürstenhäuser, als Chursachsen und Churbrandenburg, nebst ihren Ländern, in diesem Kreiß zu merken, und wo denn eigentlich Gold, Silber und Edelsteine im fünften Welttheil zu finden sind ꝛc. Alles zusammengenommen, können wir nun freylich den grosen Nutzen und das Verdienst dieser neuen Erfindung nicht absehen: ob wir gleich durch unser Urtheil den V. in der Vorstellung, die er sich davon zu machen scheint, nicht gerne stöhren wollen.

Angehängt sind noch drey Kindergespräche, worinn der V. das Vaterunser in einer geographischen Lection erklären will, zu einem Versuch, wie man den geographischen Unterricht mit dem Religionsunterricht verbinden könne. Z. E. Vater unser, der du bist im Himmel — aus der Brüderschaft aller, auch der rohesten Völker, die alle den Himmel über sich, und folglich den, der darin wohnt, zum Vater haben. Geheiligt werde dein Nahme, aus der Rohheit der wilden Völker, beym Genuß des Glückes unsrer Aufklärung. Dein Reich

komme

komme, bey den Denkmälern des Aberglaubens und der Grausamkeit, und bey dem Anblick der Galgen und Räder an den Landstraßen. Unser täglich Brod rc. aus den Vorrathskammern der Natur, die Menschen und Vieh zu ihrer Unterhaltung brauchen rc. Der Gedanke ist sehr gut, den Unterricht in der Geographie gelegentlich auch zu Erweckung religiöser Gesinnungen zu nutzen, und wird auch gewiß von rechtschaffenen Lehrern nicht unterlassen: aber diese Beyspiele sind doch zum Theil mehr aus der Naturgeschichte als Erdbeschreibung genommen. Uebrigens aber entfernen sich seine Dialogen sehr von der sokratischen Form. Der V. verfällt in den Fehler so vieler andern, daß sie mit ihrer Kinder Kenntnisse paradiren und sie das dociren lassen, was sie selbst sagen sollten; welches hier um desto auffallender ist, da des V. Kinder nur erst den Augenblick zuvor das Vater unser als etwas ganz Neues gelernt hatten, und doch gleichwohl von Centralsonnen und Fixsternensystemen reden, und so oft sie mit der allgemeinen Benennung wilder Völker oder Thiere davon kommen konnten, mit den unbekanntesten Nahmen dieser Völker und fremder Thiere, zu Dutzenden, wie ein Seefahrer, um sich werfen, und das etwa nicht ein- oder zweymal, sondern fast auf jedem Blatte. Nur ein Beyspiel diene statt vieler zum Beweis. Christian: „Viele Wünsche steigen in mir auf, wenn ich z. B. an die unreinlichen Morduinen, Wogulen und Ostiaken, an die sorgenlose Tungusen, an die unthätigen Jakuten, an die unflätige und lausichte Kamtschadalen, an die wilde und unumgängliche Wotiaken, an die grausame Tschuktschen und Kurilen, an die unwissende und räuberische Tatern und Kirgisen, an die kleinäugigte, kleinnasigte, schwarzhaarige Kalmücken gedenke“ — Philippine. „Ich muß also, wenn ich zu unsern Vater im Himmel bete, an die dumme Jameos, an die schmierige Hottentottin, an die plattnäsigte, dicklippichte, wollhaarige, brandschwarze Negresse, (warum nicht Negerin?) an die kleinliche und braungelbe Samojedin, an die splitternackte Neuholländerin, an die braune und schwarzhaarige Menschenfresserin in Neuseeland denken?“ Kinder, die noch nicht wissen dürfen, daß es Hamburger, Holsteiner, Meklenburger und Thüringer in Deutschland giebt, sollten doch nicht eher die Reisen nach Süden und Norden ländern, als sie ihr eigen Vaterland kennen lernen.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. Vierten Bandes erstes Stück. Brandenburg, bey den Gebrüdern Holle, 1782. 7 Bogen in 8.

Der Inhalt dieses Stück ist folgender: I. Joseph Toaldo Abhandlung von den Perioden der Jahrszeiten und der ausserordentlichen Jahrswitterungen, vornemlich in Ansehung des Regens, durch die grosse Nässe des Jahrs 1772 veranlaßt, aus der italiänischen Bibliothek I. B. I. St. Der V. nimmt zehn verschiedne Stände des Mondes an, die auf die Witterung einen ziemlich regelmäßigen und starken Einfluß haben sollen, und berechnet, daß der Mond wegen des beständigen Vorrückens seiner Apsiden in acht Jahren und zehn Monaten gerade wieder an denselben Ort des Thierkreises kommt, nimmt daher einen ohngefähr neunjährigen periodischen Umlauf merkwürdiger Witterungen an, und beweißt dies mit einem historischen Verzeichniß der durch Nässe und Ueberschwemmungen merkwürdigen Jahre von 1772 an rückwärts bis zum Jahr 262, die alle so ziemlich in diesen Perioden einfallen. Merkwürdig ist es, daß schon Plinius B. 18. C. 25. so was geäussert hat. Die Abhandlung verdiente diese abermalige Bekanntmachung. II. Von schwimmenden Inseln, ein Auszug einer Abhandlung des Grafen Silvestri, auch aus der italiänischen Bibliothek 2. B. eigentlich eine Geschichte derselben, so weit sie Alten und Neuern bekannt gewesen sind. III. Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung der Thiere. IV. Von der Caspischen See, zum Theil aus Rytschkows Orenburgischen Topographie, in Büschings Magazin, B. VI. S. 511, aber stark vermehrt, und aus Güldenstedts Abhandlung von den Häfen am kaspischen Meer, im deutschen Museum. Nachricht von den Karten dieses Meers: es ist salzig, doch nicht so sehr als das Weltmeer, hat keine Ebbe und Fluth. Weil es durch Flüsse mehr Zuwachs erhält, als es ausdünsten kann, so muß es sehr wahrscheinlich unterirdische Ableitungskanäle haben. Die Ausdünstung auf ein Jahr wird auf 14 Billionen, der Zuwachs der Flüsse aber auf 23 Billionen berechnet. Ein hauptsächlicher Vorwurf der Handlung auf dem kaspischen Meer, ist der seit 1762 freygegebne Fisch- und Seehundfang. V. Das Adersbachische Steingebirge in Böhmen, aus Langhans Beschreibung

bung davon, Breslau 1739. Es lieget an einem dem Gr. Kolowrat gehörigen Dorfe bey Trautenau, und besteht in einem Umfang von vier Meilen, einem Walde ähnlich, aus unzählig vielen, sich Kristallzacken oder Thürmen gleich, zu 80 ; 100 Fuß hoch erhebenden Sandsteinen, davon man einzelnen von gewissen Aehnlichkeiten besondre Namen giebt; sie sind meistens kegelförmig und stehen senkrecht; zwischen vielen kann man hindurch gehen; sie sind übrigens locker und werden vom Regen ausgewaschen. VI. Nachricht von einigen merkwürdigen Bergen. 1. Der Büdoesch, ein Vulkan in Siebenbürgen aus Hrn. v. Fichtels Mineralgeschichte von Siebenbürgen. Er dampft Schwefel aus, der zuweilen Menschen und Thieren tödlich wird. 2. Der unersteigliche Berg bey der Stadt Die, einer der sogenannten sieben Wunder des Delphinats. Ein Bericht von einer schon 1492 geschehenen Besteigung desselben. 3. Feuerspeyende Berge in Japon. 4. Der Pichincha bey Quito. 5. Piko auf Teneriffa. 6. Der Berg der Insel Madera, von allen sehr wenig. VII. Von einer sonderbaren Wasserquelle bey Straßburg, die ein aufgelöstes Oel enthielt. Es wird in diesem Stück einer kleinen Karte und einiger Kupfer erwähnt, die wir aber nicht gesehen haben.

Des Pater Labat, aus dem Orden der Predigermönche, Reisen nach Westindien, oder den in amerikanischen Meere liegenden Inseln. Nach der neuesten Pariser Ausgabe übersezt und mit nöthigen Anmerkungen und vollständigen Registern versehen von Georg Friedr. Casimir Schad. Mit vielen Karten, Grundrissen und andern Kupferstichen. I. Band. Nürnberg, bey Gabr. Nic. Raspe. 1782. 1 Alph. 6 Bogen in 8. nebst einer Karte.

Von P. Labats Reisen haben wir bisher blos die Reisen nach Spanien und Italien, in deutscher Sprache besessen, als welche 1758 bis 1761 in Nürnberg, in 6 Bänden übersezt herausgegeben sind. Es hatte aber auch dieser nemliche Dominikaner in den Jahren 1695 bis 1705 Reisen durch das französische Westindien gethan, wovon die Beschreibung zuerst 1722 zu Paris

ris, hernach 1724 und 1726 zu Haag, und 1738 wieder zu Paris, 1742 aber nach des V. Tod (er starb 1738) weit vermehrter in acht Duodezbänden herausgekommen ist. Der Uebersetzer rieth demnach dem Verleger an, auch von diesem Labatschen Werke eine deutsche Ausgabe im Verlag zu nehmen — ob es gleich freylich nicht mehr neu ist, und die Nachrichten, die es enthält, seitdem in viele neuere Beschreibungen der westindischen Inseln eingewebt, auch berichtigt und ergänzt sind. Dasjenige, was wir hier vor uns haben, ist eigentlich der fünfte Band des Originals, weil es der Ueb. schicklicher fand, die in diesem Bande enthaltene Geschichte der ersten Entdeckung und Besitznehmung dieser Inseln und des Ursprungs der daselbst angelegten französischen Colonien, der eigentlichen Beschreibung derselben, die gleich mit dem ersten Band angeht, vorzusetzen: und darin hat er vollkommen Recht. Und so handelt denn dieser erste Band der deutschen Uebersetzung nach einer allgemeinen Geschichte der Entdeckungen und Niederlassungen der Franzosen in America, insbesondre von der Niederlassung der Franzosen in Guadeloupe, Martinike, Grenade, St. Lucie, St. Domingo, St. Croix, St. Martin und Bartholomée, und Maria Galante, eine Geschichte der französischen westindischen Gesellschaft, ihrer Aufhebung, ein Verzeichniß aller Statthalter u. s. w. Angehängt ist sodann des de la Borde, eines andern Mißionärs, Reise zu den Caraiben, von S. 377 bis zu Ende. Der Titel hätte aber doch genauer bestimmt werden sollen, der eine Reise nach Westindien verspricht, da sie doch eigentlich nur den französischen Antheil an Westindien zum Gegenstand hat. Der Uebersetzer scheint seiner Arbeit gewachsen zu seyn, und zeigt in den Anmerkungen die dazu nöthigen literarischen Notizen und Kenntnisse. Auf das äußere aber hätte der Verleger mehr Bedacht nehmen sollen: was hilft es, oder wie lange täuscht es, einem grauen Buche einen weißen Titelbogen umzuschlagen? Auszüge aus einem ausländischen, bereits nicht mehr neuen Buche, eines überdem aus andern Nachrichten bekannten Inhalts, zu geben, ist gegen den Zweck der Bibliothek. Da wo Labat durch Partheylichkeit den Mißionar zu sehr merken läßt, wird er in den Anmerkungen, wie billig, zurecht gewiesen.

Ag.

11) Ge-

11) Gelehrte Geschichte.

Verzeichniß der vor 1500 gedruckten, auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübek befindlichen Schriften — zuerst herausgegeben von J. G. Gesner — jezt aufs neue mit den Originalen verglichen, mit einigen Veränderungen, Zusätzen und einer Vorrede zum Druck befördert von Ludwig Suhl. Lübek, bey Donatius. 1782. 72 Seiten in 4. außer einer Vorrede von 24.

Der selige Conrector Gesner, ein verdienstvoller Schulmann zu Lübeck, hatte in einem Dutzend Programmen die Geschichte der seiner Aufsicht anvertrauten Bibliothek, und der darin enthaltnen seltnen Bücher zu beschreiben angefangen. Da dem Schicksal solcher Schriften gemäß, diese Abhandlungen sich bald verlohren hatten, oder vielmehr nie in gehörigen Umlauf gekommen waren: so hat dieser Umstand, den bey eben dem Gymnasio als Lehrer und Bibliothekar angestellten Herrn Suhl bewogen, die Beyträge seines Vorfahrs in ein Ganzes zu bringen, und die auf dem Titel angezeigten Veränderungen damit vorzunehmen. Die Lübeckische öffentliche Bibliothek ist erst zu Anfang vorigen Jahrhunderts auf Veranstaltung des dasigen Magistrats angelegt worden, zählt unterdessen izt schon über 20000 Bände, und wird durch ansehnliche Vermächtnisse und andre Vorkehrungen, deren sich wenig Büchersäle in Deutschland zu erfreuen haben, in den Stand gesezt, sich noch immer weiter zu vermehren.

Der Verfasser fängt mit Beschreibung derjenigen typographischen Produkte an, denen Jahrzahl, Ort, Namen des Druckers, oder ein oder das andre dieser Kennzeichen fehlet. Es sind ihrer 156. Hierauf folgt die Liste der vom Jahr 1465 bis 1500 gedruckten, und in der Lübecker Bibliothek befindlichen Bücher, deren Anzahl in 279 Stücken besteht. Zwar sagt die Ueberschrift dieser Abtheilung, daß man bis auf das Jahr 1520 gehen würde, welches aber keinesweges geleistet worden. Daß unter einem so ansehnlichen Vorrath alter Drucke es allerdings

mehr als einen giebt, der für selten und sehr selten passiren kan, versteht sich von selbst. Jedoch müssen wir gestehn, keinen darunter angetroffen zu haben, der über typographische Geschichte, oder irgend einen streitigen Hauptpunkt der Bücher- und Gelehrtenhistorie neues Licht verbreitete. Da inzwischen Bibliograph und Bibliophil nicht oft und sicher genug erfahren können, in welcher öffentlichen Bibliothek, und nicht in welcher Privatsammlung, dieses oder jenes schwer aufzutreibende Buch zu finden sey: so würde auch das vor uns liegende Verzeichniß noch immer seinen Werth behalten, selbst wenn es die unter vielen Artikeln befindlichen bibliographischen Anmerkungen hätte entbehren müssen. Bey einem großen Theil derselben scheint uns viel zu viel; bey noch mehrern aber viel zu wenig gesagt zu seyn. Anstatt sich mit den meist unzulänglichen Anzeigen des ersten besten Bibliographs zu begnügen, hätte billig nur auf den gewiesen werden sollen, der ex professo und nach Autopsie davon gehandelt; als zum Beyspiel bey Gelegenheit des Mammetractus, Christgaus Abhandlung — der Speculorum Vincentii, Geßners in Weißenburg — des Lumen animæ, (von dem uns noch drey ältre Ausgaben sicher bekannt sind) die Berichtigungen des Herrn von Murr: so wie bey vielen andern, Baumgartens, Hummels, Denis, leztre und meist lehrreiche Beschreibungen; denn ausländische Hülfsmittel sind nicht jedermann zuzumuthen. — Was für einen Preiß der ehrliche Uffenbach auf diesen oder jenen alten Tröster gesezt, ist uns gegenwärtig sehr gleichgültig zu wissen. Was Vogt, der die wenigsten in seinen Catalog aufgenommenen Bücher gesehn, und andre Bibliographen, die eben so zu Werke gegangen, von dieser oder jenen Seltenheit gedacht, intereßirt uns nicht immer. Daß Maittaire, der nun die Bahn brach, die wenigsten in Deutschland, und besonders in unsrer Sprache gedruckten Bücher gekannt, ist freylich wahr, aber eben nicht befremdend, und thut am Ende wenig zur Sache. Zu denen von Papierzeichen und Aehnlichkeit der Littern zu entlehnenden Beweisen, nimmt auch der Herausgeber viel zu oft seine Zuflucht. Hingegen waren bey manchem Artikel Anmerkungen ganz andrer Art beyzubringen, welche machen zu können, unser Verfasser vermuthlich noch nicht Zeit und Beruf gehabt, und sich daher mit der simplen Anzeige der unter seiner Aufsicht stehenden Seltenheiten immer begnügen sollen.

In

In einer ziemlich weitschweifigen und hier und da Eilfertigkeit verrathenden Vorrede, wird unter andern über die wenige Befriedigung geklagt, die in der bisherigen Methode die Seltenheit eines Buchs zu bestimmen, enthalten. Der Herausgeber sezt daher seine eigne Verfahrungsart an ihre Stelle: die aber beym Lichten besehn, nicht mehr und nicht weniger als die gewöhnliche leistet, die Gränzlinien der Seltenheit um kein Haar schärfer angiebt, oder den Weg zu dieser Kenntniß im geringsten abkürzet. — Das meiste hängt hierbey wohl von dem Meridian ab, unter welchem über die Seltenheit gewißer Bücher raisonnirt wird. Paris und London wären ohne Zweifel die Plätze, wo der Bibliograph, der aber ein fleißiger Deutscher seyn müßte, den seinigen am vortheilhaftesten aufnehmen könnte. Die Menge der von allen Gegenden Europens dahin zusammengeflossnen Bücher ist unglaublich; in deutscher Sprache geschriebne, besonders alte, nicht ausgenommen: so selten auch die Besitzer derselben etwas davon verstehn. In Deutschland hingegen, wo es an einer dergleichen Hauptstadt, einem solchen Mittelpunkt unsrer Literatur fehlt, ist die Sache ungleich größern Schwierigkeiten unterworfen. Aus dem zahllosen Haufen bibliographischer Untersuchungen, womit aus jedem Winkel unsers schreibseligen Vaterlandes, die Seltenheit eines Buchs bald übertrieben, bald zweifelhaft gemacht wird, weil jeder sich nach der Ausdehnung seines oft engen Gesichtskreises richtet; aus dieser unübersehlichen Menge sich nicht selten widersprechender Berichtigungen diejenigen auszuheben, die für Literair- und Büchergeschichte würklich von Belange sind, und woraus sich die mehr oder mindre Seltenheit von selbst ergeben muß: hierzu gehört eine anhaltendere Lectür, ein geübterer Tact, mit einem Wort, eine ganz andre Lage, ein ganz andrer Aufenthalt, als worin die meisten unsrer Gelehrten sich befinden, die überdies nur als Nebensache einen Gegenstand ansehn, der im Grunde doch nicht weniger als das Resultat der ausgebreitesten Belesenheit ist. — Noch bemerken wir, daß vor uns liegende Schrift selbst außer den in den Erratis angegebnen Druckfehlern durch viele andre entstellt, und ihr Gebrauch dadurch nicht wenig erschwert wird. Auch scheint uns der Preiß derselben mit der Zahl ihrer Bogen und auf dergleichen Papier in keinem Verhältniß zu stehn.

Jpm.

Biblio-

Bibliotheca Typographica Vindobonensis ab anno 1482 : 1560 in gratiam των Βιβλιοφιλων linguam germanicam non callentium ex magno, quod de Vindobonensi Typographia condidit, opere (Wiens Buchdruckergeschicht) excerpsit, *Mich. Denis.* Vindob. 1782. 4.

Herr Denis liefert hier auf vier Bogen einen Auszug aus seinem großen Werk, so er in deutscher Sprache über die Buchdruckergeschichte von Wien geschrieben hat. Wozu aber eigentlich dieser höchst magre Auszug dienen soll, wird man nicht leicht einsehn, ohnerachtet er dem V. mühsam gewesen seyn muß. Die zu Wien gedruckte Bücher sind genau nach Wissenschaften eingetheilet, und in jeder Classe nach dem Alter des Drucks blos nach dem kurzen Titel, Jahr des Drucks und Format angeführet. Unter den Theologischen ist das älteste von 1499. Unter den Juristischen das älteste *J. Andreae arbor consanguinitatis* von 1500. 4. Unter den Philosophischen *Joh. Meyger Tract. distinctionum* von 1482. 4. so das allerälteste Buch ist. Unter den medicinischen *Mart. Steinpeir Tract. medicus* 1497. 4. Unter den Mathematischen *Joh. Angeli Ephemerides motuum coelestium* 1499. 4. wobey Rec. anmerket, daß zu Anfange des XVI. Jahrhunderts, der Geschmack zur Astronomie in Wien sehr groß gewesen seyn muß, weil über 40 Bücher in kurzer Zeit davon gedruckt sind. Unter andern hat man auch daselbst fest geglaubt, daß die Welt im Jahr 1524 durch eine Sündfluth untergehen würde, wovon *Georgii Tanstеter*, Libellus consolatorius de futuro diluvio lat. und deutsch daselbst 1523 4. gedruckt ist. Von dem historischen Fach, so aber von keiner Bedeutung, finde ich das erste deutsch gedruckt: Das Heiligthum, das bey St. Stephan in Wien gezeiget ward 1502. 4. Von den classischen alten Schriftstellern sind hier zwar viele gedruckt, aber fast alle sehr spät im Anfange des XVI. Jahrhunderts und zwar in 4., anstatt daß man sie in Augsburg, Ulm, Straßburg und in Italien fast alle in Folio gedruckt hat. Ueberhaupt steht die Wiener Druckerey jenen Städten weit nach, indem sie späte, erstlich 1482 daselbst angefangen, und in diesem Jahrhunderte nach diesem Auszuge kaum funfzehn Bücher aufzuweisen hat, woraus man nicht ohne Grund schließen muß, daß die Gelehrsamkeit damals gegen

gegen andere Gegenden, in Wien und Oesterreich noch weit zurück gewesen ist.

Noch muß man aus diesem magern Auszuge anmerken, daß fast die mehresten Bücher in 4. gedruckt sind, wo im Gegentheil überall um die Zeit das Folio Format den Buchdruckern gefallen hat. Uebrigens muß man dem Hrn. Denis sehr verdenken, daß er nicht einmal die Namen der ersten Buchdrucker in Wien beygesetzet, weil nach dem Titel des Auszugs die Gelehrte, so kein Deutsch verstehen, einen Unterricht von der Wiener Buchdruckergeschichte daraus erhalten sollen, wozu dieser Umstand vorzüglich gehöret, und billig würde man auch einen kleinen Vorbericht oder kurze Einleitung zu diesem Auszug fordern, indem man jetzo nur muthmaßen muß, daß der angeführte *Tract. distinctionum* des Joh. Meygers, so 1482. 4. gedruckt, das erste daselbst gedruckte Buch ist.

Hk.

Magazin der italienischen Litteratur und Künste, herausgegeben von C. J. Jagemann. Fünfter Band. Weimar, in der Hofmannischen Buchhandlung, 1782. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

Aus den Anzeigen der vier vorigen Bände kennen unsre Leser schon die jedesmalige Einrichtung dieses Magazins. In dem gegenwärtigen Bande steht zuerst eine Sammlung von Briefen über die Mahler, Bildhauer, und Baukunst, oder vielmehr ein Auszug der erheblichsten Briefe aus dieser zu Rom in den Jahren 1754 bis 68 herausgekommenen, und aus sechs Quartbänden bestehenden Sammlung, die in ihrer Art allerdings sehr schätzbar ist, da sie Originalbriefe, von den Künstlern selbst, oder von andern berühmten Männern an sie geschrieben, enthält. Ihr Herausgeber war der gelehrte Prälat Bottari, dem man auch die so sehr verbesserte römische Ausgabe des Vasari zu danken hat. Hr. J. hat seiner Uebersetzung einige erläuternde Anmerkungen beygefügt. Ausser diesem sehr rühmlichen Beytrage enthält dieser Band auch einen umständlichen Auszug aus Mengs's Werken, besonders aus der im ersten Bande derselben enthaltenen Lebensbeschreibung dieses großen Künstlers. Da diese schon zweymal einzeln ins Deutsche übersezt ist, und der zu erwartenden Uebersetzung jener Werke aufs

neue

15) Das türkische Reich, wieder ohne Bemerkung der Welttheile. 16) Griechenland. 17) Asien. 18) Palästina. 19) Africa. 20) Amerika. Hier geht der Polarzirkel durch die nördliche Spitze von Ißland, und auf der Karte von Europa liegt Ißland jenseits dieses Zirkels. Dergleichen Differenzien aber haben wir mehrere bemerkt. 21) Südindien, oder der fünfte Welttheil, den der V. Cookia benennen zu dürfen wünscht. Auf der Karte von Rußland nennt er, nach Büschings Vorschlag, die etwas zu nah gerückte Straße Anian, Cooksstraße, mit dem Zusatz: in Norden; weil er aus der Karte der südlichen Halbkugel zu Forsters Reisen, bereits eine Cooksstraße bey Neuseeland gefunden habe. Freylich wird schon seit der ersten Cookschen Reise die Meerenge zwischen den beyden Inseln Neuseelands, nach dessen Nahmen benennt: die Straße Anian aber auch nach ihm zu benennen war nur Büschings Vorschlag.

Diese Karten sollen nun, nach der Absicht des V., einem Vorschlag der Frau von Beaumont im 2. Th. ihres neuen Mentors zufolge, nach den Gränzen der Länder und Provinzen, zerschnitten, und dann von der Jugend wieder zusammengesezt, und so die Karte aufs neue gebildet worden: es soll dadurch zugleich noch ein andrer Vorschlag angewandt werden, den Hr. Pr. Schütze in der Vorrede zum 2. Theil seines Elementarwerks gethan hat, der Jugend die allmählige Entstehung einer Karte unter den Händen des Lehrers zu zeigen. Zu dem Ende sind die Gränzen nach doppelt punctirten Linien gezeichnet, damit der Schnitt mit einem feinen Messerchen zwischen durch geschehen kann. Alle zu einer Karte gehörigen Stückchen nun werden zusammen in ein Schieberchen, und alle 21 Schieberchen in ein Kästchen von Pappe oder Holz gelegt — Dies alles hätte nun der V. gern selbst gethan, und sein Buch mit diesem Kästchen verkauft, wenn er es hätte möglich machen können, in seinem Orte diese neue Landkartenfabrik anzulegen: daher überläßt er es nun den Eltern und Lehrern, erlaubt ihnen aber auch, die Karten unzerschnitten zu gebrauchen. Diese Zusammensetzung der Landkartenstückchen möchte nun allenfalls als eine Abänderung der geographischen Repitition angehen, um einem Kinde dadurch die Probe machen zu lassen, ob es die Lage der mehrern Länder eines Welttheils, oder der Provinzen eines Landes, oder der angränzenden Länder recht gemerkt habe: (wiewohl auch in diesem Fall die Erreichung der Absicht

nur

nur ungewiß seyn würde. Das Kind wird vielleicht mechanisch die Stückchen zusammensetzen, wie die Ausschnitte in einander passen: und doch ist es möglich, daß es entweder die Stückchen nicht kennt, die es zusammensezt, oder ohne dieselben die Zusammensetzung in Gedanken nicht vornehmen kann, und von der Folge der Theile keine deutliche Vorstellung hat.) Dann müßte man aber doch nothwendig vorher dem Kinde auf einer unzerstückten Karte das Land im Ganzen, nach dem Zusammenhang seiner Theile, und nach seinen Gränzen gezeigt haben. Das Kind muß doch wissen, nach welcher Idee es die Stücke ordnen soll. Das aber thut der V. nicht. Er fängt S. 56 sogleich seine geographische Lehrstunde über Europa damit an: „Kinder, sagt er, nun will ich euch ein ganzes niedliches Kärtchen machen, welches Europa vorstellen soll. Wir wollen gegen Norden anfangen. Sehet, hier über der Ostsee liegen zwey grosse aber volkarme Länder, sie heißen Norwegen und Schweden rc." Ueberdies würden wir, um die Karte von Europa zusammenzusetzen, von Deutschland ausgehen, und die andern Länder nach allen Seiten ansetzen. Allein dessen erwähnt er hier gar nicht, so wie auch Dänemarks und Frankreichs, weil er in der vorhergehenden Lection über Deutschland, an die ausgeschnittene Karte davon, die Stücke der angränzenden Länder, und also auch von Dänemark und Frankreich, angeflickt hatte. Allein das waren sie ja nicht ganz, sondern nur die äusersten Gränzen davon; und doch werden sie hier bey der Karte von Europa vorausgesezt, als wenn sie schon ganz ihre Stelle erhalten hätten. Ueberdem ist ja Deutschland auf seiner eignen Karte nach einem andern Maßstab verzeichnet, als auf der Karte von Europa: wie kann man also Norwegen und Schweden und andere Länder an die Karte von Deutschland anflicken, als wenn die Karte von Europa und von Deutschland zusammen Ein Ganzes ausmachen sollten? Wie soll endlich bey Nebeneinanderlegung der Kartenstücke verhütet werden, daß sie sich nicht werfen? und wenn das ist, wie kann daraus eine Karte werden? Die Frau von Beaumont brauchte dazu Stückchen von Holz: da war dieses freylich nicht zu besorgen.

Weil aber diese Kärtchen, wie wir schon bemerkt haben, außer den Nahmen des Landes, der Flüße und der Hauptstadt, nichts enthalten: so sollen sie auf der Rückseite auf weißes Papier geklebt, und dieses mit kurzen statistischen Nachrichten beschrieben werden. Diese giebt nun der V. an: und das ist

15) Das türkische Reich, wieder ohne Bemerkung der Welttheile. 16) Griechenland. 17) Asien. 18) Palästina. 19) Africa. 20) Amerika. Hier geht der Polarzirkel durch die nördliche Spitze von Island, und auf der Karte von Europa liegt Island jenseits dieses Zirkels. Dergleichen Differenzien aber haben wir mehrere bemerkt. 21) Südindien, oder der fünfte Welttheil, den der V. Cookia benennen zu dürfen wünscht. Auf der Karte von Rußland nennt er, nach Büschings Vorschlag, die etwas zu nah gerückte Straße Anian, Cooksstraße, mit dem Zusatz: in Norden; weil er aus der Karte der südlichen Halbkugel zu Forsters Reisen, bereits eine Cooksstraße bey Neuseeland gefunden habe. Freylich wird schon seit der ersten Cookschen Reise die Meerenge zwischen den beyden Inseln Neuseelands, nach dessen Nahmen benennt: die Straße Anian aber auch nach ihm zu benennen war nur Büschings Vorschlag.

Diese Karten sollen nun, nach der Absicht des V., einem Vorschlag der Frau von Beaumont im 2. Th. ihres neuen Mentors zufolge, nach den Gränzen der Länder und Provinzen, zerschnitten, und dann von der Jugend wieder zusammengesetzt, und so die Karte aufs neue gebildet worden: es soll dadurch zugleich noch ein andrer Vorschlag angewandt werden, den Hr. Pr. Schütze in der Vorrede zum 2. Theil seines Elementarwerks gethan hat, der Jugend die allmähliche Entstehung einer Karte unter den Händen des Lehrers zu zeigen. Zu dem Ende sind die Gränzen nach doppelt punctirten Linien gezeichnet, damit der Schnitt mit einem feinen Messerchen zwischen durch geschehen kann. Alle zu einer Karte gehörigen Stückchen nun werden zusammen in ein Schieberchen, und alle 21 Schieberchen in ein Kästchen von Pappe oder Holz gelegt — Dies alles hätte nun der V. gern selbst gethan, und sein Buch mit diesem Kästchen verkauft, wenn er es hätte möglich machen können, in seinem Orte diese neue Landkartenfabrik anzulegen: daher überläßt er es nun den Eltern und Lehrern, erlaubt ihnen aber auch, die Karten unzerschnitten zu gebrauchen. Diese Zusammensetzung der Landkartenstückchen möchte nun allenfalls als eine Abänderung der geographischen Repitition angehen, um einem Kinde dadurch die Probe machen zu lassen, ob es die Lage der mehrern Länder eines Welttheils, oder der Provinzen eines Landes, oder der angränzenden Länder recht gemerkt habe: (wiewohl auch in diesem Fall die Erreichung der Absicht

nur

nur ungewiß seyn würde. Das Kind wird vielleicht mechanisch die Stückchen zusammensetzen, wie die Ausschnitte in einander passen: und doch ist es möglich, daß es entweder die Stückchen nicht kennt, die es zusammensezt, oder ohne dieselben die Zusammensetzung in Gedanken nicht vornehmen kann, und von der Folge der Theile keine deutliche Vorstellung hat.) Dann müßte man aber doch nothwendig vorher dem Kinde auf einer unzerstückten Karte das Land im Ganzen, nach dem Zusammenhang seiner Theile, und nach seinen Gränzen gezeigt haben. Das Kind muß doch wissen, nach welcher Idee es die Stücke ordnen soll. Das aber thut der V. nicht. Er fängt S. 56 sogleich seine geographische Lehrstunde über Europa damit an: „Kinder, sagt er, nun will ich euch ein ganzes niedliches Kärtchen machen, welches Europa vorstellen soll. Wir wollen gegen Norden anfangen. Sehet, hier über der Ostsee liegen zwey große aber volkarme Länder, sie heißen Norwegen und Schweden rc." Ueberdies würden wir, um die Karte von Europa zusammenzusetzen, von Deutschland ausgehen, und die andern Länder nach allen Seiten ansetzen. Allein dessen erwähnt er hier gar nicht, so wie auch Dänemarks und Frankreichs, weil er in der vorhergehenden Lection über Deutschland, an die ausgeschnittene Karte davon, die Stücke der angränzenden Länder, und also auch von Dänemark und Frankreich, angeflickt hatte. Allein das waren sie ja nicht ganz, sondern nur die äußersten Gränzen davon; und doch werden sie hier bey der Karte von Europa vorausgesezt, als wenn sie schon ganz ihre Stelle erhalten hätten. Ueberdem ist ja Deutschland auf seiner eignen Karte nach einem andern Maßstab verzeichnet, als auf der Karte von Europa: wie kann man also Norwegen und Schweden und andere Länder an die Karte von Deutschland anflicken, als wenn die Karte von Europa und von Deutschland zusammen Ein Ganzes ausmachen sollten? Wie soll endlich bey Nebeneinanderlegung der Kartenstücke verhütet werden, daß sie sich nicht werfen? und wenn das ist, wie kann daraus eine Karte werden? Die Frau von Beaumont brauchte dazu Stückchen von Holz: da war dieses freylich nicht zu besorgen.

Weil aber diese Kärtchen, wie wir schon bemerkt haben, außer den Nahmen des Landes, der Flüße und der Hauptstadt, nichts enthalten: so sollen sie auf der Rückseite auf weißes Papier geklebt, und dieses mit kurzen statistischen Nachrichten beschrieben werden. Diese giebt nun der V. an: und das ist

auch gröſstentheils der Inhalt seines Buchs. Z. B. bey der Karte von Europa soll auf das Stückchen von Portugall geschrieben werden. „Mon. Donna Maria Francisca, 77. Lissabon Ref. H. Eb. $\frac{200}{m}$ Kath." Auf Helvetien: „Republ. Zürch Z. $\frac{1010}{m}$ Prot. $\frac{950}{m}$ Kath." Das lezte ist nun so viel als gar nichts gesagt. Auf den obersächsischen Kreiß, als Stück der Karte von Deutschland: " Viehzucht, Schäfereyen, Wildprett, Pommersche Gänse, Lachse, Murenen, Seidenwürmer. Getraybe, Holz, Flachs, Hanf, Tobak, Obst, Wirsewachs, Krapp, Waid und Scharte. Eisen, Alaun, Silber, Kobolt, u. s. w. Schiefer, Marmor, Alabaster, Serpentinstein und Edelsteine. Blokberg. Pommern, Brandenburger, Sachsen. Spiegel, Porcellan, Bier. Berlin Ref. des großen Friedrichs II. 40. Chf. in Brandenb. und Königs in Preußen $\frac{140}{m}$ Friedrich August III. Chf. in Sachsen 63. Dresden. $\frac{50}{m}$ Sprache Platdeutsch" (in Obersachsen?) Wie nun aber eigentlich diese Auf- oder vielmehr Hinterschriften genuzt werden sollen; ob sie vom Lehrer erklärt und von dem Kinde memorirt werden, oder blos zum Leitfaden der Repetition dienen sollen, darüber hat sich der V. nicht erklärt. Vermuthlich aber wird der Lehrer hinzusetzen sollen, daß die Schweiz keine einfache Republik ist, die Zürch zur Hauptstadt hat; wo eigentlich in Sachsen Murenen und gutes Bier zu haben sind; ob noch mehrere Fürstenhäuser, als Chursachsen und Churbrandenburg, nebst ihren Ländern, in diesem Kreiß zu merken, und wo denn eigentlich Gold, Silber und Edelsteine im fünften Welttheil zu finden sind ꝛc. Alles zusammengenommen, können wir nun freylich den großen Nutzen und das Verdienst dieser neuen Erfindung nicht absehen: ob wir gleich durch unser Urtheil den V. in der Vorstellung, die er sich davon zu machen scheint, nicht gerne stöhren wollen.

Angehängt sind noch drey Kindergespräche, worinn der V. das Vaterunser in einer geographischen Lection erklären will, zu einem Versuch, wie man den geographischen Unterricht mit dem Religionsunterricht verbinden könne. Z. E. Vater unser, der du bist im Himmel — aus der Brüderschaft aller, auch der rohesten Völker, die alle den Himmel über sich, und folglich den, der darin wohnt, zum Vater haben. Geheiligt werde dein Nahme, aus der Rohheit der wilden Völker, beym Genuß des Glückes unsrer Aufklärung. Dein Reich

komme

komme, bey den Denkmälern des Aberglaubens und der Grausamkeit, und bey dem Anblick der Galgen und Räder an den Landstraßen. Unser täglich Brod ꝛc. aus den Vorrathskammern der Natur, die Menschen und Vieh zu ihrer Unterhaltung brauchen ꝛc. Der Gedanke ist sehr gut, den Unterricht in der Geographie gelegentlich auch zu Erweckung religiöser Gesinnungen zu nutzen, und wird auch gewiß von rechtschaffenen Lehrern nicht unterlassen: aber diese Beyspiele sind doch zum Theil mehr aus der Naturgeschichte als Erdbeschreibung genommen. Uebrigens aber entfernen sich seine Dialogen sehr von der sokratischen Form. Der V. verfällt in den Fehler so vieler andern, daß sie mit ihrer Kinder Kenntnisse paradiren und sie das dociren lassen, was sie selbst sagen sollten; welches hier um desto auffallender ist, da des V. Kinder nur erst den Augenblick zuvor das Vater unser als etwas ganz Neues gelernt hatten, und doch gleichwohl von Centralsonnen und Fixsternensystemen reden, und so oft sie mit der allgemeinen Benennung wilder Völker oder Thiere davon kommen konnten, mit den unbekanntesten Nahmen dieser Völker und fremder Thiere, zu Dutzenden, wie ein Seefahrer, um sich werfen, und das etwa nicht ein- oder zweymal, sondern fast auf jedem Blatte. Nur ein Beyspiel diene statt vieler zum Beweis. Christian. „Viele Wünsche steigen in mir auf, wenn ich z. B. an die unreinlichen Morduinen, Wogulen und Ostiaken, an die sorgenlose Tungusen, an die unthätigen Jakuten, an die unfläthige und lausichte Kamtschadalen, an die wilde und unumgängliche Wotiaken, an die grausame Tschuktschen und Kurilen, an die unwissende und räuberische Tatern und Kirgisen, an die kleinäugigte, kleinnasigte, schwarzhaarige Kalmücken gedenke" — Philippine. „Ich muß also, wenn ich zu unsern Vater im Himmel bete, an die dumme Jameos, an die schmierige Hottentottin, an die plattnäsigte, dicklippichte, wollhaarige, brandschwarze Negresse, (warum nicht Negerin?) an die kleinliche und braungelbe Samojedin, an die splitternackte Neuholländerin, an die braune und schwarzhaarige Menschenfresserin in Neuseeland denken?" Kinder, die noch nicht wissen dürfen, daß es Hamburger, Holsteiner, Meklenburger und Thüringer in Deutschland giebt, sollten doch nicht eher die Reisen nach Süden und Norden plündern, als sie ihr eigen Vaterland kennen lernen.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. Vierten Bandes erstes Stück. Brandenburg, bey den Gebrüdern Holle, 1782. 7 Bogen in 8.

Der Inhalt dieses Stück ist folgender: I. Joseph Toaldo Abhandlung von den Perioden der Jahrszeiten und der ausserordentlichen Jahrswitterungen, vornemlich in Ansehung des Regens, durch die grosse Nässe des Jahrs 1772 veranlaßt, aus der italiänischen Bibliothek I. B. I. St. Der V. nimmt zehn verschiedne Stände des Mondes an, die auf die Witterung einen ziemlich regelmäßigen und starken Einfluß haben sollen, und berechnet, daß der Mond wegen des beständigen Verrückens seiner Apsiden in acht Jahren und zehn Monaten gerade wieder an denselben Ort des Thierkreises kommt, nimmt daher einen ohngefähr neunjährigen periodischen Umlauf merkwürdiger Witterungen an, und beweißt dies mit einem historischen Verzeichniß der durch Nässe und Ueberschwemmungen merkwürdigen Jahre von 1772 an rückwärts bis zum Jahr 262, die alle so ziemlich in diesen Perioden einfallen. Merkwürdig ist es, daß schon Plinius B. 18. C. 25. so was geäussert hat. Die Abhandlung verdiente diese abermalige Bekanntmachung. II. Von schwimmenden Inseln, ein Auszug einer Abhandlung des Grafen Silvestri, auch aus der italiänischen Bibliothek 2. B. eigentlich eine Geschichte derselben, so weit sie Alten und Neuern bekannt gewesen sind. III. Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung der Thiere. IV. Von der Caspischen See, zum Theil aus Rytschkows Orenburgischen Topographie, in Büschings Magazin, B. VI. S. 511, aber stark vermehrt, und aus Güldenstedts Abhandlung von den Häfen am kaspischen Meer, im deutschen Museum. Nachricht von den Karten dieses Meers: es ist salzig, doch nicht so sehr als das Weltmeer, hat keine Ebbe und Fluth. Weil es durch Flüsse mehr Zuwachs erhält, als es ausdünsten kann, so muß es sehr wahrscheinlich unterirdische Ableitungskanäle haben. Die Ausdünstung auf ein Jahr wird auf 14 Billionen, der Zuwachs der Flüsse aber auf 23 Billionen berechnet. Ein hauptsächlicher Vorwurf der Handlung auf dem kaspischen Meer, ist der seit 1762 freygegebne Fisch- und Seehundfang. V. Das Adersbachische Steingebirge in Böhmen, aus Langhans Beschreibung

bung davon, Breslau 1739. Es lieget an einem dem Gr. Kolowrat gehörigen Dorfe bey Trautenau, und besteht in einem Umfang von vier Meilen, einem Walde ähnlich, aus unzählig vielen, sich Kristallzacken oder Thürmen gleich, zu 80 / 100 Fuß hoch erhebenden Sandsteinen, davon man einzelnen von gewissen Aehnlichkeiten besondre Namen giebt; sie sind meistens kegelförmig und stehen senkrecht; zwischen vielen kann man hindurch gehen; sie sind übrigens locker und werden vom Regen ausgewaschen. VI. Nachricht von einigen merkwürdigen Bergen. 1. Der Büdoesch, ein Vulkan in Siebenbürgen aus Hrn. v. Fichtels Mineralgeschichte von Siebenbürgen. Er dampft Schwefel aus, der zuweilen Menschen und Thieren tödlich wird. 2. Der unersteigliche Berg bey der Stadt Die, einer der sogenannten sieben Wunder des Delphinats. Ein Bericht von einer schon 1492 geschehenen Besteigung desselben. 3. Feuerspeyende Berge in Japon. 4. Der Pichincha bey Quito. 5. Piko auf Teneriffa. 6. Der Berg der Insel Madera, von allen sehr wenig. VII. Von einer sonderbaren Wasserquelle bey Straßburg, die ein aufgelöstes Oel enthielt. Es wird in diesem Stück einer kleinen Karte und einiger Kupfer erwähnt, die wir aber nicht gesehen haben.

Des Pater Labat, aus dem Orden der Predigermönche, Reisen nach Westindien, oder den in amerikanischen Meere liegenden Inseln. Nach der neuesten Pariser Ausgabe übersezt und mit nöthigen Anmerkungen und vollständigen Registern versehen von Georg Friedr. Casimir Schad. Mit vielen Karten, Grundrissen und andern Kupferstichen. I. Band. Nürnberg, bey Gabr. Nic. Raspe. 1782. 1 Alph. 6 Bogen in 8. nebst einer Karte.

Von P. Labats Reisen haben wir bisher blos die Reisen nach Spanien und Italien, in deutscher Sprache besessen, als welche 1758 bis 1761 in Nürnberg, in 6 Bänden übersezt herausgegeben sind. Es hatte aber auch dieser nemliche Dominikaner in den Jahren 1695 bis 1705 Reisen durch das französische Westindien gethan, wovon die Beschreibung zuerst 1722 zu Paris

ris, hernach 1724 und 1726 zu Haag, und 1738 wieder zu Paris, 1742 aber nach des V. Tod (er starb 1738) weit vermehrter in acht Duodezbänden herausgekommen ist. Der Uebersetzer rieth demnach dem Verleger an, auch von diesem Labatschen Werke eine deutsche Ausgabe im Verlag zu nehmen — ob es gleich freylich nicht mehr neu ist, und die Nachrichten, die es enthält, seitdem in viele neuere Beschreibungen der westindischen Inseln eingewebt, auch berichtigt und ergänzt sind. Dasjenige, was wir hier vor uns haben, ist eigentlich der fünfte Band des Originals, weil es der Ueb. schicklicher fand, die in diesem Bande enthaltene Geschichte der ersten Entdeckung und Besitznehmung dieser Inseln und des Ursprungs der daselbst angelegten französischen Colonien, der eigentlichen Beschreibung derselben, die gleich mit dem ersten Band angeht, vorzusetzen: und darin hat er vollkommen Recht. Und so handelt denn dieser erste Band der deutschen Uebersetzung nach einer allgemeinen Geschichte der Entdeckungen und Niederlassungen der Franzosen in America, insbesondre von der Niederlassung der Franzosen in Guadeloupe, Martinike, Grenade, St. Lucie, St. Domingo, St. Croix, St. Martin und Bartholomée, und Maria Galante, eine Geschichte der französischen westindischen Gesellschaft, ihrer Aufhebung, ein Verzeichniß aller Statthalter u. s. w. Angehängt ist sodann des de la Borde, eines andern Mißionärs, Reise zu den Caraiben, von S. 377 bis zu Ende. Der Titel hätte aber doch genauer bestimmt werden sollen, der eine Reise nach Westindien verspricht, da sie doch eigentlich nur den französischen Antheil an Westindien zum Gegenstand hat. Der Uebersetzer scheint seiner Arbeit gewachsen zu seyn, und zeigt in den Anmerkungen die dazu nöthigen literarischen Notizen und Kenntnisse. Auf das äußere aber hätte der Verleger mehr Bedacht nehmen sollen: was hilft es, oder wie lange täuscht es, einem grauen Buche einen weißen Titelbogen umzuschlagen? Auszüge aus einem ausländischen, bereits nicht mehr neuen Buche, eines überdem aus andern Nachrichten bekannten Inhalts, zu geben, ist gegen den Zweck der Bibliothek. Da wo Labat durch Partheylichkeit den Mißionar zu sehr merken läßt, wird er in den Anmerkungen, wie billig, zurecht gewiesen.

Ag.

11) Ge-

11) Gelehrte Geschichte.

Verzeichniß der vor 1500 gedruckten, auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübek befindlichen Schriften — zuerst herausgegeben von J. G. Gesner — jezt aufs neue mit den Originalen verglichen, mit einigen Veränderungen, Zusäzen und einer Vorrede zum Druck befördert von Ludwig Suhl. Lübek, bey Donatius. 1782. 72 Seiten in 4. außer einer Vorrede von 24.

Der selige Conrector Gesner, ein verdienstvoller Schulmann zu Lübeck, hatte in einem Duzend Programmen die Geschichte der seiner Aufsicht anvertrauten Bibliothek, und der darin enthaltnen seltnen Bücher zu beschreiben angefangen. Da dem Schicksal solcher Schriften gemäß, diese Abhandlungen sich bald verlohren hatten, oder vielmehr nie in gehörigen Umlauf gekommen waren: so hat dieser Umstand, den bey eben dem Gymnasio als Lehrer und Bibliothekar angestellten Herrn Suhl bewogen, die Beyträge seines Vorfahrs in ein Ganzes zu bringen, und die auf dem Titel angezeigten Veränderungen damit vorzunehmen. Die Lübeckische öffentliche Bibliothek ist erst zu Anfang vorigen Jahrhunderts auf Veranstaltung des dasigen Magistrats angelegt worden, zählt unterdessen izt schon über 20000 Bände, und wird durch ansehnliche Vermächtnisse und andre Vorkehrungen, deren sich wenig Büchersäle in Deutschland zu erfreuen haben, in den Stand gesezt, sich noch immer weiter zu vermehren.

Der Verfasser fängt mit Beschreibung derjenigen typographischen Produkte an, denen Jahrzahl, Ort, Nämen des Drukkers, oder ein oder das andre dieser Kennzeichen fehlet. Es sind ihrer 156. Hierauf folgt die Liste der vom Jahr 1465 bis 1500 gedruckten, und in der Lübecker Bibliothek befindlichen Bücher, deren Anzahl in 279 Stücken besteht. Zwar sagt die Ueberschrift dieser Abtheilung, daß man bis auf das Jahr 1520 gehen würde, welches aber keinesweges geleistet worden. Daß unter einem so ansehnlichen Vorrath alter Drucke es allerdings

mehr als einen giebt, der für selten und sehr selten passiren kan, versteht sich von selbst. Jedoch müssen wir gestehn, keinen darunter angetroffen zu haben, der über typographische Geschichte, oder irgend einen streitigen Hauptpunkt der Bücher- und Gelehrtenhistorie neues Licht verbreitete. Da inzwischen Bibliograph und Bibliophil nicht oft und sicher genung erfahren können, in welcher öffentlichen Bibliothek, und nicht in welcher Privatsammlung, dieses oder jenes schwer aufzutreibende Buch zu finden sey: so würde auch das vor uns liegende Verzeichniß noch immer seinen Werth behalten, selbst wenn es die unter vielen Artikeln befindlichen bibliographischen Anmerkungen hätte entbehren müssen. Bey einem großen Theil derselben scheint uns viel zu viel; bey noch mehrern aber viel zu wenig gesagt zu seyn. Anstatt sich mit den meist unzulänglichen Anzeigen des ersten besten Bibliographs zu begnügen, hätte billig nur auf den gewiesen werden sollen, der ex professo und nach Autopsie davon gehandelt; als zum Beyspiel bey Gelegenheit des Mammetractus, Christgaus Abhandlung — der Speculorum Vincentii, Geßners in Weißenburg — des Lumen animae, (von dem uns noch drey ältre Ausgaben sicher bekannt sind) die Berichtigungen des Herrn von Murr: so wie bey vielen andern, Baumgartens, Hummels, Denis, leztre und meist lehrreiche Beschreibungen; denn ausländische Hülfsmittel sind nicht jedermann zuzumuthen. — Was für einen Preiß der ehrliche Uffenbach auf diesen oder jenen alten Tröster gesezt, ist uns gegenwärtig sehr gleichgültig zu wissen. Was Vogt, der die wenigsten in seinen Catalog aufgenommenen Bücher gesehn, und andre Bibliographen, die eben so zu Werke gegangen, von dieser oder jenen Seltenheit gedacht, intereßirt uns nicht immer. Daß Maittaire, der nun die Bahn brach, die wenigsten in Deutschland, und besonders in unsret Sprache gedruckten Bücher gekannt, ist freylich wahr, aber eben nicht befremdend, und thut am Ende wenig zur Sache. Zu denen von Papierzeichen und Aehnlichkeit der Littern zu entlehnenden Beweisen, nimmt auch der Herausgeber viel zu oft seine Zuflucht. Hingegen waren bey manchem Artikel Anmerkungen ganz andrer Art beyzubringen, welche machen zu können, unser Verfasser vermuthlich noch nicht Zeit und Beruf gehabt, und sich daher mit der simplen Anzeige der unter seiner Aufsicht stehenden Seltenheiten immer begnügen sollen.

In

In einer ziemlich weitschweifigen und hier und da Eilfertigkeit verrathenden Vorrede, wird unter andern über die wenige Befriedigung geklagt, die in der bisherigen Methode die Seltenheit eines Buchs zu bestimmen, enthalten. Der Herausgeber sezt daher seine eigne Verfahrungsart an ihre Stelle: die aber beym Lichten besehn, nicht mehr und nicht weniger als die gewöhnliche leistet, die Gränzlinien der Seltenheit um kein Haar schärfer angiebt, oder den Weg zu dieser Kenntniß im geringsten abkürzet. — Das meiste hängt hierbey wohl von dem Meridian ab, unter welchem über die Seltenheit gewißer Bücher raisonnirt wird. Paris und London wären ohne Zweifel die Pläze, wo der Bibliograph, der aber ein fleißiger Deutscher seyn müßte, den seinigen am vortheilhaftesten aufnehmen könnte. Die Menge der von allen Gegenden Europens dahin zusammengeflossnen Bücher ist unglaublich; in deutscher Sprache geschriebne, besonders alte, nicht ausgenommen: so selten auch die Besitzer derselben etwas davon verstehn. In Deutschland hingegen, wo es an einer dergleichen Hauptstadt, einem solchen Mittelpunkt unsrer Literatur fehlt, ist die Sache ungleich größern Schwierigkeiten unterworfen. Aus dem zahllosen Haufen bibliographischer Untersuchungen, womit aus jedem Winkel unsers schreibseligen Vaterlandes, die Seltenheit eines Buchs bald übertrieben, bald zweifelhaft gemacht wird, weil jeder sich nach der Ausdehnung seines oft engen Gesichtskreises richtet; aus dieser unübersehlichen Menge sich nicht selten widersprechender Berichtigungen diejenigen auszuheben, die für Literair- und Büchergeschichte würklich von Belange sind, und woraus sich die mehr oder mindre Seltenheit von selbst ergeben muß: hierzu gehört eine anhaltendere Lectür, ein geübterer Tact, mit einem Wort, eine ganz andre Lage, ein ganz andrer Aufenthalt, als worin die meisten unsrer Gelehrten sich befinden, die überdies nur als Nebensache einen Gegenstand ansehn, der im Grunde doch nicht weniger als das Resultat der ausgebreitesten Belesenheit ist. — Noch bemerken wir, daß vor uns liegende Schrift selbst außer den in den Erratis angegebnen Druckfehlern durch viele andre entstellt, und ihr Gebrauch dadurch nicht wenig erschwert wird. Auch scheint uns der Preiß derselben mit der Zahl ihrer Bogen und auf dergleichen Papier in keinem Verhältniß zu stehn.

Jpm.

Biblio-

Bibliotheca Typographica Vindobonensis ab anno 1482 - 1560 in gratiam των Βιβλιοφιλων linguam germanicam non callentium ex magno, quod de Vindobonensi Typographia condidit, opere (Wiens Buchdruckergeschicht) excerpsit, *Mich. Denis*. Vindob. 1782. 4.

Herr Denis liefert hier auf vier Bogen einen Auszug aus seinem großen Werk, so er in deutscher Sprache über die Buchdruckergeschichte von Wien geschrieben hat. Wozu aber eigentlich dieser höchst magre Auszug dienen soll, wird man nicht leicht einsehn, ohnerachtet er dem V. mühsam gewesen seyn muß. Die zu Wien gedruckte Bücher sind genau nach Wissenschaften eingetheilet, und in jeder Classe nach dem Alter des Drucks blos nach dem kurzen Titel, Jahr des Drucks und Format angeführet. Unter den Theologischen ist das älteste von 1499. Unter den Juristischen das älteste *J. Andreae arbor consanguinitatis* von 1500. 4. Unter den Philosophischen *Joh. Meyger Tract. distinctionum* von 1482. 4. so das allerälteste Buch ist. Unter den medicinischen *Mart. Steinpeir Tract. medicus* 1497. 4. Unter den Mathematischen *Joh. Angeli Ephemerides motuum coelestium* 1499. 4. wobey Rec. anmerket, daß zu Anfange des XVI. Jahrhunderts, der Geschmack zur Astronomie in Wien sehr groß gewesen seyn muß, weil über 40 Bücher in kurzer Zeit davon gedruckt sind. Unter andern hat man auch daselbst fest geglaubt, daß die Welt im Jahr 1524 durch eine Sündfluth untergehen würde, wovon *Georgii Tanstetter*, Libellus consolatorius de futuro diluvio lat. und deutsch daselbst 1523 4. gedruckt ist. Von dem historischen Fach, so aber von keiner Bedeutung, finde ich das erste deutsch gedruckt: Das Heiligthum, das bey St. Stephan in Wien gezeiget ward 1502. 4. Von den classischen alten Schriftstellern sind hier zwar viele gedruckt, aber fast alle sehr spät im Anfange des XVI. Jahrhunderts und zwar in 4., anstatt daß man sie in Augsburg, Ulm, Straßburg und in Italien fast alle in Folio gedruckt hat. Ueberhaupt steht die Wiener Drukkerey jenen Städten weit nach, indem sie späte, erstlich 1482 daselbst angefangen, und in diesem Jahrhunderte nach diesem Auszuge kaum funfzehn Bücher aufzuweisen hat, woraus man nicht ohne Grund schliessen muß, daß die Gelehrsamkeit damals gegen

gegen andere Gegenden, in Wien und Oesterreich noch weit zurück gewesen ist.

Noch muß man aus diesem magern Auszuge anmerken, daß fast die mehresten Bücher in 4. gedruckt sind, wo im Gegentheil überall um die Zeit das Folio Format den Buchdruckern gefallen hat. Uebrigens muß man dem Hrn. Denis sehr verdenken, daß er nicht einmal die Namen der ersten Buchdrukker in Wien beygesetzet, weil nach dem Titel des Auszugs die Gelehrte, so kein Deutsch verstehen, einen Unterricht von der Wiener Buchdruckergeschichte daraus erhalten sollen, wozu dieser Umstand vorzüglich gehöret, und billig würde man auch einen kleinen Vorbericht oder kurze Einleitung zu diesem Auszug fordern, indem man jetzo nur muthmaßen muß, daß der angeführte *Tract. distinctionum* des Joh. Meygers, so 1482. 4. gedruckt, das erste daselbst gedruckte Buch ist.

Hk.

Magazin der italienischen Litteratur und Künste, herausgegeben von C. J. Jagemann. Fünfter Band. Weimar, in der Hofmannischen Buchhandlung, 1782. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

Aus den Anzeigen der vier vorigen Bände kennen unsre Leser schon die jedesmalige Einrichtung dieses Magazins. In dem gegenwärtigen Bande steht zuerst eine Sammlung von Briefen über die Mahler- Bildhauer- und Baukunst, oder vielmehr ein Auszug der erheblichsten Briefe aus dieser zu Rom in den Jahren 1754 bis 68 herausgekommenen, und aus sechs Quartbänden bestehenden Sammlung, die in ihrer Art allerdings sehr schätzbar ist, da sie Originalbriefe, von den Künstlern selbst, oder von andern berühmten Männern an sie geschrieben, enthält. Ihr Herausgeber war der gelehrte Prälat Bottari, dem man auch die so sehr verbesserte römische Ausgabe des Vasari zu danken hat. Hr. J. hat seiner Uebersetzung einige erläuternde Anmerkungen beygefügt. Ausser diesem sehr rühmlichen Beytrage enthält dieser Band auch einen umständlichen Auszug aus Mengs's Werken, besonders aus der im ersten Bande derselben enthaltenen Lebensbeschreibung dieses großen Künstlers. Da diese schon zweymal einzeln ins Deutsche übersezt ist, und der zu erwartenden Uebersetzung jener Werke aufs neue

Bibliotheca Typographica Vindobonensis ab anno 1482 - 1560 in gratiam των Βιβλιοφιλων linguam germanicam non callentium ex magno, quod de Vindobonensi Typographia condidit, opere (Wiens Buchdruckergeschicht) excerpsit, *Mich. Denis*. Vindob. 1782. 4.

Herr Denis liefert hier auf vier Bogen einen Auszug aus seinem großen Werk, so er in deutscher Sprache über die Buchdruckergeschichte von Wien geschrieben hat. Wozu aber eigentlich dieser höchst magre Auszug dienen soll, wird man nicht leicht einsehen, ohnerachtet er dem V. mühsam gewesen seyn muß. Die zu Wien gedruckte Bücher sind genau nach Wissenschaften eingetheilet, und in jeder Classe nach dem Alter des Drucks blos nach dem kurzen Titel, Jahr des Drucks und Format angeführet. Unter den Theologischen ist das älteste von 1499. Unter den Juristischen das älteste *J. Andreae arbor consanguinitatis* von 1500. 4. Unter den Philosophischen *Joh. Meyger Tract. distinctionum* von 1482. 4. so das allerälteste Buch ist. Unter den medicinischen *Mart. Steinpeir Tract. medicus* 1497. 4. Unter den Mathematischen *Joh. Angeli Ephemerides motuum coelestium* 1499. 4. wobey Rec. anmerket, daß zu Anfange des XVI. Jahrhunderts, der Geschmack zur Astronomie in Wien sehr groß gewesen seyn muß, weil über 40 Bücher in kurzer Zeit davon gedruckt sind. Unter andern hat man auch daselbst fest geglaubt, daß die Welt im Jahr 1524 durch eine Sündfluth untergehen würde, wovon *Georgii Tanstetter*, Libellus consolatorius de futuro diluvio lat. und deutsch daselbst 1523 4. gedruckt ist. Von dem historischen Fach, so aber von keiner Bedeutung, finde ich das erste deutsch gedruckt: Das Heiligthum, das bey St. Stephan in Wien gezeiget ward 1502. 4. Von den classischen alten Schriftstellern sind hier zwar viele gedruckt, aber fast alle sehr spät im Anfange des XVI. Jahrhunderts und zwar in 4., anstatt daß man sie in Augsburg, Ulm, Straßburg und in Italien fast alle in Folio gedruckt hat. Ueberhaupt steht die Wiener Druckerey jenen Städten weit nach, indem sie späte, erstlich 1482 daselbst angefangen, und in diesem Jahrhunderte nach diesem Auszuge kaum funfzehn Bücher aufzuweisen hat, woraus man nicht ohne Grund schliessen muß, daß die Gelehrsamkeit damals gegen

gegen andere Gegenden, in Wien und Oesterreich noch weit zurück gewesen ist.

Noch muß man aus diesem magern Auszuge anmerken, daß fast die mehresten Bücher in 4. gedruckt sind, wo im Gegentheil überall um die Zeit das Folio Format den Buchdruckern gefallen hat. Uebrigens muß man dem Hrn. Denis sehr verdenken, daß er nicht einmal die Namen der ersten Buchdrucker in Wien beygesetzet, weil nach dem Titel des Auszugs die Gelehrte, so kein Deutsch verstehen, einen Unterricht von der Wiener Buchdruckergeschichte daraus erhalten sollen, wozu dieser Umstand vorzüglich gehöret, und billig würde man auch einen kleinen Vorbericht oder kurze Einleitung zu diesem Auszug fordern, indem man jetzo nur muthmaßen muß, daß der angeführte *Tract. distinctionum* des Joh. Meygers, so 1482. 4. gedruckt, das erste daselbst gedruckte Buch ist.

Hk.

Magazin der italienischen Litteratur und Künste, herausgegeben von C. J. Jagemann. Fünfter Band. Weimar, in der Hofmannischen Buchhandlung, 1782. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

Aus den Anzeigen der vier vorigen Bände kennen unsre Leser schon die jedesmalige Einrichtung dieses Magazins. In dem gegenwärtigen Bande steht zuerst eine Sammlung von Briefen über die Mahler- Bildhauer- und Baukunst, oder vielmehr ein Auszug der erheblichsten Briefe aus dieser zu Rom in den Jahren 1754 bis 68 herausgekommen, und aus sechs Quartbänden bestehenden Sammlung, die in ihrer Art allerdings sehr schätzbar ist, da sie Originalbriefe, von den Künstlern selbst, oder von andern berühmten Männern an sie geschrieben, enthält. Ihr Herausgeber war der gelehrte Prälat Bottari, dem man auch die so sehr verbesserte römische Ausgabe des Vasari zu danken hat. Hr. J. hat seiner Uebersetzung einige erläuternde Anmerkungen beygefügt. Ausser diesem sehr rühmlichen Beytrage enthält dieser Band auch einen umständlichen Auszug aus Mengs's Werken, besonders aus der im ersten Bande derselben enthaltenen Lebensbeschreibung dieses großen Künstlers. Da diese schon zweymal einzeln ins Deutsche übersezt ist, und der zu erwartenden Uebersetzung jener Werke aufs neue

neue wird einverleibt werden; so wäre vielleicht dieser Artikel besser etwas abgekürzt und mit einem andern vertauscht worden, dessen Inhalt deutschen Lesern neuer und ohne diese Hülfe unzugänglicher gewesen wäre. S. 209-229 findet man die Lebensbeschreibung des berühmten Naturforschers und Arztes Francesco Redi. Die jambische Uebersetzung der Hölle des Dante wird hier bis zum 26sten Gesange fortgesetzt. Ausserdem giebt Hr. J. eine prosaische Uebersetzung von des Klemens Bondi Gedicht über die Mode. Dann folgen die gewöhnlichen drey Rubriken von Bücheranzeigen.

Gr.

---

12) Philologie.

Fried. Wilh. Im. Dillenius, Platonianische Chrestomathie, Griech. und Deutsch, mit kritischen und philologischen Anmerkungen. Ein Lesebuch für Jünglinge. Winterthur bey Heinr. Steiner und Comp. 1782, med. 8. 395 Seiten, ohne Zueignungsschrift, Vorrede und Register der erklärten griechischen Worte.

Jünglingen höherer Klassen, sagt die Vorrede, soll dies ein Lesebuch, statt der Romane, seyn. Würde es das, wir sagten gern kein Wort, und priesen des V. Eifer für solide Kenntniß. Jezt über Einrichtung und Ausführung, da auch der V. Beurtheilungen sehnlich wünscht, ein paar Worte. Jünglinge höherer Klassen, die also an der Quelle sind, wo weiterer Unterricht sich schöpfen läßt, scheinen uns der angefügten Uebersetzungen, am wenigsten deutscher, nicht zu bedürfen. Wer zur Sprache und Wissenschaft der Griechen an sich nicht Vergnügen hat, und doch dem Strom der Klasse folgen muß, wird nur dadurch träge und nachläßig, lernt seine Uebersetzung hersagen, und damit gut. Wer aber Neigung hat, und, nach Jünglings Art, gern alles auf einmal verschlingen möchte, versäumt eigenes Nachschlagen und Nachforschen, klebt an der Uebersetzung, und erlangt nie bestimmte und gründliche Kenntnisse

nisse von einzelnen Wortbedeutungen und Wendungen der Sprache. Er glaubt, mehr zu verstehn, als er versteht, und wird dadurch sich selbst Hinderniß. Hat der Jüngling Eifer und anhaltenden Fleiß: so gebraucht er die Apparatus nicht; zudem hat er ja, wen er um Rath fragen kann. Nachschlagen hält freylich auf, wie der V. bemerkt, allein dies Aufhalten belohnt sich vielfach durch desto richtigere Kenntniß; vielleicht erinnert er selbst sich auch bey dieser Arbeit, ohne Nachschlagen, blos bey Gegeneinanderhaltung der ficinischen, oder einer andern Uebersetzung, Plato nicht so gut verstanden zu haben. Für Jünglinge, wie der V. sie denkt, wäre wohl am bequemsten, Uebersetzungen ganz wegzulassen, und den dadurch ersparten Raum, auf desto gründlichere Anmerkungen über schwerere Worte, Constructionen, Ellipsen zu wenden; höchstens die schwierigsten Stelle darin zu übersetzen. Einige Schriftsteller, so bearbeitet, oder eine planmäßig, vom leichtern zum schwerern, so fortgehende Chrestomathie, würde herrliche Dienste thun. Clerikus für die Uebersetzungen angeführtes Zeugniß, geht wohl auf etwas ganz anders, darauf nemlich, daß es überhaupt nicht gut seyn würde, alle Uebersetzungen der Griechen abzuschaffen, wogegen wir, bey jetzigem Zustande der Litteratur, nichts zu erinnern haben.

Die Uebersetzung selbst hat noch zu viel Steifigkeit, und erreicht des Originals attisches Salz nicht, wie man auch schon aus Vergleichung des Mendelssohnschen Phädo, mit dem hier vorkommenden sehen kann. Nicht daß der V. kein Gefühl dafür hätte, sondern mehr, weil sein Deutsch nicht Geschmeidigkeit genug hat, und er dessen verschiedene Nüancen nicht genug zu unterscheiden scheint. Nach den bisherigen lateinischen, oder andern deutschen, ist sie augenscheinlich nicht gemacht, denn es wird oft davon abgewichen, auch manches berichtigt. Die Anmerkungen sind theils grammatisch, und erklären Gräcismen, Ellipsen, schwere Constructionen und Wortbedeutungen; theils antiquarisch, und gehn auf Gebräuche, Einrichtungen von Griechenland; theils kritisch; und einige wenige philosophisch. Die Wortbedeutungen werden zuweilen lexikographisch, das ist nach ihren Abstammungen aus einander angeführt, welches aber nicht ganz zweckmäßig scheint, ganz muß man doch Jünglinge nicht vom Wörterbuche entwöhnen, und ihnen nicht alles gar zu leicht machen. Was für Männer werden denn aus ihnen werden, wenn ihnen in den ersten Jahren die Mühe, in

ein Wörterbuch zu sehen, schon zu sauer ist? Dafür scheint es besser, eine dunkle, nicht gleich zu findende Bedeutung blos anzuführen; und mit ein paar Beyspielen zu bestätigen: so lernen doch junge Leute, wie sie in ähnlichen Fällen zu verfahren haben, und glauben nicht alles aufs Wort. Zuweilen ist auch der V. hier superfein, z. B. S. 11, wo κινδυνευει im schlimmern Verstande gesezt zu seyn behauptet wird, da es doch weiter nichts als videtur heissen kann. Die antiquarischen sind zweckmäßig und gut; weil man das hieher gehörige in den gewöhnlichen, und von der Jugend am meisten gebrauchten Büchern nicht findet. Die schweren Construktionen und Ellipsen werden aus Lamb. Bos, Hoogeven, Viger, kurz erklärt; doch mit unter auch verschiedenes, das billig schon als bekannt angenommen werden muste, wie S. 3 der Pleonasmus von τυγχανει, bey den Attikern vorzüglich alle Augenblicke vorkommend.

Die kritischen Anmerkungen sind oft treffend, oft auch unsers Bedünkens, unrichtig. In leztere gehören S. 64, wo der V. für το δαιμονιον, τον δαιμονιον lesen will, weil Plato bisher das Wort Substantive gebraucht hat; man sieht, der Grund reicht nicht hin, warum soll ein Schriftsteller gerade immer eine Form gebrauchen? S. 96 wählt er für ὃν γαρ αγωνος αθληται εσμεν, και εν ὁις ἡμιν ὁ αγων προκειται, μονον ὁυτοι γυμναζονται, ὁι εν τουτοις τοις περι τον πολεμον οργανοις γυμναζομενοι lieber lesen: οὑ αγωνος αθληται εσμεν, και εν ὁις ἡμιν ὁ αγων προκειται μονοι ὁυτοι αγωνιζονται, ὁι εν τουτοις τοις περι τον πολεμον, οργανοις γυμνασαμενοι. Allein die Verbesserung scheint überflüßig, sobald man so konstruirt: μονοι ὁυτοι, οἱ εν τουτοις τοις περι τον πολεμον οργανοις γυμναζομενοι, γυμναζονται εν τουτω τω αγωνι, ὁυ αγωνος αθληται εσμεν, d. i. nur die, welche sich mit diesen Kriegswerkzeugen üben, beschäftigen sich mit eben dem, worin wir uns üben, und zu kämpfen gesonnen sind. Er will nemlich beweisen, daß Reiten und Fechten lernen einem jungen Menschen mehr nüze als die übrigen Leibesübungen, weil es im Kriege vorzüglich zu gebrauchen ist. Die Verbesserung hingegen paßt nicht bequem in den Zusammenhang, und nimmt noch dazu etwas hinein, was die Worte nicht besagen. Es ist doch wohl etwas anders, wir üben uns jezt nicht in Fechten, Kämpfen; als, wir haben keine Muse, uns darin üben.

Uf.

Sprüche

Sprüche Salomons, neu übersezt, mit kurzen erläuternden Anmerkungen von D. Johann Christoph Döderlein. Zwote durchaus verbesserte Auflage. Nürnberg und Altdorf, bey Monath. 1782. 13 Bogen in 8.

Die erste Auflage dieser Uebersetzung ist im ersten Stück des vierzigsten Bandes unsrer Bibliothek umständlich beurtheilt worden. Der Herr V., ein unermüdeter Denker und Forscher, hat die dort vorkommenden oder auch von andern ihm gemachten Erinnerungen, wenn er es gut und nöthig fand, benuzt, und solchergestalt seine Uebersetzung fast durchaus umgearbeitet. Wir wollen nur einige Stellen der ersten und zwoten Auflage gegen einander stellen:

Erste Auflage.	Zwote Auflage.
Kap. I, 10. Wollen Sünder dich verführen, so laß dich nicht mit ihnen ein.	Wollen Sünder dich verführen, so folge nicht.
11. Den Unschuldigen ohne Ursache nachstellen, sie verschlingen, wie das [illegible]reich die Lebendigen.	Den Unschuldigen ohne Gefahr nachstellen, sie lebendig wie das Grab verschlingen.
28. Dann werdet ihr mich anschreyen.	Dann werdet ihr nach mir rufen.
32. Denn Rückgang der Einfältigen ist tödtlich für sie, und Ruhe der Thoren richtet sie zu Grunde.	Denn Rückschritt der Thoren ist tödtlich für sie, und der Irrweg der Lasterhaften führt sie zum Untergang.
Kap. II, 8. Er bewahrt die rechte Straße und behütet den Weg seiner Guten.	Der den Tugendweg beobachtet und auf der Bahn seiner Verehrer fortwandelt.
9. So mußt du lernen — wenn Weisheit in dein Herz kommen soll.	Dann wirst du lernen. Wenn Weisheit in dein Herz kommt.
12. Den Mann, der von Streichen spricht.	Den Mann, der Unwahrheit redet.
Kap. III, 9. Mit den Erstlingen deines Einkommens.	Mit den Erstlingen deiner Erdgewächse.
13. Der Klugheit verbreitet.	Der Klugheit auskramt.

17. Auf allen ihren Pfaden ist Glück.	Auf allen ihren Pfaden ist Wohlstand.
31. Den Frevler.	Den Gewaltthätigen.
Kap. IV, 9. Umkränzt dich mit Blumenkränzen.	Setzt dir eine prächtige Krone auf.

Aus diesen Beyspielen wird man hinlänglich sehn, daß die Worte durchaus verbesserte Auflage, mit Recht auf dem Titel gebraucht sind. Kap. III, 13. würden wir doch Bedenken getragen haben, das Wort auskramen zu gebrauchen; obgleich im Folgenden vom Handel die Rede ist. Sollte ja ein platter Ausdruck gebraucht werden, so scheint יפיק in Beziehung auf den Zusammenhang noch bestimmter durch, zu Markte bringt, ausgedruckt werden zu können. So könnte es heißen: der Klugheit vorzutragen weiß.

Pm.

Commentationes tres ad Theologiam naturalem, antiquitatem et philologiam sacram pertinentes auctore *Joanne Gottfried Am Ende*. A. M. et Past. Subst. Voigtidorp. in dioecesi Freibergensi. Freibergæ, sumtibus auctoris. 1782. 10 Bogen in 8.

Die erste dieser Abhandlungen hatte der V. ehmals zu einer Disputation bestimmt; sie hat den Titel: Commentatio philosophica, in qua argumentum ab omnium gentium in statuenda natura aliqua divina consensione petitum Ciceroni vindicatur, illiusque vis exponitur. Nach vorläufiger Aufführung verschiedener Alten, die den Beweiß von der Uebereinstimmung aller Völker für die Wahrheit einer Sache, und namentlich für das Daseyn Gottes gebraucht haben, kommt der V. auf die Disputation in Cicero's ersten Buch de natura Deorum, wo der Epikuräer Vellejus eben dies Argument braucht, welches der Akademiker Cotta, nach der bekannten Art der platonischen Schule widerlegt. Hier haben Petav und der sel. Ernesti geglaubt, daß Cicero selbst unter Cotta's Namen seine Meynung vortrage. Der V. zeigt aber, besonders aus dem Schluß des dritten Buchs, und aus Cicero's sonstigen Aeußerungen, daß er eigentlich seine Meynung von dem Stoiker Balbus

dus habe sagen lassen. Wenn sich nur Cicero in seinen philosophischen Meynungen und Behauptungen immer gleich wäre! Die zwote Abhandlung ist die vollständigste, trägt jedoch größtentheils bekannte Sachen vor; sie ist überschrieben: Commentatio antiquaria de gentium profanarum precibus orantiumque habitu, und war zuerst als ein Glückwünschungsschreiben an Herrn Raschig besonders gedruckt. Die dritte als Glückwünschungsschreiben an Herrn Gen. Sup. Rehkopf vorher besonders gedruckt, heißt: periculum loci Paullini 1 Cor. V, 5. facilius interpretandi. Der V. tritt denen bey, welche das Uebergeben des Blutschänders an Satanas, von der Excommunication verstehn; und hat das Eigne, daß er die Schwierigkeit, welche gegen diese Erklärung aus dem folgenden εἰς entsteht, dadurch zu heben sucht, daß er dasselbe durch *propter* oder *ob* erklärt, und diese Erklärung durch einige Beyspiele rechtfertigt. Allein da Paulus in der ähnlichen Redensart 1 Tim. 1, 20. ἵνα gebraucht, welches offenbar einen Zweck anzeigt, so muß man hier εἰς wohl eben so nehmen. Vielleicht könnte man es von einer Uebergabe an die heidnische Obrigkeit, zur leiblichen Bestrafung verstehn.

Rw.

Zur Moral. Aus dem Griechischen übersezt von Ernestine Christine Reiske. Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 1 Alphab. 1 Bogen in 8.

Unter dem angezeigten Titel hat Madame Reiske Stücke aus verschiedenen griechischen Schriftstellern übersezt geliefert. Diese sind drey Dialogen aus Lucian, nemlich Porträts, Apologie für die Porträts und Toxaris, fünf Reden des Libanius, nebst einigen Briefen desselben, des Prodikus Erzählung vom Herkules aus Xenophon, Hippokrates Brief an Damagetus, Epiktets Handbuch, Kebes Gemählde und eine freye und abgekürzte Uebersetzung des Romans vom Xenophon von Ephesus. Die Uebersetzungen sind größtentheils fließend, und lassen sich wohl lesen. Kleinigkeiten zu tadeln, zumal bey eignen Namen und Dingen, die in die Geschichte, Mythologie und Alterthümer einschlagen, (wie wenn man z. B. den Gorgon für die Gorgone, Krotonien für Kroton u. s. w. findet) würde bey ei-

ner solchen Arbeit eines Frauenzimmers unbillig seyn, wenn man bedenkt, wie viel mehr Hindernisse sie zu überwinden hat, als eine Mannsperson, die von Jugend auf sich den philologischen Wissenschaften als ihrem Hauptgeschäft gewidmet hat, und wie viel Hülfsmittel ihr abgehn, die Jenem zum Gebrauch offen stehn; (so hat Mad Reiske sich z. E. beym Lucian mit einer alten Ausgabe ohne Hülfsmittel behelfen müssen) und wenn man dabey sieht, daß sie demungeachtet viel geleistet habe. Sicher gehört Madam Reiske zu den merkwürdigen Erscheinungen in diesem Fache der Litteratur, und schon in dieser Rücksicht verdient ihr Buch viele Käufer und Leser zu finden. Um unsern Lesern indessen eine kleine Probe von ihrer Uebersetzung zu geben, wollen wir den Anfang von Kebes in Parallele mit der im vorigen Jahre erschienenen Baumgärtnerschen Uebersetzung hieher setzen:

Madame Reiske.	Hr. Rath Baumgärtner.
Wir giengen einstmals in dem Tempel des Saturnus umher, und besahen viele daselbst aufbewahrte Denkmale. Es war aber auch vor dem Tempel eine Tafel mit einem unbekannten Gemählde aufgestellt, das eine besondre Geschichte enthielt, von welcher wir nicht errathen konnten, was sie anzeigte, und wo sie sich zugetragen hätte. Denn das Gemählde schien weder eine Stadt, noch ein Feldlager zu seyn, sondern es war eine Ringmauer, in welcher sich noch zwey andre befanden, wovon die eine größer als die andre war. An der äußersten sahe man ein Thor, vor welchem viel Volk zu stehen schien, und innerhalb der Mauer eine Menge Weiber. Am Eingange des Thors dieser Ringmauer stand	Als wir in dem Tempel des Saturnus herumgiengen, und die diesem Gott geheiligten Geschenke besahen, so war uns ein Gemählde, welches vor der Sakristey hieng, besonders auffallend. Mahlerey und Erfindung schien fremd zu seyn, und daher ließ es sich nicht errathen, wo es her wäre, und was es abbilden sollte. Es stellte weder eine Stadt noch eine Landschaft vor, sondern einen Cirkel, welcher noch zwey andere enthielte, davon aber der eine von größerem Umfang als der andere war. Den äussersten öffnete ein Eingang, vor welchem außen viele Menschen, inwendig aber nur einige Frauenzimmer stunden. Neben diesem Einlaß stund ein Greiß in einer Stellung, woraus sich schließen ließ, daß er diejenigen an

ein Greis, in einer Stellung, anzuweisen habe, welche hin-
als ob er dem hineingehenden eingiengen u. s. w.
Wolke etwas anbefohle u. s. w.

Verschiedene anstößige Stellen im Xenophon von Ephesus, Lucian und Epiktet hat die Uebersetzerin unterdruckt. Vielleicht machte Geschlecht und Tugend sie hierin zuweilen delikater als nöthig war.

Pm.

Allegoriae Homericae quae sub *Heraclidis* nomine feruntur, cum *Conr. Gesneri* versione latina iterum editae a *Nicol. Schow* A. M. Accedit eiusdem Commentatio critica in Stoicorum et Grammaticorum Allegorias Homericas, una cum adnotatione critica in lectionem libelli. Præmissa Epistola *C. J. Heynii* ad auctorem. Gœttingae, apud Joh. Chr. Dietrich. 1782. 21 Bogen in klein 8.

Ist ein Beweis von dem Fleiße, mit welchem dieser junge Däne seine Studien in Göttingen getrieben hat, den er nun seinen Wohlthätern nach seinem Abzuge vorlegen wollte. In sofern hat er auch unsern Beyfall ganz; und wir wünschten herzlich, daß der große Haufen von einheimischen Philologen, welche uns alle Messen mit neuen Auflagen bestürmen, nur wenigstens so etwas liefern mögte. Der Schriftsteller selbst, dessen wahren Namen man noch so wenig, als Vaterland und andre Umstände weis, ist für uns jezt einer der armseligsten und entbehrlichsten; wäre es nicht um die etlichen Bruchstücke der alten Dichter, welche er allein aufbewahrt hat, und um einige wenige historische Data, so konnte man das ganze Buch immer hin vermodern lassen. So abgeschmackt ist der Inhalt und so elend die Sprache! Unterdessen war des Verfassers Manier, die anstößigen Stellen im Homer durch allegorische Erklärungen zu retten, ehemals sehr allgemein, und mehrern Secten von Philosophen eigen. Hr. Schow nahm daher Gelegenheit, auf den Ursprung dieser Erklärungsart zurückzugehn; er untersucht die Ursachen, zeigt die Nichtigkeit derselben; schlägt neue Wege

 vor,

ner solchen Arbeit eines Frauenzimmers unbillig seyn, wenn man bedenkt, wie viel mehr Hindernisse sie zu überwinden hat, als eine Mannsperson, die von Jugend auf sich den philologischen Wissenschaften als ihrem Hauptgeschäft gewidmet hat, und wie viel Hülfsmittel ihr abgehn, die Jenem zum Gebrauch offen stehn; (so hat Mad. Reiske sich z. E. beym Lucian mit einer alten Ausgabe ohne Hülfsmittel behelfen müssen) und wenn man dabey sieht, daß sie demungeachtet viel geleistet habe. Sicher gehört Madam Reiske zu den merkwürdigen Erscheinungen in diesem Fache der Litteratur, und schon in dieser Rücksicht verdient ihr Buch viele Käufer und Leser zu finden. Um unsern Lesern indessen eine kleine Probe von ihrer Uebersetzung zu geben, wollen wir den Anfang von Kebes in Parallele mit der im vorigen Jahre erschienenen Baumgärtnerschen Uebersetzung hieher setzen:

Madame Reiske.	Hr. Rath Baumgärtner.
Wir giengen einstmals in dem Tempel des Saturnus umher, und besahen viele daselbst aufbewahrte Denkmale. Es war aber auch vor dem Tempel eine Tafel mit einem unbekannten Gemählde aufgestellt, das eine besondre Geschichte enthielt, von welcher wir nicht errathen konnten, was sie anzeigte, und wo sie sich zugetragen hätte. Denn das Gemählde schien weder eine Stadt, noch ein Feldlager zu seyn, sondern es war eine Ringmauer, in welcher sich noch zwey andre befanden, wovon die eine größer als die andre war. An der äußersten sahe man ein Thor, vor welchem viel Volk zu stehen schien, und innerhalb der Mauer eine Menge Weiber. Am Eingange des Thors dieser Ringmauer stand	Als wir in dem Tempel des Saturnus herumgiengen, und die diesem Gott geheiligten Geschenke besahen, so war uns ein Gemählde, welches vor der Sakristey hieng, besonders auffallend. Mahlerey und Erfindung schien fremd zu seyn, und daher ließ es sich nicht errathen, wo es her wäre, und was es abbilden sollte. Es stellte weder eine Stadt noch eine Landschaft vor, sondern einen Cirkel, welcher noch zwey andere enthielte, davon aber der eine von größerem Umfang als der andere war. Den äussersten öffnete ein Eingang, vor welchem außen viele Menschen, inwendig aber nur einige Frauenzimmer stunden. Neben diesem Einlaß stund ein Greiß in einer Stellung, woraus sich schließen ließ, daß er diejenigen an

ein Greis, in einer Stellung, als ob er dem hineingehenden Wolke etwas anbefehle u. s. w. anzuweisen habe, welche hineingiengen u. s. w.

Verschiedene anstößige Stellen im Xenophon von Ephesus, Lucian und Epiktet hat die Uebersetzerin unterdruckt. Vielleicht machte Geschlecht und Tugend sie hierin zuweilen delikater als nöthig war.

Pm.

Allegoriae Homericae quae sub *Heraclidis* nomine feruntur, cum *Conr. Gesneri* versione latina iterum editae a *Nicol. Schow* A. M. Accedit eiusdem Commentatio critica in Stoicorum et Grammaticorum Allegorias Homericas, una cum adnotatione critica in lectionem libelli. Præmissa Epistola *C. J. Heynii* ad auctorem. Gœttingae, apud Joh. Chr. Dietrich. 1782. 21 Bogen in klein 8.

Ist ein Beweis von dem Fleiße, mit welchem dieser junge Däne seine Studien in Göttingen getrieben hat, den er nun seinen Wohlthätern nach seinem Abzuge vorlegen wollte. In sofern hat er auch unsern Beyfall ganz; und wir wünschten herzlich, daß der große Haufen von einheimischen Philologen, welche uns alle Messen mit neuen Auflagen bestürmen, nur wenigstens so etwas liefern mögte. Der Schriftsteller selbst, dessen wahren Namen man noch so wenig, als Vaterland und andre Umstände weis, ist für uns jezt einer der armseligsten und entbehrlichsten; wäre es nicht um die etlichen Bruchstücke der alten Dichter, welche er allein aufbewahrt hat, und um einige wenige historische Data, so konnte man das ganze Buch immer hin vermodern lassen. So abgeschmackt ist der Inhalt und so elend die Sprache! Unterdessen war des Verfassers Manier, die anstößigen Stellen im Homer durch allegorische Erklärungen zu retten, ehemals sehr allgemein, und mehrern Secten von Philosophen eigen. Hr. Schow nahm daher Gelegenheit, auf den Ursprung dieser Erklärungsart zurückzugehn; er untersucht die Ursachen, zeigt die Nichtigkeit derselben; schlägt neue Wege

vor, wie man die uralten, und anstößigen homerischen Fabeln nach den Sitten, der Denkungsart und nach der rohen Philosophie des heroischen Zeitalters entwickeln und erklären müsse, wo er viele gute Heynische Grundsätze beybringt, und mit Beyspielen erläutert; giebt aber auch doch zu, daß man bey einigen Fabeln seine Zuflucht zur Allegorie nehmen müsse, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht die Philosophie seines Zeitalters in den Homer übertragen dürfe, wie die Alten thaten, sondern vielmehr die rohe Philosophie des ersten Menschenalters kennen, und auf jene Fabeln anwenden müsse. Zulezt geht Hr. S. die Schrift des Heraklides und seine Erklärungen selbst durch, erläutert und verbessert, was dunkel oder fehlerhaft war; und dabey beweiset er keine gemeine Anlage zur Kritik. Freylich hat er manches übersehn, was einem geübtern Kritiker sogleich auffallen muste; aber diese Stellen hat Hr. Heyne in dem vorgesezten Briefe nachgeholt, erläutert und verbessert; so daß jezt nur noch wenig zu bessern übrig ist. Aus den beyden erstern Abtheilungen von Hrn. Schow Abhandlung geben wir keine Proben; denn wir setzen voraus, daß unsre Leser die Heynische Abhandlung de origine fabularum Homericarum, und die darinne enthaltenen Grundsätze kennen; mit welchen die hier vorgetragenen ganz übereinstimmen. Also nur einige Proben von Verbesserungen. Kap. 2. S. 9. ὑμεῖς μάρτυρές ἐστε τῆς Ὁμήρου θεοσεβοῦς προαιρέσεως, ὅτι πάθεσιν ἐξαιρέτοις, ἐπὰν νεωκορῇ τὸ δαιμόνιον. Hier verbessert Hr. Schow sehr wahrscheinlich ἐξαιρέτοις ἐπῶν νεωκορεῖ τὸ δαιμόνιον. Doch nur eigentlich die Hälfte dieser Verbesserung gehört ihm eigen: denn schon Conrad Gesner übersezte: sic eximiis affectibus divinitatem colit, velut ædituus quidam Deorum. Dagegen ändert er ganz unrecht die Stelle S. 3. wo es heist: καὶ μονονοῦ ἐνεσπαργανωμένοις τοῖς ἔπεσιν αὐτοῦ — τὰς ψυχὰς ἐπάρδομεν. Nicht ἔπη ἐνεσπαργανωμένα gehören zusammen, wie Hr. S. meynte, sondern παιδία ἐνεσπαργανωμένα τοῖς ἔπεσιν. Der Ausdruck selbst ist zwar kindisch, aber ganz nach dem sonst bekannten ἐντρέφεσθαι, innutriri homericis carminibus gebildet. S. 5. sollte es doch wohl ὁρμήσαντος heißen, statt ὁρμίσαντος. In dem herrlichen Bruchstücke des Archilochus, S. 12. wundern wir uns doch, daß das fehlerhafte und ganz unerklärliche ὄρκον stehn geblieben ist, da ὀρθὸν oder ὀρφνὸν dem Herausgeber bekannt waren. In der Stelle des Plutarch vom Aberglauben S. 56. der Matthäischen Ausgabe, hat die schlechte Moskauer

Hands

Handschrift weiter keine Variante, als statt γυρεὸν lieset sie γυρέωνα. Xylanders Codex hatte γύρων und am Rande πετρῶν beygeschrieben. Diese Gloße führt, deucht uns, auf eine gute Lesart, wenn man annimmt, daß Archilochus dies auf einer Insel (vielleicht Parus) schrieb, wo die an den Felsen, welche Gyrae hießen, schwebenden schwarzen Wolken gewöhnlich einen Sturm verkündigten. Die Heynische Verbesserung des zweyten Fragments von Alkäus S. 15. sehn wir für ganz vorzüglich an. S. 26. sollte es ποσειδάωνι heißen, statt ποσειδάων und S. 49. τῆς τε γὰρ διαίτης τὸ ακριβὲς ὁ τηρεῦται, statt des unschicklichen Θηρᾶται. Einige gute und richtige Verbesserungen macht Hr. S. hinter einander; erst lieset er S. 110. ὕβριν statt ὕδρην. S. 112. μεθ' Ἥραν statt ἡμέραν, und διώρθρωσε statt διήρθρωσε. Das Wort πηγὰς S. 131 steht da ohne alle Bedeutung, weil von Blumen die Rede ist. Vermuthlich liegt darinne ein schicklicheres verborgen. S. 143. αἱμοφρύκτοις ist vielleicht ein Druckfehler: es soll αἱμοφορύκτοις heißen. In dem Fragment des Eratosthenes S. 165. von den Zonen konnte und sollte Hr. S. doch die offenbar fehlerhafte Lesart ἑκάτερθε πόλοιο περιπεπηγυῖαι verbessern; denn schon in Brunks Analectis I. p. 477. steht recht: πόλοις περιπεπτηυῖαι. Nun noch etwas von dem kritischen Briefe des Hrn. Heyne. Wenn er S. 17. fragt: Quae Archilochi Θρακικὰ δεινὰ sint, an quispiam docuerit, scire velim, so dient zur Antwort: daß von dem Thracischen Kriege die Rede sey, in welchem Archilochus mitgefochten, aber die Flucht ergriffen und seinen Schild verlohren hatte. Man sehe Sexti Empir. Pyrrh. Hypoth. III. 24. wo das bekannte Fragment ἀσπίδι μὲν Σαΐων vorkommt, das dahin gehört. Die Verbesserung XVII. ἢ ἐν πεδιάδι μάχῃ statt ἢ ἐπὶ δυάδι S. 31 ist richtig, und schon von Valkenaer über den Herodotus S. 436 vorgeschlagen worden. Und so beweisen alle übrige Bemerkungen den schon bewährten Scharfsinn ihres Urhebers, dem der Herausgeber als Schüler Ehre macht.

Epistola Critica in Apollodorum ad Virum illustrem *Christ. Gottl. Heyne*. Accedunt nonnulla in Statium et Catullum Auctore *Chr. Guil. Mitscherlichio*. Goettingae apud Viduam Abr. Vandenhoekii MDCCLXXXII. 4 Bog. in kl. 8.

So wie Heyne sich entschloß, den Apollodorus in öffentlichen Vorlesungen zu erklären, ließ er auch zugleich den Text davon bey Dietrich abdrucken, den wir auch bereits in Händen haben. Aber noch fehlt der versprochene Commentar mit dem kritischen Apparatus. Unter seinen Schülern fanden sich bald einige, wie ehemals beym Pindar, die einen besondern Fleiß auf den Apollodorus wendeten, und ihr kritisches Talent daran prüften. Darunter gehört der V. der gegenwärtigen Schrift, welcher vermuthlich besondere Ursachen hatte, seine Muthmaßungen vorher abdrucken zu lassen, ehe der Heynische Commentar erschienen ist. Wir enthalten uns darüber eines besondern Urtheils; weil bey einem historischen Schriftsteller oft sehr langwierige Untersuchungen darzu gehören, um eine einzige Leseart sicher verwerfen oder verbessern zu können. Aber im allgemeinen gestehn wir, daß wir in dem V. eine gute Anlage zur Kritik mit Vergnügen bemerkt haben. Einige Lücken und Einschiebsel hat er, unsrer Meynung nach, recht glücklich entdeckt. Etwas dreuster gehen wir an seine Bemerkungen über Catull und Statius. Denn die wenigen Verbesserungen über die Odyssee übergehn wir; sie sind von der Art, wie ein Anfänger 100 in einer Stunde machen kann, wenn er alles ihm fremd vorkommendes aussondern und verändern will. Beym Vater der Dichter muß man weit vorsichtiger und langsamer zu Werke gehn, und vorher viele Hülfsmittel durch Lectüre sich erworben haben. Aus dem Catull ist das Gedicht auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis gewählt, das allerdings seithero vernachläßiget worden ist. Vorzüglich verdienten darinne die griechischen Nachahmungen bemerkt zu werden. Hr. M. hat den 12. und folgende Verse mit dem Apollonius von Rhodus I. 540 verglichen. Die Stelle hat wirklich viel ähnliches, nicht allein im Inhalt, sondern auch im Ausdrucke; aber wenn man ohne Vorurtheil alles vergleicht, so kann man doch nicht absehn, wie die Voßische Verbesserung im 16. Verse Illaque haudque alia viderunt luce marinas Mortales oculi nudato corpore nymphas, statt illa atque alia vorzüglich durch den Ausdruck des Apollonius ἤματι κείνῳ bestätigt werde. Jene Verbesserung ist von der Art, daß sie einer solchen Bestätigung nicht bedarf. Die feri vultus von den Meergöttern sind Hrn. M. verdächtig. V. 106 quercum, aut conigeram sudanti corpore pinum Indomitus turbo contorquens flamine robur Eruit: illa procul radicibus exturbata

Prona

Prona cadit, lateque et comminus omnia frangens. Da hier Sudanti dem poetischen Bilde nicht sehr beförderlich ist, denn allenfalls könnte dies Beywort auf das Herz gehn, so ziehn wir allerdings mit dem V. nutanti corpore seu vertice vor; aber die zweyte Verbesserung late, quæ cornibus obvia, frangens widersteht unserm Gefühl. Erstlich warum soll late et cominus hier frostig seyn? Hernach wo hat Hr. M. ein Beyspiel gefunden, daß cornua von den Aesten der Bäume gesagt werde? Cornua de arborum ramis dici poetis, probare satgerunt V. V. D. D. So sagt Hr. M., aber daran zweifeln wir eben. Und endlich hat er wohl recht bedacht, ob das Bild durch seine Verbesserung verstärkt oder geschwächt werde? Uns deucht late et cominus weit stärker. Daß er V. 306 infirmo quatientes corpora motu von dem gebrechlichen Gange der veralteten Parcen erklärt, billigen wir ganz; aber die vielen Aehnlichkeiten finden wir nicht, die er vorzüglich im Statius mit griechischen Dichtern will gefunden haben. Dies ist aber eine Schwachheit der jungen Philologen, die das reifere Alter wegwischt; und in diesem Alter verspricht der V. viel, wenn er den Heynischen Grundsätzen überall treu bleibt. Von der versprochenen Ausgabe der Gedichte des Statius ist das hier eine Probe. Also zu gleicher Zeit findet dieser Dichter zwey Herausgeber!

Th.

Apollodori Atheniensis Bibliothecæ Libri III. ad codicum manuscriptorum fidem recensiti a *Chr. G. Heyne*. Goettingae apud Joh. Christ. Dieterich. 1782. 284 Seiten in 8. ohne Vorrede.

Da Apollodors Bibliothek unter die Quellen der Mythologie gehört, und zur Erklärung alter Dichter von so grosser Wichtigkeit ist; der vorhandenen Ausgaben derselben aber so wenige sind, daß, unsers Wissens, in diesem ganzen Jahrhundert keine, außer der Meuselschen deutschen Uebersetzung, erschienen ist: so war die Veranstaltung eines so saubern und verbesserten Abdrucks eine dankenswerthe Bemühung des Hrn. H. Heyne. Er war hauptsächlich zum Gebrauch mythologischer Vorlesungen bestimmt; und nach seinem ersten Vorsatz sollte blos der vorhandene gedruckte Text, ohne kritische Be-

handlung, correct abgedruckt werden. Der Fleiß aber und einige glückliche Conjecturen einiger seiner Zuhörer, die er nahmentlich anführt, zu Verbesserung des höchst fehlerhaften Textes, veranlaßten ihn, sich nach Handschriften und andrer kritischen Hülfe umzusehn. Mit einer nachahmungswürdigen Bescheidenheit that er auf eigne kritische Bearbeitung des Texts Verzicht, und nahm sich blos vor, die Lesarten seiner Handschriften getreu darzustellen, weil, wie er schreibt, es zwar bey vielen verdorbenen Stellen leicht ist, zu errathen, was der Autor statt dessen habe schreiben können; nicht aber, was er würklich geschrieben haben würde; und weil man, wenn man wolle, jede gewagte, auch noch so gute Verbesserung eines andern bestreiten könne. An dreyen Exemplaren des Apollodor, die aus der Versteigerung der Burmannischen Bibliothek in die Göttingsche gekommen waren, fand er Varianten, und darunter aus einer Dorvillischen Handschrift, am Rand geschrieben. Weil Gerard Jac. van Swinden in die Misc. Obss. nou. T. III. eine Probe einer neuen kritischen Ausgabe des Apollodor hatte einrücken lassen, aber bereits seit 40 Jahren verstorben ist: so bewarb er sich durch Hrn. Rhunken um dessen kritische Verlassenschaft über diesen Autor, und erhielt sie durch des Verstorbenen Bruder, und fand darinne Lesarten von 6 Handschriften. Von einer dritten Pariser Handschrift erhielt er Excerpten von Varianten durch Hrn. Schweighäusern aus Straßburg. Diese kritischen Hülfsmittel sezten ihn denn in den Stand, die eigenmächtigen Zusätze und Veränderungen des ersten Herausgebers, Aegius, auszumustern, und die wahre Lesart an vielen Orten herzustellen. Von diesem allem verspricht er nun, in einem zweyten Bändchen Nachricht und Rechenschaft zu ertheilen, Erläuterungen, die ihm während der Erklärung nöthig schienen, beyzufügen, und von dem Apollodor selbst, seinen Handschriften und Ausgaben, Nachricht zu geben. Man hat Ursache, diesem versprochenen zweyten Theil, ohne den der hier gelieferte Text nur halb brauchbar ist, mit warmen Verlangen entgegen zu sehen. Er selbst macht sich bey diesem Abdruck, Ausmerzung der vorigen Druckfehler und möglichst genaue Interpunction zum hauptsächlichsten Verdienst.

P. *Virgilii Maronis* Opera ex fide *Nic. Heinsii* ope XXX. Mss. restituta cum notis integris *Car. Ruæi*

Ruæi S. J. ad tertiam editionem Parisinam exactis in usum vicinarum scholarum. Coloniæ Munatianæ, sumtibus Eman. Thurneisen. 1782. Tomus I. 14 Bogen. Tom. II. 16 Bogen. Tom. III. 13 Bogen im größten 12.

Das ist wieder eine von den eleganten Ausgaben der Alten, die wir bisher von Basel aus erhalten haben. Die gegenwärtige kann an Feinheit und Schärfe der Typen, und an Stärke und Weiße des Papiers mit Englischen und Holländischen Drucken wetteifern. Der Titel sagt es schon, daß es keine neue Bearbeitung des Dichters, sondern ein bloßer Abdruck der Ruäischen Ausgabe in vsum Delphini (nur mit Weglassung des Index, der Umschreibung und der Vorrede) ist. Die Absicht und Veranlassung dieses neuen Abdrucks einer mehr als hundertjährigen Ausgabe des Virgils, giebt der Vorredner J. A. W. folgendergestalt an: Schulleute hätten schon lange einen bequemern Virgil gewünscht: da theils einige neuere Ausgaben desselben auf mehrere Bände angewachsen wären, und daher nicht mit in die Schule genommen werden könnten — (quarum editionum autores, schreibt er, mihi istuc videntur egisse, uti per ipsam ostentationem literaturæ delitescerent potius in scriniis quam lectores nanciscerentur.) Andere theils durch Druck und Papier, oder durch den Mangel an Noten, vom Gebrauch abschreckten, theils mehr Lehrern als Schülern brauchbar wären. Deswegen habe man denn einen neuen Abdruck, mit den vollständigen Noten des Rue, für zweckmäßig gehalten. Daß der Herausgeber der beyden Heynischen Ausgaben weder mit einem Wort erwähnt, noch von ihren Anmerkungen Gebrauch macht, nimmt uns dennoch Wunder: da die Noten des Ruäus zwar sehr gut, und gewiß unter den meisten Ausgaben in vsum Delphini, und unter allen ältern Ausgaben des Virgil, die besten sind; sich aber dennoch nur, außer Erklärungen einzelner Worte, blos auf alte Geschichte, Mythologie und Alterthümer einschränken, und die Eigenthümlichkeiten der Dichtersprache, so wie die Quellen der Erdichtungen, unerörtert lassen. Aus diesem Grunde würde allerdings die Einschaltung einer kurzen erklärenden Anmerkung von Heynen zuweilen an ihrem rechten Ort gewesen seyn.

Theocriti

Theocriti Idyllia cum scholiis selectis scholarum in vsum edidit *Frid. Andr. Stroth.* — Gothae sumtibus Car. Guil. Ettingeri 1782. 13½ Bogen in 8.

Kein griechischer Dichter, etwan den Anakreon ausgenommen, hat das Glück gehabt, in neuerer Zeit so viele gelehrte Herausgeber zu finden, als Theokritus: dennoch aber, sagt Hr. Stroth in der Vorrede, sind alle diese neuere Ausgaben eines Reiske, Wartons, Valkenaers, Brunks und selbst die neuste von Hrn. Harleß, zum Gebrauch auf Schulen zu kostbar; und jeder Schulmann wird ihm darinne recht geben, wer je die Einführung eines neuen Autors in seiner Schule in Vorschlag gebracht hat. Zugleich nimmt er aus dem Tadel, den seine neuliche Ausgabe von Xenophons Merkwürdigkeiten gefunden haben soll, Anlaß, sich über die Einrichtung von jener sowohl als der gegenwärtigen und vielleicht auch zukünftigen Ausgaben griechischer Schriftsteller einmal für allemal zu erklären. Er meynt nemlich, es sey Vermessenheit von einem Herausgeber einer Handausgabe, blos die einzige Lesart, die ihm die richtigste zu seyn dünke, in den Text aufzunehmen, ohne durch Mittheilung andrer Lesarten, zur eignen Wahl und zu kritischen Verbesserungen Anlaß zu geben. Erklärende Anmerkungen aber müßten wegfallen, und ganz der mündlichen Erklärung des Lehrers überlassen werden. Wir wissen fast nicht, ob wir hierinne Hrn. Stroth mit Ueberzeugung Recht geben können. Die Ausschüttung eines Variantenvorraths ist für alle Arten von Ausgaben nöthiger als für eine Handausgabe, die, nach des V. eignen Erklärungen, für Schulen bestimmt ist. Der Schüler begnügt sich gerne mit der Lesart, die er im Texte findet, macht noch nicht auf Varianten Jagd, es sey denn, daß die Schwierigkeit des Verstandes ihn auf eine andre Lesart neugierig mache: in welchem Fall es freylich wohl gethan ist, ihm solche nicht vorzuenthalten; besser aber, die bessere Lesart sogleich in den Text aufzunehmen. Kurze erklärende Anmerkungen hingegen sind ihm weit wünschenswerther, wenn man ihm die Handausgabe nicht für seinen Privatfleiß verschließen will. Daß der Herausgeber Auszüge des Scholiasten beygefügt hat, ist sehr gut: künftige Humanisten müssen schon auf Schulen zur Bekanntschaft mit den Scholiasten angeführt

führt und gewöhnt werden. Er hat sich an keinen gedruckten Text allein gehalten, sondern durch Vergleichung der besten Ausgaben und einer Gothaischen, noch unverglichenen Handschrift, aus welcher wir verschiedene sehr gute Lesarten bemerkt haben, sich gleichsam selbst einen neuen Text gemacht.

Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum ad optimas editiones collatae. Praemittuntur vita a G. I. Vossio scripta et notitia literaria. Accedunt indices. Studiis societatis Bipontinae. Editio accurata. Biponti ex typograph. societ. 1782. 19 Bogen, gr. 8. mit dem Kopfe des Phocion.

M. Tullii Ciceronis opera ad optimas editiones collata. Praemittitur vita ex Plutarchi graeco latine reddita. Cum notitia literaria accedunt indices. Studiis societ. Bipontinae. Editio accurata. Biponti ex typogr. societ. Vol. I. 1780. 1 Alph. 8 Bogen gr. 8. mit dem Kopf des Cicero.

Vol. II. 1 Alph. 11 Bogen mit dem Kopf des Brutus.

Vol. III. 1 Alph. 9 Bogen 1781. mit dem Kopf des Sulla.

Vol. IV. 1 Alph. 9½ Bogen mit dem Kopf des Pompejus.

Vol. V. 1 Alph. 10 Bogen mit dem Kopf des Marius.

Vol. VI. 1 Alph. 8½ Bogen mit dem Kopf des Antonius.

Vol. VII. 1 Alph. 9 Bogen gr. 8. mit dem Kopf des Augustus.

Vol. VIII. 1 Alph. 9½ Bogen mit dem Kopfe des Lepidus.

Vol. IX. 1 Alph. 2½ Bogen mit dem Kopf des Cassius.

Vol.

Vol. X. 1 Alph. 13¾ Bogen mit dem Kopf des Aristoteles.

Vol. IX. 1 Alph. 5½ Bogen mit dem Kopf des Zeno.

Bey der Ausgabe des Nepos haben die Herrn Zweybrücker die Heusingersche zum Grund gelegt, doch so, daß sie hie und da nach ihrem eignen Urtheil, eine Lesart von Bosen und Stavern in den Text aufgenommen haben. Den Feldherrn und ihren einzelnen Capiteln ist kein Inhalt vorgesezt. Die notitia literaria ist, wie vorher, aus des sel. Ernesti Ausgabe des Fabriz wieder abgedruckt und hie und da vermehrt worden. Der index editionum *Cornel. Nep.* auctior Fabriciano et in ætates digestus, ist, wie man es schon gewohnt ist, mit besondern Fleiß verfertigt. Unvermeidlich war es, daß nicht zuweilen durch die Ordnung nach den Jahren, die nach den Classen oder Quellen unterbrochen werden mußte. Zu Ende folgen die Fragmente des Nepos, die schon andern Ausgaben angehängte Chronologien der Feldherrn nach Olympiaden, des Hannibals und Hamilkars, von Heusingern, des Cato von Andr. Schott, und des Atticus, von Heusingern. Den Beschluß macht der Heusingerische starke index in zwey, einen historisch-geographischen, und einen grammatischen, vertheilt, welcher lezte zugleich bisweilen die Stelle erklärender Noten vertritt. Daß diese Ausgabe mit Recht *accurata* heissen könne, zeugen verschiedene, um einer Kleinigkeit wegen umgedruckte Blätter.

Zur Ausgabe des Cicero hat Hr. Pr. Exter den nicht von Druckfehlern reinen Text der dritten Ernestischen Ausgabe, mit der L'allemandschen (Paris 1768) der Aldinischen von 1569, der Gryphischen (1560) Lambinischen (1577) und mit den Gruterianischen und einigen andern ältern und neuern, im Ausgabenverzeichniß mit einem Sternchen bezeichneten Ausgaben verglichen, auf die Art viele Druckfehler, Rechtschreibung und Interpunction verbessert, und viele Stellen aus bessern Ausgaben hergestellet, doch nichts nach bloßer Conjectur geändert, so daß also diese auf die Art zubereitete Ausgabe das Gute der meisten andern in sich begreift. Der erste Band fängt sich mit Plutarchs lateinisch übersezten Biographie des Cicero an, S. 1-64 dann folgt 2) ein breviarium vitae, actionum et scriptorum Ciceronis, nach den Jahren der Erbauung Roms und des Cicero geordnet, welches Heidmann ehmals als einen Index zu Franc. Fabrizens von ihm

ihm 1620 herausgegebenen Geschichte des Cicero verfertigt hatte, die Herausgeber aber mit ihrem gewöhnlichen Fleiß berichtigt und sehr vermehrt haben — eine zur Lesung vieler Ciceronischen Schriften überaus nüzliche, beynahe unentbehrliche Arbeit des Hrn. Prof. Croll. S. 65 = 80. 3) Ein index editionum corporis Tulliani secundum ætates digestus, vermehrter als Fabriz und Ernesti im ersten Band seiner Ausgabe von 1774 ihn gegeben hatte. S. 81 = 101. 4) Notitia literaria de M. Tull. Cicerone, aus der Fabrizisch-Ernestischen lat. Bibliothek, aber vermehrt, (jedoch, wie wir gefunden haben, nicht so vollständig, als man es sonst von dem Fleiß der Herausgeber gewohnt ist) und nur so weit sie sich über die in diesem und dem folgenden Band gelieferten rhetorischen Bücher erstreckt. S. 102 = 124. Nun folgen von Ciceronianischen Büchern, 1) die vier Bücher an den Herennius, 2) die zwey Bücher von der rhetorischen Erfindung. 3) Der dialogus de partitione oratoria und 4) die Topica. Der zweyte Band enthält die übrigen rhetorischen Schriften: die Bücher de oratore; das Buch de claris oratoribus; den Orator; die Schrift de optimo genere oratorum; und endlich die Fragmente librorum poeticorum, mit Voranschickung der hieher gehörigen Fabrizischen Nachricht von den verlohrnen und unächten Schriften des Cicero.

Der dritte, vierte, fünfte und sechste Band liefern die sämtlichen noch vorhandenen Reden des Cicero, nach der Zeitfolge geordnet, in der sie gehalten wurden, nebst den Fragmenten der übrigen. Auch hier macht den Anfang des dritten Bandes die Fabrizische Literarnotiz von den Ciceronianischen Reden, aber auch nicht so vollständig ergänzt, als es zu wünschen gewesen wäre. Dann folgt von S. 19 ein alphabetischer index legum mit einer vorausgeschickten antiquarischen Nachricht von der römischen Gesezgebung überhaupt; es versteht sich, daß die römischen Geseze nur bis auf die Zeit des Cicero angegeben werden, deren Kenntniß also zu Lesung seiner Reden nothwendig ist, wie denn bey jedem Gesetze die Stellen angegeben werden, wo Cicero desselben Erwähnung thut. Der Gesetze der zwölf Tafeln aber wird nicht erwähnt. Der nunmehr folgende, irgend woher abgedruckte, kurze Aufsaz de romana vetere pecunia, hat, da ihn die Herausgeber so mangelhaft als er ist, und ohne Reduction auf deutsches Geld, gelassen haben, fast gar keinen Werth. Nun folgen die sämtlichen Reden in einemweg, ohne einigen Zu[illegible] ausser dem Inhalt einer jeden, und zu Ende

des

Vol. X. 1 Alph. 13¼ Bogen mit dem Kopf des Aristoteles.

Vol. IX. 1 Alph. 5½ Bogen mit dem Kopf des Zeno.

Bey der Ausgabe des Nepos haben die Herrn Zweybrücker die Heusingersche zum Grund gelegt, doch so, daß sie hie und da nach ihrem eignen Urtheil, eine Lesart von Bosen und Stavern in den Text aufgenommen haben. Den Feldherrn und ihren einzelnen Capiteln ist kein Inhalt vorgesezt. Die notitia literaria ist, wie vorher, aus des sel. Ernesti Ausgabe des Fabriz wieder abgedruckt und hie und da vermehrt worden. Der index editionum *Cornel. Nep.* auctior Fabriciano et in aetates digestus, ist, wie man es schon gewohnt ist, mit besondern Fleiß verfertigt. Unvermeidlich war es, daß nicht zuweilen durch die Ordnung nach den Jahren, die nach den Classen oder Quellen unterbrochen werden mußte. Zu Ende folgen die Fragmente des Nepos, die schon andern Ausgaben angehängte Chronologien der Feldherrn nach Olympiaden, des Hannibals und Hamilkars, von Heusingern, des Cato von Andr. Schott, und des Atticus, von Heusingern. Den Beschluß macht der Heusingerische starke index in zwey, einen historisch-geographischen, und einen grammatischen, vertheilt, welcher lezte zugleich bisweilen die Stelle erklärender Noten vertritt. Daß diese Ausgabe mit Recht *accurata* heissen könne, zeugen verschiedene, um einer Kleinigkeit wegen umgedruckte Blätter.

Zur Ausgabe des Cicero hat Hr. Pr. Exter den nicht von Druckfehlern reinen Text der dritten Ernestischen Ausgabe, mit der L'allemandschen (Paris 1768) der Aldinischen von 1569, der Gryphischen (1560) Lambinischen (1577) und mit den Gruterianischen und einigen andern ältern und neuern, im Ausgabenverzeichniß mit einem Sternchen bezeichneten Ausgaben verglichen, auf die Art viele Druckfehler, Rechtschreibung und Interpunction verbessert, und viele Stellen aus bessern Ausgaben hergestellet, doch nichts nach bloßer Conjectur geändert, so daß also diese auf die Art zubereitete Ausgabe das Gute der meisten andern in sich begreift. Der erste Band fängt sich mit Plutarchs lateinisch übersezten Biographie des Cicero an, S. 1-64 dann folgt 2) ein breviarium vitae, actionum et scriptorum Ciceronis, nach den Jahren der Erbauung Roms und des Cicero geordnet, welches Heidmann ehmals als einen Index zu Franc. Fabrizens von

ihm

ihm 1620 herausgegebenen Geschichte des Cicero verfertigt hatte, die Herausgeber aber mit ihrem gewöhnlichen Fleiß berichtigt und sehr vermehrt haben — eine zur Lesung vieler Ciceronischen Schriften überaus nützliche, beynahe unentbehrliche Arbeit des Hrn. Prof. Croll. S. 65-80. 3) Ein index editionum corporis Tulliani secundum ætates digestus, vermehrter als Fabriz und Ernesti im ersten Band seiner Ausgabe von 1774 ihn gegeben hatte. S. 81-101. 4) Notitia literaria de M. Tull. Cicerone, aus der Fabrizisch-Ernestischen lat. Bibliothek, aber vermehrt, (jedoch, wie wir gefunden haben, nicht so vollständig, als man es sonst von dem Fleiß der Herausgeber gewohnt ist) und nur so weit sie sich über die in diesem und dem folgenden Band gelieferten rhetorischen Bücher erstreckt. S. 102-124. Nun folgen von Ciceronianischen Büchern, 1) die vier Bücher an den Herennius, 2) die zwey Bücher von der rhetorischen Erfindung. 3) Der dialogus de partitione oratoria und 4) die Topica. Der zweyte Band enthält die übrigen rhetorischen Schriften: die Bücher de oratore; das Buch de claris oratoribus; den Orator; die Schrift de optimo genere oratorum; und endlich die Fragmente librorum poeticorum, mit Voraussschickung der hieher gehörigen Fabrizischen Nachricht von den verlohrnen und unächten Schriften des Cicero.

Der dritte, vierte, fünfte und sechste Band liefern die sämtlichen noch vorhandenen Reden des Cicero, nach der Zeitfolge geordnet, in der sie gehalten wurden, nebst den Fragmenten der übrigen. Auch hier macht den Anfang des dritten Bandes die Fabrizische Literarnotiz von den Ciceronianischen Reden, aber auch nicht so vollständig ergänzt, als es zu wünschen gewesen wäre. Dann folgt von S. 19 ein alphabetischer index legum mit einer vorausgeschickten antiquarischen Nachricht von der römischen Gesezgebung überhaupt; es versteht sich, daß die römischen Geseze nur bis auf die Zeit des Cicero angegeben werden, deren Kenntniß also zu Lesung seiner Reden nothwendig ist, wie denn bey jedem Geseze die Stellen angegeben werden, wo Cicero desselben Erwähnung thut. Der Geseze der zwölf Tafeln aber wird nicht erwähnt. Der nunmehr folgende, irgend woher abgedruckte, kurze Aufsaz de romana vetere pecunia, hat, da ihn die Herausgeber so mangelhaft als er ist, und ohne Reduction auf deutsches Geld, gelassen haben, fast gar keinen Werth. Nun folgen die sämtlichen Reden in einemweg, ohne einigen Zu[illegible] außer dem Inhalt einer jeden, und zu Ende des

des sechsten Bandes endlich die erwähnten Fragmente. Der siebende fängt mit der Fabrizisch-Ernestischen Literarnotiz der Ciceronianischen Briefe an, und liefert die Briefe des Cicero selbst an verschiedne Freunde, vom I. bis XIII. Buch; der achte, die drey übrigen Bücher (höchst unangenehm ist diese Trennung des Ganzen beym Gebrauch dieser Ausgabe auf Schulen) und die Briefe an den Atticus, aber wieder nicht ganz, sondern von I. bis XII. Buch. Der neunte Band enthält, außer den vier lezten Büchern der Briefe an den Atticus, die Briefe an seinen Bruder, an den Brutus, die Schrift des Quintus Cicero de petitione consulatus, Fragmente von Briefen; und verschiedene Register über die Ciceronianische Briefe; denn Fragmente von ungewissen Büchern des Cicero, und die ihm beygelegte Schrift vom Trost.

Der zehnte Band fängt wieder mit der Fabrizischen Literarnotiz von den philosophischen Schriften des Cicero, und dem Verzeichniß der darin angeführten Philosophen nach ihren Schulen an, und liefert davon die akademischen Untersuchungen, die Bücher vom höchsten Gut, und die Tusculanischen Untersuchungen. Im eilften Bande endlich findet man die Bücher von der Natur der Götter, von der Divination, vom Fatum und von den Gesetzen, welchen die Fragmente der 12 Gesetztafeln mit ihren Erklärungen angehängt sind. Keiner von allen diesen Bänden ist mit einer Vorrede und mit Noten versehen.

Daß mit diesen eilf Bänden die ganze Ausgabe des Cicero noch nicht geschlossen sey, werden die Leser aus dem Inhaltsverzeichniß eines jeden Bandes von selbst abgenommen haben. Wenn nun gar einige, allerdings höchstnöthige Register dazu kommen sollten; so möchten noch immer einige Bände zu erwarten seyn. Uebrigens verdient gewiß diese Ausgabe, nach der Auswahl des Textes, Schönheit des Papiers und der Typen, Correctheit des Drucks und Genauigkeit der Interpunction, und Wohlfeilheit des Subscriptions- (freylich nicht des Laden) preises, die vornehmste Handausgabe des Cicero in Deutschland genennt zu werden.

Pk.

13) Er-

13) Erziehungsschriften.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Vierter Theil; allein zum Gebrauch der Lehrer. Berlin, bey Friedrich Nicolai, 1782. 9 Bogen in 8.

Durch diesen vierten Theil wird die Brauchbarkeit und der Werth dieser für den jugendlichen Unterricht ungemein nützlichen Vorübungen um ein Großes vermehrt. Zugleich wird beydes dadurch für diejenigen noch sichtbarer, die bisher jene Sammlung für bloße Miscellaneen hielten, und ihre absichtliche Einrichtung nicht deutlich genug einsahen. Lehrern, die sich ihrer beym Unterrichte bedienen, wird hier die beste Anleitung zur Methode gegeben, sowohl durch die hier wieder abgedruckte Sulzerische Vorrede von dem Endzweck und dem Gebrauch dieses Buchs, als besonders durch das, was hier über die dritte Ausgabe besonders beygefügt ist, und der Einsicht des ungenannten Herausgebers derselben (des Hrn. Prof. Meierotto in Berlin,) viel Ehre macht. Zuerst giebt er von der dabey vorgenommenen Veränderung in Vertheilung und Anordnung der einzelnen Stücke Rechenschaft, und zeigt deren Vortheile für den Schüler sowohl als für den Lehrer. Sodann werden die Grundsätze, nach welchen die Stücke gewählt sind, mehr aus einander gelegt, und die dabey gehabten Zwecke: Abwechselung, Beschäftigung außer den Lehrstunden, Beförderung der Aufmerksamkeit durchs Schreiben, und Schärfung der Urtheilungskraft durch eben dies Mittel. Auch kann durch zweckmäßigen Gebrauch dieser Vorübungen die Erfindsamkeit des jungen Lehrlings auf mannichfaltige Weise erweckt und geübt werden. Von allem dem werden hier einige Beyspiele gegeben, mit Benutzung der Leßingischen Bemerkungen über den Gebrauch der Fabeln in Schulen, über die hier sehr lehrreich kommentirt wird. Auch über die Bildung der Schreibart werden gründliche Erinnerungen gemacht. Dann folgt eine Nachweisung der Quellen, woraus die Stücke entlehnt sind, die zugleich ein Verzeichniß derselben abgiebt. Zulezt werden noch einzele Abschnitte des ersten Theils durchgegangen.

Gr.

Neues Elementarwerk — herausgegeben von den Herrn Semler und Schütz. 5. 6. 7. und 9. Theil.

Die ersten vier Theile dieses Werks sind schon B. XLVI. St. I. dieser Bibl. von einem andern Rec. angezeigt, dessen Urtheile der gegenwärtige Rec. völlig beytritt. Herr Schütz verspricht in der Vorrede zum 7. Theil diesem Rec., den er vorläufig für seine Beurtheilung dankt, in der Vorrede zum Methodenbuch für den ersten Cursus zu antworten. Jenes Rec. Idee gehe auf die allerersten Elemente für Kinder vom zweyten Jahre an, nicht aber auf die relativen Elemente, die für einen Schüler, der künftig auf Universitäten studiren solle, und im achten oder neunten Jahre seine Schulstudien anfange, berechnet seyn; ausführlicher Unterricht über die Methode gehöre nicht in ein Elementarwerk; Hr. S. hoffe, die Leser zu überzeugen, daß der gröste Theil seines Tadels dies Werk nicht treffe, und folglich seine Brauchbarkeit im geringsten nicht herabsetzen könne. Das wollen wir also erwarten.

Was nun die vor mir liegenden Theile anlangt, so enthält der fünfte den Religionsunterricht für den ersten Cursus, oder die achte Klasse in vierzehn Lectionen, die wohl schicklicher Abtheilungen oder Abschnitte heissen müßten, weil man sich unter Lectionen nur so viel denkt, als ungefähr auf einmal in einer Stunde mit Kindern kann durchgenommen werden. Diese Abtheilungen sind folgende: der Mensch; die menschliche Natur; der menschliche Leib; die menschliche Seele; Verbindung der Seele und des Körpers; Ursprung des Menschen; Gott, der Schöpfer und Vater der Menschen; Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt; Gottes Macht, Weisheit und Güte aus der nähern Betrachtung des menschlichen Körpers, von S. 118-153; kindlicher Dank gegen Gott und pflichtmäßige Sorge für unsern Körper; Gottes Weisheit und Güte aus der Geschichte der Menschheit; Fortsezung dieser Materie; Weisheit und Güte Gottes aus der Betrachtung der merkwürdigsten Thiere, von S. 193-244. Die vierzehnte Lection enthält erstlich den Beschluß der zwölften, dann christliche Lehre von Gott, christliche Gesinnung und Tugend, Glaube der Christen, Liebe der Christen, Hofnung der Christen, biblische Sittensprüche und Gebete. Als Anhang sind hinzugefügt Fabeln von Lessing

sing und Gellert, und vermischte Stücke moralischen Inhalts von Engel, Gellert und Bürger.

Im Ganzen hat mir dieser Theil gefallen, nämlich als Theil dieses Elementarwerks betrachtet. Doch auch so genommen, möchte manches für Kinder der achten Klasse zu früh kommen, z. E. die zweyte, vierte und fünfte Lection, wovon ich immer nur den kleinsten Theil zu brauchen wüßte, theils, weil ich es nicht für nöthig halte, die Kinder so früh mit der Seele und dem, was dahin gehört, bekannt zu machen, theils, weil ichs für unmöglich halte, daß sie diese Lehren anders als mit dem bloßen Gedächtniß fassen. Aus der eilften Lection hätte ich auch verschiedenes weggelassen, so auch in der zwölften. In der vierzehnten finde ich vieles zu allgemein gesagt. Die Unterscheidungslehren sind mit Fleiß, als für die reifere Jugend gehörend, weggelassen worden.

Der sechste Theil ist das lateinische Lesebuch für den zweyten Kursus, oder die siebente Klasse. Dieser Theil beziehe sich auf den ersten, welcher daher beybehalten und öfters wieder mitgebraucht werden müsse, besonders was die grammatikalischen Stücke in demselben betreffe, als auf welche in diesem Theil mehrmals zurück gewiesen worden. Die Latinität selbst werde man nun schon um einen Grad höher oder schwerer finden, als im ersten Theil, weit mehr tropische Redensarten, weit mehr Wendungen, in denen der Genius der lateinischen Sprache weiter von der deutschen sich entferne. Ich habe den ersten Theil nicht zur Hand, um ihn mit diesem vergleichen zu können. So viel erinnere ich mich aber, daß ich in demselben verschiedenes zu schwer für Anfänger gefunden habe. Uebrigens ist es wohl gethan, daß Hr. S. Stellen alter Schriftsteller aus unserer bessern Kenntniß den Sachen nach berichtigt. Der Form nach enthält dieser Theil Gespräche, Briefe, dramatische Stücke, Beschreibungen, Lehren, Geschichten, Fabeln, alle nüzlichen Inhalts für die Jugend. Am Ende sind Grammatikalia.

Der siebente Theil enthält das deutsche Lesebuch für den zweyten Kursus, nebst der Fortsetzung der deutschen Sprachlehre und Kinderlogik. Schwerlich dürfte hier jemand eine Kinderlogik finden, ungeachtet mancher den Kindern angemessenen Beyspiele und Erklärungen. So ist auch das ästhetische und grammatische in manchen Stücken nach meiner Meynung viel zu hoch und zu gelehrt für Kinder. Was sollen sie z. B. (um unter den vielen nur eins zu nennen) mit den Namen aller

zwey, drey, und viersylbigen Füsse? Für Lehrer finde ich das Buch brauchbar, wenn sie pädagogischen Verstand genug haben, das auszusuchen, was für ihre Schüler ist, und es manchmal noch faßlicher zu erklären.

Das nämliche muß ich von dem neunten Theil sagen, der den ersten Band des geographischen Lehrbuchs für den zweyten Kursus enthält.

Im Ganzen also bleibt es bey dem Urtheil des ersten Rec. Dies Elementarwerk hat seinen Nutzen, wie das Basedowische, wie der aus dem Englischen übersezte und izt verbesserte Lehrmeister, und mehrere Bücher von der Art. In einigen Stükken, z. B. in Ansehung der Vollständigkeit einiger abgehandelten Materien, leistet es auch wohl mehr, als diese Vorgänger; aber den wahren und dringendern Bedürfnissen der Pädagogen, besonders der angehenden, hilft es bisher nicht ab. Es wird sich nun in den Methodenbüchern, die hinzu kommen sollen, zeigen, ob Hr. S. diese Bedürfnisse recht ins Auge gefaßt habe. Ein Methodenbuch ist der Probirstein eines Pädagogen. Lesebücher nach unbestimmten, allgemeinen Ideen schreiben oder zusammentragen, ist leicht. Auch allgemeine Regeln der Methode vorschreiben, ist izt nicht mehr schwer, man findet sie in hundert Büchern. Aber — doch ich will dieses aber nicht ausfüllen, was könnte ich weiter thun, als etwas allgemeines sagen; und das hab ich in dieser Rec. schon zu oft sagen müssen, und hab es zu meinem Leidwesen in Büchern, wo ich bestimmte Begriffe erwartete, zu oft gefunden, als daß es mir behagen könnte, mich dabey zu verweilen.

Angenehme Beschäftigungen für kleine Kinder etc. Drey Samlungen (wovon die beyden ersten schon in einer neuen Auflage hier sind.) Lüneburg — Lemke — 1782.

Mittelmäßiges und Gutes, Bekanntes und Unbekanntes durch einander. Nöthig war das Buch wohl nicht: aber die kleine Einnahme davon war es vielleicht dem Herausgeber, und so hab ich weiter nichts zu sagen. Eine vierte Samlung soll noch kommen.

Histo-

Historisches, physikalisches und moralisches Magazin für Kinder beyderley Geschlechts. Erster Theil. 1781. Zweiter Theil. 1782. Heilbronn, Eckebrecht.

Viel brauchbarer wie das vorige; seinem Titel getreu; viel Prose, wenig Poesie; bisweilen recht methodisch gut vorgetragen; zwar nichts unbekanntes, manches steht auch nicht blos in Büchern, sondern schon in Kinderbüchern, thut aber nichts.

Der Kinderfreund, ein Wochenblatt, 23r. 24r. Theil. Leipzig — Crusius 1782.

Dies ist der Beschluß des so nützlichen und so allgemein beliebten Kinderfreundes, der sich bis ans Ende am Werth gleich geblieben ist. Zwar hab ich hin und wieder bisweilen etwas auszusetzen gefunden, hauptsächlich am Ausdruck, der mir nicht immer faßlich und bestimmt genug schien; auch in den Schauspielen schien mir manchmal nicht alles gut, wie ich auch zu seiner Zeit angezeigt habe. Doch muß ich demohngeachtet diesen Kinderfreund als eins unserer besten Kinderbücher empfehlen. Er liefert einem Lehrer, der seine Kunst versteht, entweder die Materien des Unterrichts, die er braucht, oder erinnert ihn wenigstens an das, was er aufsuchen und brauchen muß. Und als Lesebuch betrachtet, kann wohl nicht leicht eins unterhaltender für Kinder seyn. Auch hat es in der Kinderwelt Epoche gemacht. Der Hr. Verf. verspricht nur halb und halb, dereinst etwa wieder mit einem ähnlichen Werk hervorzutreten. Freylich haben sich seit den sechs Jahren, da der Kinderfreund begann, so viele in dies Handwerk für Kinder zu schreiben gemischt, daß weder auf Seiten der Kinder ein Mangel an solchen Büchern ist, noch auf Seiten eines Schriftstellers viel Lust seyn kann, dergleichen zu schreiben. Indessen wird man von dem V. des Kinderfreundes alles mit Dank annehmen, was er uns noch geben will.

Hz.

An die Jünglinge von der Bildung durch Lectüre. Dem Abt Resewitz gewidmet von M. J. G. P. Thiele,

Thiele, der deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitglied. Mannheim, bey C. F. Schwan. 1782. 18 Bogen in 8.

Vortheile der Privat- und öffentlichen Erziehung, gegen einander abgewogen, an den Hrn. Abt Resewiz, vertreten die Stelle der Vorrede, die aber der V., da er die strengste Unpartheylichkeit verspricht, nicht mit den Worten hätte anfangen sollen: „Sehr scheinbar wird hier der Einwurf seyn, die Privaterziehung sey der Natur gemäßer ꝛc.“ denn wer Einwürfe erwartet, muß schon Parthie genommen haben. Und welche Ordnung im Denken ist es, des Einwurfs eher zu gedenken, als des Satzes, worgegen er gemacht werden soll? Dieß war gleich unser Anstoß bey der ersten Zeile; wir lasen weiter und fanden fast auf jeder Seite Ursache, uns über den Mangel an Ordnung, Präcision und lichtvollen Gang des ruhigen und uneingenommenen Prüfers, zu beklagen. Zum Glück werden wohl wenige unsrer Leser willens seyn, sich bey einer so leicht zu übersehenden Frage, ob bey der Privat- oder öffentlichen Erziehung die meisten Vortheile sind, ihr Urtheil erst vom Herrn M. Thiele vorsagen zu lassen, und uns also gerne der Mühe überheben, durch Zergliederung seines Räsonnements Ordnung in dasselbe zu tragen. Doch von der Absicht wollen wir wenigstens etwas sagen, die er dabey gehabt hat. Nachdem er einen Vater von den Vorzügen der häuslichen Erziehung und den Nachtheilen der Erziehung auf Schulen mit möglichster Uebertreibung declamiren lassen: so zeigt er, daß nicht nur die erste, bey der gewöhnlichen Beschaffenheit der Eltern und Hauslehrer, dasjenige nicht leiste, was man sich von ihr verspricht; sondern auch, daß die Schule, wie er sich wenigstens solche denkt, auch den verderbe, der beym Privatunterricht unversehrt geblieben seyn würde, und daß die Schulzucht unnatürlich und die schädlichste sey, die sich denken lasse. Und nun fängt er an, von einer öffentlichen Erziehung als einer dritten, zu reden, ohne daß er vorher auch nur mit einem Wort sich erklärt hätte, daß er drey Arten der Erziehung, die häusliche, die Schulerziehung und die öffentliche, mit einander vergleichen wolle, und daß er unter der letzten mit einer selbstgemachten Bedeutung, mit Ausschluß der Schulerziehung blos die Erziehung in besondern Erziehungsinstituten verstehen wolle. Dieser letzten Art von Erziehung wird denn in einem so entscheidenden Ton der

Vorzug gegeben, daß nichts fehlt, als allen Eltern geradezu ins Gesicht zu sagen, daß sie Thoren oder Feinde des Glücks ihrer Kinder wären, wenn sie sie in eine Schule und nicht in eine Erziehungsanstalt schicken. Der Mann hängt hier so offenbar sein Schild aus, daß es blos daraus begreiflich wird, wie ein vernünftiger oder ein ehrlicher Mann, und für beydes wollen wir gern den V. halten, mit so unverstellter Partheylichkeit und so offenbaren Sophistereyen zu Werke gehen könne. Die Gründe, die er braucht, aus Vermeidung der üblen Folgen der Privaterziehung, aus der Gleichheit der Zöglinge, und der daher zu bewürkenden Geselligkeit, aus dem Geist der Nacheiferung und der Erweckung der Ehrliebe, aus der allmählichen Abschleifung, wie der V. spricht, ihrer Temperamentsneigungen durch beyderseitigen Umgang, aus Stiftung jugendlicher Freundschaften, aus der Gleichförmigkeit des Plans beym Erziehen und Strafen, aus der Vorzüglichkeit mehrerer werkzeuglichen Personen, die dieß Geschäft als ihre Bestimmung, nicht als ein transitorisches Geschäft zu einem künftigen Amte ansahen, und mehr Gelegenheit hätten, die Launen der Jugend zu kennen, aus dem Vorrath von Büchern, Kunst- und Naturaliensammlungen, aus der Gewöhnung des Zöglings zum Gehorsam, zur Unterwerfung und Erstickung der Rachsucht u. s. w. passen alle auch auf die Schulerziehung: hier aber beweisen sie nichts, weil nach des V. Voraussetzung, Schullehrer, Miethlinge und Dummköpfe, und öffentliche Schulen, Kammern des Elends, des finstern Grams, der Zeitverderbniß, Residenzen Witzloser, oft verruchter Monarchlein, Nothställe der zur Freude gebornen Jugend sind; Philanthropinen hingegen allein ausschließungsweise solche Lehrer haben, wie sie nach Einsicht und Herzen seyn sollen. Andre Vorzugsgründe sind Petitiones Principii, als autorisirte Spielereyen, der große Vortheil, Latein, ohne Gedächtnißmarter und Zeitverlust, welche Opfer das heil. röm. Reich deutscher Nation den Sprachen bringe, und von den Zöglingen andrer Nationen, auch lebende Sprachen durch den Umgang zu lernen — vermuthlich plaudern die Philanthropisten zu Dessau, Portugiesisch und Rußisch. Mit noch andern Gründen endlich kann man geradezu alles Böse gar von Gottes Erde, und also auch von den Philanthropinen wegräsonniren. Z. E. Die Zöglinge können da nicht faul seyn, weil es nie an Gelegenheiten zur Nacheiferung fehlt; sie können nicht auf einander neidisch werden, weil die Ehre der Tugend Preiß ist; grobe Fehler müssen aus-

bleiben, weil der Verbrecher Geringschätzung anderer auf sich laden würde, weil sie alle zum liebevollen Gehorsam, zur Reinlichkeit und zu jeder Tugend erzogen werden; sie können nicht ausschweifen, weil sie stets unter Aufsicht stehen; sie enthalten sich der Selbstrache — warum? denn das Recht, Beleidigungen zu rächen, ist in den Händen der Erzieher — es kann daher ganz und gar nicht fehlen, Jünglinge, die aus solchen Instituten ausgehen, müssen die vollkommensten Menschen seyn! Glückliche Nachwelt, die du die Früchte eines solchen bessern Menschengeschlechtes einerndten wirst! Begreifen kann man nicht, mit welcher Stirne so was an einen Resewiz geschrieben werden könne!

I. Hauptst. Bedürfniß und Nuzen fleißiges Lesens. Es wird hier durch den Schluß a maiori ad minus bewiesen. Hatte Aristot (so heißt er hier) der Bände ein überschwengliches Heer; gab Plato für Philolas Schriften 1600 Thaler; und hielten es also beyde Weltlichter für nöthig, den Schaz fremder Erfahrungen und Einsichten in ihre Hände zu bekommen: wie mögen sich denn Alltagsköpfe so viel zutrauen, ohne Lesen weise werden zu wollen? Doch wird hauptsächlich das Lesen der Werke über Weisheit und Geschmack (wir dächten auch, über historische und natürliche Kenntnisse) empfohlen. II. Hauptst. Wahl der Bücher. Das Buch darf nicht blos für Kopf und Wiz geschrieben seyn; der Kopf ist nur der Weg zum Herzen, und Wiz ohne Herzen ist Schwerd in des Tollhäuslers Hand, und wer nur ihn bilde, ist hochstehender Satan, weitgebietend, doch bald gehaßt, gestürzt! — sehr erhaben! Uebrigens richtige Philosophie, warum sich, wie im Leben so auch in Schriften, das Böse leichter mittheilt, als das Gute, und lebhafte Warnungen für verderblicher Lectüre. III. Hauptst. Einzle Bücher, vorgeschlagen. Man soll dem Jüngling kein Buch zum Lesen vorlegen, woraus das Gute mit Kopfbrechen herausgeklaubt werden müsse — denn Müllerschweine würden feist, nicht die vom Trester sich nährten. Welch ein Gleichniß! Doch sind seine eignen Vorschläge auch nicht sehr glücklich — Neutons Physik — für Jünglinge? Im Latein Büschings lib. lat. Ernesti Initia und Weiße de stylo latino — Im Griechischen, Aesop, Sueton, Plin, Seneka (vermuthlich hat die ein Druckfehler zusammengeschmissen, so wie gleich darauf die römischen Dichter nach den deutschen, statt der griechischen, aus denen sie Sachen, Kleid und Sylbenmaß geborgt hätten). Seite (Virgils

oder

oder Horazens?) Lehrgedichte sollen mit dem Xenophon verbunden werden. In jedem Fach wähle man sich ein Hauptbuch, meide die Commentare, (vielmals sehr richtig) doch muß man, um seinem Genie Gelegenheit zu geben, sich zu äußern, unter mehreren Büchern wählen können. Entwurf einer auserlesenen Bibliothek, gegen den sich sehr viel erinnern ließe. IV. Hauptst. Plan. — Nicht mehr vom Lesen, sondern vom Studiren überhaupt. Im Uebergang von einem Geschäfte zum andern folge der Aehnlichkeit, die jeder dafür erkennt, wo dich nicht lebhafter Trieb zu was andern reizt (was soll diese Regel für einen Nutzen haben?) Fällt dir unterm Lesen ein Gedanken ein, so unterbrich ihn nicht, sondern hänge Betrachtungen, die sich darbieten, nach; schreib deine Einfälle nieder — In allem folg deiner Laune — Ein Buch, das dich nicht anzieht, lies nicht. Lies oder schreibe nicht immerfort — und vieles andre, was eigentlich nicht hieher gehört. V. Hauptst. Anhaltender Fleiß. Hat man sich ein Buch gewählt und geprüft, so benutze man es ganz, lese es zu Ende, und die bessern Stellen wiederhole, widme auch deinem Hauptgeschäfte täglich einige Stunden — VI. Hauptst. Nebenlectür. Die Hauptlectüre, die die Bildung in ernsthaften, schweren Kenntnissen angeht, muß nur die besten Tagesstunden ausfüllen, für die übrigen Tagen und Stunden, wo wir unsre Zeit elend verliehren oder für Langeweile vergehen müßten, die hier wohl hergezählt werden, sind uns Erzählungen, Schauspiele und Gedichte nothwendig. (Daß man nicht in allen Stunden alles lesen kann oder darf, ist richtig: hierüber aber eine Regel für alle geben zu wollen, geht nicht an. Jeder, wer seine Zeit zu schätzen weiß, wird schon seine Stunden der mindern Anstrengung nach seinen Umständen auszufüllen wissen, ohne daß er zu Schauspielen und Romanen seine Zuflucht nehmen muß.) VII. Hauptst. Unterschied der Launen zum Denken. Viel Gutes, das man hier nicht erwartet. Unsre Laune hängt nicht von uns selbst, sondern vom Einfluß unsers Taglebens, des Wetters und künstlicher Mittel ab. Zum Nachdenken ist der Morgen die schönste Zeit, gegen Mittag ist der Geist schon etwas von seiner Lebhaftigkeit gesunken, nach der Mahlzeit ist er wie in Babels Gefängniß: die Vorzimmer, Aug und Ohr stehen offen, doch in die Kammer der Seele dringt nichts. Ihre Trabanten, die Lebensgeister sind allesamt in die Küche, den Magen, hinabgestiegen, und helfen die Speisen bereiten. Die einzige Geistesun-

terhaltung ist hier Scherz und Witz. Die Tagzeit zwischen beyden Mahlzeiten läßt sich in drey Abschnitte theilen, die Zeit der Schonung oder der Possen, des Lesens und des Schreibens. In dem lezten Zeitschnitt fühlt man sich ganz wieder — nur Schade, daß er durch die Eßglocke wieder unterbrochen wird — denn dann wird Leib und Geist für heute ins Grab gestreckt. Drum esse man lieber spät, denn nichts ist der Gesundheit schädlicher, als das Nachtsitzen, das die Augenschärfe, die Verdauung hindert, und die Hirnnerven stumpft. Drum habe jede Akademie, jedes Gymnasium Beyspiele früher Greise und unzeitig hingefallener Genies. Gut wäre es daher, der gelehrte Theil der Nation ahmte der Lebensordnung der Alten nach, und hielten die Hauptmahlzeit des Abends. Uebrigens sitze man nur nicht immer, sondern stehe oder gehe. Doch werden auch Einflüße der Witterung und der Lebensordnung durch Cultur und Uebung gehoben. Das beste Mittel die Studierlaune zu befördern, ist die Einsamkeit; schönes Lob derselben. Die Kunstmittel, denen man für die Laune gute Wirkung zutraut, sind Kaffee früh und bald nach Tisch, Wein und Thee, um die Unordnung, die starke Getränke angerichtet, wieder herzustellen, auch Tobak. VIII. Hauptst. Gesichtspunkte beym Lesen, in sehr vielen Beyspielen und einzelnen Fällen angegeben, die sich nicht ausziehen lassen — und bey dem Gesichtspunkt des Ausdruks und der Sprache, einige hingeworfene rhetorische Begriffe, hermenevtische Regeln und Beyspiele die Bedeutungen der Wörter zu sammlen und zu vergleichen, die nicht übel sind, Beyspiele der Unrichtigkeit und Unbestimmtheit im Ausdruck, Vergleichung einer von mehrern behandelten Fabel; vom mechanischen Bau der Perioden — Geschichte der periodischen Schreibart, und dabey eine geflissentlich angebrachte Ungerechtigkeit gegen den Cicero — er sey gegen den Plinius, Seneca, Tacitus Mittelgenie, Abschreiber — gegen den Plinius, der sich das zum einzigen Ziel sezte, ein Nachahmer des Cicero zu seyn? Vom Flor und Verfall der Beredsamkeit, u. s. w. Das weitläuftigste Capitel unter allen, das auch vermuthlich nach der Absicht des V. das wichtigste seyn soll! IX. Hauptst. Heutige Redekunst: Vorzug des Räsonnements vor dem Gefühl: Beyspiele. Die erste hat nicht mehr statt, und das zweyte erhellt daraus, weil das Gefühl oft irre führen und durch dasselbe ein ungereimter Satz sich unsrer Ueberzeugung (das dächten wir doch nicht) bemeistern könne, welches der V.

aus

aus dem Eindruck beweist, den das Gepränge eines Frohnleichnams-festes auf ihn selbst gemacht habe. X. Hauptst. Resultat des Forschens und guter Lectüre. Wie vielerley kann man sich unter dieser Rubrik denken? Wenn dasjenige, was in diesem Capitel unter einem Schwall von Worten declamirt wird, denn würklich muß man auch hier die Absicht des V. errathen, Resultate des Lesens seyn sollen, so bestehen sie darin, daß man mehr zufrieden mit der Einrichtung der Welt und mit der Vorsehung, weniger klage und glücklicher lebe. XI. Hauptst. Alte und neue Art zu studiren. Die Alten sollen mehr excerpirt, nach Formularen und Rubriken gedacht und geschrieben, Register gemacht und allegirt haben; die Neuern aber. — das lasse sich, wer es wissen will, vom V. selbst sagen. XII. Hauptst. Ein Wort an junge Gottesgelehrte. Was ein Prediger alles sagen soll, aber nicht sagt, was er wissen und lernen soll — Vorschläge zu Anlegung öffentlicher Volksgärten, und zu fünf jährlichen Festen, und zu so viel dabey zu haltenden Volksreden, über die Rückkehr der Sonne, Ankunft des Frühlings, höchsten Sommer, Kornerndte und Weinlese, den 22. Dec. März. Jun. Sept. und Schluß des Octobers.

Zufriedener als kein Wanderer seyn kann, der den höchsten Berg erstiegen hat, legt der Rec. ein Buch aus der Hand, das durch eine recht geflißentliche Verbergung des mindesten Leitfadens für Ordnung und Zusammenhang, durch Affectation von Erhabenheit, dunkler Kürze und einer kraftvollen Sprache, bey allen einzelnen guten Stellen, bis zum Eckel ermüdet. Wir wünschen dem V., daß er viele Leser finden und unterrichten möge.

Robinson der Jüngere, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder. Erster und zweyter Theil, von J. H. Campe. Verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg 1780, beym Verf. und in Commiß. bey Carl Ernst Bohn. Zusammen 34 Bogen in 8.

Es freut uns sehr, unsre von dem Campenschen Robinson geäusserte gute Meynung durch diese baldige neue Auflage bestätigt zu sehen. Die 2000 Exemplare der ersten Auflage sind, des Frankfurter Nachdrucks ungeachtet, alle vergriffen: und eben,

eben, um diese Räuberbande von Nachdruckern zu strafen, hat er diese zwote Ausgabe veranstaltet, wiewohl wir fürchten, daß sie bey dem Preiß eines Thalers ihr doch nicht so vielen Schaden thun möchte, als sie wohl könnte. Hr. C. versichert, daß sie wirklich verbessert, von Fehlern gereinigt, und auch vermehrt sey: und man wird ihm dieses gerne glauben, ob wir gleich, da wir die erste Ausgabe nicht mehr vor uns haben, keine Beyspiele dieser Verbesserungen angeben können.

Robinson the Younger by Mr. *Campe*. From the German. Hamburgh, printed for C. E. Bohn. 1781. 15½ Bogen. Second Part. 1782. 17. B. in 8.

Diese englische, gut verfertigte Uebersetzung des Campenschen Robinsons des Jüngern, zu einem leichten, angenehmen und nüzlichen Lesebuch für junge Leute in der englischen Sprache, braucht nur kurz angezeigt zu werden: sie empfiehlt sich für den, der sie brauchen kann, von selbst.

Ueber die Erziehung junger Frauenzimmer aus mittlern und höhern Ständen. Herausgegeben von B. S. Walther. Berlin, bey Sigism. Friedr. Hesse. 11 Bogen in 8.

Der V. charakterisirt sich in der Vorrede als einen Erzieher zu Dessau, der besonders auch junge Frauenzimmer zu erziehen und zu unterrichten habe; er glaubt folglich, eben den Beruf zu einem Erziehungsschriftsteller zu haben, den so viele andre vor ihm, in gleichen Umständen, gehabt haben. Er beruft sich insbesondre auf die öffentliche Aufforderung in dem philanthropischen Journal: „Ihr Pädagogen, Hofmeister, Informatoren, rc. beobachtet, schreibt!" Der Himmel verhüte es, daß nicht alle, die im Erziehungsstande arbeiten, diese Aufforderung zu sehen bekommen, oder so ernstlich befolgen, wie Hr. W. Wer würde dann alle die Schriftchen lesen können, die diese Bereitwilligkeit veranlassen würde! Der V. erregt durch die Klagen über die Vernachlässigung der Erziehung des andern Geschlechts, womit er sein Buch anfängt, viele Erwartungen

tungen von seinen Vorschlägen — und wenn man sie gelesen hat, so weiß man doch im Grund nichts mehr, als was man sich entweder selbst sagen konnte, oder in manchem andern guten Erziehungsbuch gelesen zu haben sich erinnern kann. Indessen kann das Buch immer, als auch Wiederholung der vernünftigsten Erziehungsräthe, für diejenigen seinen Nutzen haben, die nicht schon aus andern Schriften richtige Erziehungsgrundsätze gelernt haben.

Nicht ohne Grund baut der V. dasjenige, was er über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes sagen will, auf die Bestimmung desselben, und diese ist ihm fünffach. Ein Frauenzimmer ist nehmlich bestimmt 1) zur Gattin oder künftigen Freundin eines Mannes, welche Bestimmung der V. sehr gut schildert; 2) zur Wirthschafterin, oder zur Aufsicht über die Wirthschaftsangelegenheiten ihres Hauses; 3) zur ersten Erzieherin ihrer Kinder; 4) zu einem Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und 5) zur allgemeinen Bestimmung eines jeden Menschen, um sein selbst willen, das Herz zu veredeln und den Verstand zu erweitern. Die diesen Bestimmungen gemäß eingerichtete Erziehung kann nun um verschiedener Ursachen, sonderlich aber um der zweyten Absicht willen, nicht wohl eine öffentliche, sondern muß eine Privaterziehung seyn. Sie ist theils eine sittliche, theils eine wissenschaftliche Erziehung. Jene ist die nöthigste, unter andern auch aus dem Grund, weil weibliche Sitten allemal auch einen grosen Einfluß auf das Betragen der Männer haben. Es gehören dahin 1) frühzeitige Empfehlung der Pflichten unsrer Religion durch einen zweckmäßigen Unterricht in derselben, besonders in Beziehung aufs weibliche Geschlecht. Man rede aber immer nur von weiblichen Tugenden und Fehlern, nehme Anwendung und Beyspiele aus ihrem Geschlecht, und Motive aus den Folgen für das weibliche Glück, nicht aus göttlichen Strafgerichten. 2) Eine beständige und genaue Aufsicht auf ihre Fehler und Lieblingsmeynungen, verbunden mit einer klugen Zurechtweisung. 3) Anweisung zur wahren Sittsamkeit und Wohlanständigkeit. Dies geschieht hauptsächlich durch Warnung für der Coquetterie, nicht aber durch Verstellung gegen das männliche Geschlecht und durch Zurückhaltung von allem männlichen Umgang. 4) Gewöhnung zur Reinlichkeit und Ordnung. 5) Anweisung zu einer ordentlichen Stellung und zu regelmäßigen Verbeugungen des Körpers, durch Haltung eines Tanzmeisters.

Denn

Denn das eigentliche Tanzen, ob es gleich auch, mit Warnungen für den Mißbrauch auf Seiten der Sittsamkeit und Gesundheit nöthig ist, darf nicht die Hauptabsicht beym Unterricht des Tanzmeisters seyn. 6) Besuchung guter, selbst männlicher Gesellschaften und Behutsamkeit bey der Wahl junger Freundinnen; und 7) Bekanntmachung mit weiblichen Mustern, aus dem gemeinen Leben und aus Schriften, und die Erlaubniß zu unschuldigen, wo möglich zugleich nützlichen Spielen und Ergözlichkeiten. Bey den weiblichen Mustern hätte der V. Gelegenheit gehabt, sich auch über den Gebrauch der Romane und der Muster, die sie aufstellen, zu erklären, welches aber nicht geschehen ist. Und da hiermit die Regeln von der sittlichen Erziehung geschlossen sind: so vermissen wir noch eine, die auf die Bestimmung eines jungen Frauenzimmers zu einer künftigen Gattin grossen Einfluß hat, nehmlich Gewöhnung zum Gehorsam und zur Unterwerfung ihres Willens unter den Willen ihrer Eltern; denn eine Tochter, die gewohnt gewesen war, in dem väterlichen Hause ihren Willen zu haben, und über Vater oder Mutter zu herrschen, wird nie eine gute Gattin werden.

Bey der wissenschaftlichen Erziehung müssen die beyden Extreme, der Uebertreibung und Vernachlässigung, vermieden werden. Eigentliche Schulgelehrsamkeit stiftet für die Bestimmung eines Frauenzimmers offenbar mehr Schaden als Nutzen. Eben so nachtheilig aber ist eine gänzliche Verwahrlosung in den gelehrten Kenntnissen, sollte es auch nur seyn, um durch den Geschmack an Wissenschaften und an einem guten Buch, die Seele zu veredeln und den Hang nach Zerstreuungen und Modevergnügungen zu unterdrücken. Er gehören hieher 1) Unterricht in den Religionswahrheiten überhaupt. Was hier der V. von der Nothwendigkeit sowohl als Art und Ordnung dieses Unterrichts schreibt, hat vorzüglich unsern Beyfall. Ein Frauenzimmer komt, sonderlich in der Ehe, in gar manche Verhältnisse und Scenen, wo sie ohne Religion weder Beruhigung noch Trost findet, und selbst ein Freygeist, schreibt der V., wünscht kein freygeisterisches Frauenzimmer zur Gattin zu haben. Man soll aber, wie es natürlich ist, den Anfang mit den natürlichen Religionswahrheiten machen, und wir glauben nicht, daß der V., wie er befürchtet, hierüber eine Vertheidigung nöthig haben werde. Die Sache spricht ja von selbsten, und er ist auch der erste nicht, der diesen Weg vorschlägt. 2) Unterricht und Uebung im Lesen, Recht- und

Schön-

Schönschreiben. Zum Fleiß im Rechtschreiben muß ein Frauenzimmer dadurch ermuntert werden, weil es bey einem Manne allemal gute Erwartungen erregt, wenn es fehlerfrey schreibt. 3) Unterricht in der Geschichte und Erdbeschreibung. Schröckhs Weltgeschichte für Kinder will der Verf. darzu nicht gebraucht wissen, weil dabey blos auf Jünglinge und den künftigen Gebrauch der griechischen und lateinischen Autoren Rücksicht genommen sey. Ueber die Tändeleyen in den ersten Ausgaben der Raffischen Geographie für Kinder urtheilt er wie wir. 4) Physik und Naturgeschichte, wozu er Eberts Naturlehre, Fontenelles Gespräche, und Schmids Schrift von den Weltkörpern vorschlägt. 5) Unterricht über die Beschaffenheit unsers Körpers, nebst diätetischen Regeln zur Erhaltung der Gesundheit. 6) Unterricht im Rechnen. 7) Wohlgewählte Lectüre. Der Nachtheil der empfindsamen Modelectüre, in Absicht lesender Mädchen, wird sehr treffend und mit richtigen Farben geschildert. „Wie viele giebt es, die weiter nichts lesen, als überempfindsame, weinerliche, schaale Romane und Trauerspiele, die sich nie seliger fühlen, als wenn sie Bücher lesen, welche von nichts als Thränen und Mondenschein handeln, und welche leider schon so manchem guten Geschöpf den Kopf verrückt haben. Alles soll sich denn nach ihren Romanen formen. Wenn sie es nicht so finden, so sind sie mit einer Welt unzufrieden, in der sie nicht zu Hause gehören, und legten gern in einem Winkel der Erde eine Kolonie empfindsamer Menschen an. Nur dann lebt Wonnefühl durch ihre Seele, wenn sie sie sich in ein Winkelchen bey ihren Herzensbüchern setzen, sich satt weinen, und endlich getröstet auf die kalten gefühllosen Menschen einen stolzen, verachtungsvollen Blick werfen können ꝛc.“ Wenn aber der V. das Romanlesen überhaupt zu untersagen, und nur bey reifern Jahren solche nach sorgfältiger Prüfung zu erlauben scheinet: so können wir ihm hierinnen unsern Beyfall nicht geben. Der Schaden, den er ihnen schuld giebt, daß die jugendliche Phantasie dadurch einen falschen Schwung bekomme, ist bey guten Romanen doch nur ein zufälliger Schaden, vor den die Lectüre keines Buchs, und nicht einmal der Bibel, die wir zwar auch unter den empfohlnen Büchern nicht finden, gesichert ist. Ihr Nutzen, Menschenkenntniß, Sittenverfeinerung, sonderlich beym Mangel eines bildenden Umgangs, Vorsicht bey männlichen Umgang und Bildung des Styls zu befördern, ist doch unleugbar. 8) Uebung in der deut-

deutschen, und Unterricht in der französischen Sprache. 9) Zeichenkunst und Musik. 10) Anweisung zu weiblichen Handarbeiten und zur Wirthschaft. Die gesammte sittliche und wissenschaftliche Erziehung kann nicht von Lehrern eines, sondern muß von Lehrern, beyderley Geschlechts, betrieben werden, und gut ist es, wenn Vater oder Mutter selbst die Stelle des einen Theils vertreten können. Nun noch was von Disciplin und Strafen, bey welcher Gelegenheit der V. das, was wir oben von der Nothwendigkeit des Gehorsams vermißten, nachhohlt. Wir wünschen, daß das Buch in recht vielen Häusern, wo Töchter zu erziehen sind, gelesen werden möge!

Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen und von Daniel Chodowiecki (bis auf 18) gezeichneten hundert Kupfertafeln, enthaltend die Methoden, durch welche der Jugend auf eine leichte und angenehme Weise Kentnisse der Sachen und Sprachen zugleich mitgetheilt werden. Erste 53 Tafeln. Leipzig, bey Siegfr. Lebr. Crusius. 1782. 1 Alph. in gr. 8.

Der Hr. Director Wolke zu Dessau, der Verfasser dieser Beschreibung dieser Kupfertafeln, hatte sie schon im Jahr 1770 angefangen: sie wurde nachher in das 1774 vollendete Basedowsche Elementarwerk mit eingewebt. Und da nunmehr, nachdem die erste Auflage vergriffen ist, von Hrn. Prof. Trappen eine neue Umarbeitung desselben besorgt wird: hat es Hr. W. nicht für unnöthig gehalten, seine Beschreibung als ein wirksames Lehrmittel erweitert und verbessert, besonders herauszugeben. Lehrer, die bisher beym öffentlichen oder Privatunterricht, die Kupfer des Elementarwerks gebraucht haben, werden längst Gelegenheit gehabt haben, die außerordentliche Deutlichkeit, Ordnung, und zur Hervorbringung deutlicher und richtiger Vorstellungen der vornehmsten Gegenstände und Veränderungen aus dem menschlichen Leben, und selbst der ersten Sprachkenntnisse, fruchtbare Einrichtung und Einkleidung dieser musterhaften Beschreibungen, zu bemerken. Es ist deswegen Hrn. W. nicht zu verdenken, und vielmehr sehr zu billigen, daß er diese Arbeit durch einen besondern Abdruck zu fernerm Gebrauch erhal-

erhalten hat. In einer vorausgeschickten Einleitung hat er seine eigne dabey gebrauchte Versinnlichungsmethode, wie er sie nennt, durch seine erste Schülerin, Emilie Basedow, in einigen Briefen beschreiben lassen. Hrn. Wolkens eigne sparsame Rechtschreibung, z. E. Setire, für Seethiere, muß nachgerade einen Leser nicht mehr befremden.

Der Lehrmeister oder ein allgemeines System der Erziehung, worinne die ersten Grundsätze einer feinen Gelehrsamkeit vorgetragen werden. Aus dem Englischen übersetzet. In XII Abtheilungen mit vielen Kupfern. I. Band. Dritte durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage, von J. M. Schröckh, und J. J. Ebert, Professoren zu Wittenberg. Leipzig, verlegts J. S. Heinsius. 1782. 3 Alph. 3 Bogen in gr. 8. und 23 Kupfer.

Es fehlt zwar in Deutschland Gottlob an Lehrbüchern, Encyclopädien und andern ähnlichen Sammlungen, die die Summe der der Jugend nöthigen Kenntnisse enthalten, nicht, daß wir nöthig hätten, dergleichen Bücher noch jenseits des Meers her zu hohlen: weil jedoch dieser Lehrmeister bereits durch zwey deutsche Ausgaben ein deutsches Bürgerrecht erhalten hat; so ist allerdings die Mühe der beyden Herrn Herausgeber zu loben, dem Werke einen noch höhern Grad der Vollkommenheit zu geben. Das englische Original, das Dodsley herausgegeben hatte, war würklich mit schlechten Geschmack gesammelt, und in manchen Abschnitten der Jugend wenig brauchbar. Die erste deutsche Augabe besorgte der Hr. Hofr. v. Teubern zu Dresden. Die zwente erschien im Jahr 1765, und war bereits von den jetzigen Herrn Herausgebern hie und da, sonderlich im historischen und mathematischen Theil, geändert worden. In der gegenwärtigen dritten Auflage nun haben sie 1) einen kurzen aber gutgefaßten allgemeinen Abriß der vornehmsten Wissenschaften und Künste dem Werke vorgesezt. (Aber wo kommen denn die schönen Wissenschaften hin, die weder unter der allgemeinen, wohin sie eigentlich gehören, noch besondern Gelehrsamkeit, erwähnt werden?) 2) in der Abtheilung vom Lesen, Deklamiren, (nicht Dekliniren, wie es in ei-

 ner

ner gewissen Recension hieß) und Briefschreiben, einige neue Zusätze und ursprünglich deutsche Beyspiele hinzugethan; (es hätten dafür einige alte wegbleiben können, da die Leseübungen, oder wie sie hier heißen, Aufgaben zum Lesen und Declamiren, wirklich zu vielen Raum einnehmen.) 3) Die Arithmetik und Geometrie, die Hr. Ebert schon in der zweyten Ausgabe, wie es würklich höchstnöthig war, völlig umgearbeitet hatte, nebst den übrigen mathematischen Wissenschaften hin und wieder verbessert; 4) die Erdbeschreibung durch und durch berichtigt und vermehrt; 5) die Geschichte (d. i. das Regentenverzeichniß, den R. Pabst ausgenommen) bis auf die neuesten Zeiten fortgesezt und 6) die Abtheilung von der Malerey und Zeichnungskunst durch Hrn. Geysern zu Leipzig, vermehren und größtentheils neu ausarbeiten lassen. Der Inhalt dieses ersten Bands selbst ist folgender: 1) Vom Lesen, der Declamation und Schreibart der Briefe. Bis S. 210. II. Von der Mathematik überhaupt, Arithmetik, Geometrie insbesondre. — S. 414. III. Architectur, Mechanik bis S. 445. Erdbeschreibung bis S. 660. Der Anfang wird noch mit der wunderlichen Fragmethode gemacht: die Geographie selbst erwähnt mit Uebergehung der Abtheilungen und Orte (wodurch sie die Hälfte ihrer Brauchbarkeit verliehrt) bey jedem Lande, Clima, Regierung, Einkünfte, Macht, Religion, Sitten und Handlung, und bisweilen Geschichte, und man erfährt nicht einmal Hauptstädte und Häfen. Uns wundert doch, daß man chen dieser neuen Ausgabe diese sichtbare Unvollkommenheit nicht gehaben hat. Sternkunst S. 672. IV, Zeitrechnung und Geschichtskunde, größtentheils in dialogischer Form, bis S. 946. V. Redekunst und Dichtkunst. Die erste in neun Vorlesungen nebst einer Geschichte der Beredsamkeit und Auszügen aus dem Quintilian und Cicero. Die Dichtkunst besteht in Buckinghams übersezten Versuch über die Dichtkunst. — S. 1062. VI. Von der Malerey und Zeichnungskunst. Der Kupfertafeln sind 23, wovon 6 zur Geometrie, 13 zur Zeichnungskunst gehören.

Moralisches Elementarbuch nebst einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch desselben, von Christian Gotthilf Salzmann, Liturg und Professor am Dessauischen Erziehungsinstitute. Erster Theil. Leipzig, bey

bey Siegfr. Lebr. Crusius. 1782. 1 Alph. 5 B. in 8.

Nun das ist doch einmal ein Buch, das ein Recensent, der so vieles mit innerer Mißbilligung, um andrer willen lesen muß, mit Zufriedenheit aus der Hand legen, und wo er durch die Vorstellung, durch Bekanntmachung eines so nützlichen Buchs etwas zur Verbreitung des moralisch-Guten in der Welt und zur Beförderung der häuslichen Glückseligkeit beyzutragen, die Recensentenarbeit für ein verdienstliches Werk ansehen kann. Der V. sucht durch gegenwärtiges Buch bey 6 bis 9jährigen Kindern dasjenige, was man gute Gesinnung nennt, zu erwecken. Niemand wird wohl glauben, daß dieses zu bald sey, da man die moralische Bildung eines Kindes, wenn sie nicht zu späte kommen, oder wenigstens erschwert werden soll, nicht zu frühe anfangen kann. In der richtigen Voraussetzung, daß der systematische Vortrag nicht für dieses Alter gehöre, und daß der gebietende Ton der Sittenlehren ihnen den Eingang in das kindliche Herz erschwere; nahm er sich vor, die ganze kindliche Sittenlehre in eine zusammenhängende Geschichte einzukleiden, aus der sich Kenntniß der Tugenden und Laster und ihres Einflusses auf die menschliche Glückseligkeit, von selbst darbiete. Es würde eine unnöthige Arbeit seyn, das Gerippe der Geschichte, die er zum Vehikel der Sittenlehre braucht, auszuziehen. Das hieße den Hauptgesichtspunkt aus den Augen verliehren und sich bey Nebendingen verweilen. Der V. wählt dazu die Geschichte einer tugendhaften Familie — von ohngefähr einem halben Jahr, die er aus so mancherley Scenen und Vorfällen des täglichen Lebens zu Hause, auf Reisen, bey Besuchen, auf Hochzeiten, beym Krankenbete u. s. w. zusammengesezt, als nöthig ist, um den Kindern Beyspiele von Ungehorsam, guter und übler Wirthschaft, Zorn, Ungeduld, Unmäßigkeit, Dank und Undank, Neid, Geiz, Stolz, Verwaschenheit, Fleiß und Unfleiß u. s. w. und deren Folgen vor Augen zu stellen, — und so Moral durch Beyspiele zu lehren. Freylich konnte er auf die Art nicht die Ordnung eines systematischen Lehrbuchs beobachten: dargegen aber hat er einen tabellarischen Entwurf der Sittenlehre angehängt, mit Hinweisung auf die Seite des Buchs, wo von einer Tugend oder einem Laster die Rede ist. Tugend und Laster selbst werden, wenn wir uns recht entsinnen, nicht definirt, und wir glauben mit Recht; denn sie gehören als abstracte Begriffe

nicht für Kinder und in ein Gemählde individueller tugendhafter und lasterhafter Handlungen, sondern in ein System. Daß bey einer solchen Zerstreuung der Pflichten nach Maßgabe der Veranlassung, die die Geschichte giebt, nicht eine, und die andre übergangen sey, läßt sich vielleicht erst nach einigem Gebrauch des Buchs bey einer zweyten Umarbeitung verhüten: der V. räumt selbst einige ein, als: Pflichten gegen die Obrigkeit und Keuschheit — Die lezte sollte nun freylich in einer Kindermoral durchaus nicht fehlen: der V. entschuldigt sich aber damit, daß nach seiner Ueberzeugung, sich wider die Unkeuschheit nichts mit Erfolg sagen lasse, wenn man sich nicht erlaube, von den Gliedern, die hierinn zu Werkzeugen dienen, und deren Gebrauch ohne Zurückhaltung zu reden — allein so sehr wir auch geneigt sind, ihm in diesem Grundsatz recht zu geben, so glauben wir doch, daß er eben so gut, wie ers bey dem Säufer thut, durch ein in seine Geschichte eingewebtes Gemählde eines jungen und nun siechen Wollüstlings, die Pflicht, sich nicht durch Unkeuschheit zu beflecken, hätte anschaulich machen können. Die Pflichten gegen Gott verspart er, seinem Grundsatz zufolge, Kinder nicht zu früh mit dem Namen Gott bekannt zu machen, bis zulezt, und nimmt darzu von dem gestirnten Himmel bey einer Schlittenfarth, die Veranlassung. Aber entweder hat der V. gegen das Ende seines Buchs geeilt, oder dasselbe nicht noch mehr vergrößern wollen: er fängt hier mehr an zu dociren, als Geschichte zu erzählen, wie er jedoch in Ansehung einiger Eigenschaften Gottes und der darauf gebauten Pflichten recht glücklich gethan hat. Daß er die Versicherungen des Predigers bey der Ueberschwemmung und bey dem Krankenbette der Mutter, daß Gott dabey gute und wohlthätige Absichten haben müßte, nicht unmittelbar durch den Erfolg bestätigt werden läßt, wie es da, wo man Begebenheiten nicht vorfindet, sondern dichtet, leicht möglich war, billigen wir sehr: denn Kinder müssen nicht gewöhnt werden, die Aufschlüsse widriger Begebenheiten alle schon in diesem Leben zu erwarten. Schonung der Thiere sollte nicht an der Maus empfohlen werden, einem Thiere, auf welches Jagd zu machen, jede Hand berechtigt ist. Weil der V. nicht wünscht, daß das Buch von Kindern selbst in einem fort gelesen, sondern daß es ihnen stückweise vorerzählt oder vorgelesen werden soll; so giebt er auf 2 beygelegten Bogen von dem Gebrauch des Buchs Nachricht. Er verspricht auch, noch Kupfer darzu zu liefern, welche zwar seinen Preiß erhöhen, aber gewiß auch seine Brauchbarkeit vermehren werden.

Materialien zu Vorschriften, zum Dictiren und Vorlesen in deutschen Schulen, gesammlet von Ludw. Christi. Ant. Wigand, Rector in Wegeleben. Erstes Bändchen. Halberstadt, bey Groß. 1782. 6½ Bogen in 8.

Die gut gemeynte Absicht des V. ist sehr zu loben. Er hat sich bey seinem Schulamte, zu der auf dem Titel genannten Absicht, nemlich um Stof zu Lese- und Schreibeübungen (denn so ist das Dictiren wohl zu verstehen, und nicht von dem Dictiren der sogenannten Exercitien, als worzu die wenigsten Aufsätze qualificirt seyn möchten,) zu haben, Excerpten aus den bisher herausgekommenen vielen Kinderbüchern und Erziehungsschriften gemacht, und theilt nunmehr seine Arbeit zum gleichmäßigen Gebrauch für seine Amtsbrüder mit. Er hat seine Collectaneen unter 8 Capitel geordnet. 1) Poetische Denksprüche. 2) Verzeichniß einiger veralteter deutschen Wörter, die in der Bibel vorkommen, wie auch andrer einer Erklärung bedürfenden biblischen Benennungen und Ausdrücke. Der V. hat mit dieser Rubrik eine nüzliche Wahl getroffen, doch scheint er aus einer mangelhaften Quelle geschöpft zu haben. 3) Etwas vom menschlichen Körper. 4) Gesundheitsregeln und einige Verwahrungsmittel wider verschiedene Krankheiten. Zwey überaus reichhaltige und wohlgewählte Kapitel. 5) Oekonomische Sachen. Die arithmetischen Speculationen, z. E. wie viel ein Weizenkorn im ersten, andern, dritten bis zwölften Jahre wuchern, hätten allenfalls, da sie keinen praktischen Nutzen haben, wegbleiben können. Die übrigen ökonomischen Erfahrungen und Regeln sind herrlich. 6) Etwas aus der Naturlehre. Wieder gut. Aber der V. scheint, das erste Mondsviertel mit dem lezten verwechselt zu haben, wenn er schreibt: Geht der Mond zu Mitternacht auf, so haben wir das erste Viertel. 7) Nachricht von einigen ausländischen Waaren. 8) Erfindungen.

Neujahrsgeschenke eines Hofmeisters an seine Eleven zur Verfeinerung des moralischen Gefühls in angenehmen Unterhaltungen. I. Theil. 17 Bogen. II. Theil. 15 Bogen in 8. Stendal, 1782. bey Franzen und Große.

Dieses Neujahrsgeschenke ist nichts mehr und nichts weniger als die Unterhaltungen der Jugend zum Unterricht, Vergnügen und Veredelung des Herzens, davon wir den I. Theil 1778, Anhang zur A. d. B. XXIV-XXXVI. S. 2064, und den zweyten 1779, A. d. B. B. XXXXII. S. 580 angezeigt haben, nur unter dem neuen Titelumschlag eines Neujahrsgeschenkes. Der Wurm unter dem zweyten Theil verräth so gar noch den ersten Stempel: Unterhaltungen. Da das Buch, wie aus obigen Anzeigen erhellt, nicht ohne Werth ist; so wünschen wir von Herzen, daß die Verleger ihre Absicht erreichen, und zum Neujahr 1783 alle noch vorhandenen Exemplare absetzen mögen.

Kleine Romane für Kinder. Zweytes Bändchen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. 14 Bogen in 8.

Der Romane sind in diesem Bändchen drey. 1) Kameno, oder der zärtliche Bruder. Ein Seefahrer wird auf der Rückreise von der Südsee (dahin pflegt sonst außer den Spaniern, dergleichen doch der Held nicht zu seyn scheint, kein Europäer in Handlungsgeschäften zu reisen) an eine wüste Insel verschlagen, findet da im Gebüsch einen Knaben, und nimmt ihn mit, nachdem er, auf dessen Aeusserung, daß er etwas, das ihm lieb sey, auf der Insel zurücklassen, ihn einigemal suchend durch die Insel geführt. Vier Jahre darnach entdeckte er sich erst, daß er eine Schwester, Kamena, auf der Insel verlassen habe, und überredet seinen Pflegevater, sie aufzusuchen. Dieser entschließt sich also, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, ein auf einer wüsten Insel einsam zurückgelaßnes Kind nach vier Jahren wieder zu finden, und ungeachtet des den Seinigen gethanen Versprechens, nie wieder in die See zu gehen, aufs neue zu dieser Seereise, und nimmt außer dem Kameno, Frau, Kinder und einen Vetter mit, dem er vorher sein Schif verkauft hatte! Alles geht nach Wunsch: man findet die Insel, das Mädchen und überdem ihren Vater wieder, vor dem seine wilden Schwiegereltern die Kinder auf dieser Insel versteckt hatten. Statt mit der neuen Familie zurückzureisen, entschließt sich Stand, (so heißt der Seefahrer) aus Verdruß wegen eines ihm zu Hause widerrechtlich entzogenen Gartens, sich selbst auf dieser Insel

Insel häuslich nieder zu lassen. Schnell, wie in einem Feen- land steht ein Hauß und ein anderer Garten da. Der Vetter geht mit dem Schif zurück, und soll nach Verlauf eines Jahres auf der Insel wieder zufragen — und bis er das thut, müssen wir uns einstweilen gedulden. Der V. scheint es für Kinder nicht nöthig geachtet zu haben, seine Erzählung durch den min- desten Anstrich von Wahrscheinlichkeit gefälliger zu machen. Auch ist Hr. Stand ein so ideales, von allen individuellen Be- stimmungen der Nation, des Landes, Ortes, Gewerbes und der Zeit, abgezogenes Wesen, daß seine Geschichte unmöglich intres- siren kann.

2) Adolf, der Lügner, von S. 63 oder vielmehr der Bos- hafte; denn um seine Bosheit zu befriedigen, wird er ein Lüg- ner. Eine Geschichte zur Belehrung, daß ein Mensch auch von Talenten durch Lügen sein eigen Unglück bereite — aber auch Lügen, die nicht Folgen eines bösen Herzens sind, schaden einem jungen Menschen, und zu dieser Lehre reicht die Geschichte nicht hin. Auch sie ist mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten überla- den, daß sie fast eben dadurch aufhört, lehrreich zu seyn. 3) Minna, bey weitem das vorzüglichste Stück der ganzen Sammlung, das schon verdient, daß man um seinetwillen die beyden ersten mitbezahlt. Ein Officier muß sich bey ausbrechen- dem Krieg von seiner Gattin und Tochter, Minna, trennen. Rührende Schilderung des Abschieds und der Beschäftigung mit dem abwesenden Vater. Er wird inzwischen bey einer Bela- gerung verwundet und gefangen genommen. Minna's Mutter macht sich auf diese Nachricht auf den Weg, ihn zu warten, wird aber von einer feindlichen Parthey geplündert, und wegen vergessener Pässe gefangen gehalten. Nun bekommt Minna weder vom Vater noch Mutter Nachricht, und in der äußersten Verlegenheit über deren Schicksal entschließt sie sich, selbst ih- ren Vater in der belagerten Stadt aufzusuchen. Sie wird ein- gelassen, theilt mit ihrem Vater die Gefahren der Belagerung, und rührt durch das Beyspiel ihrer kindlichen Treue den feindli- chen Befehlshaber dergestalt, daß er auf erhaltene Nachricht von dem Ort der Gefangenschaft ihrer Mutter, deren Befreyung und Entschädigung auswürkt, die Tochter mit deren Darstellung angenehm überrascht, und dem Vater auf sein Ehrenwort die Freyheit giebt, und ihn samt seiner tugendhaften Familie, nach Hause schickt. Die Geschichte ist sehr gut erzählt.

Kleine Kinderbibliothek herausgegeben von J. H. Campe. Zweyte Auflage. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung. 1782. Erster Theil, welcher das erste und zweyte Bändchen der ersten Auflage enthält, 21½ Bogen; zweyter Theil oder 3tes und 4tes Bändchen der ersten Auflage, 20 Bogen. Dritter Theil oder 5tes und 6tes Bändchen der ersten Auflage, 1 Alph. in 8.

Wir verweisen auf unsre Anzeigen von den einzelnen Bänden der ersten Ausgabe. Zur Bestätigung des Guten, was wir davon gesagt haben, dient diese neue Auflage. Hr. C. hat einige Stücke, die er nach reiferer Ueberlegung verwerfen zu müssen glaubte, weggelassen; andre verändert. (Da wir die erste Ausgabe nicht mehr bey der Hand haben; und der V. die weggelassenen oder geänderten Stücke nicht angiebt: so können wir keine Proben von der Kritik des V. gegen sich selbst geben). Die Stücke, die in beyden Bändchen eines Theils unter einerley Fach gehören, hat er zusammengestellt. Uebrigens ist diese Ausgabe zwar nicht so nett, als die erstere, aber auch um die Hälfte wohlfeiler.

Kleine Kinderbibliothek herausgegeben von J. H. Campe. Achtes Bändchen. Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung. 1782. 12 Bogen in kl. 8.

Man braucht blos den ununterbrochenen Fortgang dieses nüzlichen Kinderbuchs anzuzeigen; und zu versichern, daß es sich immer bey gleicher Güte erhält, und daß die Quellen des Hrn. Campe, woraus er diese Bibliothek sammelt, noch nicht vertrocknen, sondern fast noch ergiebiger werden. Am meisten nehmen sich in diesem Bändchen, des sel. Zachariä vier Stuffen des weiblichen Alters, Pfeffels Gedicht an Phoebe, auf ihrem vierzehnten Geburtstag, und Gökings Epistel an einen jungen Mann, der verdrießlich war, nebst einigen Gedichten von Dem. Rudolphie aus.

Zf.

Anwei-

Anweisung für Schulmeister niederer Schulen zur pflichtmäßigen Führung ihres Amts. Aus zwey gekrönten Preisschriften zusammen getragen und mit vielen Zusätzen herausgegeben von J. C. F. Rist, Pastor zu Niendorf in der Herschaft Pinneberg. Hamburg — Bohn — 1782.

Hrn. R. ward aufgetragen, aus den beyden Preisschriften der Herren Köppen und Goldbeck ein Ganzes zu machen, und dasselbe mit seinen Anmerkungen und Zusätzen zu begleiten. Das ist die Veranlassung dieses Buchs, wovon Hrn. R. nach seiner Versicherung, beynahe zwey Drittel gehören.

Ob schriftlicher Unterricht, Unterricht durch Bücher, für Schulmeister niederer Schulen sey, ob sie ihn lesen werden, verstehn und nutzen können — das mag ich hier nicht untersuchen. Es ahndet mir, als wenn ich die Frage verneinen, als wenn ich sagen müßte, daß wöchentlich eine Stunde Unterredung eines vernünftigen Predigers mit seinem Schulmeister, und noch wöchentlich eine Stunde vordociren eben dieses Predigers in der Dorf= oder niedern Stadtschule, daß dieses hundertmal so viel wirken würde, als das beste Buch. Und würde man mir es nicht gar sehr zur Unhöflichkeit anrechnen, wenn ich Hrn. R. und Hrn. K. und G. und dem edlen Mann in Hamburg, der die Schriften dieser Männer veranlaßte, für allen ihren guten Willen, gleich bey Erblickung der Frucht ihrer Arbeiten, mit diesem paradoxen und verdrießlichen Satz entgegenträte? Also hievon ein andermal. Itzt zu Hrn. R. Schrift, über welche ich erst einige Anmerkungen, so wie sie mir beym Durchlesen einfallen, und nachher mein Urtheil über das Ganze niederschreiben will.

Erster Abschnitt. Von den erforderlichen Eigenschaften eines guten Schulmeisters in niedern Schulen. Der Anfang deucht mir zu wortreich, gehört auch nicht hierher, sondern ist ein Text, der denen gelesen werden muß, die die Schulstellen besetzen, und denen, die dafür sorgen müßten, und nicht dafür sorgen, daß die Schulämter mit bessern Einkünften versehn werden, woraus alsdenn von selbst folgt, daß sich die Lahmen, Tauben, Blinden rc. am Körper und Geist nicht dazu drängen können. S. 15 nimmt Hr. R. es den Schulmeistern übel, daß sie geneigt sind, sich als einen Anhang zu dem Prediger-

stande anzusehn. Ich dachte, das wären sie auch. „Sie halten, sagt er, sogenannte geistliche Reden über die Evangelia und Episteln in einem ordentlichen Kanzelton und mit einem förmlichen Predigeranstande, und sind manchmal wohl gar unverschämt genug, die Stellen der Bibel, die blos auf Propheten und Apostel gehn, auf sich zu deuten." Sollten sie das wohl nicht oft von ihren Predigern gelernt haben? Und sollten sie so geneigt seyn, den Predigeranstand und Kanzelton nachzuahmen, wenn der Prediger ihnen auch als Schullehrer Vorbild zu werden suchte, und auf jene Dinge nicht selbst einen ungebührlich hohen Werth legte?

Wenn Hr. R. S. 21 meynt, daß er in den Foderungen an einen Schulmeister nichts übertrieben habe: so kann ich ihm darin nicht beystimmen. Als Foderung an den Staat, solche Schulmeister zu setzen, ist es nicht zu viel; aber von den im Amte stehenden, an Leib und Seel und Besoldung elenden Schulmeistern zu verlangen, daß sie allen diesen Foderungen durch eigne Kraft ein Genüge thun sollen, das ist allerdings zu viel. Auch ist es zu viel, daß er einige innige Lust und Neigung, sich mit Kindern zu beschäftigen, haben, daß er um zeitlicher Vortheile willen kein Schulamt begehren, daß er sich das Schulhalten als eins der edelsten, wichtigsten und wohlthätigsten Geschäfte eines Menschen denken, daß er (wie es Hr. R. selbst nennt) die grosse Eigenschaft besitzen soll, sich nicht allein die Liebe und das Vertrauen seiner Schüler zu erwerben, sondern sich auch bey aller seiner Güte in Hochachtung und Ansehn zu setzen: Ihr Subrektoren, Konrektoren, Rektoren und Professoren, ihr Prediger, Pröbste, Superintendenten und Generalsuperintendenten, antwortet, ist es nicht von den Dorfschulmeistern zu viel gefodert, da ihr es eben so wenig könnt!

Zweyter Abschnitt. Von den Lectionen in niedern Schulen, und von der Art, wie sie getrieben werden müssen. Hr. R. bringt sie auf vier, die Religion, das Lesen, das Schreiben und das Rechnen. Er meynt; es wäre gut, wenn auch sonst noch mancherley getrieben würde, indessen ginge das, verschiedener Hindernisse wegen, die er nahmhaft macht, nicht wohl an. Das ist wahr. Aber da die Kinder doch lesen und schreiben sollen, und etwas haben müssen, das sie lesen und schreiben, so könnte man dazu ja die ihnen nöthigen Kenntnisse von den Landesgesetzen, der Haushaltungskunst rc. wählen. — Die allgemeinen Regeln, die hier eben so wie im ersten Abschnitte

vor-

vorkommen, sind wieder sehr wortreich erklärt, und helfen am Ende den Schulmeistern zu nichts, ausgenommen wenn ein solches Beyspiel und solche Fragen hinzugefügt werden, wie S. 48 und 49 geschehn ist. Man könnte die ersten 50 Seiten aus diesem Buche ganz wegschneiden, ohne daß die Schulmeister etwas dabey verlöhren.

S. 51 geht nun endlich, Gottlob! das Specielle an. Das erste Kapitel handelt vom Lesen. Dies wird in sofern auf die gewöhnliche Weise zu lehren gerathen, daß erst alle Buchstaben, Vokalen und Konsonanten den Kindern bekannt seyn müssen, ehe es an das Buchstabiren geht, und daß sie erst fertig müssen buchstabiren können, ehe zum Lesen geschritten wird; indessen sind die neuern Vorschläge, das Lesenlernen zu erleichtern, doch genuzt, und die hier gegebenen Regeln sind gut. Hin und wieder bin ich zwar in Kleinigkeiten anderer Meynung, z. B. wenn S. 68 gesagt wird, daß die Schulmeister sich überhaupt vor der Aussprache des ä hüten sollen, die in dortigen Gegenden gewöhnlich ist. Die Holsteiner haben, meines Wissens, ein doppeltes ä, das eine hört man in Mähl, die Mühle, Kähl, Kohlen, Pähl, ein Pfühl; das andere in väl, viel, Mäl, Mehl. Das erste ä ist es, das Hr. R. nicht dulden will, und freylich klingt es einem Sachsen, oder einem der sein Ohr zu der sächsischen Aussprache gewöhnt hat, widrig. Das zweyte ä wird gerade so ausgesprochen, wie das Hochdeutsche in selig, Erde u. s. w. — Vielen Dank an die Herren Verf. dieses Buchs für das, was S. 94 ff. von den Lesebüchern gesagt wird, daß Katechismus und Bibel nicht die gewöhnlichen Lesebücher der Jugend seyn sollten. S. 98 schlägt Hr. R. wirklich ein Lesebuch des Inhalts vor, als ich oben bemerkt habe, daß es seyn könnte. „Nur, sagt er, wenn auch ein Lesebuch von der Art da wäre, kann es ein Schulmeister nicht wohl eigenmächtig einführen.“ Aber darf es der Prediger auch nicht? nicht mit Erlaubniß des Konsistoriums? Oder giebt das Konsistorium diese Erlaubniß nicht? Darf es sie nicht geben? Will es sie nicht geben? Hr. R., oder wer von den drey Herren dies geschrieben hat, wünscht und hoft eine glückliche Veränderung der Schulen; aber wie kann die anders erfolgen, als wenn die Konsistoria bessere Bücher einführen? Freylich muß denn auch der Staat seinen Schulmeistern bessere Salaria geben.

Das

Das zweyte Kapitel handelt von dem Unterricht in der Religion. Der Eingang ist wieder zu reich an Worten und zu arm an bestimmten Begriffen. Aber die nachher folgenden bestimmten Vorschriften sind sehr gut. Ich will nur gleich die erste anführen: „Der Lehrer beschwere das Gedächtniß der Kinder nicht mit solchen Sätzen, die für sie entweder gar keinen Nutzen, oder doch keinen Einfluß auf ihren Wandel haben, z. E. wie die drey Personen in dem einigen göttlichen Wesen von einander verschieden sind; was es eigentlich mit der Vereinigung der beyden Naturen zu Einer Person für eine Bewandniß habe, und auf welche Art die Eigenschaften der einen Natur von der andern gesagt werden können; worin andere Religionspartheyen von der unsrigen unterschieden sind, was sie für Gründe für ihre Meynungen angeben, und welche Gründe wir ihnen entgegen setzen, z. E. in der Lehre vom heiligen Abendmahl rc." Auch das, was S. 115 ff. vom Teufel gesagt wird, und wie man die Sprüche, worin er vorkömmt, erklären soll, ist sehr vernünftig. Nur wäre es sehr nöthig gewesen, den Schulmeistern zu sagen, wie sie die Lehre von dem sogenannten Fall Adams ohne Zuziehung des Teufels erklären sollen; davon steht aber kein Wort hier. Wider den Aberglauben ist S. 121 ff. viel Treffendes gesagt, und es ist sehr gut, daß die vornehmsten Arten des Aberglaubens alle namentlich genannt sind. Ueber die Art, wie die Religion dem Gedächtnisse, dem Verstande und dem Herzen der Jugend einzuprägen sey, ist von S. 145 an sehr viel Gutes gesagt. Unter den S. 149 ff. vorgeschlagenen Sprüchen möchten doch wohl manche seyn, die sich Kindern nicht so leicht erklären liessen, am wenigsten von Schulmeistern. Die gewöhnliche Erlernung der sonntäglichen Evangelien und Episteln wird S. 161 mit Recht widerrathen. Indessen, sagt Hr. R., möchte ich einige davon ausnehmen; aber von diesen möchte ich wieder einige ausnehmen, z. B. die Evangelia am dritten Weihnachtstage, am ersten Pfingsttage, und von den Episteln fast alle. Ich glaube nämlich gerade das Gegentheil von dem, was hier gelehrt wird, ich glaube, daß Geschichten eigentlich für Kinder zum Auswendiglernen sich schicken, besonders wenn sie so simpel erzählt sind, wie die biblischen. S. 168 meynt Hr. R., daß hier der Ort nicht sey, eine vollständige Belehrung über das Katechisiren zu ertheilen. Aber wo wäre er denn, dieser Ort, wenn er hier nicht ist? Weg mit allem, was hier im Allgemeinen

darüber

darüber geschwazt ist, das eben so, wie die 50 ersten Seiten des Buchs, zu nichts hilft, und dafür entweder bestimmte, durch Beyspiele erläuterte Regeln gegeben, oder blos einige Dutzend Sokratisch- Salzmannisch durchkatechisirte Themata, Sprüche, Lieder hingesezt, daß die Schulmeister sie mit ihren Kindern lesen können. Es fällt sehr auf, daß an diesem Buche drey Prediger (und vermutlich alle drey würdige Männer, weil sie sich um das Wohl der niedern Schulen bekümmern) gearbeitet haben, und daß keiner sich getraut hat, Regeln oder Beyspiele der Katechisation zu geben. Wehe unsern Schulen und Universitäten, die uns anführen, wortreiche Homileten, gelehrte Orientalisten, und was weiß ich sonst, zu werden, uns aber über die Kunst zu katechisiren in der völligsten Unwissenheit lassen. Doch S. 187 ff. steht wirklich etwas von dem, was ich verlange, und etwas recht gutes, sowohl in Ansehung der Regeln, als der hinzugefügten Proben. Ich nehme also zurück, was ich eben, in Ansehung der drey würdigen Männer, gesagt habe, und wozu mich die Worte: Es ist hier der Ort nicht ꝛc., verleiteten.

S. 269 in dem Abschnitte, wie man die Religion dem Herzen der Jugend einprägen solle, der sehr viel Wahres und Gutes enthält, scheint Hr. R. zu fürchten, daß einige Leute das, was er über die Folgen der Handlungen als Bewegungsgründe zur Tugend gesagt hatte, so deuten möchten, als wolle er die Religion Jesu verdrängen, und ein vernünftiges Heidenthum wieder einführen, weil dadurch nur natürlich gute Menschen, aber keine Christen gebildet werden könnten." Hr. R. hätte sich mit diesen Leuten gar nicht einlassen sollen, die noch immer von einem Unterschied unter bürgerlicher Tugend und christlicher Tugend, unter natürlichguten und christlichguten Menschen träumen. Er hat, um diese Leute zu widerlegen, etwas sehr unbestimmtes über diese Materie gesagt, das man freylich noch oft genug von vernünftigen Männern hört, das man aber gar nicht mehr hören mag, wenn man einmal überzeugt ist, daß jener Unterschied gar nicht Statt finde.

Bey der kurzen und guten Erklärung des Vaterunsers S. 309 ist mir eingefallen, ob es nicht besser wäre, in den Schulen und in den Kirchen die Erklärung statt des Erklärten zu beten und beten zu lassen.

Das dritte Kapitel handelt vom Unterricht im Schreiben. Das Linienziehen, oder ein Blatt mit Linien unterlegen zu lassen,

lassen, würde ich gar nicht widerrathen, wie hier geschieht. Ich glaube doch immer, daß, wer ein Jahr nach Linien geschrieben hat, mit leichterer Mühe wird gerade schreiben lernen, als wer von Anfang an ohne Linien hat schreiben müssen. Auch würd ich die Kinder nicht nur nicht bey den Grundstrichen, sondern auch nicht einmal bey einzelnen Buchstaben und keinen Begrif ausdrückenden Sylben aufhalten, sondern sie gleich ganze Wörter und kurze Sätze schreiben lassen, nämlich so, daß ich ihnen etwas sehr grob geschriebenes unter ein Blatt Papier legte, das sie anfänglich mit Rötel oder Bleystift, nachher mit der Feder nachzeichnen müßten. Dann brauche ich manche von den gewöhnlichen Schreiberegeln nicht, und komme geschwinder zum Ziel. Ein sehr nützlicher Vorschlag steht S. 346, daß man zu den Vorschriften der vierten Klasse allerhand nehmen soll, was im gemeinen Leben vorkömmt, als Rechnungen, Quittungen u. d. gl.

In der Orthographie verlangt man hier mehr, als ich bey niedern Schulen, unter den bisherigen elenden Umständen derselben, wünschte.

Im vierten Kapitel wird vom Unterricht im Rechnen gehandelt. Warum man den Kindern blos die ersten male, und nachher nicht weiter, erlauben solle, an ihren Fingern abzuzählen, sehe ich nicht ein. Entweder, sie bekommen eine ziemliche Fertigkeit im Rechnen, und dann lassen sie es von selbst, ohne Verbot; oder sie bekommen sie nicht, und dann ist es ihnen immer nützlich. Ein großer Fehler in der Methode kömmt in diesem Abschnitt vor, nämlich der, daß man erst in unbekannten und oft großen Zahlen rechnen läßt, und dann erst zu den benannten Zahlen, zu Pfund, Loth, Scheffel rc. übergeht. Zwar hat das natürliche Gefühl dem V. dieses Abschnitts gesagt, daß man es gerade umgekehrt machen müsse, denn seine ersten Beyspiele lauten so: Mein Kind, wenn du 4 Schilling hast, und noch 3 dazu bekömmst rc. Aber es scheint, daß das Beyspiel der gewöhnlichen Rechenbücher sein natürliches Gefühl erstickt habe. Ein anderer Fehler ist es, wenn S. 396 steht, daß die Kinder niederer Schulen mit Bruchrechnungen beynahe ganz verschont werden könnten. Die Brüche sind weder so schwer, noch so entbehrlich, daß man sie aus dem Unterrichte der Volksschulen weglassen dürfte. Und dann muß das, was hier für die fertigsten Rechenschüler aufgehoben wird, zum Theil schon mit Anfängern getrieben werden, z. B. $\frac{3}{4}$ Pfund, wie viel Loth, $\frac{1}{2}$ Tha-

$\frac{1}{2}$ Thaler, wie viel Schilling u. s. w. Andere Brüche hingegen, die hier stehen, brauchen wohl gar nicht vorzukommen; z. B. $\frac{7}{11}$ Thaler, $\frac{3}{17}$ Pfund u. d. gl. Was hier von Brüchen und auch von der Regel Detri gesagt wird, ist ganz nach den gemeinen Rechenbüchern, und hätte eine viel sorgfältigere Anweisung verdient.

Das fünfte Kapitel handelt von der Sorge für die Gesundheit. Was hier gesagt wird, ist wahr und gut, nur steht das meiste in einer Anweisung für Schulmeister wohl am unrechten Ort.

Dritter Abschnitt von der Ordnung und Verbindung der Lectionen, oder von der Eintheilung der Schule. Hier bin ich mit dem Hrn. V. nicht einer Meynung, wenn er glaubt, daß es nicht gut sey, dem Schulmeister eine Tabelle zu geben, worinn für alle Tage der Woche genau bestimmt ist, theils in welchen Stunden des Tags er jede Klasse unterrichten, theils auch, was er in jeder Stunde mit jeder Klasse treiben solle. Seine Gründe sind, daß solche Vorschriften um desto weniger befolgt werden, je pünktlicher sie sind; daß es nicht einmal recht möglich sey, sie zu befolgen; und dann, daß es unbillig sey, einem Manne, der etwas Geschick habe, das an sich schon sehr mühselige Schulgeschäfte durch einen solchen genau abgemessenen Gang noch zu erschweren. Um von dem leztern anzufangen, so wird es ihm in der That dadurch erleichtert, er mag Geschick haben, oder er mag keins haben. In dem ersten Fall nimmt man ihm nur eine Arbeit ab, die er sonst selbst hätte übernehmen müssen, die, sich einen bestimmten Plan zu zeichnen. (Es versteht sich, daß man ihn dabey zu Rathe zieht.) Und nach einem bestimmten Plan zu arbeiten, wird man doch wohl nicht für schwerer halten, als nach gar keinem. In dem andern Fall, wenn er kein Geschick hat, wird es doch weniger verwirrt in seiner Schule hergehen, wenn ihm alles vorgeschrieben ist. Daß die Vorschriften nicht befolgt werden, wer oder was kann daran schuld seyn? Wahrlich nicht die Pünktlichkeit der Vorschriften, sondern der Mangel an genauer Aufsicht, die die Herren Prediger führen sollten und nicht führen. Wenn es unmöglich gefunden wird, gewisse pünktliche Vorschriften zu befolgen: so mache man andere, die sich befolgen lassen. Endlich muß mans doch treffen, wenn mans genug durchprobirt.

Ein schweres Problem steht S. 434. Wenn eine Schule mehrere Klassen hat, wie sie ja nothwendig haben muß, und diese

diese mehrern Klassen sind alle in einer Stube, wie das auch in einer niedern Schule nicht anders seyn kann: was macht denn die erste und zweyte Klasse, wenn der Lehrer die dritte unterrichtet? u. s. w. Es ist hier nicht sehr befriedigend aufgelöst; aber ich weiß wohl, daß tadeln leichter ist, als besser machen.

Vierter Abschnitt von der Schulzucht. Dieser faßt die beyden Fragen in sich 1) zu welchen guten Sitten sind die Kinder während der Schulstunden anzuhalten, und 2) wie muß das geschehn? Die erste ist in zehn Regeln und die zweyte in dreyen, wovon die dritte wieder in acht Unterregeln zerfället ist, sehr gut beantwortet worden. — Am Schluß noch eine Paränesis an die Schulmeister.

Aus dem bisher gesagten ergiebt sich schon das Urtheil, das ich im Ganzen über dies Buch fällen kann. Es hat viel Gutes, könnte aber dessen noch mehr, und der Worte weniger haben. Hrn. Villaumes Handbuche, das neulich von mir angezeigt worden, kömmt es doch nicht gleich. Für die Schulmeister ist es bey weitem nicht simpel und faßlich detaillirt genug. Die Prediger müßten es studiren, um die Schulmeister mündlich daraus zu unterrichten, denn ein Schulmeister wird immer besser durch mündlichen als durch schriftlichen Unterricht lernen.

Ich habe gemeiniglich Herrn Rist genannt, wann ich Stellen anführte. Dies ist blos geschehn, weil ich nicht wußte, welchen von dreyen ich nennen sollte, und weil er doch als der Hauptauctor dieses Werks anzusehn ist. Seine Vorrede verdient auch gelesen zu werden. Sie giebt zum Theil die Ursachen an, warum nicht alles in dem Buche gleich gut gerathen ist. Aber das vergebe ihm der Himmel, daß er S. 15 glaubt, wortreicher seyn, hieße deutlicher seyn, und er sey wortreicher gewesen, um richtiger verstanden zu werden. Dafür gefällt mir S. 9 dieser Vorrede desto besser: „Was helfen alle noch so lauten, noch so oft wiederholten Predigten, Ermahnungen, Bitten und Beschwörungen (an die Schulmeister gerichtet) wenn man den armen Leuten in einer Sache, die ihnen so unauflöslich, als das schwerste Räthsel ist, kein Licht giebt. (Die Rede ist vom Unterricht in der Religion.) Wo sollen sie die dazu nöthige Weisheit lernen, so lange noch keine Schulseminarien sind, in welchen sie zu ihrem Amte vorbereitet werden?"

Daniel Joachim Köppens, Pastors zu Zettemin ꝛc. im königl. Preuß. Vorpommern Unterricht für Schulmeister niederer Schulen. Eine in Hamburg aufgegebene und mit dem ersten Preise gekrönte Abhandlung. Rostock, Koppe 1782.

Dies Buch fiel mir erst in die Hände, nachdem ich mit dem vorigen schon fertig war, sonst hätte ich gleich anzeigen können, was Hrn. Köppen von demselben gehörte. Er hat beym Druck seiner Preisschrift nur einige unbeträchtliche Veränderungen in dem, was schon da war, gemacht, hingegen, laut der Vorrede S. 11, die ganze Belehrung über die deutsche Orthographie nebst den damit verbundenen Sachen, dann die Anweisung zu Briefen und andern Aufsätzen ganz neu hinzugefügt. Aber die Belehrung über die Orthographie ist eine kleine Grammatik geworden, die mir immer noch zu groß für die Schulmeister, besonders bey ihrem gegenwärtigen kläglichen Zustande, scheint. Hr. K. hat auch die Syntax mit zur Rechtschreibung gezogen, und lehrt die Schulmeister, aber wie mich deucht, viel zu gelehrt, wo sie mir und mich u. s. w. setzen müssen. Wenn dies überall in den niedern Schulen nöthig ist, so müßte es auf eine viel simplere Art gelehrt werden, und es müßte einer da seyn, der es die Schulmeister mündlich lehrte, denn aus einem Buche lernen sie es nie, so viel Mühe sich auch Hr. K. gegeben hat, ihnen verständlich zu werden.

Desto nützlicher ist die Zugabe, die Formulare von Briefen u. s. w. enthält. Voran steht etwas von der Titulatur, das doch auch für Schulmeister und ihres gleichen zu weitläuftig ist. Und warum soll man diese Leute die unnatürliche Sprache lehren, die unter den steifen Menschen von höherm Stande Mode ist? S. 218 steht: „Anstatt zu schreiben z. E. haben Sie die Güte, mir Ihre Meynung zu melden, ich werde Ihnen dafür Zeitlebens dankbar seyn, wäre es bey den vornehmern Ständen viel schicklicher und gefälliger, zu schreiben: Haben Ew. Hochedelgebohrnen die Güte, mir Dero Meynung zu melden; ich werde Denenselben dafür ꝛc.“

Wer wird es denn dem Bauer oder seinem Schulmeister übel nehmen, wenn er von dieser ganzen armseligen Sprache

nichts versteht? — Sehr nöthig und nützlich ist hingegen das, was Hr. K. von den Aufschriften der Briefe S. 225 ; 228 lehrt. Dann folgen die Briefe, Quitungen, Rechnungen selbst, die ihrem Zweck sehr angemessen sind. Sie haben mich auf die Gedanken gebracht, ob es nicht vor der Hand, und so lange bis man in Schulseminarien die Lehrer regelverständig machen kann, besser sey, ihnen gar keine Regeln, wenigstens keine allgemeine, und wenigstens nicht in Briefschreiben, in der Orthographie, im Katechisiren zu geben, sondern statt dessen lauter mustermäßige Beyspiele, die sie beständig mit ihren Schülern lesen, selbst abschreiben, und von den Schülern abschreiben lassen müßten. Es ist bekannt, wie mancher durch Abschreiben bey einem Advokaten, der ihm nie Regeln sagte, selbst ein deutscher Advokat geworden ist; sollte nicht den Schulmeistern (ich meyne den schlechten, in ihrem gegenwärtigen elenden Zustande) mit einem solchen praktischen Buche vorzüglich gedient seyn, und ihrer lieben Jugend auch? Freylich müßte der Pastor loci scharf darauf sehen, daß sie das Buch brauchten, müßte sich ihre und der Kinder ihre Schreibereyen bringen lassen, um zu sehen, wie es gerathen sey, müßte — aber was müßte er nicht alles, das er theils nicht mag und theils nicht kann. Genug, wenn wir noch zehn und noch zwanzig so gute, oder auch noch viel bessere Anweisungen für die Schulmeister haben, als die gegenwärtige ist, und man verläßt sich darauf, daß die Schulmeister sie kaufen, lesen, verstehen und anwenden sollen, und daß so nach und nach die Schulen werden verbessert werden: so hat man seine Zuversicht und Schulverbesserung auf den Sand gegründet.

Hz.

---

14) Deutsche Sprachkunst.

Ueber das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache. Abhandlungen in der churpfälzischen

schen deutschen Gesellschaft in denen Jahren 1779-1781 vorgelesen, von ihrem Mitglied Johann Friderich Mieg. 8. 13 Bogen Frankfurt am Mayn. 1782.

Es sind sechs Abhandlungen. In der ersten über das Studium der deutschen Sprache, zeiget der V. den Zweck der deutschen Gesellschaft, welches Feld sie zu bearbeiten hat, was sie darin für Vorgänger gehabt hat, und was dazu nöthig ist.

Die zweyte handelt von dem genauen Zusammenhange der Natur- und Sprachkunde 34. S. worin gezeiget wird, daß alle Wörter ihren Wurzelbegriff von der äußeren Natur und einem sinnlichen Gegenstande herleiten.

In der dritten, über die Lehrordnung der Sprachen, nach psychologischen und historischen Gründen beurtheilet 60 S. behauptet der V., daß die Muttersprache den Vorzug verdienet.

Die vierte, von dem Einflusse der Sprache in die Erwekkung der Genien und in die Beförderung der Vaterlandsliebe 91. S. beweiset, daß auch hierin die Muttersprache den Vorzug hat.

In der fünften 130. S. wird die Frage beantwortet: Wie weit erstrecket sich die Gewalt der Zeit über die deutsche Sprache? Der V. bestimmet, was Reinheit, Richtigkeit, Feinheit, Schönheit und Vollkommenheit der Sprache ist, und zeiget, wie weit sich die Gewalt der Zeit und der Mode, über jedes erstrecket.

Die sechste handelt von der Volksweisheit in Sprüchwörtern. Alle Völker haben ihre Sprüchwörter gehabt, welche gewisse Lehren und Maximen enthalten, und auch die Deutschen sind jederzeit daran reich gewesen. Der V. zeiget, was zu einem Sprüchworte erfodert wird, imgleichen woher sie entstehen, und führet einige Sprüchwörter verschiedener Völker an, welche einerley Wahrheit unter verschiedenen Gleichnissen vorstellen. Wenn z. B. die Araber sagen: Die Noth ist der Löwen Kette.

nichts versteht? — Sehr nöthig und nützlich ist hingegen das, was Hr. K. von den Aufschriften der Briefe S. 225 : 228 lehrt. Dann folgen die Briefe, Quitungen, Rechnungen selbst, die ihrem Zweck sehr angemessen sind. Sie haben mich auf die Gedanken gebracht, ob es nicht vor der Hand, und so lange bis man in Schulseminarien die Lehrer regelverständig machen kann, besser sey, ihnen gar keine Regeln, wenigstens keine allgemeine, und wenigstens nicht in Briefschreiben, in der Orthographie, im Katechisiren zu geben, sondern statt dessen lauter mustermäßige Beyspiele, die sie beständig mit ihren Schülern lesen, selbst abschreiben, und von den Schülern abschreiben lassen müßten. Es ist bekannt, wie mancher durch Abschreiben bey einem Advokaten, der ihm nie Regeln sagte, selbst ein deutscher Advokat geworden ist; sollte nicht den Schulmeistern (ich meyne den schlechten, in ihrem gegenwärtigen elenden Zustande) mit einem solchen praktischen Buche vorzüglich gedient seyn, und ihrer lieben Jugend auch? Freylich müßte der Pastor loci scharf darauf sehen, daß sie das Buch brauchten, müßte sich ihre und der Kinder ihre Schreibereyen bringen lassen, um zu sehen, wie es gerathen sey, müßte — aber was müßte er nicht alles, das er theils nicht mag und theils nicht kann. Genug, wenn wir noch zehn und noch zwanzig so gute, oder auch noch viel bessere Anweisungen für die Schulmeister haben, als die gegenwärtige ist, und man verläßt sich darauf, daß die Schulmeister sie kaufen, lesen, verstehen und anwenden sollen, und daß so nach und nach die Schulen werden verbessert werden: so hat man seine Zuversicht und Schulverbesserung auf den Sand gegründet.

Hz.

---

14) Deutsche Sprachkunst.

Ueber das Studium der Sprache, besonders der Muttersprache. Abhandlungen in der churpfälzischen

schen deutschen Gesellschaft in denen Jahren 1779-1781 vorgelesen, von ihrem Mitglied Johann Friderich Mieg. 8. 13 Bogen Frankfurt am Mayn. 1782.

Es sind sechs Abhandlungen. In der ersten über das Studium der deutschen Sprache, zeiget der V. den Zweck der deutschen Gesellschaft, welches Feld sie zu bearbeiten hat, was sie darin für Vorgänger gehabt hat, und was dazu nöthig ist.

Die zweyte handelt von dem genauen Zusammenhange der Natur- und Sprachkunde 34. S. worin gezeiget wird, daß alle Wörter ihren Wurzelbegriff von der äußeren Natur und einem sinnlichen Gegenstande herleiten.

In der dritten, über die Lehrordnung der Sprachen, nach psychologischen und historischen Gründen beurtheilet 60 S. behauptet der V., daß die Muttersprache den Vorzug verdienet.

Die vierte, von dem Einflusse der Sprache in die Erweckung der Genien und in die Beförderung der Vaterlandsliebe 91. S. beweiset, daß auch hierin die Muttersprache den Vorzug hat.

In der fünften 130. S. wird die Frage beantwortet: Wie weit erstrecket sich die Gewalt der Zeit über die deutsche Sprache? Der V. bestimmet, was Reinheit, Richtigkeit, Feinheit, Schönheit und Vollkommenheit der Sprache ist, und zeiget, wie weit sich die Gewalt der Zeit und der Mode, über jedes erstrecket.

Die sechste handelt von der Volksweisheit in Sprüchwörtern. Alle Völker haben ihre Sprüchwörter gehabt, welche gewisse Lehren und Maximen enthalten, und auch die Deutschen sind jederzeit daran reich gewesen. Der V. zeiget, was zu einem Sprüchworte erfodert wird, imgleichen woher sie entstehen, und führet einige Sprüchwörter verschiedener Völker an, welche einerley Wahrheit unter verschiedenen Gleichnissen vorstellen. Wenn z. B. die Araber sagen: Die Noth ist der Löwen Kette.

so sagen die Deutschen: Noth bricht Eisen, u. d. g. Es ist viel Gutes in diesen Abhandlungen und wir können sie unsern Lesern empfehlen.

Neuester Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. C. Rüdiger. Erstes Stück. Leipzig, 1782. 8. 118 S.

Der V., welcher schon als ein Kenner unserer Sprache bekannt ist, und dessen Schrift, über die Einrichtung und Ausarbeitung eines vollständigen deutschen Wörterbuchs, in Frankfurt den Preis erhalten hat, verspricht in der Vorrede dieses Werks, so wir jetzo anzeigen, dasselbe fortzusetzen, und verschiedene Beyträge zur Sprachkunde zu geben. Wir hoffen, daß es ihm an Lesern nicht fehlen werde, denn seine Schreibart ist deutlich und leicht, und die Sachen, wovon er handelt, ziehen die Aufmerksamkeit an sich. In gegenwärtigem Stücke sind folgende Abhandlungen enthalten. 1) 15 S. Allgemeine Uebersicht des jetzigen Zustandes der deutschen Sprache und Sprachkunde im Ganzen. Hierin wird die Epoche festgesetzet, welche diese Arbeit zum Vorwurfe hat, und ihre Absicht angezeiget. 2) 37 S. Von der Sprache und Herkunft der Zigeuner aus Indien. Der Ursprung derselben wird aus Indostan hergeleitet, weil ihre Sprache mit der Indostanischen sehr überein kommen soll. 3) 85 S. Probe einiger Wörterableitungen. Die Wörter sind: Vielfraß, Retif, Tornister, Wildschur, Jumarre, Werft, Haubitze, Pinsel, Kirche, Schabracke, Karbatsche, Kantschuh. Einige dieser Wörter sind freylich ausländisch, aber die Ableitung des Wortes Vielfraß von Fiæfraotta, eine Bergratze, und Kirche von Carcer, scheint zu weit hergeholet zu seyn. 4) 91 S. Bücheranzeigen. 5) 106 S. Nachrichten. Wenn man gleich dem V. nicht in allen Stücken Beyfall giebt, so wird man ihn doch mit Vergnügen lesen.

Regeln und Bemerkungen über das Lesen und Schreiben der deutschen Sprache von M. J. F. Weisenstein. 8. 16 Bogen. Heidelberg. 1782.

In

In dieser Schrift ist hin und wieder etwas Gutes, viel alltägliches und bekanntes, und manches fehlerhafte. Der V. schreibt: gewise, schliesen, Wirde, Or, Feler, Gelerte, vor wenige Jahren, Ein Verwander u. d. g.

Tz.

---

15) Kriegswissenschaft.

Deutliche und ausführliche Anweisung, wie man das militärische Aufnehmen nach dem Augenmaaß ohne Lehrmeister erlernen kann. Von J. C. G. Hayne. Kön. Preuß. Ingenieur-Offizier. gr. 8. 1 Alph. 3 B. u. 10 Kupfert. Dessau, in der Gelehrten Buchh.

Wenn ein junger Mensch mit vielem Fleiße zum Ingenieur gebildet wird, so lernt er Geometrie und Fortifikation, und Plane zeichnen. Sein Lehrer, der es vielleicht nicht kann, oder doch die Mühe scheut, mit seinem Zögling hinauszugehn, und mit ihm Situationen militärisch aufzunehmen, giebt ihm entweder gar keine, oder eine höchst superficielle Idee davon; und der Schüler lernt also gar keine praktische Geometrie oder er läuft mit seinem Lehrer, oder einem andern als Amanuensis bey einer Kameral- oder sonstigen Vermessung herum, und lernt das Landmessen, denn zum militarischen Aufnehmen ist in Friedenszeiten in den wenigsten Ländern auch nur die geringste Gelegenheit. So ausgerüstet kommt er dann zu einer Armee, wo eben dieses Aufnehmen sein erstes und häufigstes Geschäfte ist. Da kann man sich denn seine Verlegenheit denken, und was er anfänglich für Fehler begehen muß. Dies weiß Recensent aus eigner Erfahrung zu erzählen, und also auch das gegenwärtige Buch seinem Nutzen nach zu schätzen. Es läßt alle seine Vorgänger weit hinter sich. Denn diese lehren entweder die praktische Geometrie im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf das Militär, als Penther, Mayer, Böhm; oder sie lehren die Arbeit mit einer Genauigkeit und mit Instrumenten, die die Umstände im Kriege fast niemals gestatten, wie Montesson

und Hogrâve; oder ihr ganzes Buch hat die Anpreisung eines gewissen Instruments, als eine geometrische Panazee zum Zweck, wie Müller und Pirscher, wobey man noch glücklich ist, wenn das Instrument sich wenigstens auf gesunde geometrische Grundsätze stützet, welches bey den wenigsten der Fall ist. Wir können dieses Werk sicher als das beste, was wir anjezt über die interessante und seit 45 Jahren so sehr perfektionirte Materie vom militärischen Aufnehmen haben, allen jungen Ingenieurs, die in dem Fache arbeiten sollen, und allen Officieren, die sich in Stand setzen wollen, einen Situationsplan aufnehmen zu können, empfehlen.

Es ist in drey Theile getheilt. Der erste handelt die einzelnen ihm merkwürdige Dinge ab, die der Soldat auf der Oberfläche der Erde findet, unter dem Titel: Theorie der Erde. Er enthält sehr gute Bemerkungen, allein ändert den Titel, noch einmal die ganze aus der Ankündigung gefaßte Erwartung erfüllt er nicht. „Bisher," heißt es in dieser, „hat man von der Lage der Berge, der Thäler und Gründe, von dem Laufe der Gewässer, noch kein Verhältniß wahrgenommen, und daß man aus dem Daseyn eines Dinges, auf das Daseyn, die Lage und Figur eines andern oder dritten schließen könne." Recensentens Erfahrung hat ihm die Richtigkeit dieser Aussage erwiesen, und diese Worte waren ihm wie aus dem Herzen geredet. Allein, ob er schon einiges von dem, was er darnach erwartete, gefunden hat, so hofte er doch noch weit mehr zu finden. Er ermuntert also den Hrn. Verfasser bey einer neuen gewiß bald zu erwartenden Auflage dieses Werks, den Theil mit Beobachtungen zu vermehren und vollständiger zu machen; welches zumal durch Rücksicht auf das, was wir von der physikalischen Geographie, durch die neuern Entdeckungen, wissen, und auf Kriegsoperationen anwenden können, sehr leicht geschehen kann. Dann könnte dieser Abschnitt mit Recht eine militärische Theorie der Erde heissen.

Der zweyte Theil handelt vom Zeichnen. Dieser Theil ist vollkommen, deutlich und vollständig abgefaßt: und man wird hier nichts vermissen, was zur Verfertigung einer guten militärischen Karte nöthig ist. In Ansehung der Berge kann Recensent sich doch nicht enthalten, zu bemerken, daß die Art, wie der V. sie zu zeichnen anräth, und wie sie überhaupt in allen von preußischen und sächsischen Ingenieurs ihm bekannten Karten und Rissen gezeichnet sind, seiner Meynung nach nicht

so

so vollkommen ist, als die mit geraden sehr zarten, immer ganz dicht an einander geführten Strichen, wo man hernach, wenn der Berg schwärzer werden soll, mit eben so laufenden nicht stärkern Strichen hinein arbeitet, so vielmal als die Steile die Berges, den man zeichnet, es erfodert. Wenn der Riß recht sauber werden soll, so muß man natürlich bey jedemmale, da man einen solchen Berg überarbeitet, wieder warten bis er ganz trocken ist. Dies Verfahren ist allerdings etwas langwierig, wenn die Zeichnung vollkommen schön werden soll, allein nicht so sehr, als man glaubt, wenn man nur alle Zeitpunkte recht zu nutzen weis. Dagegen drückt es aber die ganze Gestalt des Berges, mit allen Verschiedenheiten seiner Abdachungen viel vollkommner aus, als jedes andre. Ueberdem kann man diese Art sehr gut und sehr geschwind mit dem Pinsel nachahmen, indem man die Berge damit so tuscht, wie man Handzeichnungen, besonders Landschaften, zu tuschen pflegt; welches außerordentlich geschwind gehet, und doch dabey ganz erträglich ins Auge fällt. Um sich einen Begrif von dieser Zeichnungsart zu machen, mag man nur des Heßischen Ingenieur-Hauptmann Dumont Situationskarte von den Bewegungen der Alliirten Armee im J. 1762 nach der Schlacht bey Grebenstein betrachten; und um ihren Vorzug einzusehen, sie gegen die von der Schlacht bey Grebenstein von Scheel in Holland gestochene, halten, in welcher leztern die Berge nach der im Haynschen Werke angeführten Art gezeichnet sind. Man muß aber zusehn, daß man gute Abdrücke von der an sich schon eben nicht gut gestochnen Karte bekomme, die ziemlich selten sind. Bey dem §. 230. wo vom Zeichnen eines Eichenwaldes die Rede ist, muß Rec. noch bemerken, daß er angewiesen worden ist, Nadelholz und Kopfholz auf eine sehr leichte Art im Zeichnen zu unterscheiden; und daß ihm dieser Unterschied immer wichtig geschienen hat, da Nadelholz fast immer seines Bodens wegen, und weil es mit dickem Unterholz nicht so bewachsen ist, zu militärischem Gebrauch am meisten freye Hände bietet.

Der dritte Theil dieses Werks, der vom Aufnehmen handelt, ist nicht minder ordentlich, vollständig und deutlich abgehandelt, und man findet die beste Anweisung zu vielfältigen Handgriffen, auf die man sonst nur durch lange Uebung und eine sehr gründliche Anweisung in der Geometrie, die leider nicht jeder angehende Ingenieur erhält, zu kommen pflegt. Zu den nüzlichen Dingen in diesem Theile rechnet Rec. die Nachrichten von

 guten

guten Specialkarten, im 2ten Abschn. des ersten Kap. Sie sind freylich in Rücksicht auf das preußische Militär abgefaßt; enthalten aber doch auch für andere brauchbare Notizen. Ein Anfang von einer allgemeinern Nachricht zum Behuf des Aufnehmens brauchbarer Specialkarten aller Länder, wo die Europäer gemeiniglich Krieg führen, mit Beurtheilung ihres Guten und Fehlerhaften, wäre sehr zu wünschen; und könnte bey jetzigem wissenschaftlichen Verkehr aller Nationen, jemand der dies zu seinem Augenmerke machen wollte, ziemlich vollständig liefern. Verschiedenes von dem, was in diesem Theile steht, wird freylich demjenigen, der eine vernünftige Geometrie zum Grunde gelegt hat, unnöthig scheinen. Wenn dieser aber nicht im eigentlichen militärischen Aufnehmen geübt ist, wird er auch vieles brauchbares daraus lernen. Zu dem sagt der Hr. V. an mehr als einem Orte sehr bescheiden, daß er für geübte Ingenieurs nicht schreibe. Daß er aber deshalb §. 735. nichts von der Art sagen will, wie man eine Vestung aufnehmen soll, können wir nicht billigen. Was soll nun ein armer Anfänger thun, in dessen Terrain, das ihm zum Aufnehmen zu Theil worden ist, eine Vestung liegt? Noch seltsamer klingt der Ausdruck, daß Aufnehmen einer Vestung gehöre in die Fortification royale. Dieser an sich verjährte Ausdruck ist hier ganz verkehrt angebracht. Zu dem mag das Angeben, Anlegen, Attakiren und Defendiren einer Vestung in die Fortification royale gehören; das Aufnehmen derselben aber gehört in die Geometrie. Eben so könnte man sagen: das Zeichnen eines Berges, eines Flusses und noch vielmehr eines Lagers und einer Verschanzung gehöre in die Kriegskunst. Man muß die Kenntniß des Gebrauchs der Gegenstände im Kriege, mit der Fertigkeit sie zu zeichnen nicht vermengen. Das Wort Coup d'oeil militaire, und dessen deutsche Uebersetzung durch militärisches Augenmaß, hat die Schriftsteller hierüber, und auch unsern V. irre geführt, wie aus seinem 16ten Kapitel erhellt, das vom Nutzen des militärischen Aufnehmens handelt, und wo immer Dinge, die von den militärischen Kenntnissen herrühren, als von der Geschicklichkeit im Aufnehmen abhängend angeführt werden. Man sehe nur §. 482. 483. 484. Indeß schadet diese Anmerkung, wodurch Rec. nur die Begriffe berichtigen und verhindern will, daß man den Aufnehmer nicht mehr mit dem Taktiker und Ingenieur vermenge, dem Nutzen gegenwärtigen Werks im mindesten nichts, welches er, wie schon gesagt, allen die in diesem Fache arbeiten

wollen,

wollen, als sehr nüzlich, mit gutem Gewissen anpreisen kann. Es wären indeß etwas weniger Druckfehler zu wünschen, welches man wegen einer zukünftigen Auflage zu erinnern für nöthig findet.

Qw.

Bellona, ein militärisches Journal. Dresden 1782. 8. I. Stück 7 Bogen, II. Stück 8 Bogen, III. Stück 8 Bogen, IV. Stück 8½ Bogen, V. Stück 8 Bogen, VI. Stück 8 Bogen.

Diese periodische Schrift enthält ungemein viel interessante Beyträge zur militairischen Litteratur und zur neuern Kriegsgeschichte. Die Gesellschaft Officiers, welche diese löbliche Arbeit unternommen, verdienen den Dank aller Kriegsmänner, und Beyfall und Unterstüzung der Befehlshaber. In diesen vor uns liegenden Stücken werden militairische Leser wahrhafte und unpartheyische Beyträge zur Kriegsgeschichte, besonders was den Krieg von 56 bis 63 betrift, finden; die darin enthaltene Recensionen militärischer Werke sind ohne Bitterkeit und mit Einsicht abgefasset, und können den Verfassern anderer kritischen und militärischen Streitschriften zum Muster dienen.

Das 1te Stück dieses vortreflichen Journals enthält 1) ein Tagebuch eines preussischen Officiers über den Feldzug 1756 bis 57. Es ist ein sehr schäzbarer Beytrag zur Geschichte dieses Feldzugs. Einige Supplemente, welche wir hier, so viel es der Raum erlaubet, geben wollen, und denselbigen mehr Vollständigkeit geben können, werden den Wünschen des Verf. nicht entgegen seyn. (S. 12) Die zwey Bataillons, welche im Lager bey Rothschönberg das Dorf Wundschewiz besezten, waren die Grenadier-Bataillons Wangenheim und Schenkendorf. Tanneberg, welches auf dem rechten Flügel lag, wurde mit 1 Grenadier-Bataillon Ramin, und 1 Grenadier-Bataillon Möllendorf, besezt. (S. 13) Im Lager bey Wilsdruff stand der rechte Flügel der Preussen am Ende des Dorfes Grumbach, und wurde durch das Defile des wilden Sauflusses gedecket. Grumbach war mit dem Grenadier-Bataillon Ramin und Möllendorf besezt, Wilsdruff mit 1 Bataillon Garde. Der linke Flügel der Infanterie debordirte nicht Kobach, sondern

dern stieß an dieses Dorf, welches mit dem Grenadier-Bataillon Bandemer besezt war. Das Grenadier-Bataillon von Ingersleben stand in der linken Flanke, und machte Front gegen Kobach. Auf dem rechten Flügel im zweyten Treffen campireten 3 Cavallerie-Regimenter, und 6 Cavallerie-Regimenter nahmen das Lager hinter Kobach auf der Höhe bey der Pfarrkirche, sie stunden etwas rückwärts vom zweyten Treffen, und debordirten dieses Dorf, welches sie vor sich hatten. (S. 14) Im Lager bey Dresden lag Coschitz weit hinter dem rechten Flügel, es war mit 1 Grenadier-Bataillon Ramin besezt. Das Grenadier-Bataillon von Möllendorf campirte in der rechten Flanke, und machte Fronte gegen Gittersee; das Vorwerk, welches vor der Fronte lag, hieß Recknitz; 1 Bataillon Rezow besezte dasselbe, der linke Flügel des Lagers stieß an der Gräfin Maschinsky Garten in der Vorstadt von Dresden, wo der König das Hauptquartier hatte. (S. 23) Bey Peterswalde stand das Lager mit dem linken Flügel an Peterswalde, mit dem rechten an Schönwalde. (S. 26) Obgleich die Beschreibung der Schlacht bey Lowositz nicht sehr an das Detail gehet, so ist sie doch in den Hauptumständen ganz richtig: der Raum erlaubt es uns nicht, diese Erzählung zu ergänzen. Von dem Verlust der Oesterreicher in dieser Schlacht haben wir eine geschriebene Liste in Händen, diese besaget, daß von der Cavallerie getödtet wurden der Feldmarschall Radicati; Vom Regiment Esterhaß, Oberst St. Ivan und Oberstlieutenant Mierbach, ferner noch Major Graf Alton, 2 Rittmeister, 3 Lieutenants und 1 Cornet. Blessirt waren von der Cavallerie 4 Obersten, 2 Oberstlieutenants, 1 Major, 5 Rittmeister, 13 Subalterne und 400 Reuter todt und blessirt. Von der Infanterie todt Major von Pohlen, 3 Kapitains, 12 Subalterne. Verwundet Oberst Graf Braune, Oberst Graf Lasci, vom Regiment Coloredo, 2 Oberstlieutenants, 2 Majors, 67 Officiers und 2000 Mann todt und blessirt. (S. 38) Unserm Bedünken nach cantonirten im Lager bey Neudörffel in Culm 5 Bataillons, als das erste Braunschweig, 2 Bataillons Carl, 2 Bataillons Knobloch, und in Karwiz, 4 Grenadier-Bataillons, Putkammer, Fink, Kaniz, Bandemer, und im Hauptquartier 1 Bataillon Bülow, 10 Schwad. Husaren stunden in die Flanke zwischen teutsch Neudörfel und Bitisch. (S. 39) Die Vertheilung der Truppen in die Winterquartiere 1756 gehet nicht in das Detail. Es würde uns aber zu viel Raum

weg-

wegnehmen, wenn wir sie hier detailliren wollten. Auch er, wähnet der V. dieses Tagebuches nichts von den Vorfällen und Gefechten, welche den Winter von 56 bis 57 bey den Postirungen vorfielen, als bey Gißhübel, Osteriz, Hirschfelde und andere. (S. 44) Als der Herzog von Bevern 1757 in Böhmen eindrang, so ging er von Zittau über Klein-Schönau, Oppelsdorf, Lichtenberg, Neuendorf, Kratzau, nach Machendorf, wo das Corps die Nacht unter freyen Himmel liegen blieb. (S. 46) Der Verlust der Oesterreicher in der Schlacht bey Reichenberg ist wohl etwas zu hoch angegeben, denn der V. schäzet ihn auf 7000 Mann, damals rechnete man ihn nur 1500 bis 2000 Mann. (S. 59) Das Lager, welches der König bey Linnay nahm, stand folgendergestalt: Die Cavallerie hatte Malhostitz vor sich, bey Tschopa stunden 15 Schwadrons, und in dem Dorfe 2 Grenad. Batt. Prosanken war mit 2 Grenad. Batt. besetzet. In Linnay cantonirten noch 2 Grenad. Batt. 1 Frey-Bat. und die Jäger stunden in Stadiz. Vor der Mitte der Infanterie lag das Dorf Haberzin, und das Lager der Infanterie erstreckte sich von dem Wald bis an das Defile von Tschigliz. (S. 50) Der König nahm das Lager bey Tschiskowiz mit dem rechten Flügel an Trebniz, mit dem linken an Sirsawiz, Schelkowiz lag in die Mitte. Das Lager des Prinzen Moriz stand vor dem rechten Flügel, und hatte Kotanliz im Rücken. (S. 51) Das Lager, welches der König den 27ten bezog, wurde nicht das Lager bey Libus, sondern bey Strabosniz genannt, wo das Hauptquartier war.. Der linke Flügel stand an Libus, und hinter dem rechten lag Potel; die Brükken über die Eger wurden zwischen Woleniz und Kaschitiz geschlagen. (S. 52) Das Lager bey Buschina formirte einen ausgehenden Winkel, an dessen Spitze Buschina lag. Der linke Flugel war gegen Chozin, der rechte 800 Schritt vorwärts gegen Welmina gebogen. (S. 52) Bey Tuchomirsitz stand der linke Flügel an Kameck, der rechte an Tuchomirsitz, der Feldmarschall Keith nahm den 12ten May das Lager zwischen Turschko und Debrno. (S. 53) Das Lager, welches der König den 13ten Juny mit 4 Bataillons bezog, wird das Lager bey dem lezten Pfennig, ein Vorwerk, wo der König das Hauptquartier hatte, genannt. Der rechte Flügel stand an Gerben, der linke an Mukarzo. Die Beschreibung der Schlacht bey Collin (S. 69) ist besonders gut ausgefallen. Den Rückzug des Prinzen von Preußen aus Böhmen berühret der V.

die-

dieses Journals nur im vorbeygehn, desgleichen vermissen wir die schöne Dispositions, welche der Prinz Heinrich machte, als er im Angesicht des Feindes die Arriergarde des Königs über die Elbe bey Leutmeriz führete. Dieses Stück enthält noch ferner 2) ein Gedicht auf den Rittmeister von B. von Blum. 3) Ode an das Preussische Heer von Kleist. 3) Auszug eines Briefes aus Berlin, betreffend die Schrift: Constitution militaire et politique des Armées de sa Maj. Prussienne 1777. Dieses Buch, welches, wie bekannt, ein Produkt der übeln Laune seines V. ist, hat viel Berichtigungen nöthig, und wird deshalb von dem V. dieses Schreibens gründlich zu rechte gewiesen, und nur selten haben wir solche Stellen angetroffen, wofür wir eben nicht Bürge seyn möchten. Z. B. (S. 93) saget der V. dieses Briefes, daß die Preuß. Feldlazarets die besten in der Welt wären. Dies ist zu viel gesagt. Daß vortrefliche Wundärzte dabey sind, ist Weltbekannt. Daß der König die Kosten nicht spart, ist auch ausgemacht. Dennoch sind sie bey weitem nicht vollkommen, vielmehr werden ihnen mit Recht Vorwürfe gemacht, die zwar auch die Feldhospitäler anderer Nation treffen. Aber besser wäre doch, wenn sie den Preussischen nicht könnten gemacht werden. Dieses Schreiben ist aus Schlözers Briefwechsel genommen. (S. 97) Eine Recension der Schrift, Einfälle und Wünsche, den Kriegsstand betreffend. Rec. macht darüber verschiedene gründliche Anmerkungen, in einem Fall sind wir nur nicht seiner Meynung. Er sagt (S. 110): „Die reichen Bürgersöhne taugen deshalb nicht zu Officiers, weil sie zu zärtlich erzogen sind, sie müssen daher einige Jahre als Gemeine dienen.“ Uns dünket, reiche, wohlerzogene Burgersöhne haben keinen andern Bewegungsgrund, in Kriegsdienste zu gehen, als die Ambition, diese würde aber ungemein gekränket werden, wenn ein junger adlicher Herr Fähndrich, wie sehr oft geschiehet, aus Brutalite und Unverstand den Bürgersohn die Stärke seines adlichen Armes durch den Stock empfinden ließ, welches einem Menschen von Erziehung und Ambition empfindlicher als der Tod seyn muß. — Und giebt es denn nicht auch viele reiche Adeliche, die zärtlich genug erzogen sind?

II. Stück dieses militärischen Journals enthält 1) Fortsetzung des im ersten Stück angefangenen Tagebuches eines Preuß. Officiers von dem Feldzuge 56 und 57, worin man alle Bewegungen der Armee des Königes in der Lausniz, Sachsen

sen und Schlesien findet. Die Erzählungen der Schlachten bey Rosbach, Leuten, und die Belagerung von Breslau sind kurz, deutlich und der Wahrheit gemäß. 2) Anmerkung über die Geschichte des lezten Krieges in Deutschland, welche, wie man saget, den Engländischen General Loyd zum V. hat. Diese Anmerkungen machen ihrem V. ungemein viel Ehre, er zeiget sich darin als ein Officier, der nicht blos den Feldzug gemacht hat, um sich zu rühmen, er habe Pulver gerochen, sondern als ein denkender militärischer Kopf. Er macht sogar an manchen Stellen die Officiers nahmhaft, welche diese oder jene Ordre des Königes an die Generals überbracht haben, woraus erhellet, daß er ein Officier von Range seyn müsse. Besonders vertheidiget er das Betragen des Herzogs von Bevern, welches nicht immer nach dem Sinn des Englischen Generals ist. Zuweilen hat der Engl. General wohl blos nach dem, was er sahe, geschlossen, da ihm die Befehle Preußischer Seits nicht bewußt seyn konnten. Denn so konnte er nicht wissen noch vermuthen, daß die Absicht des Königes in der Schlacht bey Lowositz gewesen sey, mit dem rechten Flügel, der auf den Hemelka Berg stand, anzugreifen, und den linken zum Drehepunkt am Lowaschberg stehen zu lassen, wie der V. der Anmerkungen unbezweifelt beweiset, und die Adjutanten nennet, welche hierzu die Befehle des Königs an die Generals des rechten Flügels überbracht haben. Der Engl. General konnte dieses nicht vermuthen, weil gerade das Gegentheil geschahe, und er auch aus der Stellung der Oesterreicher, welche Sulowitz besetzet hatten, und da hinter dem Dorf ihre ganze Armee in Bataille stand, urtheilete, daß der König mit dem linken Flügel, wie auch geschahe, angreifen werde, weil, wenn der König mit dem rechten attaquiret hätte, Sulowitz weggenommen werden mußte, in welches Dorf man nur auf Dämme kommen kann, und da es die ganze Armee hinter sich hatte, so war es keine Kleinigkeit, den Feind daraus zu verjagen. 3) Tagebuch des K. P. Generalfeldmarschall v. Lehwald, den Krieg in Preußen und Pommern 1757 und 58 betreffend. Ein vortreflicher Beytrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Es zeugt von einer genauen Kenntniß des Bodens und nicht gemeinen militärischen Talenten des Feldherrn. Die Instruction, welche der Feldmarschall dem Obersten Froideville gegeben hat, kann bey der Lehre von dem Verstecken zu einem anschauenden Beyspiel dienen. 4) Denkmal eines würdigen Officiers. 5) Ueber das

Schön=

Schönfelder Lager bey Leipzig, unter Commando Sr. Excellenz des Hrn. Gen. Lieut. Grafen von Anhalt 1781. Was der V. zu dem Lobe der Sachsen wegen ihrer Treue und Vaterlandsliebe saget, ist sehr gegründet und gewiß, daß gute Officiers mit solchen Truppen viel ausrichten können. Die Manoeuvre, welche hier beschrieben werden, und die man in diesem Lager exercirt hat, sind bekannt. 6) Fortsetzung der Recension der Einfälle und Wünsche die Verfassung des Kriegsstandes betreffend. Auch viel gute Anmerkungen des Rec. findet man hier. Es ist sehr bemerkenswerth, was der Rec. S. 123 sagt, um bey den Soldaten die Liebe zum Vaterland zu erwecken, „um das Vaterland zu lieben, sagt er, muß es an seinen Kindern wie eine wirkliche, und nicht wie eine Stiefmutter handeln.“ Andre Gedanken, als S. 120, daß alte Officiers 5 Jahr lang die Vormundschaft für junge Officiers haben sollen. Ferner (S. 124) daß große Soldaten mehr Terrain bey dem Avanciren gewinnen, als kleinere, besonders wenn man auf die Continuation siehet, und daß man den Soldaten ihre Söhne nach der Größe bezahlen solle, würde, in Rücksicht derer, welche Töchter zeugen, nicht so ganz ohne Einwurf anzunehmen seyn.

III. Stück. Fortsetzung des Tagebuches des K. P. Feldmarschall Lehwald über den Krieg in Preußen und Pommern im Feldzug 1757 und 1758. Der Verlust der Schlacht bey Jägerndorf wird hier einem starken Nebel beygemessen, welcher verursachte, daß sich Feind und Freund nicht unterscheiden konnten, und daß das zweyte Treffen der Preußen dem ersten in den Rücken feuerte. Die Rußischen Relationen gedenken auch eines starken Nebels an diesem Tage. 2) Vom Dienst der leichten Cavallerie im Felde, besonders von den Subalternofficiers, a) von Aussetzen der Feldwachten, b) Patroullen bey Tage und bey Nacht zu verschiedenen Absichten und in bekannter Gegend. 3) Kriegscensoren, ein Traum der Nachwelt. Was der V. von den Kriegscensoren verlanget, ist in unterschiedenen Armeen das Geschäft der Inspecteurs, Regimentschefs und der Commandeurs. So löblich auch die Absicht des V. ist, so glauben wir doch, daß das Amt des Censoren bey manchen Armeen nicht mit ihrer innerlichen Einrichtung, Disciplin oder Charakter stimmen, und dieses ein Traum bleiben möchte. 4) Disposition des K. P. Feldmarschall Graf v. Schwerin in der Campagne 1756 enthält in 20 Artikeln Verordnungen, welche ein vor allemal bey der Armee obser-

observiret werden sollen, die aber jedem Officier, der einem Feldzuge beygewohnet, mehrentheils bekannt seyn werden. 5) Kriegeslied des Tyrtäus von Weiße. 6) Fortsetzung der Recension der Einfälle und Wünsche die Verfassung des Kriegesstandes betreffend. Die Urtheile des Rec. sind sehr richtig. 7) Recension der Anordnung einer allgemeinen Kriegesschule von Hrn. Oberst von Nikolai. Ist ein Auszug aus der Einleitung dieses Werkes bis S. 29.

IV. St. 1) Fortsetzung der Dispositionen des kön. preuß. General Feldmarschall Graf von Schwerin in der Campag. 1756. Die Fortsetzung enthält Verhaltungsbefehle, welche der Gen. Feldm. den Generalen Fouquet und Hautcharmoi gegeben hat, und eine Sammlung derjenigen Befehle, welche bey der Parole sind bekannt gemacht worden. Man muß das in diesem Journal oft genannte Regiment Prinz Heinrich, nicht für das Regiment, welches von dem Bruder des Königes den Namen führet, sondern Marggraf Heinrich von Schwedt verstehen. Wir haben nicht nöthig, diese Sammlung von Befehlen zu empfehlen, da alles, was von einem Feldmarschall von Schwerin kommet, jedem Militär schäzbar seyn muß. Zu einiger Ergänzung dieses Tagebuches wollen wir das Lager bey Augeß, in welchem der F. M. vom 26 Sept. bis 21. Oct. 1756 stand, nebst der feindlichen Stellung kürzlich beschrieben. Der linke Flügel dieses Lagers stand hinter Tschermitow, dieses Dorf war mit 2 Batt. Heinrich besetzet, und die Husaren von Wegmar stunden hinter dem Dorfe. Links von Augeß (in diesem Dorf war das Hauptquartier) campirten die Cavallerieregimenter, Geßler und Schöneich, und hinter diesen 1 Bat. Stechow und 2 Bat. Kreuz. Das Dorf Bukarz, welches vor Augeß lag, war mit dem Grenadier Bat. Nimpschefsky besetzet, rechts vor Augeß hatten die Regimenter, Fouquet, Hautcharmoi, Treske, und das 2te Batt. von Schulz ihr Lager, sie formireten von Augeß bis Zwibus das erste Treffen, im zweyten Treffen stunden 2 Bat. Kursel, 1 Bat. Seer und die Artillerie. Von Zwibus formirete das Lager einen eingehenden Winkel, und stunden das erste Batt. Schulz nebst dem Regiment Lestewitz und Kalso in einem Treffen hinter dem Dorfe Groß Skaliza, an diesem Dorfe diesseit lagen die Husaren von Wartenberg. Das Grenadierbataillon v. Oesterreich stand in der rechten Flanke und machte Fronte gegen die Elbe. Vor dem rechten Flügel auf dem Wege nach Königsgrätz lag das Dorf Klein Skaliza und war mit 1 Gren. Bat.

Man-

Manteufel besetzet. Das Lager der Oesterreicher stand hinter Königsgrätz, die Fronte desselben wurde durch den Adlerfluß, der daselbst durch inpracticable Moräste fliesset, gedecket. Der linke Flügel stand an Malschowiz und der rechte erstreckte sich über Malschaftskalbota. Auf diesem Flügel formireten einige Bataillons eine Flanke, die durch eine Verschanzung und durch einen Arm des Adlerflusses gedecket waren. 2) Beyträge zur Kriegesgeschichte des Feldzugs in Preussen 1757. Project zu einer Descente auf der Insel Rügen. 3) Postirung der preußischen Landmiliz und Husaren in der Campagne 1757. 4) Instruction für den Lieutenant v. Plewe von der preußischen Landmiliz. Alles schäzbare und instructive Beyträge. 5) Morgengesang eines preußischen Befehlshabers von Blume. 6) Eine militärische Erfindung von dem Hrn. Oberst von Berbisdorf; sie betrift eine Flinte, an welcher der Ladestock zugleich die Stelle eines Bajonets vertritt, Hr. Mauvillon beschreibet sie, wir haben schon davon an einem andern Ort der A. d. B. zu reden Gelegenheit gefunden. 7) Schilderung einer Nationalscene bey der Feyer des 50jährigen Dienstjahres eines sächsischen Sergeanten Namens Winkler. 8) Fortsetzung der Recension, die Anordnung einer allgemeinen Kriegsschule für alle Waffen von Hrn. Oberst von Nikolai. Ist eine Fortsetzung des im vorigen Stück angefangenen Auszuges.

V. Stück. Fortsetzung der Dispositionen des kön. preuß. Feldm. v. Schwerin in der Campagne 1756. Besonders lehrreich ist die Disposition zu Vertheidigung der Winterquartiere. 2) Fortsetzung der Beyträge zur Kriegsgeschichte des Feldzugs in Preußen 1757. 3) Instruction für den Rittmeister Katozinsky. 4) Instruction für den Gen. Maj. v. Kaniz. 5) Befehl von 6ten Junii im Lager bey Insterburg. 6) Instruction für die Generals und Staabsofficiers. 7) Projectirter Marsch von Insterburg nach Kattenau. 8) Disposition zum Marsch aus dem Lager bey Insterburg. 9) Disposition zum Marsch gegen den Feind und zur Bataille, als selber noch am rechten Ufer der Pregel stand. 10) Journal der preußischen Campagne im Jahr 1756 und 1757, worinn gute Anmerkungen über die Verpflegung der Truppen enthalten sind. 11) Ueber die Verbindlichkeit des Unterthans zum Dienst für sein Vaterland. 12) Drey vortrefliche militärische Erfindungen. Mit mehr Wahrheit könnte man sie drey Proben von Französischen Unsinn nennen. Die erste Erfindung ist, das Lager einer Armee

dem

dem Feinde zu verbergen, und ihm einen Hinterhalt zu legen. Die Armee soll sich in solchem Fall in die Erde graben. Die zweyte ist eine Erfindung, dem Feinde ein Blendwerk zu machen, durch gemahlte und aus Papier ausgeschnittene Soldaten. Drittens eine Invention, eine Brücke von Stricken über einen Fluß zu schlagen. Die Commentarien, welche der Rec. über diese Erfindung machet, halten wir für höfliche Ironien. Diese schöne Erfindungen sind aus dem französischen Werke unter dem prächtigen Titel: Le Grand Oeuvre de l'agriculture, ou l'Art de régéner les surfaces, et les fonds, accompagné de decouvertes interessantes sur l'agriculture et la guerre, présenté au Roi et à la famille Royale par Montagne Marquis de Poncis. 13) Recension der Remarques sur la Cavallerie par le Gen. Maj. de Warnery. Schon in der Vorrede lobete der Herausgeber dieses Journals, die Schriften des Generals, er hält daselbst die Werke eines Warnery, Nikolai und Tielcke für die einzigen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Welches fürwahr nicht ein eben zu übermäßiges Lob für die neue militärische Literatur ist. Guichard und Gaudi müßte man doch auch wohl noch einen Platz vergönnen.

VI. Stück. Relation von demjenigen, so seit den 25. Aug. 1757 bis den 13 Novbr. d. J. bey dem K. P. Corps d'Armee in Oberlausitz und in Schlesien, unter Commando des Gen. Lieut., Herzog von Bevern, geschehen ist. Dieses ist ein ungemein schätzbarer und lesenswerther Beytrag zur Kriegsgeschichte 1756, welcher vielleicht noch manchem Officier unbekannt ist, der ihn gewiß in diesem Journal mit Nutzen und Vergnügen lesen wird. Er enthält eine Rechtfertigung der Conduite des Herzogs von Bevern in diesem Feldzuge, gegen einige Vorwürfe oder Beschuldigungen eines gewissen damaligen Generalmajors. Die Widerlegung derselben ist ein Muster in dergleichen Fällen. Es herrschet darin keine Bitterkeit, keine Verkleinerung, sondern der Leser wird die Sprache der Wahrheit mit edlem Anstand reden hören. Auch dieses vortrefliche Stück belehret uns, daß es leichter ist, die Maasregeln commandirender Generale zu kritisiren, als es besser zu machen, wenn man sich in ihrer Lage befunden hätte. 2) Ueber die Verbindlichkeit des Unterthans zum Dienst für sein Vaterland. 3) Anekdoten von der kriegerischen Familie von Anhalt. 4) Stärke der Rußischen Armee aus Hupels nordischen Miscellanien, sie wird auf 460,000 Köpfe geschätzet. 5) Fortsetzung der Recension der Remarques

sur la Cavallerie par le Gén. Maj. de Warnery. Was Rec. S. 118 saget, daß die Arriergarde von dem Corps des Gen. Lieut. v. Goltze 1760 bey Winzig sey geschlagen worden, kann ich mich nicht besinnen, ob ich gleich bey diesem Corps damals gestanden habe. Als der Gen. Lieut. über die Oder ging, fiel wohl ein Gefecht mit der Arriergarde vor, allein dieses geschahe so wenig bey Winzig, als daß man in diesem Fall sagen konnte, daß die Arriergarde sey geschlagen worden. 6) Fortsetzung der Recension des Entwurfs zu Anordnung einer allgemeinen Kriegsschule von Hrn. Oberst v. Nikolai. Der Hr. Rec. beurtheilet hier einige Stellen dieser Schrift auf eine alles Beyfalls würdige Art, z. B. was er S. 124 über die deutschen Kunstwörter saget, welche die neuen Schriftsteller in die Kriegswissenschaft eindrängen wollen, ist sehr vernünftig, und seine Bemerkungen über den Unterricht, den die Staabsofficiers an die Capitains geben sollen, wie solches Hr. v. Nikolai vorschlägt (S. 126) u. a. Stellen m. sind alles Beyfalls werth. Kurz, dieses Journal zeichnet sich sowohl wegen seines interessanten Inhalts, als wegen der guten Auswahl an lehrreichen Materialien, und nicht weniger durch die mit Einsicht abgefaßten Recensionen vor vielen andern aus. Wir wünschen sehr, daß die Herren Mitarbeiter mit vielen und guten Beyträgen mögen unterstützet werden, welche sie sich erbitten, um diese nützliche Arbeit noch ferner fortsetzen zu können, wodurch sie sich gewiß den Beyfall aller denkenden und wißbegierigen Militairs erwerben werden.

Unterhalter für Krieger zum Nutzen und Vergnügen. Drittes und leztes Quartal. Breslau, 1782.

Die beyden lezten Aufsätze dieser periodischen Schrift, wovon der erste eine Relation von dem berühmten Rückzuge des sächsischen Generals von der Schulenburg 1704, aus Pohlen nach Schlesien gegen die überlegene Macht des Königs von Schweden Carl des XII. enthält, und der zweyte einen Beweis führet, daß man auch Juden mit vielem Nutzen und ohne Hinderniß zu Soldaten gebrauchen könne, sind die lesenswerthsten in dieser ganzen periodischen Schrift. Der erste Aufsatz ist von einem hanöverschen Officier, dem Herausgeber der Kriegsbibliothek zugesandt,

sandt. In lezteren sind viel wahre und richtige Gedanken, nur glauben wir, daß man die Rabbinen, welche viel über den gemeinen Juden vermögen, nicht so sehr bey dieser Einrichtung aus der Acht lassen müsse, sie könnten viel dazu beytragen, am Tage eines Treffens dem Volke Muth zu machen. Obgleich diese zwey Aufsätze am Ende dieser periodischen Schrift ganz gut seyn, so liesse sich doch bey derselben nicht mit Wahrheit das Sprichwort anwenden: Ende gut, alles gut!

Kf.

16) Finanzwissenschaft.

Ueber den jetzigen Nordamerikanischen Krieg und dessen Folgen für England und Frankreich, von Matthias Christ. Sprengel, Prof. der Gesch. in Halle. Leipzig bey Weygand. 12. 126 S.

Dieser Haupttitel zeigt den Inhalt der interessanten Schrift, die wir hier unsern Lesern bekannt machen, nicht so bestimmt und deutlich an, als der darauf folgende Schmutztitel:

Etwas über die Kosten des jetzigen Nordamerikanischen Krieges und die Vermehrung der englischen und französischen Nationalschulden.

Da die Fortsetzung des gegenwärtigen Krieges bloß von der Frage abhängt, ob und wie lange sämmtliche Partheyen in ihren eigenen Ressourcen oder in ihrem Credit die Möglichkeit finden, die Kosten desselben zu tragen: so ist es gewiß eine für jeden aufmerksamen Beobachter der Begebenheiten, die neben uns vorgehn, interessante Untersuchung, welche Mittel die kriegführenden Mächte bisher angewandt, um die Kosten zu bestreiten, welche die Erreichung ihrer Absichten erfordert? in wiefern sie dadurch mehr oder weniger erschöpft worden? und welche Ressourcen ihnen übrig bleiben möchten um den Krieg noch ferner fortzuführen? Hr. Spren-

gel hat diese Untersuchung mit ausnehmendem Fleiße, und mit einer Kenntniß aller hiebey vorkommenden Umstände, mit sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Angaben und mit einer Genauigkeit angestellt, die man nicht immer bey den Verfassern der politischen Journale der neuesten Zeit findet. Wenn seine Untersuchung noch Dunkel übrig läßt, so wird jeder billige Leser selbst fühlen, daß nicht der Schriftsteller, sondern die Materie selbst es verschuldet habe, und Niemand kann von jenem, der keinen Zugang zu den Geheimnissen der Cabinetter gehabt, mehr verlangen, als was er nach dem musterhaftesten Gebrauch der letzten allgemein bekannt gewordenen aber zum Theil sehr seltenen und kostbaren Quellen finden können. Jeder Liebhaber statistischer Kenntnisse wird Hrn. Spr. Schrift eher lesen, als unsere Anzeige ihn an deren Daseyn erinnern kann. Wir würden also mit einer umständlichen Inhaltsanzeige zu spät kommen. Nur wollen wir anführen, daß man in dieser kleinen Schrift einen kernhaften Auszug der wichtigsten, seltensten und in Deutschland wenig bekannten Schriften über die englischen und französischen Finanzen, bis auf das laufende Jahr findet; und daß uns besonders die genaue Angabe der in beyden Reichen jedes Jahr gemachten neuen Anleihen oder eingeführten neuen Abgaben, und derselben gewissen oder vermutheten Ertrag findet. Großbritanniens Schulden waren beym Anfang des amerikanischen Krieges im J. 1775, 135 Mill. Pf St. und sind nun schon bis mehr als 221 gestiegen. Bey Frankreich läßt sich dieses so genau nicht angeben. Fünf Kriegsjahre von 1777-81 haben 518½ oder nach andrer Rechnung 621 Mill. Livr. gekostet; im vorigen Kriege sieben Jahre, 1116 Mill. Indeß ist das Resultat, daß Frankreich doch noch mehr Ressourcen übrig habe, als England. (Im gegenwärtigen Augenblick, December 1782, möchten sie wohl ziemlich gleich seyn, da die obgleich nur defensiven aber glänzendere Vortheile Englands, die ohne Nutzen abermals vollendete kostbare Campagne der Bourbonen, und die wahrscheinlich bevorstehende Obermacht der Britten in Westindien, Englands Credit eben so sehr erhoben, als Frankreichs niedergedrückt haben, dessen zu hohen Zinsen negotiirte Anleihen daher auch in Holland schlechten Eingang finden. Der in diesem Augenblick wahrscheinlich wirklich zu Stande gekommene Friede ist ein Beweis der gleichmässigen Erschöpfung beyder Partheyen, den dieser gewisser bewirken konnte, als alle Mediationen.) Angehängt sind

1) eine

1) eine Tabelle zu Vergleichung der jährlich vom englischen Parlament bewilligten Summen im vorigen und izigen Kriege. Im J. 1755 waren es 4, $\frac{800}{m}$ Pf. 1775 6 $\frac{918}{m}$ Pf. das höchste im vorigen Kriege war im J. 1761, 19, $\frac{200}{m}$; im gegenwärtigen Kriege und Jahre aber nahe an 23 Millionen. Die Marine allein hat von 1775 bis 1781 gekostet 33 $\frac{675}{m}$ Pf. 2) Eine Tabelle über Englands Aus- und Einfuhr von 1775-78 zur Fortsetzung der in Hr. Büschings Magazin, B. VIII. und in Hrn. Dohms Materialien, Th. 2. enthaltenen Listen. 3) Sehr interessante Tabellen über das Steigen und Fallen verschiedener englischer und französischer Staatspapiere in den leztern Jahren. Ungemein merkwürdig ist, was Hr. Spr. S. 81 anführt, daß Englands Staatscredit im gegenwärtigen in Absicht des Ausgangs wahrscheinlich unglücklichem Kriege nicht so sehr gesunken sey, als im vorigen so glänzend glücklichen. Im J. 1755 waren die Staatspapiere, welche drey Procent Intresse trugen, alpari, fielen allmählig bis auf siebzig, und 1762 bis 65 Procent. Bald nach dem Frieden stiegen sie wieder bis 97, fielen aber bald bis 88, und so waren sie anfangs des gegenwärtigen Krieges. Sie sind nun zwar sehr gefallen, aber nicht in dem Verhältniß, wie im vorigen Kriege. Bey der französischen Kriegsdeclaration standen sie auf 68, fielen nun auf 60, und sind seitdem binnen vier Jahren nur noch um vier Procent bis 56 gesunken. — Doch wir haben wohl hier genug gesagt, um jeden, den diese Dinge interessiren, auf diese Schrift aufmerksam zu machen, die ihres Verfassers schon rühmlichst bekannten Namen noch mehr dauernde Ehre erwerben wird. Da Hr. Ebeling ohnlängst die Herausgabe und Erläuterung des brittischen neuesten Finanzstaates nach den leztern Parlamentsrechnungen angekündigt, aber gleich darauf angezeigt hat, daß ihn unüberwindliche Hindernisse von der Ausführung dieses nüzlichen Unternehmens abhielten; so wünschten wir, daß Hr. Sprengel diese interessante, aber mühsame Arbeit übernehmen möchte. In bessere Hände könnte sie nicht fallen. Doch hören wir eben, daß in Hamburg eine andere Uebersetzung herauskommt.

Kurze Geschichte der Abgaben, besonders der Consumtions- und Handelsabgaben in Sachsen, nebst

 ihrer

ihrer Würkung auf die Preise der Waaren und Lebensmittel. Dresden, bey Gerlach. 1782. 8. 132 S.

Der Hr. V. nennt sich in seiner zu Dresden unterzeichneten Vorrede Joh. Gottfr. Hunger, und es scheint, daß er daselbst im Finanzdepartement angestellt sey. Er bemerkt auch, daß er die Belege zu verschiedenen Factis in Händen habe, deren Vorlegung aber seine Lage verhindere. Der Umstand, daß er also aus ächten und ungedruckten Quellen schöpfen können, vermehrt den Werth dieser kleinen Schrift, und der Fleiß und das gute Urtheil, womit er die bekannten genuzt, läßt nicht zweifeln, daß er ein gleiches auch bey jenen beobachtet habe. Dieses kleine Werkchen ist allerdings ein erheblicher Beytrag zu der noch wenig bearbeiteten innern Landesgeschichte deutscher Staaten. Wir hätten nur gewünscht, daß uns Hr. H. eine umständliche Ausführung geschenkt haben möchte, die ohne Zweifel sehr lehrreich seyn müßte. Bey der Kürze, die er beobachtet hat, ist ein Auszug seiner Schrift nicht wohl möglich; wir begnügen uns, nur einige Bemerkungen auszuheben. Der V. glaubt mit uns, daß das physiokratische System nie ausführbar seyn werde, und zeigt dieses mit practischer Anwendung auf Sachsen, dessen 1,740,000 Einwohner (so hoch giebt er sie mehrmalen an) auf einer Fläche von höchstens 730 Quadratmeilen, und Gränzen von 200 deutschen Meilen Umfang unmöglich durch eine einzige Totalabgabe die Summen hervorbringen würden, welche seine Staatsbedürfnisse erfodern, und izt durch mehrere Gattungen Abgaben und besonders die Generalaccise und Consumtionssteuern mit größerer Leichtigkeit aufgebracht werden. Er zeigt besonders, wie die General-Consumtionsaccise für die Wohlfarth der Unterthanen, und ihre belebte Industrie sich sehr wohlthätig bewiesen habe. König August II. von Pohlen führte sie 1701 nach dem Muster Churfürst Fr. Wilhelms von Brandenburg ein, und zwar auf ausdrückliches Verlangen der meisten Städte. Schon 1704 übertraf das Einkommen derselben den Betrag der ordinären Steuern beyweitem. Ihre Verpachtung bewieß sich nicht vortheilhaft, und wurde unter der itzigen Regierung abgeschaft. Die Periode von 1730-40 hält Hr. H. für eine besonders blühende in Absicht des Wohlstandes und der Industrie, in welcher das Handelsinteresse der sächsischen und branden-

denbur-

denburgischen Staaten zu beyderseitiger Prosperität genau verbunden gewesen. — Die Entdeckung der Silberminen von Schneeberg im J. 1471 brachte für Sachsen eben die nachtheilige Folgen hervor, wie die von Mexiko und Peru für Spanien; plözliche Vermehrung des circulirenden Geldes ohne gleichmässige Vermehrung der Nationalindustrie. Im sechzehnten Jahrhundert hatte Sachsen an August I. einen vortreflichen Regenten, der einen Schatz von 17 Millionen (sagt man, sezt Hr. H. hinzu) hinterließ, indeß doch auch noch Hexen verbrennen ließ. — Die schwedischen Expressungen in den Jahren 1705 und 1706 kosteten dem Lande 23 Millionen und den Kern seiner jungen Mannschaft; die Theurung von 1771-72 nahm ihm 150,000 Menschen. Die drey Kriege von 1740, 43 und 56 haben dem Lande nach einer mäßigen Berechnung 86 Millionen gekostet. — Noch hat Hr. H. dieser schäzbaren kleinen Schrift einige interessante Anhänge gegeben: 1) Getraidepreise des 17ten und 18ten Jahrhunderts vom May und Nov. jedes Jahrs. Vom 1602-9 war der gewöhnliche beste Preis des Rockens 2 Rthlr. 12 gr. fiel auch wohl bis 1 Rthlr. 6 gr. Von 1610-16 war er meistens über 2 Rthlr. von 1617 an oft über 3 Rthlr. im J. 1621 aber 6 Rthlr. 9 gr. im J. 1622, 12 Rthlr. 6 gr. 1623 im May 20 Rthlr. 3 gr. und im Nov. wieder 3 Rthlr. 6 gr. Nachher hat sich der Preiß während des ganzen dreyßigjährigen Kriegs sehr mäßig, und welches besonders merkwürdig ist, überhaupt im vorigen und itzigen Jahrhundert in einer großen Gleichheit erhalten. Z. E. 1635 ist der Rockenpreis, 1 Rthlr. 13 gr. und 1735 1 Rthlr. 14 gr. 1651 1 Rthlr. 16 gr. 1751 1 Rthlr. 14 gr. Während der lezten Theurung stiegen die Preise auf folgende Art:

		Rthlr.		gr.
May 1770	—	2		
Nov. —	—	3	—	10
May 1771	—	3	—	22
Nov. 1771	—	8	—	—
May 1772	—	7	—	—
Nov. —	—	4	—	12
May 1773	—	2	—	16
Nov. —	—	1	—	20

2) Tabelle der im Jahr 1773 in Chursächsischen Landen, die Lausitzen, Merseburg und Zeitz ausgenommen, Getrauten, Gebornen und Gestorbenen. Die Zahl der lezten ist 40,653. Die Zahl der Gebornen 38457, der Getrauten 12057. 3) Tabelle

der in Dresden von 1617 bis 1780 in den evangelischen Kirchen Getrauten, Gebornen, Gestorbenen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint die Mittelzahl der Gestorbenen etwa 500 gewesen zu seyn, izt möchte sie wohl 1600 betragen.

Sb.

---

17) Haushaltungswissenschaft.

Gartenkalender auf das Jahr 1782. Herausgegeben von C. C. L. Hirschfeld. Kiel, bey dem Herausgeber und Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten.

Vorzüglich zeichnet sich dieser Gartenkalender unter den so häufig erschienenen wissenschaftlichen und Kunstkalendern aus. Da der eigentliche Almanach nur zufällig dabey ist, und auch in den Ländern, wo besonders Kalenderprivilegien sind, mit Recht weggelassen wird; so verdiente er mehr den Namen eines Gartenmagazins. Doch da die Mode auch über nüzliche Kenntnisse herrscht, und da die Taschengelehrsamkeit jezt einmal im Schwange ist: verdenken wir es keinem Autor, sich dieser Modesucht zu bedienen, um das lesende Publikum mit angenehmen und nüzlichen Kenntnissen zu unterhalten. In der Nachricht S. 261 erklärt sich der Hr. Herausgeber selbst über die Absicht dieses Gartenkalenders: „Sie sey, sagt er, die mannichfaltigen Gegenstände des Gartenwesens, so viel es ihr Umfang verstattet, auf nähere Gesichtspunkte zusammen zu ziehen, die zerstreuten Gartenfreunde mehr zu vereinigen und einen bisher noch verschlossenen Weg zu eröfnen, um einander aus allen Gegenden her gemeinnüzige Beobachtungen oder andere wichtige Gartennachrichten bekannt zu machen." Jährlich soll dieser Gartenkalender oder vielmehr Gartentaschenbuch nach dem Plan dieses ersten fortgesezt werden, und um ihm immer mehr Gemeinnüzigkeit, Mannigfaltigkeit und Anmuthigkeit geben zu können, ersucht der Herausgeber die Gartenkenner und Freunde um gütige Beyträge. Diese Beyträge sollten bestehn aus Berichten von dem Zustande des Gartenbaues in einzelnen Provinzen

zen von Deutschland und außer ihm, aus neuen Beobachtungen, Versuchen, Erfindungen und Vorschlägen in allen Theilen der nützlichen Gärtnerey und der schönen Gartenkunst, aus Beschreibungen von Gärten, die in dem bessern Geschmack angelegt sind, aus Zeichnungen von edlen Gartengebäuden, aus Nachrichten vom Gartenhandel, von geschickten Gärtnern, kurzum alles, was die verschiedenen Klassen von Gartenfreunden, die er sich als Leser vorstellt, unterhalten oder intereßiren kann.

Der Inhalt dieses ersten Jahres ist folgender: 1) Gartenlitteratur vom Jahr 1770 bis 1781 enthält eine bequeme Uebersicht der brauchbarsten Bücher aus allen Theilen der Gärtnerwissenschaft, die theils in diesem Zeitraume neu geschrieben oder wieder aufgelegt worden sind.

II. Neueste Gartenberichte aus verschiedenen Ländern, besonders die Baumzucht betreffend, aus den neuesten Reisebeschreibungen, aus Briefen und eignen Beobachtungen.

III. Beschreibungen von Gärten, worunter die Gärten zu Lukulm und Destedt, in Niedersachsen, ersteres liegt nahe bey Braunschweig, lezteres etwas entfernter, sehenswerth sind.

Die Beschreibung eines unterirdischen Gartens oder eines Wintergartens; desgleichen die Beschreibung eines ländlichen Gartens zu Osterwick oder vielmehr, moralische Unterhaltung über die Schönheiten der Natur in einem Garten, verdienen gelesen und nachgeahmt zu werden.

IV. Kleine Abhandlungen und Aufsätze. Z. B. Einige Mittel, die Obstbäume geschwinde und reichlich tragen zu machen: die künstliche Befruchtung der Nelken: über die amerikanischen und andere ausländischen Gewächse in unsern Gärten: Von der Schädlichkeit der Blumen in Zimmern — gemeinnüzliche Bemerkungen und die den Obst- und Blumenliebhabern gewiß angenehm seyn werden.

V. Vermischte Gartennachrichten. Dahin gehören Gartenhandel, Preisaufgaben, neue Pflanzensammlungen, seltene Gewächse, neue Versuche, Kunstgärtner, die Bedienung suchen. Bitte an einige Handelsgärtner, ihre Verzeichnisse richtig und gut zu schreiben, und die lateinischen Namen nach dem Linné, die deutschen nach dem Lueder, Münchhausen, du Roi oder Gleditsch zu benennen. Warnungen an einige Handelsgärtner, und daß man ihrer Betrügereyen wegen, wenn sie zweymal betrogen haben würden, ihre Namen bey der Anzeige des Ungeziefers anführen werde, welches das Jahr über in den

Gärten am meisten Schaden angerichtet hätte. Es sind bey diesem Kalender 12 Kupfer, wovon 8 von ländlichten Aussichten und Gebäuden, nach Erfindung des Hrn. Schuricht zu Dreßden, einige reizende und angenehme Gegenstände darstellen, und von Hrn. Thoenert etwas steif gestochen sind. Das erste ist das Gartenhaus der Herzogin zu Sachsen Gotha im altgothischen Styl (eine Nachahmung einer Eremiten Kapelle, mit Wohnung,) die drey leztern sind Landhäuser vom mittlern Charakter nach dem englischen Architekten Hrn. Lewis. Druck und Papier ist eben so gut, wie die Wahl der Materien.

Eg.

---

18) Vermischte Nachrichten.

Entwurf einer ländlichen Charfreytagsproceßion sammt einem gar lustigen und geistlichen Vorspiel zur Paßionsaction. Herausgegeben von einem Ordenspater. 1782. 212 Octavseiten.

Das scheint wieder eine von den Brochüren zu seyn, womit man izt den Unsinn, die Stupidität und Grobheit der Bairischen Mönche zu geisseln, und sich für den Anblick so vieler Albernheiten, und für die Hindernisse, die sie der allgemeinen Aufklärung in Weg legen, zu rächen pflegt. Was darin angeführt ist, ist nicht erdichtet, sondern völlig der Wahrheit gemäß. Man erschrickt über die Abscheulichkeiten, die ein Pfaffe aus dem finstersten Winkel des katholischen Deutschlands zu reden und zu schreiben im Stande ist, und kann sich nicht entbrechen, ein Volk zu beseufzen, dem so notorischer Unsinn und ein so ärgerliches Gaukelspiel, für eine zur Ehre Gottes abzweckende Handlung gelten kann, und das Glück auf das lebhafteste zu fühlen, ein Protestante zu seyn. Der Inhalt ist, wie schon der Titel sagt, gedoppelt:

1) Ein Entwurf einer Charfreytagsproceßion, bis S. 103, wozu die Veranlassung also angegeben wird: Es wurden dergleichen Proceßionen verboten, oder, wie es hier heißt,

der

der schmerzhafte Herr Gott reducirt. Um nun dem Volk zu zeigen, wieviel es dadurch verlohren habe, beschließt der Pater Umgang (der die Procession inventirt und dirigirt) seinen Entwurf einer Charfreytagsprocession, und verschiedene vorherige Processionen dieser Art in ein Ganzes zu concentriren, und die Beschreibung davon in den Druck zu geben. Wir können sie ohne Weitläuftigkeit nicht wohl ins Kurze ziehen, und begnügen uns daher blos, einige Proben davon abzuschreiben. Luther, Calvin und Zwingl, werden „in Ketten gefangen mit den Händen auf dem Bukl" daben aufgeführt. Der Wechsel von Gott dem Vater, von den weissen, blauen, rothen Herr-Gotten, Juden und Römern, Christen und Heyden, Propheten, Aposteln und Prälaten, Elementen und 7 Sacramenten und Sünden, u. s. w. machen einen abentheuerlichen Contrast. Als sich Judas erhenkt, singen die Teufel:

Hops sa sa, Hops sa sa,
Herr Judas macht dalabera,
Er papelt, er zapelt,
Er wittert, er zittert
Dadididumda!
Der Hals ist zugeschnüret,
Und er ist krepiret.
Mit Leib und mit Seel
Kommt er in die Höll u. s. w.

Wenn die Juden Christo den Rock von Leib reissen: spricht der eine:

Der Zeug ist gut an deinem Kleid,
Wie viel ist es wohl Ellen breit?
Doch er ist wollen, wär er Seiden,
Thät ich darein mein Mädel kleiden.

Ein andrer spricht: Ich will, mein Herr Gott, das Leder dir gerben! Wieder ein anderer:

Wo hast du denn dein Geschmuck, durchlauchtigister Herr!
Schau, ich hab eins für dich. Reck nur dein Ang'sicht her.

(Er schneuzt sich und wirft dem Herr-Gott den Unflath ins Gesicht — die andern fallen auf die Knie, bleken die Zunge, und sagen:

Die

Die Ehre ist fast noch zu wenig,
Doch nimm vorlieb Herr Judenkönig.)

Dergleichen Unfläthereyen und Abscheulichkeiten kommen noch weit mehrere vor, mit denen wir das Papier nicht beflecken wollen — Vielleicht geben manchem diese Stellen Anlaß, die Satyre für übertrieben, und den Verf. selbst für einen Religionsfeind zu halten: aber wahrhaftig, für den Pfaffenwitz ist in gewissen Ländern nichts zu schlecht.

2) Ein geistliches Vorspiel zur Paßionsaction, oder eine Tragödie von der Sündfluth. Der Originalität wegen müssen wir auch davon noch etwas sagen. Die redenden Personen sind Gott Vater, die vier Elemente, Cybele, Vulcan, Aeolus, Neptun, Noe, die Bauleute der Arche, die 4 Winde, eine Hechse, Teufel, und verschiedene Sünden als allegorische Personen. Gott der Vater in einem Pluvial, mit dreyfacher Krone, gelben Pantoffeln und goldner Repetiruhr, öfnet das Theater, preißt die Glückseligkeit seiner Welt, sieht sich mit einem Perspectiv um, erblickt die Folgen des Apfelbisses und spricht:

Doch wenn es must gebissen seyn,
Häst bissen in was anders nein.

Die sieben Todsünden und 9 fremden Sünden, samt dem Probabilismus tanzen Walzer und Siebensprünge, und werden von den Teufeln mit Bratwürsten und Schmalznudeln bedient, da schneidt G. V. ein Gesicht über das andre, nicht anders, als wenn man ihn schröpfte, und spricht, nachdem er sie verscheucht:

Was hab' ich g'sehn, das Gott erbarm,
Thät Noth, ich nähm ein Leau de Carm.
Potz Bliz! das ist ja zum Krepir'n,
Ein so liederlichs Leben zu führ'n.

Auf die Aeußerungen seines Zorns erscheinen Aeolus und die übrigen Götter, ihm ihre Dienste anzubieten, Vulcan überreicht ihm ein paar Pistolen: auch Cybele kommt:

Mon cher Papa, was thut denn fehlen?

„sie küßt ihr Waderl, auf hübsch lutherisch Fächer genannt, und blaset über dasselbe Gott Vatern (o du Luder) etliche Busserl zu.“ Neptun erscheint: „Gelobt sey Jesus Christ, ihr Her-

Herren." Gott Vater und Cybele antworten: in Ewigkeit. Er giebt ihm den Rath, einmal Zorn gegen die Menschen auszuüben:

Thut ihr länger so barmherzig seyn,
So schlagens euch in die Fresse nein.
Ein Exempel müßt ihr statuiren,
Sonst thuns euch noch vors Haus hosieren.

Die Sündfluth wird beschlossen, und Noah bekommt Befehl, die Arche zu bauen. Zwischen den Aufzügen hält der Pater Umgang, mit dem Crucifix in der Hand, die lächerlichste Bußpredigt. Die Zimmerleute machen es dem guten Noah so arg, daß er zu Gott schreyt: der macht sein Fenster auf:

Was thust du mich denn beym Essen plagen?
Da hilft kein Bitten — mein Suppen wird kalt.

Die Sündfluth bricht ein. Die Menschen sehen aus — bleich, wie ein gespienes Apfelmuß. Hexen auf ihren Böcken reitend, und Amerikanische Werber samt ihren Rekruten ertrinken, andre Schiffe nehmen Algierer weg. Nachdem alles vorbey ist, opfert Noah. G. V. öfnet das Fenster und schmunzelt sagend: Ey Sapramenst, was schmeckt so süß! die zurückgeschickten Winde küssen dem Aeolus die Hand, mit der Anmerkung, daß man auch, wenn man einen Geistlichen sehe, ihm vier Aecker weit nachlaufen müsse, ihm die geweyhte Hand zu küssen. G. V. hängt dem Neptun den Regenbogen als ein Ordensband um: Cybele kommt darzu, beneidet ihn, macht tiefe Buckerl und schreyt: Gott Vater, mir auch ein solches Band auf die Hauben — sie erhält aber dafür ein grünes, mit Blumen gestickt. Den Beschluß macht ein Duett Gottes und des Noah.

G. V. Geschlossen sey mein Gnadenbund,
Mein Gna, Gna, Gna, Gna, Gnadenbund.
Pauken. Pidipum, Pidipum, Pum, Pum.
Noah. Olie, lie, lie, lie, Liebesfund! u. s. w.

Sollte man glauben, es sey möglich, daß dies aus dem achtzehnten Jahrhundert ist!

Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur, herausgegeben von Georg Christoph Lichten-

tenberg und Georg Forster. Ersten Jahrgangs erstes bis sechstes Stück. 1780. Zweyten Jahrgangs erstes bis sechstes Stück. 1781. Göttingen, bey Joh. Christ. Dieterich, Jedes Stück von ohngefähr 12 Bogen in 8. mit verschiedenen Kupfern.

Wir können eins der vornehmsten periodischen Werke in Deutschland, in der A. d. B. nicht unangezeigt lassen; ob wir gleich bey der Menge der vor uns liegenden Stücke, auch bey dem nöthigen Gesez der Kürze nicht viel mehr thun, als ihren Inhalt kürzlich angeben können. I. Jahrgang. 1) Neuer Versuch einer einleuchtenden Darstellung der Gründe für das Eigenthum des Bücherverlags, nach Grundsäzzen des natürlichen Rechts und der Staatsklugheit, ohnstreitig zu gelehrt für diejenigen, die es bessern soll, für den Troß schlechter Verleger und Buchdrucker, die sich der Sünde des Bücherraubs schuldig machen. 2) Beobachtungen merkwürdiger Gestalten der Wolken 1779. von Hrn. Pr. Meister. 3) Otahiti, von Hrn. Pr. Forster, aus einer Spanischen Handschrift — denn außer den Engländern und Franzosen sind auch Spanier, und zwar zweymal, 1773 und 1774 in Otahiti gewesen. Einer der anziehendsten Aufsäze! 4) D. Erxleben an Pr. Lichtenberg, nebst dessen Antwort, über eine merkwürdige Würkung eines nahen Wetterschlags. 4) Von den Zähnen der alten Aegyptier und von den Mumien, von Hrn. Pr. Blumenbach. Sie endigen sich in den Mumienköpfen, nicht in einen schneidenden dünnen Rand, sondern wie kurze abgestumpfte Kegel, welches der V. von dem Kauen der Nahrungsmittel bey den Aegyptiern herleitet. 5) D. Forster an Hrn. Pr. Lichtenberg, über Büffons Epochen der Natur. 6) Schreiben eines Kenners der Berg- und Hüttenwerke an der Lahne an Hrn. C. R. Klipstein in Darmstadt. 7) Hrn. D. Forsters Versuch über die Ursache, welche die Blätter der Pflanzen veranlaßt, im Sonnenlichte die faule Luft zu reinigen, im Schatten aber dieselbe zu vergiften, eine Theorie zu Jngenhousens bekannten Erfahrungen, die bey unserer Kürze keinen Auszug verträgt. 8) Protocoll des Secretarius der k. G. der W. in London über Barneys Bericht von William Crotch dem (1775 gebohrnen) musikalischen

schen Kinde. Bestätigung der schon bekannten Nachrichten. 9) Einige Lebensumstände von Cap. James Cook, mit seinem Bildniß, einer der willkommensten Aufsätze in beyden Jahrgängen. Billig hätte doch nach dem Tod des unsterblichen Mannes keine Spur einer Unzufriedenheit gegen ihn zurück bleiben sollen. 10) Merkwürdige Nachrichten von dem Erdbeben zu Bologna, zum Beweis, daß das Erdbeben hauptsächlich in einer Entladung elektrischer Materie besteht. 11) Hrn. Kirchhofs Zurüstung, die Wirkung der Gewitterwolken darzustellen, mit einem Kupfer. 12) Ueber die Rechtmäßigkeit der Lotterien, insonderheit der Zahlenlotterien, eine rechtliche Erörterung von Geh. J. R. Pütter, zur Aufdeckung der Täuschung, die damit getrieben wird. 13) Beytrag zur Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach C. G. in einigen Betrachtungen über die Neuplatonische Philosophie von C. Meiners. 14) Zwey herrliche chodowieckische Blätter von Bedientenfiguren, nebst Lichtenbergs charakteristischen Commentar, unter dem Titel: Beytrag zu einem Orbispictus für dramatische Schriftsteller, Romanendichter und Schauspieler. 15) Ueber eine neue Erfindung, den Generalbaß zu beziffern. 16) Ein vortreflicher Aufsatz von Hrn. D. Reimarus in Hamburg: Betrachtung der Unmöglichkeit körperlicher Gedächtnißeindrücke und eines materiellen Vorstellungsvermögens. Nie entsinnen wir uns so viel gründliches, mit so vieler Deutlichkeit gegen die sogenannten materiellen Ideen, gelesen zu haben. 17) Bemerkungen auf einer Reise von Petersburg, nach der Crimm. 1771. 18) Pr. Blumenbach von den Federbuschpolypen in den Götting. Gewässern. 19) Einige Fragen an Physiognomen. 20) J. D. Michaelis Schreiben an Schlözern, die Zeitrechnung von der Sündfluth bis auf Salomon betreffend. 21) Ueber die Verbesserung der Gradirwerke von G. H. Hollenberg, verdient die Aufmerksamkeit der Salinen. 22) Pr. Böckmanns zu Carlsruh Beschreibung des ausserordentlich schönen (auch anderwärts gesehenen Nordlichtes vom 28. Jul. 1780 mit Zeichnungen. 23) Ueber die Shanscrita von M. Hißmann. 24) Ueber die Wärme der Thiere und die Entzündung verbrennlicher Körper. 25) Finalexamen über den unglücklichen Waser, und Unterredung desselben mit seinen Kindern. 26) Gnädigstes Sendschreiben der Erde an den Mond: es wird ihm Schuld

gege-

gegeben, daß er, der Laternträger der Erde, einem andern Laternträger in der Literatur, ein gewisses schiefes Urtheil über das Magazin eingegeben habe. 27) Beschreibung des rothen Baumläufers von der Insel O-Waihi, von G. Forstern. 28) Fragmente über Cooks lezte Reise u. s. Ende, aus dem Munde zweyer deutschen Matrosen gesammelt. 29) Von den Elementar- und Schulbüchern auf den beyden königlichen Schulen zu Westmünster und Eton, von Hrn. Hofr. Heyne, sie entsprechen der Erwartung nicht. 30) Blumenbachs bittre Antwort auf eine Recension von s. Handbuch der N. G. in der A. d. B. B. XLII, S. 430.

II. Jahrgang. 1. 2. Meisters Vergleichung einiger Beobachtungen über den Vesuv, von de Luc, und Duchanoy, und Lichtenbergs Betrachtungen über die Mondsflecken; ein wichtiger Aufsatz, der vielleicht einmal in unsrer Mondstheorie Epoche machen kann. Aus der Aehnlichkeit vieler teleskopisch betrachteten und in den Meyerschen Mondkarten verzeichneten, eingestürzten hohlen, kegelförmigen mit einem Ring eingefaßten Bergen ähnlich sehenden, Mondberge, wird geschlossen, daß die Berge im Mond ausgebrannte Vulkane seyn möchten. Daß aber diese Hypothese die Bewohnbarkeit des Mondes ausschließe, wird doch nur angenommen, und nicht erwiesen. 3) Girtanner über Elementarfeuer, Kausticität und die Entstehung der Farben, lesenswürdig für die Naturkündiger. 4) Blumenbach, über eine ungemein einfache Fortpflanzung, (der Brunnenconferve, durch einen dunkelgrünen Staub.) 5) Girtanners Fragmente über J. J. Rousseaus Leben, Charakter und Schriften, überaus intressant. 6) Nachricht von Leßings Tod, und der Zergliederung seines Leichnams. 7) Bekers bekannter Aufsatz über Wasern und seinen Proceß, mit seinem Bilde. Der V. mag es sich selbst zuschreiben, wenn er hie und da den Argwohn von sich erweckt hat, daß man ihn mit dem Auftrag, den unglücklichen, obgleich fehlerhaften Mann, noch nach dem Tod zu verunglimpfen und eine Apologie seiner Mörder zu schreiben, aus Z. entlassen habe. Wenigstens möchten wir um alles in der Welt nicht, das Werkzeug gewesen seyn, auf einem Mann, der sich nicht mehr rechtfertigen kann, den Verdacht jener, vielleicht schimärischen, Kelchvergiftung zurückzulassen. 8) Untersuchung des Unterschiedes der Sterblichkeit der Männer und der Frauen von gleichem Alter. 9) Beker, über seine Be-

kannt-

kanntmachung der Anekdote von Rousseau's Banddiebstahl, in den Ephemeriden der Menschheit, an Hrn. H. Wieland, der sie misbilligte. 10) Hr. Lieut. Flensberg, über die Localbeschaffenheit des Niederstifts Münster an Hrn. J. R. Möser. 11) Kritters Aufklärung der Berechnungen der Wittben- und Todtencassen — 12) Ein statistischer Brief aus dem Braunschweigschen. Die Bevölkerung im Herzogthum Braunschweig war, außer dem Militäre, 1775, 166340 Menschen (geringer als sie nach der Größe des Landes seyn sollte,) und 1773 von der Stadt Braunschweig, 22385. 13) Daß die Aussprache kein Princip der Rechtschreibung sey, von Fulda. 14) Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neuern Brüder an der Elbe; Lichtenbergs bekannte Satyre über den Pädantismus des streitsüchtigen R. Voß, der das η in griechischen Wörtern allemal durch den Schöpsenton ä ausdrückt, z. E. Hädä statt Hebe. 15) Inventarium über Keplers Verlassenschaft, der 1630 zu Regensburg starb, wo er rückständige Besoldungen eintreiben wollte, mit Hrn. H. Kästners lehrreichen Anmerkungen. 16) Tiedemanns System des Empedokles, mus ganz gelesen werden. 17) Schlözers vorläufige Anmerkungen, zu Hrn. Beckers Schreiben über Wasern und seinen Proceß, bitter aber doch gerecht, wie man sie in Hrn. Schl. Lage erwarten mußte. 18) Blumenbach über die Liebe der Thiere, sehr artige Bemerkungen, die fortgesezt zu werden verdienen. 19) Hollenberg von Verbesserung der Feldgestänge. 20) Ueber die Republik S Marino, aus Addisons Reisebeschreibung. 21) Lichtenbergs Anmerkungen über einen Aufsatz des Hrn. Cavallo zur Erklärung der Lichtenbergischen elektrischen Versuche. 22) Blumenbachs Anzeige verschiedener vorzüglicher Abbildungen von Thieren in alten Kupferstichen und Holzschnitten, ein Beytrag zur Kunstgeschichte. 23) Ueber die deutsche Litteratur, Klagen und Wünsche. 24) Nachricht von der Insel Sardinien; aus Gemelli Rifiorimento della Sardegna, gezogen von Jagemann. 25) Beschreibung eines Versuchs, bald nach dem Herbst-Aequinoctium auf den Brocken zu reisen; eine Warnung für die, welche ein Gleiches zu thun gedenken. Die Reisenden waren in Gefahr bald zu erfrieren, bald in Schnee zu versinken. 26) Etwas über die polnische Sprache. 27) Des Schifshauptmanns Forrest zerstreute Nachrichten von der

Insel Magindanao; ein angenehmer Beytrag zur Länder- und Völkerbeschreibung. 27) Versuch einer Erklärung, wie das Oel das Brechen der Wellen verhindern könne. 28) Ein Ungenannter an Fulda, über die Aussprache des Deutschen. 29) Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Tarok-Charten, aus des *Court de Gebelin monde primitif, Diss. 6. sur le jeu des Tarocs*, der dieses Spiel zu nichts geringern, als einem ägyptischen Buche von 68 Blättern macht — Leser und Spieler werden sich nicht sehr erbauen — Fehlte es so sehr an Vorrath zu Ausfüllung des Magazins, daß man französischen Unsinn mit deutschen Ernst benachbarte? 30) Von Eisenproben. 31) Blumenbachs zerstreute Bemerkungen über die Fähigkeiten und Sitten der Wilden. Durch Veranlassung einer handschriftlichen Reisebeschreibung eines gewissen Casp. Schmalkaldens aus Gotha, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 32) Lichtenbergs Nachricht von einigen eudiometrischen Beobachtungen. 33) Vorrechte des spanischen Adels, aus einer englischen Reisebeschreibung durch Spanien, 1778. 34) Einige Ungleichheiten und Veränderungen, welche die Vergleichung der berühmtesten Sternverzeichnisse mit dem Himmel in Ansehung verschiedener Zodiakalsterne zeiget, von *D.* Koch zu Osnabrük.

O-Wahaus des O-Tahiten Reise durch Athen. Aus dem O-Tahitischen übersezt. 1782. 10¾ Bogen in 8.

Hätte sichs der Rec. nicht zum Gesez gemacht, Bücher, über die er urtheilen soll, ganz durchzulesen: so würde er mehr als einmal diese Schrift aus der Hand gelegt haben, so wenig reizt Ton und Inhalt, sie bis zu Ende zu lesen. Wer einen Otahiten reisen läßt, so dachten wir ohngefähr, der wird ihn in unsern Europa oder Deutschland, die ihm am meisten auffallenden Sitten, Gewohnheiten und Lebensarten, bemerken, unsern gekünstelten Luxus, allgemeine Thätigkeit und die Einschränkungen unsrer bürgerlichen Freyheit u. s. f. mit dem freyen und einfachen Genuß der freygebigen Natur und der sorglosen Unthätigkeit, auf seiner Mutterinsel, vergleichen lassen, und diese Bemerkungen zu satyrischen Beleuchtungen unsrer Einrichtungen, Thorheiten und unsers glänzenden Elends nutzen.

Dann

Dann müßte er aber auch eine der Hauptstädte Deutschlands bereisen, wo er Weisheit und Thorheit, Vortheil und Nachtheil der Cultur, zu bemerken Gelegenheit hätte. So scheint aber der V. nicht gedacht zu haben. Sein Reisender hat nicht das geringste charakteristische eines Otahiters, und er könnte, wenn der V. gewollt hätte, eben so gut ein Westindier, Japaneser oder Russe und Britte seyn; und wenn er es nicht zu wiederholtenmalen sagt, daß er seine Reisebeschreibung zum Unterricht seiner Landsleute, der Otahiter, bekannt mache; so würde man vergessen, daß der Titel die Reise eines Otahiters ankündigt. Es ist aber auch gar nicht zu verwundern, da der V. so wenig mit Otahite bekannt ist, daß er den sel. Cook für ihren ersten Entdecker ausgiebt. Und welch ein Einfall, die Reise nach Athen thun zu lassen! man möchte fragen: nach dem alten Athen, oder nach dem neuen? Doch das ist nur ein Witz des V., der unter dem Nahmen Athen eine blühende Universitätsstadt zu verbergen scheint. Seine Athener sind Leute, die Voltairen, Bahrdten und Steinbarten kennen, über deren Heterodoxien eifern, Musenalmenache und empfindsame Romane lesen, und über den Amerikanerkrieg und die Ewigkeit der Höllenstrafen streiten. Der Inhalt des Buchs selbst ist so beschaffen, daß der V. den Titel desselben vielleicht unter 19 andern gleich möglichen Titeln durch das Loos gewählt hat, wenigstens hat wählen können. Größtentheils sind es Charaktere von Personen, die der V. auf den öffentlichen Promenaden und dem Hayn der Minerva gesehn hat; sie sind zum Theil nicht übel gezeichnet; dann Theaternachrichten, Probe einer academischen Disputation, ob des Virgilius Vater ein Töpfer gewesen sey, gelehrte Zänkereyen, schale Spöttereyen über Autoren, Verleger und Recensenten, eine academische Vorlesung über die Unchristlichkeit des Theaters, Gespräch eines freydenkenden Studenten mit seinem Philister — Dies und dergleichen albernes Zeug mehr wird nun unter dem Titel einer Reisebeschreibung eines Otahiten verkauft! wie doch Bücherschreiber und Verleger ihre Leser und Käufer zum Besten haben! Gott weiß, was der Mann für eine Universität und was für Originale auf derselben in Sinn gehabt hat, die er hat schildern wollen.

Pk.

Auszug für den gemeinen Mann aus der Fürstl. Löwensteinischen beurkundeten Nachricht für das Publikum von dem Wertheimischen blutigen Processions-Tumult und von der dasigen Religions-Verfassung überhaupt. Mit einigen Erläuterungen und einem Kupfer. 1782. 7 Bogen in 4.

Der ärgerliche Vorfall wegen der Wertheimer Wallfahrts-Procesion vom 17. Jun. 1781 ist leider noch in zu frischem Andenken, als daß wir nöthig haben sollten, eine Nachricht davon der Anzeige dieser Fürstl. Wertheimischen Vertheidigungsschrift voraus zu schicken. Es ist dieselbe nur ein einseitiges Actenstück für Reichsgerichte sowohl als für Recensenten, das vielleicht um deswillen nur dem lezten allein in die Hände gekommen ist, weil die gegenseitigen Schriften vielleicht nicht durch den Buchhandel gegangen sind. Aber eben um deswillen kann man, ohne den andern Theil zugleich zu hören, über Gründlichkeit und Richtigkeit der Vorstellung nicht urtheilen, wenn man sie nicht mit den Berichten des Gegentheils vergleichen kann. Freylich werden hier die Katholiken als unschuldige, duldende Lämmer vorgestellt. Freylich erscheint, wie wir uns noch wohl entsinnen, mancher Punct der Erzählung, aus den Schriften des Evangelischen Theils in einem ganz andern Lichte. Lächerlich ist aber doch die Art, wie man hier das Recht der katholischen Mitherrschaft, dergleichen Processionen auch durch die Stadt halten zu dürfen, erweisen will. Weil nemlich in dem 1666 durch Durlach und Fulda, als kaiserl. Commißarien, gestifteten Interimsvergleich, öffentliche Leichenprocessionen, doch mit Begleitung einiger Evangelischen, zugestanden worden wären: so könne man darunter auch die Wallfahrtsprocessionen verstehen! Uebrigens hat der Bericht das Verdienst der Ordnung und Deutlichkeit, nur daß er hie und da durch harte Außerungen gegen den Gegentheil, beleidigt: als wenn es S. 14. von zwey evangelischen mitregierenden Grafen heißet: „da der eine schon 38, und der andere 30 Jahre habe, so könne man die Sache ihrem Unverstande nicht anrechnen." Eine Anecdote müssen wir doch um der Seltenheit willen auszeichnen. Es soll bewiesen werden, daß der Fürst von Löwenstein Wertheim, als der katholische Theil, mehr Verdienste um das evangelische Kirchen- und Schulwesen habe,

als

als die evangelischen Grafen selbst, die alle Zucht und Ordnung eingehen ließen, und selten dahin zu bringen wären, öffentliche Aergernisse zu bestrafen. Da wird nun angeführt, daß ein Conrector zu Wertheim, Sanner, bey einer Leichenprocession seinem Superintendenten (er mag von fürstlicher Seite gesezt seyn und das Mißtrauen wider sich haben) Ohrfeigen angeboten und die geballte Faust gegen ihn aufgehoben habe, und nicht nur ungestraft sondern so gar von den Hrn. Grafen zum Stadtpfarrer gemacht worden sey. Der itzige Superint. Neidhard müsse sich deswegen der Schulvisitationen enthalten, weil er in Gefahr sey, vom Conrector und Cantor Schläge zu bekommen und von Gräflicher Seite keine Hülfe bekommen könne.

Des Gedankens kann man sich dabey nicht enthalten, daß man sich wundern muß, daß man noch in unsern Zeiten von einer Fürstl. Regierung mit so viel Hitze und Bigotterie, einen Aberglauben vertheidigen sieht, dessen sich erleuchtete Katholiken selbst zu schämen anfangen, und der würklich schon in manchen katholischen Ländern verboten ist.

Ag.

Vermischte Aufsætze in Hollændischer Prose, hauptsæchlich zum Besten derer, welche diese Sprache in Rüksicht auf bürgerliche Geschæfte lernen wollen; gesammlet von *Ioh. Lange*, Lehrer der hollænd. Sprache an der Handlungsacad. in Hamburg. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 1782. 22 Bogen in gr. 8.

Englisches Lesebuch für die ersten Anfänger. Herausgegeben von Joh. Georg Müchler. Berlin bey Mylius. 1782. 8½ Bogen in 8.

Das erste ist eine holländische Chrestomathie, die zu dem Gebrauch der Eleven in der Hamburgschen Handlungsakademie bestimmt ist, so wie Hr. Ebeling bereits zu eben dieser Absicht eine französische, englische und italienische herausgegeben hat. Hr. L. entschuldigt sich in der Vorrede, daß er seine Samm-

lung mehr aus Uebersetzungen ins Holländische als aus holländischen Originalschriften gemacht habe, und führt zur Ursache an, daß er so wenig neue, gute und für seine Absicht brauchbare Originalaufsätze in holländischer Prose kenne, daß er außerdem manche Fächer, z. E. Fabeln, dramatische Stücke und Handlungsbriefe, ganz leer würde haben lassen seyn müssen, wenn er sie nicht mit Uebersetzungen, die zum Theil von ihm selbst herrühren, hätte ausfüllen wollen. Und im Grunde kann das ja für Anfänger in einer Sprache einerley seyn. Der V. macht noch Hofnung zu einem kleinen holländischen Wörterbuch, in gleichem Format, welches gewiß allen, die diese Chrestomathie brauchen werden, nicht anders als sehr angenehm und wünschenswerth seyn muß.

Die zweyte Schrift, die wir der Aehnlichkeit willen hier mitnehmen, ist eine Englische Chrestomathie. Sie ist nach folgenden Abschnitten geordnet. 1) Gespräche. 2) Fabeln. 3) kleine Geschichten. 4) Die Helden der Römischen Republik, 29 an der Zahl — nicht ihre Charaktere, sondern nur eine größtentheils ganz kurze Notiz von ihren Thaten. 5) Briefe, die fast die Hälfte des Buchs ausmachen. Dann folgt von S. 105 eine Erklärung der in dem Lesebuch vorkommenden Wörter, oder ein Vocabularium, aber nicht nach dem Alphabet, sondern nach der Ordnung der Aufsätze; und endlich auf einigen Blättern ein Anhang kurzer Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, mit untergesetzten Wörtern. Bey jedem Abschnitt ist der Fortgang vom Leichten zum Schweren beobachtet worden; und das Ganze allerdings so eingerichtet, daß es allenfalls für die ersten englischen Sprachschüler und für diejenigen, denen die gewähltern und vollständigern Sammlungen zu kostbar sind, nicht ohne Nutzen seyn wird.

Pk.

Freymüthige Briefe über das Religionsvereinigungswesen. Erstes Bändchen. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. in 8. 127 S.

Recensent hat diese Briefe mit Vergnügen gelesen. Was bey der Religionsvereinigung etwan auf beyden Seiten gesagt werden könnte, und besonders was die Schwürigkeit dabey an-

lan-

langet, das ist hier gründlich und gut gesagt. Freund F. ist ein warmer Mann, der bey der gutgemeinten Sache, die er so grundgerne durchsetzen mögte, alle Gebirge von Schwierigkeiten nicht sieht oder hinwegdenkt, sich mit seiner Lieblingsidee nicht genug beschäftigen kann, und jeden Schein zur nähern Anrückung an seinen gewünschten Punkt mit einem Vergrösserungsglase ansieht, und traurig wird, wenn ihm die, in Gedanken schön ausstaffirte Sache, nun nackend nach der Wahrheit vorgelegt wird, wie sie wirklich ist; so wie ein Träumender unmuthig wird, wenn sein geliebtes Bild der Phantasie durch einen wachenden Freund weggescheucht wird.

Freund R. ist der kalte philosophische Wahrheitsforscher, der die Welt kennt, und nimmt, wie sie ist, durch nichts irre wird, und alle Erscheinungen so lange überlegt, bis er sie in die ersten Theile zerlegt hat, und nun den Schluß macht, wohin sie passen mögten, und wohin nicht. Die Gründe, die er anführt, warum vor der Hand mit der päbstlichen Kirche keine Vereinigung zu treffen, sind wichtig genug, und zeigen, daß eine solche Vereinigung niemals statt finden muß und wird. Der Katholik kann, als ein Katholik, keine Prüfung anstellen, darf auch nicht. Die traurige Geschichte von Isenbiehl, Zaupser und Trunk geben davon den Beweis. Darf also der Katholik nicht einmal den Fall als möglich annehmen, daß seine Kirche geirrt, wie kann er dem Protestanten entgegen kommen, und das müßte doch geschehen, wenn der lezte nicht die Wahrheit aufgeben soll. Der Geist des Protestantismus ist, daß man in Kenntnissen immer fortschreiten soll, und dies ist der Natur der menschlichen Seele gemäß. Der Geist des Katholicismus ist, daß ein unfehlbarer Richter alles ein vor allemal entschieden hat, und daß gar keine Fortschreitung statt findet, und dies widerstreitet der Natur der menschlichen Seele. Wie soll man nun vereinigen, was sich nothwendig widersprechen muß. Gesezt auch, hier und dort ist ein Katholik, der nach bessern Einsichten handelt und denkt, so darf er sichs nicht merken lassen, und wie viel mögten der aufgeklärten Köpfe in so grossen katholischen Ländern, wo noch ein so dicker Aberglaube herrscht, wohl eigentlich seyn? Die Schritte, die im Oesterreichschen unter Kaiser Joseph, von dessen Reformation erst die Nachwelt die Frucht geniessen wird, geschehen, geben zwar dem Menschenfreunde eine hofnungsvolle Aussicht. Der Boden des Aberglaubens und der Dummheit wird wacker umgepflügt und Waizen drin gesäet.

Aber diese Schritte sind nicht, wie uns allzudienstwillige Zeitungsnachrichten vorposaunen, Riesenschritte. Es ist ein lobenswürdiger, aber nur ein geringer Anfang. Oesterreich war, ehe der Kaiser allein regierte, in Litteratur wenigstens funfzig Jahr, in Religionskenntnissen wenigstens 200 Jahre zurück. Die besten Werke der Deutschen und Engländer waren verbotene Waare, die so geprieſenen Normalschulen waren und sind noch von der elendesten Beschaffenheit. In Religionssachen herrschte und herrscht noch der dickste Aberglauben. Auf einmal kann eine gänzliche Umschmelzung der Nation nicht vorgehen. Der Saamen ist, Gott sey gedankt, gesäet, aber die Zeit der reifen Erndte ist noch lange nicht da. Auf der Einen Seite in Wien stehn Joseph und Kaunitz, auf der andern Seite steht Pabst Pius und macht 70000 Menschen, die zwo Tagereisen darnach gelaufen waren, und nun sich Arm und Bein zerdrücken, ein Kreuz über den Kopf, und sie beten ihn wie den sichtbaren Statthalter Gottes an. Dies hielten die Protestanten schon vor 250 Jahren für abgeschmackte Thorheit. Da die Sachen noch so stehen, da die Meynungen beyderley Religionsgenossen noch so gänzlich verschieden sind, wie kann man an eine Vereinigung denken? In Absicht des Nutzens solcher Vereinigung sagt Hr. R. ist zwar nicht zu leugnen, daß ein gemeinschaftlicher Name bey einigen Schwachen ein Bewegungsgrund zur Liebe werden kann. Allein die Gesellschaft würde nach solcher Vereinigung sehr groß werden, und dann zerfiele sie, nach den allgemeinen Erfahrungen doch wieder in Unterabtheilungen, die sich einen neuen Namen geben würden. Ueberdem ist schon jezt der Name Christ und Mensch ein allgemeiner Name, der zur Billigkeit und Liebe einladen kann. Eine völlige Uebereinstimmung in Glaubenssachen ist ohnedies ein Unding, das der ganzen menschlichen Natur widerstreitet. Also kommt es nur darauf an, daß man die verschiedenen Meynungen in Glaubenssachen beyseite sezt, und liebreich und billig mit einander umgeht.

Brief an einen Minister, über das patriotische Verlangen nach einer öffentlichen Vereinigung der drey Hauptreligionspartheyen in Deutschland. 1782. kl. 8. 28 S.

Dieser

Dieser Brief ist eben des Inhalts, als die vorhergehende Schrift. Der Autor ist mit R. gleicher Meynung, giebt zu, daß es manche Hindernisse, besonders politische, die aus den Gesellschaftsrechten mancher Städte und Provinzen entspringen, bey der Vereinigung auch nur der protestantischen Kirchen, setzen mögte, indessen könnten die Fürsten sie aus dem Wege räumen, und die Gelehrten würden durch Vermeidung aller Spitzfindigkeiten und unnützen Nebenbestimmung der Vereinigung die Hand bieten, zumal ja jede Parthey unter ihren eigenen Gliedern solche Abweichungen dulden muß, die weit erheblicher sind, ohne solches als eine Trennung anzusehn.

Die Verbindung aber mit der katholischen Kirche hält der W. pro nunc et sic, nicht möglich. Ehe diese nicht ihr ganzes Grundsystem geändert, würde es den Protestanten nicht zu rathen seyn, dem Mutterschoose der alten Kirche sich zu nähern, wobey kein Vortheil für sie erdenklich wäre, und es thöricht herauskommen würde, die alte Sklaverey wieder zu suchen, von welcher abgesondert zu seyn, für kein geringes Glück zu halten ist.

Indessen glauben wir, können die Protestanten auf die Vereinigungsplane, die man besonders von katholischen Orten her hört, nicht aufmerksam genug seyn, und daß sie sich untereinander, nicht eben in den streitigen Glaubenspunkten vom Abendmahl und Gnadenwahl, sondern im politischen Verstande zu ihrem gemeinschaftlichen Interesse vereinigen müssen. Es ist Einfalt oder Hinterlist, wenn selbst protestantische Theologen zu den thörichten Vereinigungsplanen mit der katholischen Kirche die Hand bieten. Die katholische Kirche hält sich für allein seligmachend, für unfehlbar und ihr Dogma für unveränderlich. Wie kann also einige Vereinigung statt finden, da die Protestanten die streitigen Dogmata schon vor 250 Jahren für falsch erkannt haben, noch für falsch erkennen, und beständig für falsch erkennen werden. Die gerühmten Veränderungen in Wien, die in dem übrigen katholischen Deutschlande noch nicht einmal angenommen sind, betreffen die Disciplin. Dies kann für die Katholischen nützlich seyn, um des schwere Joch, das ihnen die Kirche auflegt, in etwas zu erleichtern. Aber diese erleichterte Disciplin ist für die Protestanten noch ein viel zu schweres Joch, unter das sie ihren Nacken nimmermehr beugen werden. Diese Vereinigungsplane sind ein Werk der Exjesuiten, welche täglich anfangen, mächtiger zu werden, und desto sicherer im

Stillen fortarbeiten, ihren Orden wieder empor zu bringen, den viele gutherzige Leute ganz vertilgt glauben, da er doch anfängt, täglich mehr Consistenz zu gewinnen, und auch schon öffentlich unter verschiedenen Larven, als, der — — der — — der — — und sollte man es glauben, unter der Larve der — — ans Licht kommt. Diese Leute, deren einzige Absicht beständig gewesen ist, die katholische Religion zu der einzigen in der Welt zu machen, haben diese Absicht auch noch nicht aus den Augen gelassen. Man erinnere sich der Geschichte dieser streitbaren Ritter der Kirche. Sie haben, um ihre Absicht zu erreichen, beständig alle Gestalten annehmen können. Das thun sie auch noch jezt. Sie nehmen die Larve der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, der Toleranz an. Sie erscheinen als Freunde der Protestanten, als Protestanten selbst, ja als protestantische Geistlichen. Protestantische Geistlichen mit den Jesuiten affiliirt! Ein schrecklicher Begrif, aber deshalb nicht weniger wahr! der Rec. träumt nicht, wie wohl mancher gutherzige Protestant glauben möchte! Er weiß, was er redet, und daß er die Wahrheit redet, und hält es für Pflicht, seine protestantische Mitbrüder auf das, was um sie herum vorgehet, aufmerksam zu machen. Die Politik der Exjesuiten und ihrer gewissenlosen Mitbrüder schleicht im Finstern, fängt aber doch auch schon an, ihre Wirkungen öffentlich zu zeigen. Wenn es weiter gehet, wird es für jeden redlichen Mann, der Aufklärung und gesunden Verstand besizt, Pflicht werden, noch lauter zu reden, und endlich den Leuten, welche das Wohl der protestantischen Kirche untergraben wollen, die Larve gänzlich abzureissen. Bis jezt sey es genug, vernünftige Protestanten zu warnen, daß sie nicht glauben, als ob die Vereinigungsplane von ungefähr kämen, oder als ob sie die Liebe zur Aufklärung und zum Besten des menschlichen Geschlechts zum Grunde hätten.

St.

Nouveau dictionnaire de la langue allemande et françoise. Composé sur les dictionnaires de M. Adelung et de l'academie françoise. Enrichi des termes propres des sciences et des arts, par *Chretien Fred. Schwan*, Conseiller de la Chambre de finances et membre ord. de la Soc. allem.

lem. à Manheim. Revu et corrigé pour la partie françoise, par M. *Uriot*, Prof. à l'acad. milit. de Stoutgard. T. I. qui contient les lettres A-H. gr. 4. Manheim 1782.

Dieses Wörterbuch unterscheidet sich darin von anderen, daß hier das Deutsche mehr in Betrachtung gezogen ist, welches auch voran stehet, wodurch es sowohl für diejenigen, welche aus dem Deutschen in das Französische übersetzen, als für die Franzosen, welche unsere Sprache lernen wollen, und deutsche Schriftster zu lesen anfangen, bequemer und sehr nützlich wird, besonders da man auch die mehresten Kunstwörter, deutsche Idiotismen und Sprüchwörtliche Redensarten erkläret findet, welche oft durch ähnlich bedeutende französische ausgedrückt werden. Z. B. die Sache hat groß Aufsehen gemacht, L'affaire a fait grand bruit. Der Wein ist in der Arbeit, le vin bout. Im Hause Bescheid wissen, savoir les êtres de la maison. Sich um des Kaisers Bart zanken, disputer de la Chape à l'éveque, u. dergl. Zuweilen könnte freylich etwas mit mehrerer Richtigkeit gegeben seyn. Z. B. beym Worte antreffen: Es trift eine Sache von Wichtigkeit an, pflegt man nicht zu sagen. Besser, es betrift. B. W. Blau, drückt die deutsche Redensart, mit einem blauen Auge davon kommen, weit mehr aus, als hier das Französische, en être quite à bon marché, denn es heißt eigentlich: Sich aus einer Sache ziehen, mit einem kleinen Schaden, welchen man bald verschmerzen kann. B. W. Daseyn: das deutsche Sprüchwort: Wer nicht da ist, dem wird der Kopf nicht gewaschen, will nicht allemal sagen, wie es hier gegeben ist, Les os sont pour les absents, sondern es heißt auch: man muß von solchen Oertern wegbleiben, wo uns etwas unangenehmes begegnen könnte. Davon laufen, ist unrichtig gegeben, faire le plongeon, B. W. davon, denn dieses heißt sich bucken. B. W. Ehrenwort, fehlt die Bedeutung einer Versprechung bey seiner Ehre. Parole d'honneur. Die gefangenen Officier sind auf ihr Ehrenwort losgelassen u. dergl. m.

Diese kleine Erinnerungen benehmen dem Werthe, den dieses beträchtliche Werk hat, nichts. Es macht vielmehr seinem V., dem Churpfälzischen Hofkammerrath und Hofbuchhändler, Hrn. Schwan, viel Ehre. Tz.

Gotha.

Gothaisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1782.

Man kennt die Einrichtung dieses Almanachs, der sich immer noch, seiner vielen Nachahmer und Nebenbuhler ungeachtet, ganz vortheilhaft auszeichnet. Im gegenwärtigen Jahre sind folgende neue Artikel hinzu gekommen, die den Hrn. Bibliothekar Reichard zum V. haben: Berechnung des Obstes zum Nachtisch; über die Begrüssungsmethode beym Niesen; ein Beytrag zur Geschichte der Spielkarten; der Pallast von Eis, den ein rußischer Kammerherr in dem harten Winter von 1740 auf der Neva anlegte; neuere Entdeckungen; Epochen in der sächsischen Bergwerksgeschichte; merkwürdige neue Einrichtungen; Erfindungen zur Pracht und Bequemlichkeit; umständliche Nachrichten von einigen Gesundbrunnen und Bädern; Spiegel der Alten; Wanderungen der Vögel; die Stubenfliege; Kenntniß einiger Waaren; und Preise von verschiednen Gattungen Spiegelgläser, die in der Spiegelfabrik zu Sonneberg bey Coburg verfertigt werden. Zu den zwölf Monatskupfern, von Chodewicki gezeichnet, und von Geyser, ziemlich flüchtig, gestochen, sind die Subjekte aus Mayers Geschichte der Kreuzzüge genommen. Ausserdem findet man hier noch vier Blätter Leipziger Kopfputz und Berliner Kleidertrachten, von Rosmäsler gezeichnet und gestochen.

Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1782. Mit Kupfern von Chodowiecki, nebst den neuesten Frauenzimmer-Moden, in Kupfer. Göttingen, bey Dieterich. 12.

Auch dieser göttingische Taschenkalender ist schon seit mehrern Jahren vortheilhaft bekannt, vornehmlich durch den Werth, den ihm die Lichtenbergischen Aufsätze und Erfindungen der Kupfer geben. Die diesmaligen sind wieder sehr glücklich und charakteristisch eefunden und ausgeführt, von Chodowiecki selbst gestochen, und enthalten, gleich denen im Kalender des vorigen Jahrs, die Vorstellungen von Heyrathsanträgen des polnischen Wieses, des Mennonisten, Herrnhuters, Küsters, Fleischers, Pächters, Kutschers, Schusters, Schneiders, Fechtmeisters und Einfaltspinsels. Auch die S. 104 ff. darüber angestellten Bemer-

merkungen sind meisterhaft. Ausserdem enthält dies Taschenbuch auch dasmal manche gemeinnützige und unterhaltende Aufsätze; z. B. das Neueste aus Japan, aus einem Schreiben des Hrn. Thunberg an Hrn. Banks; einen Beytrag zur Naturgeschichte der Katzen; die Grotte auf Antiparos; die Glocken; Werth eines Stücks menschlichen Schwarz-Wildes zu verschiedenen Zeiten; u. a. m.

Gr.

Anekdoten für das Herz. Altenburg 1782. 8. 17 Bogen.

Der Sammler — uneigentlich der V., wie er sich selbst nennt, hat sich nicht genennt. Die Zuschrift an den Hrn Kammerrath Steinbach ist ein sehr kriechendes Ding voller Salbung. Daß doch ein solcher Autor nicht einmal muthmaßet, daß man durch dergleichen Speichelleckerey einen ehrlichen Mann gerade vor dem ganzen Publikum ins Gesicht schlägt! Die Sammlung an sich selbst ist eine wunderliche Olla potrida, aus Zeitungen, Reisebeschreibungen, abgekanzelten Lebensläufen, Testamenten, Eisenharts besondern Rechtshändeln und allerhand andern Büchern und Büchlein verfertiget, und wenn man nicht den guten Willen des Sammlers auch für etwas annehmen müßte, als welcher in seiner kurzen Vorrede zu hoffen wagt, daß durch sie auch Gottes Ehre und das Heil derer, die sie lesen, werde befördert werden, so wüßten wir warlich nicht, was wir daraus machen sollten. Manche Anekdote ist überschrieben, aber viele, bey welchen vermuthlich der Sammler selbst an der Erfüllung seines sehr gewagten Wunsches gezweifelt hat, sind, wie die Klippschenken, ohne Schild und Aufschrift, ihrem eignen Schicksale und der Gutherzigkeit heilsbegieriger Leser überlassen. Es giebt verschiedene darunter, welche allerdings Eindruck machen können, z. B. 1, 2, 14, 20, 66, 113, 116. Viele, welche blos die frömmelnde Sprache des Systems führen, wollen wir übergehen, um nicht etwan im Verdacht der Ketzerey zu kommen, denn damit pflegen fromme Herzen nicht leicht zu spaßen. Aber wozu soll die Numer 5, dunkle und unvollständige Nachricht von des Bischofs Warburton Stiftung. Numer 6 ist Standhaftigkeit überschrieben, hätte besser Unvorsichtigkeit heissen müssen. Numer 9 enthält einen Brief aus Lissabon vom

Jahr

Jahr 1755, deren wir vielleicht tausende auftreiben könnten, welche gerade in dem ersten Schmerz dasselbe gesagt haben. In Numer 15 läßt der Sammler den Johann Eliot einen vielleicht rechtschaffenen Türken, zu Tode beten. In Numer 16 wird eine sehr natürliche Erscheinung für die Würkung des Gebetes des ehrlichen Blackerby angegeben. Im Holsteinischen weiß es jeder Kuhhirte, daß man einen wilden oder stößigen Ochsen, wenn man nichts anders in Händen hat, durch Vorhaltung des Huthes, oder noch besser, wenn man den Huth in den Mund nimmt und auf ihn zuläuft, zurück scheuchen kann. Blackerby befand sich in der Noth, nimmt Betens halber den Huth vom Kopf, und der tolle Ochse läuft davon, überaus natürlich! Daß man, nach Numer 18, des sel. Arnds wahres Christenthum in Spanien unter die christkatholisch - ascetischen Bücher gesezt hat, ist bekannt, und gewiß kein Wunder, wenn man den entschiedenen Werth desselben, und dessen Allgemeinnützigkeit für alle Christen kennt. Numer 21 enthält sehr natürliche und politisch - weise Veranstaltungen des Marquis von Pombal nach dem Lisbonischen Erdbeben, und ist gleichwohl preiswürdige Güte überschrieben. Die Historiette Numer 70 mit der Katze ist gewiß eine fallacia non causæ ut causæ. Der ehrliche Pfarrer hatte gut geschmauset, vielleicht ein bisgen zu tief ins Gläsgen der Fröhlichkeit geguckt, und war vom Schlage getroffen. Die treue Katze wollte ihn munter haben, da sie sich aber darzu, in sehr natürlicher Ermanglung der Hände, ihrer Klauen bediente, so mußte sie nothwendiger Weise ihren todten Brodherrn, der gar nicht munter werden wollte, kratzen. Man soll ja nicht einmal dem Teufel zu viel thun, vielweniger einer Katze. Numer 91 liefert eine sehr elende Uebersezzung eines in der Ursprache so allgemein bewunderten Sonnets des Des Barreaux. Warum der Sammler unter Numer 108 uns die Geschichte des Calas verstümmelt, wieder aufgetischet hat, begreifen wir nicht, und das würklich gut gemeynte Loblied unter Numer 110 hätte auch füglich wegbleiben können. Wenn Rec. einen treuherzigen Verleger finden könnte, so getraute er sich, ohne sonderliche Mühe, Woche für Woche, ein solches Bändgen zu liefern.

S.

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, von Johann Beckmann. Drittes Stück. Leipzig, bey P. G. Kummer. 1782. 8. 454 S.

Dieses Stück ist den vorigen von uns angezeigten an Mannichfaltigkeit und wirklichen Aufklärungen der Erfindungsgeschichte gleich, und folgende Gegenstände hat der V. hier bearbeitet: 1) Geschichte der Uhren aus der brittischen Archaeologie übersezt, dient zum Anhange und Verbesserung der Hambergerschen Abhandlung im vorhergehenden Stück. In Schottland soll man eine silberne Taschenuhr König Robert Bruce gefunden haben, der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts regierte. Die öftern Fälle, wodurch sich die Londner Gesellschaft der Antiquarier hintergehen lassen, machen uns über dies hohe Alterthum der Sackuhren wirklich zweifelhaft. Schlaguhren gab es allerdings schon in diesem Jahrhundert. Carl I. brachte 1631 die Uhrmacher in eine Innung. Unter Carl II. fieng man in England an, Repetiruhren zu verfertigen, und sonderbar genug wurden sie gleich bey der Erfindung ein Monopolium. Um 1698 befohl eine Parlamentsacte den englischen Uhrmachern, ihre Namen auf die Uhren zu setzen, damit nicht ausser Landes schlechte Stücke für englische verkauft würden. 2) Hölzerne Blasbälge. Der Erfinder ist streitig, uns scheinen aber nach Reihers Aussagen die Brüder Schelhorn im Coburgschen Dorfe Schmalebuche die Erfinder zu seyn, wenn Reiher, gleich das Jahr der Erfindung zu spät angiebt. Ludwig Pfannenschmid brachte sie 1621 aus Thüringen nach dem Harz. Anfänglich bekam er für ein paar Bälge 50 Rthlr. Jezt bezahlt man höchstens 25 Rthlr. dafür. 3) Magnetische Kuren. Diese kannte Aetius schon, der im fünften Jahrhunderte lebte. Wieder erweckt scheint sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts entweder der Arzt Jacob Holler oder der bekanntere, Baptistä Porta zu haben. 4) Orseille. Die Alten kannten den Gebrauch dieses Steinmooses sehr gut. Im christlichen Europa hat ein Florentiner Rucellai, 1300 dies Farbematerial aus der Levante eingeführt, und davon seinen Zunamen erhalten. Jezt liefern die canarischen Inseln diese Waare, aus welcher Lackmus bereitet wird, vorzüglich. Man hat es auch auf den Capoverdischen Inseln gefunden. Dieser Abschnitt enthält andre sehr intressante Nachrichten über den Lackmus, die

Erd-

Erdörteile ꝛc. 5) Feldmühlen, Wagenmühlen. Der V. führt verschiedene Schriftsteller an, die den Pompey Targone, der den berühmten Damm vor Rochelle zu Stande brachte, als den Erfinder derselben angeben. 6) Flinten, Flintenschloß, ein sehr reichhaltiger Artikel, wenn gleich Hr. B. darinn nur noch Bruchstücke liefert. Die alten Hackenbüchsen mit dem Rade sind eine deutsche Erfindung zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wer die jetzigen Gewehrschlösser eingeführt hat, ist ungewis. Der Name Flinte kommt vom Feuersteine her, der zu den Schlößern gebraucht wird, und in vielen germanischen Dialecten Flint und Flinta heißt. Wenn Beweise vorhanden wären, daß die Wenden diesen Stein ebenfalls Flint genannt hätten, so könnte ihr Gott Flinz vielleicht davon seinen Namen haben, ohne diese Voraussetzung ist die S. 367 angeführte Stellen aus einer platdeutschen Chronik vermuthlich das Chronicon picturatum, ein bloßes etymologisches Spiel, dergleichen sich die alten Chronisten so gern erlauben. Ueber die Verfertigung und den Handel der Flintensteine hat Hr. B. auch keine zureichende Nachricht erhalten können. Nach seinem Zeugniß kommen viele aus Champagne und Picardie, wo sie von Hirten und gemeinen Leuten aus der Hand geschlagen werden. Tausend Stück kosteten sonst 5 L. 6 Sols. Auch bey Stevens Klint auf Seeland werden viele geschlagen. 7) Rubinglas. Die Alten gaben schon dem Glase allerley Farben. Doct. Andreas Cassius ist aber der Erfinder nicht, Rubinglas durch Goldauflösung zu verfertigen. 8) Kutschen. Aus vielen einheimischen und auswärtigen Schriftstellern sind in diesem Aufsatz mancherley Anecdoten, über das Alter, und die ehemals mit Kutschen getriebene Pracht mitgetheilt, und die Zusammenstellung so vieler Zeugen, verschiedener Zeiten und Völker, zeigt deutlich, daß nicht alle von einer und derselben Sache reden. Hrn. Cornides Gedanken für den ungrischen Ursprung der Kutschen hat der V. mit einigen neuen Beweisen unterstützt. Weil Recensent unter seinen Collectaneen zur neuern Geschichte einige Zeugnisse von den Kutschen gefunden, die Hr. B. nicht hat, so will er hier einige davon mittheilen. Unter K. Henrich dem 6. der 1440 regierte, waren sie noch nicht in England, denn in den Ordensregistern des Hosenbandes (Anstis p. 152) finden sich verschiedene Beyspiele von Rittern, die sich entschuldigen, nach Hofe zu kommen, weil sie wegen Krankheit weder gehen noch reiten konnten. Vom Fahren der Mannspersonen wußte man also damals noch nichts.

nichts. Eine umständliche Beschreibung der Kutsche des spanischen Abgesandten in Stockholm giebt Cromwels Abgesandter Whitelock in seinen Memoiren V. I. S. 429. In den folgenden Abschnitten werden eben so unterrichtende lesenswerthe Nachrichten von den Wasseruhren, von der Ananas, und den ledernen Tobaksdosen mitgetheilt, und der Litterator muß Hrn. B. die genauen Beschreibungen von den Ausgaben der ersten Geschichtschreiber von America verbindlichst danken.

Dg.

Lesebuch für das Landvolk. Des 2ten Bandes 3tes Stück. Quedlinburg bey Reußner, 1782. gr. 8. 12 B.

Die vorigen Theile haben wir bereits empfohlen: ob wir gleich etwas darbey zu erinnern nöthig fanden. In den Abhandlungen dieses Stücks finden wir unsre Wünsche erfüllt: und wir wünschen nun nichts mehr, als daß nicht nur das Landvolk, sondern alle Menschen diese Schrift lesen mögen. Der Glaube ist sehr deutlich gemacht, der Hausgottesdienst sehr gründlich vorgetragen. Die physikalischen Artikel sind gut. Sonderlich gefallen uns die rührende Beyspiele von guten Landleuten: und wir bitten, mehrere dergleichen mitzutheilen.

Rf.

Der Traum in drey Nächten von L. Westenrieder. München, bey Strobel, 1782. 8. 244 Seiten.

Ist eine Art von Jahr 2440 für Bayern, und besonders für die Stadt München. In Träumen sieht der V., wie es in künftigen bessern Zeiten seyn werde, und wie er wünschte, daß es izt seyn möchte. Man kann ihm einen gewissen Grad der Wärme für das Gute und Wahre, und eine ziemlich reine Schreibart nicht absprechen. Vieles, was an und für sich nicht neu ist, muß schlechthin gebilliget werden. Ob das übrige alles so überdacht ist, daß die Ausführung, auch selbst als ein Ideal betrachtet, thunlich bleibe, ist eine Frage, die wir nicht bejahen wollen. Genug, wenn das meiste der Vernunft und der Wahrheit gemäß ist. Bey Beurtheilung der Schriften aus Oberdeutschland muß man auch eine billige Rücksicht auf die dortigen Leser nehmen, für die manches noch neu und nützlich seyn kann, was wir in klassischen Büchern schon gelesen haben.

ben. Das Ganze ist in Kapitel getheilt, deren jedes seine Ueberschriften hat, z. E. Processe, Heyrathen, Schriftsteller u. s. w. — In einzelnen Wörtern fehlt zuweilen der eigenthümliche Ausdruck, als: entgegen für dagegen oder hingegen, und leidentlich für leidlich. Wir entsinnen uns übrigens, diesen Traum schon in den bayrischen Beyträgen gelesen zu haben.

Dm.

Leben Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof, Königl. Preuß. Geh. Ober-Finanz-Kriegs- und Dom. Rath. Leipzig, bey Breitkopf 1782. 8. 192 Seiten.

Der im Jahr 1780 verstorbene Hr. v. Brenkenhof ist unstreitig einer der merkwürdigsten Männer unserer Zeit, und vorzüglich wichtig für den durch ihn erhöheten Wohlstand des Preußischen Staats. Er verdient vor tausenden den Namen eines originalen Geistes und eines Wohlthäters der Menschen. Seine Größe war ganz seine eigene; ohne alle Cultur seines Verstandes, ohne allen wissenschaftlichen Anstrich, ohne Kenntniß einer andern, als seiner Muttersprache, von einem der rauhesten Helden (dem berühmten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau) nur zur Ordnung, Arbeitsamkeit und ausdauernder Stärke des Körpers in strenger Zucht gebildet, entwickelten sich bey Brenkenhof ein Geist vom weitesten Umfang, der die größten Plane mit eben der Leichtigkeit schaffen als ausführen, der unüberwindlich scheinende Hindernisse überwinden, und tausend sich durchkreuzende Plane mit einander verbinden konnte; und dabey ein Herz voll ächt edler Gefühle, wahrer Menschenliebe und Eifers für das gemeine Wohl. Ohne zu wissen, wie viel Grade ein Winkel habe? unternahm Brenkenhof mit dem glücklichsten Erfolg die ansehnlichsten Bauen, Urbarmachungen, Austrocknungen &c. Ohne alle gelehrte Kenntnisse entwarf er die ausgebreitetsten Handelsplane, und gab tausenden Unterhalt und Beschäftigung; ohne je Unterricht in der Politik gehabt zu haben, wußte er mit äußerster Vorsicht und zugleich Entschlossenheit eine sehr schwierige Gränzbeziehung und Besitznehmung von einem neuen Lande auszurichten. Mit der thätigsten Betriebsamkeit eines Kaufmanns und der schnellsten Benutzung jeder Gelegenheit zum Gewinn, war Brenkenhof edel und großmüthig fast bis zum Uebertriebenen, uneigennützig

zig bis zum Schaden seiner Familie. Von einem Fürsten, dessen Leidenschaft die Jagd war, zur gleicher Neigung erzogen, fand Brenkenhof, aus wahrer Empfindsamkeit für das Leiden der Thiere, dieses Vergnugen unschmackhaft und widerlich. — Gewiß, so ein Mann, und verflochten in große Verhältnisse und wichtige Geschichte, verdiente einen Biographen seiner würdig. Er hat diesen an Hrn. Meißner, der seinen durch andre Schriften erworbenen Ruhm durch diese vermehrt, gefunden, der, ob er gleich mit liebenswürdiger Bescheidenheit seine Unbekanntschaft in den Fächern der vorzüglichen Stärke seines Helden gesteht, uns ein sehr genaues, und jeden Leser, der wahre Menschengröße fühlen kann, interessirendes Bild des Verstorbenen aufstellt. Die Quellen, aus denen Hr. M. geschöpft, sind vorzüglich die ihm von dem Sohn des seel. v. Br. mitgetheilten handschriftlichen Nachrichten, welche lezterer bis 1776 über sein Leben und seine vornehmsten Entwürfe, deren Ausführung und Erfolg, hinterlassen hat. Neben diesem hat er auch die Schriften des Hrn. v. Br., und besonders dessen Neumärkischen Wirth benuzt. So authentisch, besonders die erste Quelle, und so angenehm es ist, Br. Handlungen gerade aus dem Gesichtspunct zu betrachten, aus dem er sie selbst angesehen: (zur öffentlichen Bekanntmachung scheint Br. seine hinterlassene Nachrichten wohl nicht bestimmt gehabt zu haben) so muß man freylich auch die daraus entstandene natürliche Folge nicht übersehen, nemlich, daß hier die Begebenheiten einseitig vorgestellt sind, und da, wo die Urtheile über Br. Handlungen und Entwürfe verschieden seyn können, in dieser Lebensbeschreibung immer der rechtfertigende Ton herrscht. Doch hat Hr. M. sich keiner übertriebenen Partheylichkeit für seinen Helden schuldig gemacht, er spricht nur mit der Wärme von ihm, die auch der uneingenommene Leser sich bald mitgetheilt fühlt; aber er hat zu viel Einsicht, als daß er je vergäße, statt eines Menschen, ein fehlerfreyes Ideal zu schildern. Die Freymüthigkeit, mit der Hr. M. über manche Schwierigkeiten, die Br. bey Ausführung seiner Unternehmungen durch andere Einrichtungen des Staats fand, über den Verlust des eignen Vermögens, den ihm seine Unternehmungen zum gemeinen Besten und nicht ersezter Aufwand zugezogen haben sollen, u. s. w. — sich erklärt, hat uns gar nicht mißfallen, besonders da diese Freymüthigkeit mit so vieler Bescheidenheit verbunden ist, und Hr. M. nur Thatsachen erzählt, wie er sie in seinen Quellen fand,

ohne sich Tadel und Declamationen zu erlauben. Es ist immer gut, wenn die Wahrheit bekannt wird, und dieses ist bey so neuen Begebenheiten nur dann möglich, wenn beyde Partheyen gehört werden. Daß nicht eher, bis dieses geschehen, mit Zuverläßigkeit geurtheilt werden könne, — wird jeder Leser von Einsicht sich sagen. Wir wünschten immer, daß Personen, welche dazu im Stande sind, noch mehrere Aufklärungen gäben, besonders würde dieses bey dem, was hier von Br. zerstörten Planen wegen des polnischen Handels und der Aufnahme von Westpreussen gesagt wird, zur Erweiterung der politischen und Menschenkenntniß von Nutzen seyn. Wir wollen dem Vergnügen des Lesers nicht durch einen trocknen Auszug dieser Lebensbeschreibung vorgreifen, in der jeder die angenehmste Unterhaltung finden wird, denn die treue Darstellung eines erheblichen Menschen interessant ist. Die Schreibart ist so simpel und so entfernt von Affectation, als nach Hrn. M. andern Schriften wir kaum erwartet hätten. Die gegenwärtige kann sicher unsern besten Biographien — deren Zahl so klein ist — beygezählt werden, und als gutgeschriebenes Leben eines deutschen Geschäftsmannes ist sie vielleicht die erste ihrer Art.

Sb.

Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, herausgegeben von dem geheimen Sekretär und Archivar Lichtenberg zu Gotha. Ersten Bandes erstes Stück. Gotha 1781. 8. 13 Bogen, 3 Kupfertafeln. Zweytes Stück, Gotha 1781. 8 Bogen, 4 Kupfertafeln. Drittes Stück, Gotha 1782. 10 Bogen, 3 Kupfertafeln.

Der Herr Herausgeber bemerkt in der Vorrede die gegründeten Klagen so manchen Freundes der Natur, über den beträchtlichen Aufwand, sich alle kostbaren Werke anzuschaffen, in welchen oft nur sehr sparsam neue Beobachtungen in der Physik und Naturgeschichte enthalten sind. Diesen Klagen abzuhelfen, hat er, und Dank, warmer Dank sey der Belohnung seines Fleißes, dieses Magazin angelegt. Der Plan, den er dabey zu befolgen sich vorgesezt, ist folgender: 1) Nachrichten von neuen Beobachtungen aus einheimischen, vorzüglich aber ausländischen, theils weitläuftigen und kostbaren, theils selte

stenen, oder doch solchen Schriften, die gemeiniglich sehr spät zur Kenntniß der Naturliebhaber gelangen. 2) Neu erfundene, auch verbesserte und bequem eingerichtete physikalische Werkzeuge. 3) Merkwürdige Naturbegebenheiten und sonderbare Erscheinungen. 4) Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen, noch zweifelhafte Versuche und Anfragen. 5) Nachrichten von physikalischen Cabinetten und Naturaliensammlungen, auch andern zum Behuf dieser Wissenschaften getroffenen Anstalten. 6) Beyträge zur Geschichte der Physik und Naturgeschichte. 7) Preisaufgaben. 8) Anzeigen neuer hieher gehöriger Schriften und Auszüge. 9) Kurze vermischte Nachrichten. 10) Nachrichten von verstorbenen, um beyde Wissenschaften sich verdient gemachten Männern. 11) Meteorologische Beobachtungen. Dieser Plan, den wir aus der Vorrede nothwendiger Weise abschreiben mußten, ist so gründlich und so ganz interessant ausgeführt, daß wir denjenigen kaum für einen Liebhaber der angeregten Wissenschaften halten möchten, unter dessen Büchern wir dieses Magazin nicht fänden, und um unsern Lesern, die es noch nicht kennen, Lust dazu zu machen, wollen wir uns noch einmal der List der gewöhnlichen Zeitungsrecensionen bedienen, und den Inhalt des ersten Stükkes abschreiben. I. Nachrichten von neuen Beobachtungen. 1. Neues System über die Sonne und Fixsterne von Peyroux de la Coudreniere. 2. Ueber die Kälte der höhern Luftgegenden von eben demselben. 3. Neue Untersuchung des Lichts von Marat. 4. Die vereinigten Herzen, ein von dem Abbe Dicquemare entdecktes Seethier. 5. Nachricht von einem merkwürdigen Achate von Klippstein. 6. Schreiben von de Flaugergues an den Baron de Servieres über das phosphorische Licht der Regenwürmer. 7. Auszug aus des Grafen Mellin Naturgeschichte des Rennhirsches. 8. Auszug aus Herbsts Beschreibung einer sonderbaren Seelaus am Hemorfisch. 9. Nachricht von einem seltenen Polypengebäude. 10. Versuche und Beobachtungen über die erstickende Eigenschaft verschiedener Pflanzen von Marigues. 11. Einige Versuche über die Abhäsion von Dutour. 12. Ueber den luftleeren Raum unter dem Eise in morastigen Gegenden von Godard. 13) Eine neue Ursache des Regens von Bertholon de St. Lazaré. 14. Ueber die entzündbare Luft von Fontana. 15. Ueber die thierische Wärme, eine Untersuchung von Leslie. 16. Ueber das Farbenlicht der Phosphore von Wilson. 17. Versuch, ein

Stückgen Glas durch einen electrischen Schlag in Staub zu verwandeln. 18. Versuch über die aus siedenden Wasser gezogenen Luftarten von Fontana. 19. Neue Beobachtungen über den Pyrophor von de Razier. 20. Ueber den Gebrauch des Amalgama aus Zink zu electrischen Versuchen von Higgins. 21. Von der phosphorischen Säure aus versteinerten und verkalchten Knochen von Berniard. II. Neuerfundene und verbesserte physikalische Werkzeuge. 1. Beschreibung einer sehr wirksamen und nicht kostbaren Electrisirmaschine (wird wieder Aufsehen machen.) 2. Beschreibung einer von Hrn. Ingenhouß erfundenen Electrisirmaschine. 3) Beschreibung der Electrisirmaschine des Grafen de Brilhac. 4. Electrisirmaschine von Bertholon. 5. Eine neue Art, Aeronäther zu theilen von Lach bois. 6. Anemometer des Brequin de Demenge. 7. Neuer Ventilator von Du Veulereße. 8. Nachricht von einem Werkzeuge, der Schwäche des Gesichts zu Hülfe zu kommen. 9. Nachricht von einer Planetenmaschine. 10. Beschreibung einer electrischen Flinte und Pistole von Wießenhöfer. 11. Beschreibung eines Barometergraphen von Changeux. III. Merkwürdige Naturbegebenheiten und sonderbare Erscheinungen. 1. Nachricht von dem merkwürdigen Feuerauswurf des Vesuvs im Monat August 1779. 2. Nachricht von einem Donnerwetter in Spanien. 3. Etwas von einem brennenden Berge bey Dutweiler im Fürstenthum Nassau Saarbrücken. 4. Sonderbare Erscheinung an einer Wetterwolke. 5. Nachricht von einem Wirbelwind von de Lepinasse. IV. Zur nähern Prüfung aufgestellte Muthmaßungen auch noch zweifelhafte Versuche. 1. Pilatre de Roziers von dem Wetterstrahl. 2. Von dem phosphorischen Lichte des Nordscheins von Bertholon. 3. Besondere Erscheinung von einer Person, die die Glaskugel einer Electrisirmaschine mit der Hand riebe. 4. Ueber die Aenderung der Magnetnadel von dem Grafen de la Cepede. 5. Neues System, wie das Seewasser salzig werde, von de Maison-Neuve. V. Nachrichten von physikalischen Cabinetten und Naturaliensammlungen rc. 1. Kurze Nachricht von dem physikalischen Cabinet des Herausgebers. 2. Von der meteorologischen Gesellschaft in Mannheim. VI. Beyträge zur Geschichte der Physik und Naturgeschichte. 1. Beyträge zur Geschichte der meteorographischen Maschinen. VII. Preisaufgaben. 1. Der Churpfälzischen Academie der Wissenschaften. 2. Der ökonomischen Gesellschaft in Bern. 3. Der Academie zu Lion. 4. Der

Acad

Academie zu Harlem. VIII. Anzeigen neuer Schriften und Auszüge. Hier sind 22 neue wichtige Schriften, größtentheils ausländische, angezeigt und gründlich beurtheilt. IX. Kurze vermischte Nachrichten. 1. Lophius depressus maxilla inferiore barbata von Montin. 2. Ehrharta, ein neues Thunbergisches Grasgeschlecht vom Cap der guten Hofnung. 3. Vergleichung der Tyrolischen und Cyloanischen Tourmaline, von dem Ritter Bergmann. 4. Scheele vom gemeinen Wasserbley. 5. Wargentin von dem veränderlichen Stern im Halse des Wallfisches. 6. Sparrmanns Ekebergia capensis. 7. Bierkanders Eleater segetis. 8. W. Fr. Müller von den fälschlich für junge Würmer angesehenen Gefäßen der Spulwürmer. 9. Wiggeron Bemerkung von der electrischen Eigenschaft des gerösteten Seesandes. 10. Rochons Werkzeug, die kleinsten Veränderungen des Himmels zu bestimmen. 11. Pringle vom Insect Muskitos Hawks. 12. Mudge erfundene neue Thermometer und Barometer. 13. Warens electrische Cur des grauen Staars. 14. Schmiedleins Höhe über die Meersfläche von Wittenberg und Leipzig. 15. Schulze Bemerkungen bey einem Nordlicht rc. X. Nachrichten von Verstorbenen. Todesfall Caspar Sagners zu Prag. XI. Meteorologische Beobachtungen. Witterungstabelle von Gotha für den Jenner, Februar, Marz 1781. Welche Erndte für den Liebhaber?

Rz.

Nachrichten.

Hr. Hofrath von Sonnenfels in Wien will seine Werke in 12 Bänden herausgeben.

Die Universität zu Innspruck ist aufgehoben, und in ein Lyceum verwandelt worden.

Beförderungen. 1782.

Der durch seine diplomatischen Arbeiten berühmte H. Dechant Würdtwein zu Mainz ist Weihbischoff zu Worms geworden.

Hr. Joh. Schweighäuser, ehemaliger Lehrer am Philanthropin zu Dessau und Fürstl. Badischer Legationsrath in Straßburg, hat den an ihn ergangenen Ruf zur Stelle eines Lehrers,

vorzüglich in der Mathematik, an dem Gymnasium zu Buchsweiler angenommen.

Herr Unterbibliothekar Reuß in Tübingen gehet als ausserordentlicher Professor der Philosophie und Kustos der Universitätsbibliothek nach Göttingen.

Der Herr Magister J. G. C. Ernesti zu Leipzig hat neulich eine ausserordentliche Professur der Philosophie, und Herr D. Christ. Friedr. Ludewig eine ausserordentliche Professur der Medicin daselbst erhalten.

Der durch verschiedene gelehrte Werke bekannte Herr Diakonus Lengnich in Danzig ist daselbst Archidiakonus an der Marienkirche geworden.

Herr Gedike, ein Bruder des Hrn. Direktors G. in Berlin, der nur kurze Zeit als Lehrer am Berlinischen Gymnasium gestanden, geht als Professor am Elisabethengymnasium nach Breslau.

Todesfälle 1782.

Am 19ten Nov. starb zu Wittenberg Herr Benjamin Gottlieb Lorenz Boden, Professor der Dichtkunst, im 46sten Jahr seines Alter.

Am 2ten Dec. verlohr die Universität zu Jena zween ihrer ordentlichen öffentlichen Lehrer: Herrn M. Georg Gottlob Ausfeld, Professor der Theologie, der kaum 2 Monate lang daselbst gelehrt hatte und allgemein bedauert wird, im 33. Jahr seines Alters; und Herrn Christian Friedrich Polz. D. der Phil. Prof. der Logik und Metaphysik, überzähliger Prof. der Theologie, und Sächs. Weim. Konsistorialr. in seinem 63. Jahr.

Am 13. Dec. starb zu Sulzbach in der Oberpfalz Herr Inspektor Aichinger, der sich durch eine deutsche Grammatik und andre Schriften bekannt gemacht hat, in einem Alter von 65 Jahren.

Druckfehler, in dem XLIX. B. II. St

S. 418. Z. 18 statt Carpentier, lese man Charpentier. Z. 2. von unten: st. Deusen, l. Drusen. S. 419 Z. 6 st. unbekannt, l. bekannt.

In des L. B. I. St.

S. 22 Z. 5 statt des, l. das. S. 24 Z. 20 st. Lungsquelle, l. rungsquelle. S. 25 Z. lezte st. bedienen, l. bedienet. S. 32 Z. 12 st. verschrieben, l. verschrieen.

In des LII. B. II. St.

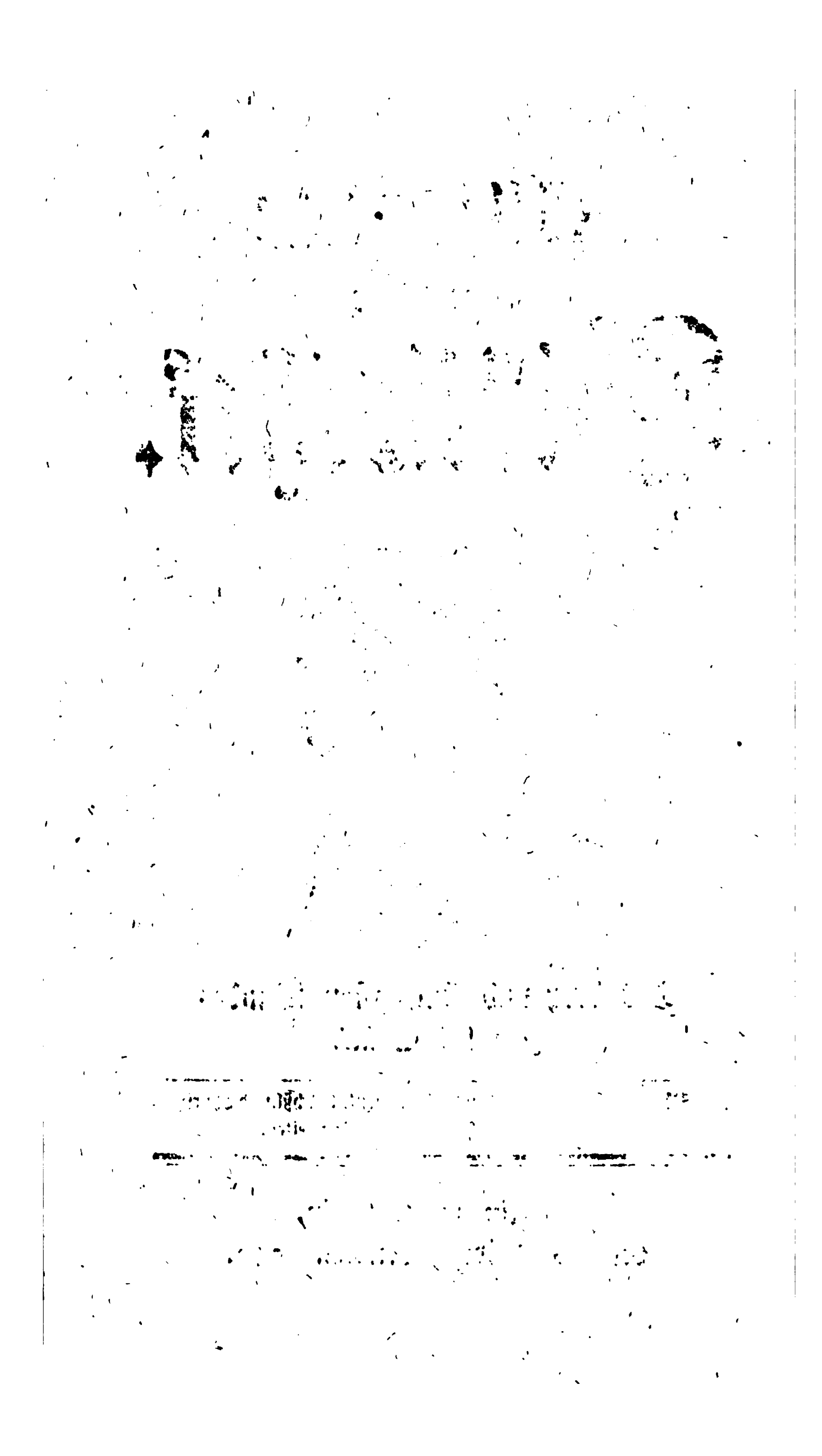
S. 607 Z. 19 l. Metropolitankirche.

Allgemeine
deutsche
Bibliothek.



Des drey und funfzigsten Bandes
zweytes Stück.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai. 1783.



Verzeichniß

der in des drey und funfzigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrtheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Romane.

6) Schö-

6) Schöne Künste.

7) Weltweisheit.

8) Mathematik.

9) Naturlehre und Naturgeschichte, nebst einem Nachtrag.

10) Geschichte und Erdbeschreibung, nebst einem Nachtrag.

Zin-

11) Gelehrte Geschichte.

12) Philologie, Kritik, Alterthümer.

13) Deutsche Sprachlehre.

14) Erziehungsschriften.

Lese-

16) Kriegswissenschaft.

17) Policey- und Kameralwissenschaft.

18) Haushaltungswissenschaft.

19) Vermischte Schriften.

Der

I.

Museum Cuficum Borgianum Velitris. Illustravit *Jacobus Georgius Christianus Adler*, Altonanus. Romae apud Antonium Fulgonium MDCCLXXXII. 172 Seiten in gr. 4. nebst 12 Kupfertafeln.

Herr Borgia, der auch in Deutschland durch einige gelehrte Werke bekannt ist, besitzt eine ansehnliche Sammlung von arabischen Münzen mit kufischen Buchstaben, die eine Bekanntmachung verdienten. Es freut uns, daß der Besitzer Hrn. Adler, einen jungen deutschen Gelehrten, der sich geraume Zeit in Rom aufgehalten hat, dazu brauchte, eine Beschreibung seines morgenländischen Museum's zu entwerfen.

Die erste Hälfte des Buchs beschäftigt sich mit lauter kufischen Münzen. Hr. Adler schickt eine allgemeine Abhandlung über das arabische Münzwesen voraus, die aber mit den Briefen des sel. Reiske über das arabische Münzwesen (im Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, Theil 9. 10. 11.) nicht in Vergleichung gestellt werden kann. Wir verweisen daher unsre Leser, welche nach diesem Theil der Litteraturgeschichte begierig sind, auf Reiske, und wollen uns keinen Raum mit einem Auszug der von dem V. entworfenen Geschichte des arabischen Münzwesens rauben. Aber da, wo beyde zu mangelhaft sind, wollen wir doch einiges anmerken. Das Verzeichniß der Schriftsteller, die über das arabi-

arabische Münzwesen geschrieben, oder einzelne Münzen bekannt gemacht haben, ist bey unserm V. etwas vollständiger, als bey Reiske: doch fehlen auch hier viele. Wir wollen die wichtigsten suppliren. Caroli Abrah. *Clewbergii* de numis Arabicis in patria repertis dissertatio prior. Aboæ 1755 in 4. Der pars posterior ist bey dem frühen Tod des V. nie erschienen. Jo. Heinr. *Schulzii* denarius argenteus Arabicus explicatus — in Comment. Acad. Scient. Petropol. T. XIV. p. 375-381. — Henr. *Scholtzii* descriptio numi saracenici an. 1712 in agro Slevicensi detecti — in den novis actis Erudit. Lips. 1732. pag. 415-425. — Ebendesselben Erklärung einer Münze des Almamun's — in den Hamburgischen Berichten 1733. p. 812-814. — Jul. Carl. Schläger's Anmerkung über diese Erklärung — Ebendaselbst. — Heinrich Scholzen's Antwort auf diese Anmerkung und Erläuterung einer Münze Almahtaphi Bellah, Chalifens zu Bagdad. Ebendas. 1734 S. 364-374. — Ebendesselben Erklärung zweyer arabischen Münzen. Ebendaselbst 1735. S. 653-656. — Köhler's Münzbelustigungen in mehrern Bänden. — Sam. Wilh. Oetter's Erläuterung einer raren Münze von dem Erzbischoffe zu Kölln, Pilgrim, um die Jahre 1024-1034, wobey zugleich den Münzverständigen zwey seltene und merkwürdige arabische Münzen zur Untersuchung mitgetheilt werden. Nürnberg 1748 in 4. G. *Costard* two dissertations. I. containing an Enquiry into the meaning of the Word Kesitah — II. on the signification of the word Hermes — Oxford 1750. 8. wo eine sehr alte kufische Münze von A. H. 88 erläutert wird — Jean *Tristan* explication d'une medaille armenienne et Arabe - - - in

den Commentaires historiques T. III. p. 588 ff. — Im erläuterten Preußen, Th. IV. S. 832=843 stehen die arabischen Münzen erläutert, welche in Preußen gefunden worden sind — Theod. Christoph Lilienthal kurze historische Beschreibung und kritische Beurtheilung einiger griechischen, römischen und arabischen Münzen, welche in Preußen gefunden worden sind, Königsberg 1741. Wir übergehen die Reisebeschreibungen, welche gelegentlich arabische Münzen beygebracht haben, und einige minder erhebliche Bücher.

Die auf die Litteratur des Arabischen Münzwesens folgende kurze Geschichte desselben überschlagen wir, ohne sie zu berichtigen und zu ergänzen: weil jeder Gelehrte, dem darum zu thun ist, mit Hülfe der oben schon genannten Reiskischen Briefe, es selbst leicht im Stande seyn wird. Nur schien es uns hie und da, als ob der V. aus deutschen Schriften manche seiner Anmerkungen geschöpft habe, ohne seine Quelle anzuzeigen, welches doch eine kleine Ungerechtigkeit gegen seine Landsleute ist, deren Schriften man in Rom nicht kennt.

In der Geschichte des arabischen Alphabets bringt der V. einige unwahrscheinliche Vermuthungen, vermischt mit allerley Unrichtigkeiten, an. Morar soll die Araber schreiben gelehrt haben. Es ist aber schon einmal in unsrer Bibliothek gerügt worden, daß dies ein bloßer Schreibfehler für Moramar (مرامر für مرامر) sey. Schwerlich dürfte auch die Behauptung, daß die kufische Schrift schon alle puncta diacritica des itzigen arabischen Alphabets gehabt habe, eine genaue kritische Prüfung aushalten. Die kufischen Handschriften, in welchen diese diacriti-

schen Zeichen sichtbar sind, sind wahrscheinlich nicht so alt, wie der V. glaubt, und sind sie jung: wie können sie uns das kufische Alphabet darstellen, wie es bey seinem Ursprung beschaffen war? Noch unwahrscheinlicher ist es, daß unsre Ziffern von Griechen und Römern gebraucht worden wären, und daß sie die Araber von Griechen und Römern angenommen hätten. Sie werden ja von hinten herein gelesen, folglich von der rechten zur linken, wie die Morgenländer schreiben: entweder müßen die Araber, nachdem sie dieselben von den Römern erhalten hätten, ihre Stellung verändert haben, oder sie haben einen morgenländischen Ursprung. Und das lezte ist auch anderer Umstände wegen weit wahrscheinlicher. — Das älteste Alphabet der Araber soll gar nur 17 Konsonanten gehabt haben. Wie ist das möglich, da die erste Schrift der Araber von den Syrern herkam? und da diese mehrere Konsonanten hatten? Und wie ist nur zu begreifen, daß sie (nach des V. Voraussetzung) für mehrere ganz verschiedene Laute, wie z. B. für Gim und Hha, nur eine Figur gehabt haben sollen? War gleich für Hha und Cha eine einzige hinlänglich: so konnte doch ج ح und خ nicht durch ein bloßes ح ausgedrückt werden. Anfangs also hatten die Araber so viele Konsonanten, wie die Syrer; als aber nachher sich die arabische Sprache mit der arabischen Nation über die halbe Erde verbreitete, und die arabische Sprache in die Hände der Grammatiker fiel, und man z. E. dem jungen spanischen Araber eine eben so feine Aussprache, wie dem angewöhnen wollte, der um Mecca und Medina gebohren wurde: so versah man auch die verschiedenen Nüancen in der Aussprache einzel-

ner

nen Konsonanten mit eigenen Zeichen. So ward das arabische Alphabet bis zu 28 Konsonanten vermehrt. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Grammatiker das Alphabet mit neuen Zeichen zu bereichern suchen. Was versuchte nicht Popowitsch? Und was ward nicht unter Chilperich in Frankreich vorgeschlagen?

Von S. 46-102 folgt die Erklärung der in Kupfer gestochenen Münzen und Siegel, und einiger mit arabischen Legenden versehenen Geräthe, wozu auch ein Nachtrag von S. 152-170 gehört. Die meisten Stücke sind gut erhalten, und daher auch nicht schwer zu lesen; zumal da die Legenden auf den arabischen Münzen bis auf Namen und Jahrzahl ziemlich übereinstimmend sind. Die größte Schwierigkeit macht, die auf den Münzen befindlichen Namen in der Geschichte zu finden. Und von der Art ist auch in den Erläuterungen des V. noch manches dunkel geblieben, das zum Behuf der arabischen Geschichte eine nähere Erläuterung verdiente, zu der aber hier der Ort nicht ist.

Der zweyte Theil dieses Buchs betrift die Drusen, eine bisher so gut, wie ganz unbekannte Religionsparthey, bey dem wir uns eben deshalb etwas länger verweilen wollen.

Herr Borgia hat aus dem Orient das Bild, das die Drusen in ihren heiligen Orten in einer Kiste verwahren, erhalten. Das Borgische Exemplar ist von Bronze, und mit allerley Charakteren beschrieben, die zum Theil mit kufischen Aehnlichkeit haben, zum Theil aber so weit von ihnen abweichen, daß wir bis izt so wenig, als Hr. Adler, etwas davon zu lesen im Stande sind. Um inzwischen Hrn. Adler in den Stand zu setzen, etwas Befriedigendes

darüber zu sagen, gab ihm Hr. Borgia ein in italiänischer Sprache abgefaßtes Manuscript, worinn aus Drusischen Büchern der Ursprung, die Gebräuche und der Glaube der Drusen, mit jedesmal als Beleg beygefügten Quellen aus den Originalschriften der Drusen, erzählt wird. Aus dieser ungedruckten Schrift liefert uns Hr. Adler einen Auszug, der uns desto interessanter war, weil wir dadurch in unsern Kenntnissen um einige Schritte weiter kommen. Wir wollen versuchen, unsern Lesern einen vollständigen Begrif von ihnen zu geben.

Die Drusen selbst geben von ihrem Namen (in einem eingerückten Glaubensbekenntniß) eine sonderbare Ableitung: natürlicher (obgleich vielleicht noch nicht ganz über alle Zweifel erhaben) ist die bey Elmacin, von einem Manne Drusi, dem ersten Stifter der Parthey. A. H. 408 (Chr. 1017) kam Mohammed Ebn Ismael mit dem Zunamen Drusi aus Persien, wo er gebürtig war, nach Kahira in Aegypten, zu dem dasigen Regenten Hakem, von dem er mit vieler Gnade aufgenommen wurde. Der Fremdling gab aus Dankbarkeit seinen Gönner Hakem für Gott aus, der Himmel und Erde geschaffen habe. Das Volk ward ihm darüber gram, und stellte ihm nach dem Leben. Ein Türke tödtete ihn wirklich auf dem Wagen Hakem's. Gleich nach seinem Tod stund Hamsah Ebn Ahmed, mit dem Zunamen Alhadi, ein Sklave des Hakem, auf, und predigte ohnweit Kairo, daß Hakem Gott sey, und verbreitete diese Lehre durch Apostel, die bis nach Syrien drangen. Er erlaubte allerley Ausschweifungen und bekam einen großen Anhang — Hakem verhielt sich dabey nicht leidend. Seit Drusi

ihn

ihn für Gott erklärt hatte, gab er öffentlich vor, daß er in einem menschlichen Körper vom Himmel auf die Erde gekommen sey; und nach dem Ton, den der 2te Stifter und Vorbereiter dieser Sekte angegeben hatte, schafte er das mohammedanische öffentliche Gebet in der Moschee, Fasten und Wallfahrten nach Mecca ab, und erlaubte grobe Ausschweifungen der Unzucht u. s. w. Endlich verschwand er: (nach andern, ward er von seiner Schwester getödtet A. H. 411 Chr. 1020 in seinem 37sten Jahr) und nun gab Hamsah vor: Hakem habe ihn für seinen Nachfolger erklärt; nannte sich daher: Imam der Gläubigen, und Beherrscher der Zeit. Seitdem Hakem verschwunden war, nannte man ihn nicht mehr Hakem Beamrallah, nach seinem Namen im menschlichen Körper, sondern Hakem Beemrehe (unumschränkter Beherrscher).

Bis auf die neuern Zeiten herab herrschten 7 Emire über die Drusen; aber sie schwächten und zerrütteten sich selbst durch Streitigkeiten. Ihrer eigenen Sicherheit halber, und um dem Hader ein Ende zu machen, unterwarfen sie sich einem Groß-Emir mit Erbfolge. Er residirt ordentlich zu Barut; hält sich aber auch einen Theil des Jahrs zu Dal-el-camar auf; ihm gehorchen auch die Drusen auf dem Libanon, und er entrichtet einen jährlichen Tribut an den türkischen Kayser, den er aber der Summe nach selbst bestimmt.

Die Emire haben mit der Religion nichts zu thun; alle Anordnungen, die sich darauf beziehen, werden von ihrem geistlichen Oberhaupt, dem Imam, bestimmt.

Die übrigen Drusen bestehen aus Ungeweihten (جهال ignorantes) und Geweihten (عقال

 intel-

intelligentes); und diese Abtheilung erstreckt sich auf beyde Geschlechter.

Aus Ungeweihten besteht der größte Theil. Sie folgen der herrschenden Religion; und haben keine Kenntniß ihrer besondern Gesetze. Sie erlauben sich alles, so lang es verborgen bleiben kann. Ihre Kleidung ist ohne Ausnahme ein blauer langer Rock, und über demselben ein kurzes, nur bis an die Knie reichendes Kleid von Ziegenhaaren oder Wolle. In ihrem Gürtel hängen ihre Waffen. Die Emire sind immer aus der Klasse der Ungeweiheten genommen worden; und weil sie daher von den Geheimnissen nichts zu wissen bekommen, so legte Melhem II. zur Zeit Ali Beg's seine Würde freywillig nieder, um in den Orden der Geweihten aufgenommen werden zu können.

Die Geweiheten sind in den Geheimnissen der Drusischen Religion unterrichtet; sie führen ein rauhes, ansteres Leben; schwören keinen Eid, sondern bekräftigen alles mit einem: „ich hab's gesagt." Sie kleiden sich meistentheils weiß, zuweilen schwarz; tragen aber nie Waffen. Und wie die Mannspersonen, so leben auch die Weiber, die zu den Initiirten gehören.

Man kann noch eine dritte Klasse, einen Ausschuß aus den Geweiheten sich denken. Diese heiligere Klasse der Gerechten wohnt von den übrigen Drusen abgesondert, in Einöden, und ihre Häuser, die meist auf einem erhabenen Platz liegen, werden wie heilige Oerter, oder Kapellen betrachtet. In denselben wird das heilige Kalb der Drusen in einer Kiste verwahrt; und nur denen, welche schon lange Profeß gethan haben, und unter die Geweyhten aufgenommen sind, (vielleicht also, die zu dem Ausschuß gehö-

gehören) deckt der Imam das heilige Bild zuweilen auf.

Die Geweyhten erkennen einander an dem Gruß, der ihre Losung ist. Sie fragen den Unbekannten: „o Mann, säet man in eurem Land den Saamen Halalidsch“? Antwortet er: „Ja; er ist in den Herzen der Gläubigen gesäet,“ so ist er aus der Klasse der Geweiheten.

Alle Freytage versammeln sie sich an dem Orte, wo das heilige Bild steht; es werden einige Stellen aus ihren heiligen Büchern vorgelesen; dann genießen sie etwas Brod mit getrockneten Weintrauben, oder andern Früchten, und darauf gehen sie nach Haus.

Aeußerlich halten sie sich theils zu den Christen, theils zu den Mohammedanern. Sie besuchen die Kirchen der Christen, so wie die Moscheen der Mohammedaner; sie beten zu Mohammed, und machen andre mohammedanische Gebräuche mit, blos in der Absicht, verborgen zu bleiben.

Jezt leben sie auf dem Libanon, im Distrikt Kesruan, auf der Ebene zwischen dem Libanon und dem Meer; auf dem Ufer von Byblus bis nach Sidon; zu Baalbek und in andern Städten von Syrien. Ehedem waren sie auch stark in Aegypten. Schon A. H. 495 zählte man daselbst 16,000 Drusen.

Wir kommen auf die Lehren der Drusen. Nur unterrichtet uns hierüber der Auszug, den Hr. Adler aus seinem italiänischen Mſc. gemacht hat, nicht auf eine befriedigende Weise. Es wird nicht genau unterschieden, wie weit die Kenntnisse der ungeweihten, der geweiheten und der heiligsten Drusen gehen, denn nach der Eintheilung wachsen sichtbar die Kenntnisse; wie schon der Umstand lehrt, daß nicht ein-

einmal alle Geweihten das heilige Kalb sehen dürften. Sodann sind die Bücher nicht immer angezeigt, aus denen die Nachrichten genommen sind: und nach dem Werth derselben müßte doch eigentlich der Werth der Nachrichten geschäzt werden. Ohne Zweifel verdient der eingerückte kurze Catechismus als die sicherste Quelle von dem Glauben derer, die zur Initiation gelangen, angesehen zu werden. Aber sein Inhalt steht mit andern weiter unten beygebrachten Stellen aus andern Drusischen Schriften im Widerspruch. So lange wir nicht wissen, aus was für Schriften die leztern genommen sind, darf man auf sie gar nicht achten; wir wollen daher, um aus der sichersten Quelle zu schöpfen, das Examen zu Grund legen, dem sich jeder unterwerfen muß, der unter die Geweihten aufgenommen werden will.

Nach derselben erkennen die Geweihten Hakem für Gott, der Himmel und Erde geschaffen habe. Er erschien öfters auf der Erde in menschlicher Gestalt, nemlich so oft ein neuer Religionslehrer aufstund, und war immer unter seinem Gefolg. Er heißt demnach Hamsah, Salomo der Perser, Dris, Schaenin, Schoaib, Badschan, Mokdad (oder Mohammed al Mokdad), Barchoda, Kajem al hakki. Einige von diesen Namen sind offenbar appellativ. *Kajem al hakki* heißt defensor religionis veræ; *Barchoda* heißt Dominus Deus. Aber nicht alle können als appellativa angesehen werden Hamsah war der Name des Sklaven, der an die Stelle Drusi, des ersten Stifters der Sekte und Martyrers seiner Lehre, trat, und die Lehre, daß Hakem Gott sey, weiter verbreitete, und nachdem Hakem verschwunden war, vorgab, daß Hakem ihn zu seinem Nachfolger ernannt habe; der

von

von nun an den Namen *Imam* der Zeit führte. Nichts ist also wahrscheinlicher, als daß (wenigstens die spätern Anhänger dieser Parthey) sich einbildeten: Hakem sey als Hakem blos verschwunden, und im Hamsah wieder sichtbar geworden, oder in ihm sichtbar geblieben, d. i. er habe von nun an den Leib des Hamsah bewohnt. Und darauf führt auch Hamsah's Name: *Imam al saman*, Herrscher der Zeit. Die Drusen müssen ihn für ihren Gott (d. i. Hakem) angesehen haben: denn sie erkennen keinen Imam, außer Hakem: und wenn sie Hamsah so nannten, so müssen sie in ihm Hakem verehrt haben. Die übrigen Namen sind etwas dunkler. Ein Soliman oder Salomo der Perser ist eine im Orient sehr berühmte Person, sowohl bey Arabern, als bey Persern: Er war aus Ramhormuz, einer Stadt der Provinz Ahuaz, in dem alten Chaldäa, gebürtig. In diesem berühmten Mann also (so scheint es uns) glaubten die Drusen, sey ihr Gott den Menschen erschienen. Dris könnte Edris d. i. Henoch seyn. Nur ist dieser Vermuthung entgegen, daß Henoch nach einer andern Stelle S. 141 unter die Ungläubigen gesezt wird. — Schoaib ist sonst der Name vom Jethro bey den Morgenländern. Die übrigen Namen sind uns dunkler.

Hakem erschien also mehrmals: wie oft, wissen wir nicht anzugeben: das Glaubensbekenntniß gedenkt fünf verschiedener Erscheinungen, nachdem er das erstemal verschwunden war. In Persien in der Provinz Dschin Madschin unter dem Namen Barchoda; in Mauritanien, in der Stadt Moal, als Kameltreiber mit 100 Kamelen, wo er seinen Anhängern Allmosen austheilte; dann in Aegypten, wo er Pyramiden, und die Stadt Raschid, und eine Kapelle

Kapelle erbaute, in der er seine Gesetze, die er vor seiner neuen Entfernung niederschrieb, aufhängte. Hierauf unter den Nachfolgern Christi, unter dem Namen Salomo der Perser, als wahrer Meßias; und zulezt zur Zeit Mohammeds. Die Absicht seiner Erscheinungen war, seine Anhänger im Glauben an ihn zu befestigen, (denn nur von seinen Anhängern, von sonst niemand ward er erkannt); und eine neue Parthey zur herrschenden zu erheben, wenn eine alte Parthey die seinige zu verschlingen drohte. So stürzte er die jüdische durch die christliche, und die christliche durch die mohammedanische — nachdem die jedesmalige übermächtig geworden war. Seine Parthey sollte aber nie die herrschende werden, sondern unter der herrschenden verborgen bleiben, damit seine Lehre desto geheimer könnte gehalten werden. Als er unter den Anhängern Christi erschienen war, so suchte er zuerst den Sohn der Maria und Josephs des Zimmermans durch allerley Fragen des Unterrichts zu gewinnen. Als er sich aber nicht von Hakems Würde wollte überzeugen lassen, so erregte er gegen ihn den Haß der Juden, daß sie ihn kreuzigten. Um aber doch den Glauben der Christen zum herrschenden zu erheben, stahl er den Leichnam Christi aus dem Grab, in den ihn seine Jünger gelegt hatten, damit sie glauben möchten: er sey auferstanden. Dagegen, um die Christen wieder zu stürzen, sendete er Mohammed, unter dessen Religionsparthey die seinige verborgen bleiben sollte.

Hakem war unter dem Namen Soliman der Perser, der wahre Meßias: er ließ durch seine vier Diener, Johannes, Lukas, Marcus und Matthäus, das Evangelium abfassen; er sagte ihnen, was sie schreiben sollten, und dasselbe schrieben sie auch. Also

— nicht

— nicht der vorgebliche Meßias, der Sohn der Mariä und Josephs des Zimmermanns redet in dem Evangelium, sondern der wahre Meßias, Salomo der Perser. Er verblendet nur die Christen, daß sie jenen für den Meßias ansehen. Wenn er im Gefolg eines neuen Religionslehrers erschien, so verbarg er seine Gottheit, namentlich (nach dem Glaubensbekenntniß) als er unter den Nachfolgern des Sohns der Mariä war.

Weil er der einzige Gott ist, so führt er auch lauter ihm würdige Prädicate in dem Glaubensbekenntniß. Er heißt Herr, Beherrscher, der einzige, Alleinige, der von keinem Gemahl (wie die heydnischen Götter) und von keiner Zahl (eine Anspielung auf die Trinität der Christen) weiß. Er ist unumschränkter Herrscher, der anbetungswürdige Schöpfer, der einzige Gott im Himmel und der einzige Herr auf der Erde; er ist der Anfang aller Dinge. Er hat sich in den Himmel aufgeschwungen, wo er in Herrlichkeit und Macht in alle Ewigkeit herrscht. Er wird aber einst wieder kommen, und seine Anhänger und Anhängerinnen Theil an seiner Herrschaft nehmen lassen. Bey seiner Rückkunft wird er auch Strafe über die verhängen, welche ihm nicht anhängen: die Christen wird er gelinder, als die übrigen strafen, weil sie doch die Evangelien lesen, in denen er redet; nur müssen sie gestraft werden, weil sie nicht den Meßias, Salomo den Perser, sondern den vermeintlichen, den Sohn der Maria darin finden.

Verschwiegenheit hat er seinen Anhängern als ihre Hauptpflicht eingeschärft: er will seine Lehren nicht bekannt gemacht wissen. Sie sind daher unter den Initiirten blos verschlossen; und darum soll auch die Parthey, die ihn verehrt, immer unter einer andern

dern herrschenden verborgen bleiben. Sie halten sich deshalb äußerlich zu den Mohammedanern, auch wohl zu den Christen. Wenn sie aber Mohammed anbeten, so denken sie an Mohammed Almokdad (einen der Namen von Hakem) — nicht an Mohammed den Koraischiden: denn der ist ein böser Dämon, ein Hurer, ein Verfluchter.

Das Bild endlich heißt in dem Glaubensbekenntniß „das verdeckte Geheime, welches der verborgne Hamsah ist" — und in einer Stelle einer andern drusischen Schrift (die aber eine ganz andere Vorstellung von Hakem zu machen scheint) „das Bild der menschlichen Natur unsres Herrn." Es wird selten und nur denen, die schon lange initiirt gewesen sind, aufgedeckt.

Dies sind die Hauptideen — wenigstens der Initiirten der Drusen. Ihr Ursprung ist nicht zu verkennen; christliche und mohammedanische Religionsideen sind gemischt: und was die Kirchengeschichte manchen Ketzern und Ketzerpartheyen *) zur Last legt, auch das findet sich im Glauben der Drusen wieder. Inzwischen ist der Recensent noch zu neu mit ihren Glaubensbegriffen und zum Theil noch zu mangelhaft von denselben unterrichtet, als daß er den Ursprung

*) Besonders findet sich eine merkliche Uebereinstimmung mit Gnostischen Principien. Die Einrichtung, daß viele Ungeweihte, und nur wenige initiirte waren, daß jene nicht an alle Gebräuche gebunden waren, sondern anscheinend der herrschenden Kirche gemäß lebten, diese aber, die Vollkommnen, nach geheimen Lehren lebten; diese Einrichtung kommt mit den gnostischen und manichäischen Partheyen des mittleren Zeitalters, mit den Albigensern, Bogomilen, Publikanern auf eine auffallende Weise überein. Man sehe Füeßli Beleuchtung einiger Artikel in der Encyklopädie. S. 40. 145.

sprung von jeder Vorstellung auszuspähen sich getraute. Wir wissen, daß es in Deutschland noch Quellen giebt, aus denen man den ganzen Umfang von den Religionsmeynungen der Drusen erforschen könnte: und die Besitzer derselben ermuntern wir hier, sie zu eröfnen. Es ist in der That zu bedauern, daß Herr Adler nicht lieber statt des Auszugs, den er von dem italienischen Werk über die Gewohnheiten und Lehren der Drusen giebt, das vollständige Manuscript, wie es war, drucken ließ. Selten wird für den Leser, der etwas weiter sehen will, genug gewählt.

Für diejenigen, welche das Buch und die aus den heiligen Büchern der Drusen eingerückte arabische Stellen brauchen wollen, müssen wir doch noch die Versicherung hinzufügen, daß die lateinische Uebersetzung treu und richtig ist. Zur Probe wollen wir nur die Anmerkungen hier einrücken, die wir bey dem Glaubensbekenntniß dessen, der initiirt werden soll, uns niedergeschrieben haben. S. 117 Z. 6. wird im Examen gefragt: was ist erlaubt und was verboten? Die Antwort des neuaufzunehmenden ist nach der Uebersetzung: Licita sunt cibi initiatorum *aratorumque terrae* et operum, qui suis manibus victum lucrantur. Die Gesellschaft ist sehr bunt; Speisen der Initiirten und der Ackerleute lassen gleich beym ersten Anblick eine falsche Uebersetzung ahnden. Das الفلاحين im Original kan zwar Ackerleute bedeuten; aber hier würden wir es mit فلاح cibus matutinus (*quod eo sumto observatur jejunium,*) vergleichen, das mit سحور nach den Wörterbüchern einerley ist, d. i. cibus, qui primo diluculo, seu paullo ante hoc sumitur, (*uti fit apud Mohammedanos,*

qui jejunantes solenni ritu totum diem cibo omni et potu abstinent a diluculo ad noctem) الغلاجين wären also solche, die ein austeres Leben führen, und nur vor dem Anbruch des Morgens ein wenig Speise zu sich nehmen, Fastende. Auch das Folgende ist nicht deutlich für einen Leser, der nicht das Original versteht: „prohibitae sunt opes *Hükâm* et *Rubhan* et *alienorum* vel omnium qui legibus domini nostri repugnant.„ Die Hükam sind Fürsten, Könige, und die Rubban sind christliche Mönche. Statt alieni steht im Original المرتدين; das sind Apostaten religionis desertores.

S. 118. Z. 16 ist برهة من الزمان „eine Zeitlang (war er verborgen)" in der Uebersetzung ausgelassen. S. 120 Z. 10 fehlt vielleicht ein Wort im arabischen Text hinter البداية; vermuthlich والنهاية. Denn in der lateinischen Uebersezzung steht: principium *et finis*. S. 121, Zeile 14 der lat. Uebersetzung muß noch primus et ultimus am Ende stehen. Zeile 21 die Worte احذها منه جزه واطلق عليه الارياح فقطعه وراح sind im Zusammenhang mit dem vorhergehenden so übersezt: in potestatem suam redegit thesauros ventorum idem qui dixerat eis: estote et fuerunt; *sed arripuerunt venti Hamzam, dissecauerunt eum et abierunt*, und in einer Note gesteht der V. das Unverständliche selbst zu. Dunkel ist der Text: aber wenn man die lezten Worte auch auf die Schöpfung der Winde zöge, so käme ein erträglicherer Sinn heraus. Wie die Winde geschaffen waren, so wehten sie erst ihren Schöpfer, Hamsa, an (eine Art von Huldigung) und dann giengen

sie

ſie in alle Welt; alſo wörtlich ſo: prehenderunt venti Hamzam, vi ſua in eum irruerunt, tunc transgreſſi illum abierunt.

S. 122 Z. 16 iſt في البسر والتعب ausgelaſſen, „in Mangel und Jammer" — ſo daß يسر aus يسار parum erläutert wird, und تعب Arbeit, Ermüdung für Elend überhaupt ſteht. S. 123 Z. 9 der lat. Ueberſetzung ſind die Worte: (evangelium) dictatum eſt a Salomone Perſa, et a quattuor ſuis miniſtris calamo exceptum, eine etwas zu freye und entſcheidende Ueberſetzung. Es ſteht blos da: „die Evangelien rühren von Salomo dem Perſer und ſeinen vier Dienern her." S. 129 Z. 6 ſind die Worte: noſtrum etiam eſſe, acta noſtra hominibus abſcondita teneri nicht ganz richtig. Im Text ſteht: „Hamſah wollte, daß weder ſeine Anhänger, noch ihre Thaten jemand kund würden." — Die Emendation S. 130 Z. 6 يصيبهن iſt wohl unnöthig, da auch im Folgenden immer عذاري maſculine conſtruirt wird. — Die übrigen Anmerkungen unterdrücken wir. Der Sinn iſt im Folgenden überall richtig gefaßt.

G.

II.

Chriſtoph Ludwig Hoffmann, Churcölniſcher Geheimer Rath und Leibarzt ꝛc. Vom Scharbock, von der Luſtſeuche, von der Verhütung der Pocken im Angeſichte, von der Ruhr, und einigen beſondern Hülfsmitteln,

teln, nebst einer Nachricht von dem Zustande und der Verbesserung der Arzneyverfassung im Hochstifte Münster, während der jezigen Regierung. Münster. Perrenon. 1782. 19½ Bogen in 8.

Die auf dem Titel angezeigte Nachricht von der Verbesserung der Arzneyverfassung im Hochstifte Münster, die gleichsam den Stoff ausmacht, in welchen die medicinischen Aufsätze eingewebt sind, kann in so fern auch Auswärtige interessiren, als sie daraus bestätiget sehn mögen, was freylich wohl niemand leugnen wird, daß ein Land wahre und große Vortheile davon zu erwarten habe, wenn Aerzte von Einsicht und Thätigkeit aufgemuntert und unterstüzt werden, für die Aufnahme ihrer Kunst zu arbeiten, und gute medicinische Policeyanstalten zu verfügen und durchzusetzen. Man hat, unsers Wissens, der münsterschen Medicinalordnung das Verdienst nie abgestritten, daß sie in ihrer Art eins der besten Muster sey, die wir besitzen, ob man gleich im Detail manches getadelt und überhaupt nur befürchtet hat, daß sie schwerlich jemals so vollkommen zur Ausführung gebracht werden könne, wie das Ideal davon da steht. Wie oft wird sich auch in der That wohl ein solcher Regent, ein solcher Minister, ein solcher Director, wie hier, zusammenfinden, die so einsichtsvoll und kräftig auf diesen Zweck wirken: und doch klagt H. H. schon S. 73 über die Zerrüttung des Collegium durch ärgerliche Zänkereyen, über sein Unvermögen, alles allein zu bestreiten, über den Mangel des dazu erforderlichen Aufwandes u. s. w. Wenn man Rousseau überführte, daß

das,

das, was er an unsrer Kunst tadelte, nicht ihr, sondern denen zur Last zu legen sey, die sie trieben; so sagte er: Nun so schickt mir die Kunst, wenn ich krank bin, aber laßt mir die Aerzte vom Halse: und eben so kann man den Plan einer Medicinalordnung loben, und doch von der Ausführbarkeit derselben in Staatsverfassungen und unter den Menschen, wie sie nun einmal von je her bis diesen Tag waren, wenig halten. Wenn ein Mann, der dieser Meynung gewiß zu seyn glaubt, sagen soll, was bey der Sache zu thun sey: so wird sein Rath natürlicher Weise dahin ausfallen, alle zu strenge, und alle solche Anstalten, die, weil sie zu vieles erfodern, was nach dem Laufe der Welt nicht bestehn wird, nur desto vergeblicher sind, fahren zu lassen, jedem Unfuge zwar allerdings, aber durch Mittel, die der Receptivität unsrer wirklichen Welt besser entsprechen, zu steuren; und weil die Erfahrung gelehrt hat, daß diese das Uebel nie völlig und aus dem Grunde heilen, sich damit zu trösten, daß dabey doch noch immer etwas Gutes sey, das den Menschen und der Kunst, die dabey einer Seits leiden, andrer Seits wieder zu statten kommt. Gesezt nun, ein solcher Mann übertriebe dies alles ein wenig: müßte man ihm denn wohl Beweise entgegensetzen, daß gute medicinische Policeyanstalten löblich und nüzlich wären, und daß Aerzte, welche besser als Pfuscher sind, diesen auf alle Weise vorgezogen zu werden verdienten? Dies hieße ja ihn nicht verstehen. Wenn jemand, der überzeugt wäre, daß Fürsten nie aufhören werden, Kriege zu führen) den Rath gäbe, sich auf keine Plane von ewigen Frieden mehr einzulassen; sondern, weil dieser doch nie zu hoffen wäre, den Krieg nur so wenig verwüstend, als es sich thun ließe zu führen, und sich

übrigens damit zu trösten, daß auch dieser seine Vortheile hätte: könnten wir den wohl mit Recht in Verdacht bringen, er wolle die Vorzüge des Friedens leugnen, und müßte er sich wohl für widerlegt halten, wenn man ihm bewiese, daß ein ewiger Friede doch viel besser wäre, als alle Nutzen des Krieges? Konnte H. H., als er die Widerlegung S. 75 u. f. niederschrieb, im Ernste glauben, daß er Reimarus zurecht wiese, wenn er ihm Beyspiele vorlegte, wo Pfuscher ermordet haben, was Aerzte von Einsicht mit leichter Mühe erhalten hätten, und dabey wiederholt ausruft: Wär es nicht besser, diesen Pfuschern das Handwerk zu legen, als sie in der Hofnung, daß sie neue Entdeckungen machen möchten, ungehindert morden zu lassen? Freylich war es besser: aber gut wäre es auch gewesen, vorher zu untersuchen, ob der Gegner das habe leugnen wollen oder müssen. Das treffendste, was H. H. sagt, ist, daß der Nutzen, den die Pfuscher im ersten Anfange der Kunst unstreitig stifteten, itziger Zeit nicht mehr statt finde, und dies wäre wohl einer genauern Untersuchung werth. — Doch wir haben noch wichtigere Sachen aus dieser Schrift anzuzeigen, und das sind die Proben, die der V. dem Publicum darlegt, wie er bisher die Arzneykunst mit nüzlichen Kenntnissen bereichert hat. Für diese hat er gewiß Verehrung und Dank von Aerzten und Kranken verdient, und wer könnte wohl diese einem Manne von so wahren und großen Verdiensten versagen? Die erste Probe, die hier dargelegt wird, ist eine ausführliche theoretisch-praktische Abhandlung vom Scharbocke, die den größten Theil der Schrift einnimmt, und in aller Absicht wichtig ist, obgleich wohl wenige der Theorie des V. durchgängig beystimmen möchten. Wir können diese

hier

hier nicht sehr ausführlich critisiren: aber erzählt muß sie werden, als ein neuer Gedanke, der in der Pathologie des Scharbocks wichtige Aufklärungen veranlassen kann. Wir fassen sie so kurz als möglich, und fügen nur bey ein paar Hauptsätzen einige Anmerkungen bey.

Der Saft, der die Knochen ernährt, bewegt sich in ihnen sehr langsam; das zeigen die Versuche mit der Färberröthe. Am langsamsten in den Knochen der Beine und Füße, weil seine Bewegung von den Kräften des Herzens und der Pulsadern abhängen soll, die desto mehr abnehmen, je weiter die Säfte vom Herzen entfernt werden. §. 8. Aus den Knochen geht er in die Beinhaut; aus denen, die Mark haben, auch zugleich nebst dem Marke in die Gelenke, wo er das Gliedwasser mit ausmacht. Hiernächst wird er von den Gefäßen der benachbarten weichen Theile zur Blutmasse zurückgeführt, da denn die reinigenden Organe die verdorbenen Theilchen von ihm absondern, und die noch guten die Reise zu den Knochen wiederholen. Dieser Saft kann in den Knochen für sich allein, ohne daß etwas fremdes hinzu käme, verderben, und so scharf werden, daß er den Beinfraß erreget. Wir sehen, daß die Knochen gar bald verderben, wenn die Beinhaut, oder bey den Zähnen das Zahnfleisch, sich ablöset. Der Beinsaft kann in solchem Falle aus ihnen nicht wieder zur Blutmasse zurückkehren, mithin stockt und verdirbt er in ihnen; und da hier keine fremde Materie zum Verderben mitwirkt; so verdirbt er aus sich selbst. (Anmerklich ists, daß der verdorbene Beinsaft doch beständig in die Blutmasse übergeht, §. 71. 73., wozu ihm also noch andre Wege offenstehn müssen, als die, durch deren Ermangelung er

im Knochen verderben mußte. Es wäre nöthig gewesen zu sagen, warum er diese Wege nicht nahm, ehe er verdarb.) Beym Scharbocke werden die Knochen überhaupt sehr morsch und zerbrechlich gefunden, wie eigene und fremde Beobachtungen hinlänglich beweisen. An den Zähnen bemerkt man nur dieses Verderben zuerst, weil sie sichtbar und empfindlicher sind. Dies hindert aber nicht, daß nicht die übrigen Knochen zugleich schon mit verdorben seyn sollten. §. 56. 57. (Ja, man könnte vielleicht aus dem obigen gar schließen, daß die Knochen der Beine und Füße zuerst und am meisten verderben müßten, weil sich in ihnen der Beinsaft am langsamsten bewegte.) — Weil keine einzige Erscheinung allen Scorbutischen so allgemein ist, als die Verderbniß der Knochen, diese aber eine Verderbniß ihres Safts voraussezt; so ist die skorbutische Materie nichts anders, als verdorbener Beinsaft. (Dieser Gedanke, wogegen wir nichts anführen wollen, ist das Problem, das sicherlich die Aufmerksamkeit und Nachforschung aller Aerzte verdient: denn wenn das wahr ist, daß verdorbener Beinsaft die wahre Materie der Krankheit sey, die wir Scharbock nennen: so hat H. H. um die Pathologie derselben ein sehr großes Verdienst, gesezt auch, daß seine Theorie vom Ursprunge dieser Verderbniß und seine Erklärungsart der Krankheit aus diesem Grunde immer unsicher bliebe, und die praktischen Folgerungen, die er daraus herleitet, auf andre Weise eben so gut erklärt werden könnten.) — Dieses Verderben des Beinsafts entsteht nun aber, nach H. H., nicht etwa von einer fremden Schärfe, die ihm beygemischt würde; sondern für sich ganz allein: denn, sagt er, aus welchem Safte des menschlichen Körpers sollte diese be-

sondre Schärfe gemacht werden? und wie kann sie in die Knochen hinein gehen, da, nach der Regel, nur der Beinsaft in die Knochen abgesondert wird. „Diese bisher angenommene Schärfe ist nichts als ein dunkler Begrif, ein wunderlicher Traum eines einbilderischen Gehirns." §. 63. (Warum so hart gegen so vieler andern grossen Männer Ueberzeugung? Wenn diese nun in eben dem Tone antworten: so wird ja aus der Belehrung Zänkerey. — Doch was die Sache selbst betrift, so glauben wir andern, daß in einer verdorbenen Blutmasse auch derjenige Theil, der in die Knochen abgesondert wird, mit verderben, und fäulig und scharf werden könne, und so wären denn dies Schärfen, die aus verdorbenen Säften des menschlichen Körpers entstünden, und die auch nach der Regel, daß nur Beinsaft in die Knochen abgesondert wird, in die leztern hineingingen. Von fremden Schärfen im Blute, die sich mit eben diesem Theile desselben in die Knochen einschleichen könnten, wollen wir izt nichts sagen, weil es weiter unten vorkommen wird. Aber auch jenes sucht H. H. zu widerlegen.) Der Beinsaft, sagt er, wird nicht im Blute, sondern vornemlich in der Substanz der Knochen verdorben. Hier erhält er sein gröstes Verderben: Denn, wenn er im Blute verdirbt, so sondern ihn die reinigenden Organe ab, und führen ihn aus. Im Knochen hingegen sind keine reinigende Organe, und er bewegt sich noch überdies in ihm mehr als zwanzigmal langsamer, als im Blute; daher kann er darinn zwanzigmal stärker verderben. (Die reinigenden Organe, die ihn aus dem Blute absondern, sind die, welche ihm in natürlichen Zustande bestimmt sind, und wenn diese nicht hinlänglich wären, ihn

auch in den Knochen, ungeachtet seines viel langsamern Umlaufs vor dem Verderben zu schützen; so würde ihnen die Natur ohne Zweifel besondre reinigende Organe gegeben haben. Wir sagen dies nach Hrn. Hs. eignen Begriffen von der natürlichen Anlage des menschlichen Körpers. Ob also gleich der Beinsaft in den Knochen von seinen reinigenden Organen weiter entfernt ist, als im Blute, und sich darinn lange verweilt: so kann dies allein doch niemals verursachen, daß er in ihnen von selbst verderbe, wenn er nicht von andern Ursachen genöthigt wird, länger in ihnen zu verweilen, als er nach seinem natürlichen langsamen Gange sich darin aufhalten muß. Kurz, er muß im Knochen eben so widernatürlich versperrt werden, wie es im Blute geschehen muß. Wenn demnach der Beinsaft in den Knochen, nicht aber im Blute aus sich selbst verderben soll, so muß eine Ursache vorhanden seyn, die ihn im Knochen versperrt; und soll es im Blute geschehen; so müssen die für ihn bestimmten reinigenden Organe, (die Lunge, die Haut,) gehindert werden, ihn aus der Blutmaße heraus zu lassen. Im ersten Falle verdirbt er im Knochen allein; im leztern kann er eben so leicht und eben so stark im Blute, als in den Knochen, er kann in beyden zugleich, ja vielleicht im Blute am geschwindesten verderben, weil das versperrte Blut aus vielen Ursachen geschwinder verdirbt und ihn ansteckt. Hr. H. hätte also §. 68 den Beweis, daß der Beinsaft bey den Scorbutischen nicht in der Blutmasse, sondern im Knochen selbst verderbe, nicht aus dem ihm natürlichen langsamen Umlaufe, sondern aus dem Grunde führen müssen, daß diesem Safte bey Scorbutischen der Ausgang aus den Knochen ins Blut versperrt werde, hingegen die

die reinigenden Organe für die ganze Blutmasse ihm nicht verschlossen wären, welches wenigstens dazu nicht nothwendig seyn würde, außer in sofern die Verschließung dieser leztern einen Grund enthalten möchte, warum ihm der Ausgang aus den Knochen ins Blut versperrt würde. Hr. H. hat wirklich anderwärts in seiner Schrift diesen richtigern Beweisgrund angewendet. Er zeigt §. 34, wenn die Beinhaut und die weichen Theile, welche den Knochen umgeben, von ihm abgelöset werden, daß alsdann der Beinsaft in ihm versperret werden und verderben müsse, und nimmt auch an, daß diese Versperrung bey Scorbutischen Statt finde, und ihr Beinsaft in den Knochen nicht eher verderben könne, als bis dieses geschehen ist. Aber, wie hat er sich dieser Gründe bedient, um zu beweisen, daß bey Scorbutischen der Beinsaft nur in den Knochen allein, nicht aber im Blute verderbe, oder vielmehr, da er nicht zu leugnen scheint, daß der Beinsaft im Blute ebenfalls verderben könne, daß nur der in den Knochen verdorbene die scorbutische Materie sey, nicht aber der im Blute verdorbene? Es kommt hier nicht darauf an, ob seine Verderbniß im Knochen größer sey, als seine Verderbniß im Blute: sondern in welchem von beyden sie ihren Ursprung nehme. Wenn der in der Blutmaße umtreibende, entweder noch unabgesonderte oder aus den Knochen in sie zurückgetretene gesunde Beinsaft diejenige Verderbniß schon im Blute erlangen kann, die ihn, wann er hernach in die Knochen kommt, vermögend macht, sie morsch und zerbrechlich zu nagen: so entsteht die scorbutische Materie unstreitig im Blute, und so nimmt die scorbutische Krankheit auch hier ihren Anfang. Daß in den Knochen selbst diese Verderbniß stärker überhaupt näh-

nähme, weil der langsamere Umlauf darinn ihr günstig wäre, das würde zwar die Verderbniß der Gebeine befördern und den Grad der Krankheit vermehren: aber die scorbutische Verderbniß des Beinsafts würde darum nicht in den Knochen entstanden seyn. Wollte man sagen, es sey nur diejenige Verderbniß oder nur derjenige Grad derselben, welche der Beinsaft in den Knochen selbst erst annimmt, die scorbutische Verderbniß: so wäre dieß eine offenbare Voraussetzung dessen, was erwiesen werden soll; denn die Erscheinungen, woraus man schließt, daß verdorbener Beinsaft die scorbutische Materie sey, nemlich die allgemeine Verderbniß der Knochen bey allen, beweisen auf keine Weise, daß diese Materie in den Knochen für sich selbst entstanden sey, und daß sie nicht im Blute habe entstehen können. Es muß also ein andrer Grund hiervon angegeben werden, und den finden wir zwar nicht hier, aber durch die Vergleichung mit andern Stellen, vornemlich die unten bey §. 219 = 220 vorkommen werden. Wir müssen sie hier wenigstens doch anzeigen. Hr. H. behauptet §. 199 ausdrücklich, daß der aus den Knochen ins Blut übergehende Beinsaft das Blut selbst mit seiner Verderbniß, nemlich mit Fäulniß anstecke. Kann dies geschehen, so wird auch die verdorbene Blutmasse, wenn sie zuerst verdorben wäre, unter übrigens gleichen Umständen, den in ihr befindlichen gesunden Beinsaft mit ihrer Verderbniß anstecken: denn sowohl der noch unabgesonderte, als der aus den Knochen ins Blut zurückgehende schon abgesonderte Beinsaft ist ein beständiger Theil der Blutmasse. Warum könnte nun ein solcher im Blute verdorbener Beinsaft nicht die scorbutische Materie seyn, die, wann sie in die Knochen käme, noch ärger verdürbe,

und den Beinfraß verursachte? Ja warum ist sie es nicht wirklich und nothwendig, wenigstens beym geschwinden Scorbute? §. 46. Denn von diesem lehrt Hr. H. selbst, daß kein Mensch scorbutisch werde, so lange die reinigenden Organe gehörig wirken; sondern nur, wann sie es auf lange Zeit und anhaltend nicht thun, und dadurch die Blutmasse dauerhaft verunreinigen, selbige anstecken und das Blut verderben. §. 199. Ja, selbst wenn der Scharbock von fremden, faulen und scharfen Theilchen, die eine lange Zeit durch schlechte Luft und Nahrungsmittel beständig ins Blut dringen, hervorgebracht wird: so behauptet er, daß diese es unter keiner andern Bedingung thun, als wann sie die reinigenden Organe lange und anhaltend verschliessen, und davon die Blutmasse verdorben wird. §. 203. 205. 206. Nun kann aber, wie H. H. selbst lehret, in den Knochen der Beinsaft für sich nicht eher verderben, mithin der Scharbock nicht eher seinen Anfang nehmen, und die scorbutische Materie im Knochen nicht eher entstehen, als bis der Beinsaft in den Knochen zurückgehalten, und an seinem Uebergange ins Blut gehindert wird: dieses aber kann nicht eher geschehen, als bis sich die Beinhaut abgelöset, oder sonst etwas den freyen Ausgang gehemmt hat. §. 34. Wir finden nicht, daß H. H. etwas andres angegeben habe, als die Trennung der Beinshaut und weichen Theile vom Knochen. Da nun die gelegentlichen Ursachen des Scharbocks, welche vermittelst einer lang anhaltenden Verschließung der reinigenden Organe, die Blutmasse verderben, nur vermöge dieser Wirkung die im Knochen von selbst verderbende scorbutische Materie erzeugen sollen: so muß die Blutmasse nicht nur schon vor der Entstehung

hung derselben verdorben seyn; sondern es muß auch dieses Verderben des Bluts den Grund enthalten, warum sich die Beinhaut nebst den weichen Theilen von den Knochen ablösen. Die Blutmasse ist also schon vorher verdorben, ehe in den Knochen der Beinsaft von selbst verderben kann, und sie ist dann noch nicht von diesem, der aus den Knochen, verdorben, in sie übergegangen wäre, angesteckt und in Verderbniß gesezt worden. Sollte nun in dieser so arg verdorbenen Blutmasse, daß sie die Beinhaut und weichen Theile von den Knochen ablöset, oder auf andre Weise den Zusammenhang mit dem Blute aufhebet, nur die darinn vorhandene Knochenmaterie völlig gesund bleiben und nicht mit verderben, ja nicht einmal mit verderben können? und dies etwa wohl gar aus dem Grunde: weil die reinigenden Organe die verderbenden Knochentheilchen alsobald ausführten? Wie? Was? — Nein, dies kann, wenigstens beym schnellen Scorbute, nimmer die Ursache seyn! Und was also sonst? Nur dieses einzige, was H. H. weiter unten behauptet, und was eigentlich §. 68 hätte angeführt werden müssen: daß keine verdorbene Theilchen des Beinsafts, sie mögen nun in den Knochen, oder im Blute verdorben seyn, in die Knochen abgesondert werden, wenn sie auch gleich bis zu ihnen gelangten; sondern daß diese blos von den reinigenden Organen aus dem Körper herausgeschaft werden: weil H. H. glaubt, daß die Absonderungsorgane für die nüzlichen Säfte durchaus keine verdorbene Theilchen absondern können, sondern nur lauter völlig gesunde, und nur die reinigenden Organe verdorbene. §. 219. 210. Dies also wäre dann der wahre Grund des V., warum der verdorbene Beinsaft der Scorbutischen nur in den Knochen, in

die

die er völlig gesund hineingekommen, verderben müsse, und der Beweis würde in Forma so lauten: Weil kein im Blute verdorbener Beinsaft, sondern nur völlig gesunder auch bey den Allerscorbutischsten in die Knochen abgesondert wird: so muß aller noch unabgesonderter, und aller aus den Knochen noch gesund in die Blutmaße zurückgekehrter, welcher, Einer wie der Andere, in ihr äußerst mit verdorben seyn muß, indem die reinigenden Organe seit langer Zeit nicht mehr wirkten, nicht der seyn, der gleichwohl unstreitig im Scorbute die Knochen von innen her angreift; sondern dies muß der seyn, der zulezt, wann die verdorbene Blutmasse die weichen Theile von den Knochen getrennt, und dem gesund in die Knochen gekommenen Beinsafte den Ausgang ins Blut versperret hat, in ihnen aus sich selbst verdirbt. Jener hingegen paßirt nach und nach durch die anhaltend verschlossenen reinigenden Organe, die ihn allein annehmen können, und sich im Verlaufe der Krankheit einstweilen ein oder paar Stunden öfnen, um ihn auszulassen. (S. §. 197-199) — Was wir nun gegen diesen einzigen consequenten Beweis aus Hrn. Hs. angenommenen Grundsätzen, daß derjenige Beinsaft, welcher die Materie der scorbutischen Krankheit darbietet, nicht im Blute verdorben seyn könne, einzuwenden haben, das werden wir unten bey §. 219-220 sagen, wo es hingehört. Izt fahren wir in der Erzählung der Theorie unsers V. fort.)

Die Verderbniß, in welche der Beinsaft bey Scorbutischen geräth, ist Fäulniß. §. 69. Alle Erscheinungen sind für diese Behauptung: aber Hr. H. will es aus Gründen beweisen. Der Beinsaft hat eine Neigung zur Fäulniß, und wenn er hinlänglich

ver-

verdirbt; so wird er faul. Er beschleunigt die Fäulniß des Bluts und Urins, und weil er Fäulniß befördert; so muß er selbst faul seyn. (Weder dieses, noch daß die Fäulniß die einzige mögliche Verderbniß des Beinsaftes im lebendigen Körper sey, halten wir für ausgemacht.) Nun geht Hr. H. an die Erklärung aller Erscheinungen, sowohl bey dem langsamen als bey dem schnellen Scorbute. (Mit Bedauren müssen wir dies überschlagen, um nicht allzuweitläuftig zu werden. Man wird hier, außer den Eigenheiten der Theorie, viele nützliche Materialien finden, wofür man dem V. Dank schuldig ist. Auch sind manche Herleitungen sinnreich und evident. Anstößig aber ist uns auch hier wieder, wie wegwerfend Hr. H. §. 156. 157 von denen spricht, die eine Versetzung der gichtischen, scorbutischen und andrer verdorbenen Materien von einem Theile des Körpers zum andern für möglich halten, „als ob Einer, der nur das mindeste in der Arzneygelahrheit gethan hat, die Unmöglichkeit hiervon einsehen müßte, und solchen Schlummerköpfen elende Träume und nichtsbedeutende Kunstwörter (Metastases) statt bündiger Beweise gälten." Bedachte Hr. H. nicht, wie viele der ehrwürdigsten Aerzte diese Faustschläge treffen würden? Nicht, daß er sich selbst, wenn er sich nicht für unfehlbar hält, gleicher Begegnung aussezte? Nicht das horazische Didicisse fideliter artes? Und wie, wenn es vielleicht doch solche Metastasen in der Natur gäbe, troz aller hydraulischen Gesetze, denen sie widersprechen sollen, und die wohl hierbey wenig zu schaffen haben.) — Die Ursachen, welche den Beinsaft im Körper verderben, nennt H. H. Gelegenheitsursachen. Sie kommen fast darinn überein, daß sie die unmerkliche Ausdünstung verringern. Feuchte Luft hemmt

hemmt die Ausdünstung durch die Lunge: davon wird sie mit den in ihr abgesonderten Feuchtigkeiten angefüllt, und davon erstickt ein Thier in einem jeden engen Raume, in welchem die Luft nicht erneuert werden kann. Sie hemmt auch die Ausdünstung der Haut. Davon wird das Blut nach und nach verdorben, und der Beinsaft am meisten, weil er sich in den Knochen am langsamsten bewegt. Dies widerfährt ihm desto mehr, wenn die feuchte Luft zugleich faule Theilchen ins Blut bringt. §. 203. Wenn Leute in solcher Luft noch dazu verdorbenes Wasser trinken, ja gar gesalzene Speisen lange und anhaltend genießen; so muß das Blut und der Beinsaft noch viel fauler werden; denn Pringle hat gezeigt, daß See- und Kochsalz die Fäulniß befördern, wenn wenig davon dem Blute beygemischt wird, obgleich eben diese Salze der Fäulniß widerstehen, wenn man sie in größerer Menge anwendet. §. 206. Eben so verdirbt der Beinsaft von einer müßigen Lebensart, von Sorgen und Kummer, und von der Kälte, weil sie die unmerkliche Ausdünstung hindern. Beym symptomatischen Scharbocke ist es nicht anders. Starke Blutflüsse vermindern die Ausdünstung. Faulfieber schwächen und vermindern sie dadurch. Hypochondrie und Hysterie schwächen auch, und machen eine üble Gemüthsbeschaffenheit, die die Ausdünstung hemmet. Das venerische Uebel verunreiniget die Blutmasse u. s. w. (Wir vermissen hier überall eine deutliche Erklärung, wie die Verderbnisse des Bluts von allen diesen Ursachen eigentlich wirken sollen, wenn sie den Beinsaft in den Knochen nöthigen, aus sich selbst zu faulen. Es muß, nach Hrn. H. Theorie, wohl dadurch geschehen, daß sie seinen Ausgang ins Blut hindern, und ihn also in den Kno-

chen versperren. Daß dies durch die Ablösung der Beinhaut und weichen Theile vom Knochen geschehen könne, ist zwar gesagt worden; §. 34. ob aber Hr. H. glaube, daß dies die einzige mögliche Wirkungsart sey, und daß das verdorbene Blut bey denen, die vom Scorbute bedrohet werden, allezeit auf diese Weise wirke? ob es dann mit der Erfahrung übereinstimmue, daß bey Scorbutischen schon vom Anfange an die Beinhaut und weichen Theile von allen Knochen abgelöst seyn? und wie damit bestehen könne, daß nichts desto weniger der faule Beinsaft beständig ohne alle Schwierigkeit in die Blutmasse übergeht? darüber wünschten wir Erläuterungen.) — Hier erklärt sich der V. §. 219. 220, warum er nicht glaube, daß fremde Theilchen, welche die Blutmasse verderben, und zur Erzeugung des Scharbocks behülflich sind, zugleich mit dem Beinsafte in die Knochen abgesondert würden, und so das Verderben desselben in den Knochen verursachten. Da wir, und bisher wohl die meisten Aerzte, von der Möglichkeit dieser Sache überzeugt zu seyn glauben, so wird es nicht uninteressant seyn, wenn wir die Gegengründe eines so großen Arztes ein wenig beleuchten. Es sind diese: „Von allen unsern Säften kann nur der einzige Knochensaft in die Knochen abgesondert werden. Dieses bleibt auch im kranken Zustande so lange wahr, wie die Geseze der Absonderung nicht verändert werden." (Ein Hauptgesez der Absonderungen ist dies: wenn die Organe ihre natürlichen Säfte vom Blute absondern sollen, daß die Blutmasse von gehöriger Beschaffenheit sey. Da sie nun bey Scorbutischen in hohem Grade verdorben ist, so werden bey ihnen allerdings die Geseze der Absonderungen verändert: mithin wird dieser Saz gewiß bey ihnen

nicht wahr bleiben.) „Wenn aber auch gleich fremde Theilchen im Knochensafte mit in die Gebeine dringen möchten, so sind doch dies nie faule, verdorbene, sondern nur unverdorbene, antiseptische, wie z. E. die Färberröthe. Denn es ist ein ewiges Naturgesez, daß alle verdorbene Theilchen unsrer Säfte, und alle faule, auch fremde Feuchtigkeiten nur von den reinigenden Organen, nie aber von den übrigen Absonderungsorganen angenommen werden: hingegen die unverdorbenen, antiseptischen können allerdings, so wie unsre gesunden Säfte, in die übrigen eindringen: und so kann es also vielleicht wirklich hepatische, splenetische, pectoralische rc. Arzneyen geben, wie die Alten erzählen, die in diese Organe hineingehen, um ihre Säfte zu verbessern, aber keine, die in sie eingehen könnten, um dieselben zu verderben." Hieraus wird man nun auch den Grund erkennen, warum nach des V. schon oben erwähnter Meynung der Beinsaft, wenn er auch gleich vor seiner ersten oder wiederholten Absonderung im Blute verdirbt, doch nicht in die Knochen abgesondert wird; und daß also, selbst bey Scorbutischen, doch immer ganz reiner, völlig gesunder Beinsaft aus dem verdorbensten Blute in die Knochen komme, und nur erst in ihnen verderbe. Dies mußte auch Hr. H. nothwendig behaupten, wenn seine Theorie aufrecht stehen sollte: denn, wenn fremde Theilchen im Blute diese vorläufige Verderbniß des Beinsafts, die hernach im Knochen nur überhand nähme, bewerkstelligten, und sie demnächst gar in den Knochen selbst vergrößerten; so wären diese nicht blos gelegentliche, wie sie Hr. H. nennt, sondern unmittelbare materielle Ursachen der scorbutischen Verderbniß, und wenn man denn nun gleich zugäbe, daß sie nicht selbst im

verdorbenen Beinsafte mit in die Knochen übergingen; so bliebe es doch ungegründet, daß der Beinsaft sein Verderben nur in den Knochen aus sich selbst annähme, sondern der Scharbock hätte ein eignes Gift im Blute zum Grunde, das die scorbutische Materie erzeugte. Doch izt zu Hrn. H. Beweisgründen. (Warum kann nicht im Blute verdorbener, sondern nur völlig gesunder Beinsaft in die Knochen abgesondert werden? Antwort: Das ewige Naturgesez will, daß nur die reinigenden Organe verdorbene Theilchen in sich nehmen, damit die Organe, die für nüzliche Säfte bestimmt sind, nur gesunde empfangen. Aber woher weiß man dieses allgemeine Naturgesez? Geoffenbart ists uns nicht. Welche Data machen es allgemein? Wir finden häufig in der Erfahrung, wenn die Blutmasse sehr verdorben ist, daß auch die abgesonderten nüzlichen Säfte verdorben sind. Wovon dies? Die Sache ist auf zweyerley Weise möglich. Die verdorbene Blutmasse kann, wenn gleich ihre verdorbene Theilchen nicht selbst in die absondernden Organe übergehn, diese dem ungeachtet in ihrer natürlichen Verrichtung dergestalt hindern, daß ihre gesund abgesonderten Säfte in ihnen aus sich selbst verderben müssen. Diese Wirkungsart, wider deren Wahrheit nichts einzuwenden ist, will Hr. H. allgemein, die zweyte hingegen unmöglich machen, daß nämlich die in der verdorbenen Blutmasse mit verdorbenen abzusondernden Säfte in die Organe übergehn, mithin schon verdorben hinein kommen, und darinn, nach Beschaffenheit ihrer Wirkung in die Organe auch wohl desto ärger verderben. Wir wollen sagen, warum wir die Einwendungen, welche Hr. H. gegen die Möglichkeit dieser Erklärung hervorsucht, für nichtig halten. Jedes Organ sondert eine be-

bestimmte Art Theilchen aus dem Blute ab. Niemand weiß, vermöge welcher Qualitäten nur diese und nicht andre. Wenn diese Säfte im Blute eine gewisse Decomposition, (Verderbniß) leiden: so fragt sichs, ob durch diese, und ob durch alle solche Decompositionen diejenigen Qualitäten dieser Theilchen und der Organe zugleich aufgehoben werden, die zur Absonderung in die leztern erfoderlich sind? Offenbar ist dieses nicht nothwendig. Denn wenn ein Organ von Natur geschickt ist, nur gewisse Gattungen von Säften, z. E. Speichel- oder Milch- oder Saamentheilchen in sich abzusondern: so können diese Säfte auf mancherley Weise blos specifisch verderben, ohne doch darum die allgemeinere Qualität, die sie für ihre Organe absonderungsfähig macht, zu verlieren, z. E. ohne darum aufzuhören, Speichel, oder Milch, oder Saame zu seyn. Es ist also möglich, daß dieselben Theilchen, ob sie gleich auf eine oder die andre Weise decomponirt sind, doch noch die generische Qualität behalten, die sie fähig macht, in diese gesunden Organe abgesondert zu werden; so wie Löschpapier reines, aber auch verdorbenes Wasser, oder Oehl, und die Pflanzenröhrchen reines, aber auch faules und Mistwasser in sich saugen, wenn nur der Grund ihrer Absonderungsfähigkeit (vielleicht z. E. nur die Verhältniß der specifischen Schwere der abzusondernden und absondernden Theilchen) unverändert bleibt. Es ist wahr, daß man von blos physischen Körpern und Pflanzen nicht ohne besondern Beweis auf thierische schliessen kann. Aber wir finden wirklich bey den Thieren selbst unstreitige Beyspiele von derselben Art an den reinigenden Organen, die doch auch wahre Absonderungsorgane sind. Die Nieren sondern im natürlichen Zustande unverdorbe-

nen Urin vom Blute ab. Wenn aber in einer Krankheit der Urin im Blute verdorben, ja äußerst faul und scharf wird; so verliert er durch diese specielle Verderbniß doch nicht die allgemeinere Qualität, die ihn für die Nieren absonderungsfähig macht, und sie sondern den faulen eben so gewiß ab, als den gesunden. Eben so lehrte Hr. H. selbst, in der Abhandlung von den Pocken, daß die Pockendrüsen, die, nach der Regel doch nur gesunden Drüsensaft absondern, dennoch auch den faulsten, der noch dazu aus einem andern Körper ins Blut gekommen war, daraus in sich nehmen. Wenn wir nun sehen, daß die Säfte andrer absondernden Organe, die nach der Regel auch gesunde Säfte, z. E. Speichel, Galle, Milch, absondern, so bald die Blutmasse verdorben ist, ebenfalls verdorben sind, so schließen wir nach aller Wahrscheinlichkeit, daß auch diese bey ihrer Verderbniß im Blute noch die Qualitäten behalten haben, wodurch sie fähig waren, in ihren Organen abgesondert zu werden, und daß die absondernde Kraft der leztern ungehindert geblieben sey. Allein hier, sagt Hr. Hr., kann dies nicht gelten. Und aus welchem Grunde? Weil nur die reinigenden Organe verdorbene Theilchen absondern. Und wo steht das? In Hrn. Hs. Buche, wo es eine wahre petitio principii ist: aber wo steht es im Buche der Natur? und wo ist jemals erwiesen, daß Speichel, Galle, Milch rc., wenn sie im Blute verderben, ohne doch darum aufzuhören, Speichel, Galle, Milch rc. zu seyn, dadurch im jedem Falle nothwendig die Qualitäten verlieren müssen, in den Organen, welche bestimmt sind, Speichel, Galle, Milch rc. abzusondern, abgesondert zu werden, oder daß sie ihre Organe dazu unvermögend machten, da sie hingegen Urin,

Hautdrüsen = und Darmdrüsensäfte und deren Organe bey jedem Verderbniß behalten? — Daß also im Blute verdorbner Beinsaft nicht in die Knochen abgesondert werden könne, das beruhet, bis auf künftigen Beweis, auf keinem Naturgesetze, sondern auf Hrn. Hs. Belieben. — Und nun: aus welchen Gründen sollen wir denn glauben, daß nicht auch fremde Theilchen mit dem Beinsafte in die Knochen übergehn können, er mag übrigens selbst dabey gesund oder verdorben seyn? Hr. H. sagt es, §. 219: weil nichts als Beinsaft in die Knochen abgesondert werden kann. Wieder ein zu allgemein verfaßtes Naturgesetz, das wir zu vorwitzig annehmen. Die Theilchen der Färberröthe sind kein Beinsaft, und diese ihm ganz fremde Theilchen bringen doch mit ihm in die Knochen. Hr. H. nennt dies §. 220 ein nicht passendes Gleichniß. Hier ist aber kein Gleichniß; sondern eine förmliche Widerlegung des Satzes, daß nichts als Beinsaft in die Knochen soll abgesondert werden können: denn Färberröthe wird hinein abgesondert, und Färberröthe ist kein Beinsaft. So gar beweiset dieses Beyspiel, daß nicht etwa nur in Krankheiten; sondern auch im natürlichen Zustande fremde Theilchen mit dem Beinsafte in die Knochen abgesondert werden: und dieß ebenfalls unter der obigen Bedingung, wenn nur die fremden Theilchen dem Beinsafte und den absondernden Organen diejenigen Qualitäten nicht rauben, die jenen fähig machen, in die Knochen abgesondert zu werden, und diese ihn abzusondern. Da also dieses Naturgesetz verlohren ist, so macht Hr. H. nunmehr ein andres, indem er sagt: Nicht faule und antiseptische fremde Theilchen können zwar in diejenige Organe abgesondert werden, welche zur Absonderung nützlicher Säfte bestimmt sind:

nimmermehr aber verdorbene, faule, denn für verdorbene Säfte sind nur die reinigenden Organe bestimmt; also auch nur sie für fremde faule Theilchen. Dieser Unterschied würde Aufmerksamkeit verdienen, wenn erwiesen werden könnte, daß faule fremde Theilchen den Beinsaft oder die ihn absondernden Organe nothwendig und allezeit derjenigen Qualitäten beraubten, die zur Absonderung erfodert werden, und daß hingegen alle antiseptische fremde Theilchen diese Qualitäten nicht veränderten. Fremde faule, gesezt daß sie auch den Beinsaft schon im Blute faul machten, verändern ihn dadurch, wie wir oben gezeigt haben, doch nicht nothwendig so, daß er samt ihnen nicht mehr in die Knochen abgesondert werden könnte, und antiseptische, zugleich aber scharfe fremde Theilchen könnten doch wohl wenigstens die Organe unvermögend machen, ihn abzusondern. Dem Plane der Natur scheinen beyde entgegen, weil in natürlichen Beinsaft gar keine fremde Theilchen gehören, sie mögen septisch oder antiseptisch seyn. So lange also kein besondrer Beweis vorhanden ist, daß der Unterschied der septischen und antiseptischen fremden Theilchen den obgedachten entgegengesezten Einfluß auf die Absonderungsqualitäten der nüzlichen Säfte und ihrer Organe habe, wird auch dieses neue Naturgesetz nichts mehr als eine Conjectur seines Erfinders seyn. — Doch genug über die Theorie des V. Er hat so viele entschiedene Verdienste, daß es seinen Ruhm um nichts vermindern kann, wenn man ihm eine zweifelhafte Erklärungsart streitig macht, die übrigens so sinnreich und durch seinen berühmten Namen so begünstigt ist, daß es uns nöthig schien, Leser derselben, die es etwa bedürfen möchten, auf gewisse Principien aufmerksam zu machen, welche,

unsrer

unsrer Ueberzeugung nach, nicht ohne Gefahr von Mißleitung in die Pathologie aufgenommen werden würden.)

Die Cur des Scharbocks kann durch gehörige Diät, Hinwegschaffung der Gelegenheitsursachen, allgemeine antiseptische Mittel, und durch specifische für faulen Beinsaft, bewerkstelliget werden. Jede dieser Curarten handelt Hr. H. besonders ab, und wie gewöhnlich, vortreflich. Von dem Unterschiede des heissen, kalten, sauren, kalischen und des muriatischen Scharbocks sagt er nichts, weil er in der Praxis keinen Nutzen davon gefunden habe. Den Beschluß machen Versuche mit einigen antiseptischen Arzneyen, die, weil sie vorzüglich in die Knochen abgesondert werden, für den Scharbock specifisch wirken, und wenn sie sich wirklich darinn vorzüglich heilsam beweisen, den Hauptgedanken des V., daß die Materie des Scharbocks fauler Beinsaft sey, gar sehr bestätigen. Man sieht leicht, daß die größte Hofnung auf solchen Mitteln beruhe, die sich, äußerlich wider den Beinfraß gebraucht, vornemlich unterscheiden. Hr. H. machte Versuche, äußerlich mit dem Sevenbaume in Bädern, wie auch mit dem Kalmus im Beinfraße, und fand Ursache, mit deren Wirkungen sehr zufrieden zu seyn. Es fand sich auch aus Proben, daß beyde eine weit größere antiseptische Kraft bewiesen, wenn man sie mit Blute vermischte, als die Färberröthe. Er empfiehlt demnach forschenden Aerzten diese und andre im Beinfraße berühmte Mittel, z. E. das Quaiakholz, Sassafras, den stinkenden Asand ꝛc. auch beym Scharbocke, und zugleich innerlich zu versuchen. Einen Scharbock, der vor Hrn. Hs. Verwaltung, im münsterischen Zuchthause jährlich viel Menschen tödtete, und von

der Feuchtigkeit der Luft und schlechtem Trinkwasser herrührte, hat der verdiente Mann gänzlich ausgerottet, indem er die Zimmer alle Morgen mit trocknem Sande bestreuen ließ, welcher die Feuchtigkeit an sich zog, und indem er gutes Wasser anschaffte, ohne übrigens die Diät zu verändern. Bey einer nachmaligen Gelegenheit sind die Versuche mit dem innerlichen Gebrauche des Kalmus, gegen den des Kalkwassers und der Vitriolsäure, augenscheinlich zum Vorzuge des erstern ausgefallen. Man muß die lehrreichen Versuche selbst lesen, und es wird gewiß nicht ohne Beyfall geschehen. Hr. H. erlaubt es übrigens beym Beschlusse, ihn wegen seiner Theorie zu kämmen, wie er das nennt, wenn es zum Wohl des Publicum und zur Aufnahme der Kunst gereicht. (Wenn Bedenklichkeiten gegen gewisse Grundsätze, Herleitungen und nicht hinlänglich erwiesene, obgleich sinnreiche Gedanken, einen solchen Ausdruck verdienten, so müßte sich bey einem so würdigen Manne jeder Forscher abschrecken lassen, sie herauszusagen. Allein da Hr. H. sich des großen Nutzens, den seine Theorieen gestiftet, nicht würde rühmen können, wenn er sich nicht entschlossen hätte, andre zu kämmen, deren Theorien er verwarf: so wird es auch wohl einigen Nutzen haben, die Zweifel bekannt zu machen, die man gegen die seinigen heget, ehe man sie für ausgemachte Wahrheiten annimmt. Wir beschließen diese Anzeige der wichtigen Abhandlung vom Scharbocke mit dem Wunsche, daß die Leser bey dieser Lectüre zugleich die praktischen Anmerkungen über die Knochen, von Herrn Isenflamm vergleichen möchten, weil beyde Schriften über die Knochenkrankheiten viel Licht verbreiten, und einander oft erläutern und rectificiren.)

Ausser

Ausser dem Scharbocke hat sich Hr. H. auch noch um andre Gegenstände der praktischen Arzneykunst sehr verdient gemacht, und auch hiervon giebt er noch in dieser Schrift kürzlich Rechenschaft. Seine Sublimatpillen, und Pulver, und ein Waschwasser, aus einem Scrupel Sublimat in acht Unzen Wasser aufgelöst, wünscht er so in die Apotheken einzuführen, daß sich venerische Weibsleute derselben eigenmächtig bedienen könnten, und hoft, dadurch das venerische Uebel nach und nach völlig auszurotten. Wie sehr wäre nicht zu wünschen, daß dieser menschenfreundliche Vorschlag, wenn die dabey etwa zu überlegenden Bedenklichkeiten nicht allzuerheblich seyn sollten, ins Werk gerichtet würde! — Von den Pocken rühmt sich Hr. H. mit Recht, daß sein Rath, vor allem das Gesicht sehr kalt zu halten, es kalt zu waschen, und den Campher äußerlich reichlich zu gebrauchen, von großem Nutzen gewesen sey. — In der Ruhr ist ihm eine Auflösung des Wachses mit gleichen Theilen arabischem Gummi oder Eygelb vortreflich gelungen. — Im Schlaffieber (febr. intermitt. soporosa) hat sich das Opium, von dessen guter Wirkung in Herrn Wirtensohns Inauguraldissertation ein Beyspiel angeführt worden, ferner hülfreich erwiesen. — Der stehenbleibende Auswurf bey Brustentzündungen ist einigemal durch Benzoeblumen mit Campher hergestellt worden, als schon alles verlohren zu seyn schien. — Hr. H. hat ferner bemerkt, daß es eine Ursache schwerer Geburten seyn könne, wenn in Fällen, wo eine oder beyde Hände neben dem Kopfe vorauskommen, die Ellnbogen auf dem Becken aufstehn, und daß alsdann eine lange Platte, womit man den feststehenden Oberarm zurückschiebet, bessere Hülfe leistet, als Hebel, Zangen

gen und Haacken. Hiervon verspricht er nächstens eine nähere Beschreibung durch den Hrn. Professor Fries, welcher ebenfalls eine verbesserte Art, den verrenkten Oberarm wieder einzurichten, bekannt machen wird. — Diese Nachrichten von so vielen nützlichen Dingen, welche seit der Stiftung des Collegii medici im Münsterschen bewerkstelligt wurden, beschließt Hr. H. mit einer dankvollen Erzählung der sehr verdienten Belohnungen und Aufmunterungen, die ihm dafür zugetheilt worden sind.

M.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Gesangbuch für die evangelische Gemeine der freyen Reichsstadt Speyer. Neue und verbesserte Ausgabe. Speyer, gedruckt bey J. P. Enderes. 8. 1782.

Dieses aus sechshundert und zwanzig Liedern bestehende Gesangbuch erscheint drey Jahre nach dem Hanau-Münzenbergischen, und acht später, als das Kurpfälzische *); hätte also beyde übertreffen sollen, auch gar leicht übertreffen können: es steht aber weit unter denselben; des neuen Göttingischen und des zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königl. Preußischen Landen nicht zu gedenken, als welche, nach des Rec. Dafürhalten, der strengen Ausbesserung der alten, und der sorgfältigen Auswahl der neuen Lieder, so wie der angemessenen Zahl der aufgenommenen wegen, unter allen bisherigen Gesangbüchern die besten sind. In das vor uns liegende Speyersche sind Erstens allzu viele augenscheinlich schlechte, von offenbar irrigen Gedanken, unstatthaften Vorstellungsarten, Bildern, Ausdrücken, andächtelnden Tändeleyen und dergl. vollgepfropfte, alte Lieder eingerückt worden. Nicht ohne grosse Verwunderung haben wir die Nummern 26. 80. 83. 156. 158. 226. 229. 231. 256. 258. 324. 326. 327. 332. 351. 369. 590. 591. 598. 606. und noch etliche Dutzende von eben demselben Schlage wahrgenommen; Stücke, gegen die der Verehrer des reinen Christenthums sich nicht laut und stark genug erklären kann, und die oben drein (wir sind fest davon überzeugt) unter tausend Gliedern der evangelischen Gemeinde zu Speyer kaum von fünf würden vermißt worden seyn. Zum andern

*) s. unsre Bibliothek B. XXVIII. S. 152 f. und B. XXXXI. S. 74 fg.

andern können wir es nicht billigen, daß diejenigen alten Lieder, die noch beybehalten zu werden verdienten, als: Sollt' ich meinem Gott nicht singen ꝛc. Ich hab' in Gottes Herz und Sinn ꝛc. Du bist ein Mensch, das weißt du wohl ꝛc. Allein Gott in der Höh' sey Ehr' ꝛc. Befiehl du deine Wege ꝛc. Besonders aber: Ach Gott und Herr! wie groß und schwer ꝛc. Eins ist Noth, ach Herr ꝛc. Schmücke dich, o liebe Seele ꝛc. Wach auf, mein Herz, und singe ꝛc. u. a. m. theils ganz unverändert, theils nur hie und da etwas geändert, nicht in der von Cramer, Klopstock, Schlegel, Neander, Diterich, Lappenberg, Blum ꝛc. ihnen gegebenen Gestalt aufgenommen worden; sind doch selbst diese Ausbesserungen zum Theil — noch einiger Befeilung empfänglich und bedürftig. Drittens finden wir von den bekannten neuen guten Liedern bey weitem nicht alle hier abgedruckt. Daß der ersten Ausgabe des Hermesischen Handbuchs der Religion eine schäzbare Liedersammlung angefügt worden, und der zwoten eine noch schäzbarere, ist bekannt. Wir haben aber nicht bemerkt, daß von derselben, oder von Heerens, und andern seitdem verfertigten neuen Liedern gebührender Gebrauch gemacht worden sey. Sonst würde manche Rubrik, z. E. die von der h. Taufe und dem h. Abendmahle würdiger ausgefüllet worden seyn. Wären hundert und mehr alte Lieder ausgelassen worden: so würde es an Raum für jene und andere neue nicht gemangelt haben. Soll ein neues, zum öffentlichen Gebrauche bestimmtes Gesangbuch veranstaltet werden: so müßte man, dünkt uns, suchen, eins zu liefern, das wenigstens ein halbes Jahrhundert hindurch mit Ehren bestehen könne; giebt es doch für Lehrer und Vorgesezte Mittel, den großen Haufen mit dem bessern Neuen allmählig zu befreunden; bis dahin bleibt es jedem, dem dieses nicht behagt, unverwehrt, das schlechtere Alte zu seiner Privaterbauung zu gebrauchen u. s. f.

Wir haben keine Vorrede gefunden; eine wohlgeschriebene, die gangbaren Vorurtheile gegen dergleichen (fälschlich sogenannte bedenkliche) Neuerungen mit Gründlichkeit und Weisheit bestreitende würde sehr an ihrer Stelle gewesen seyn; so wie eine diesem Gesangbuch angehängte Sammlung guter Gebete für die sieben Wochentage, beym Abendmahlsgenusse u. dergl. (an welchen kein solcher Mangel jezt ist, als vor etwa 20 Jahren noch gewesen) dazu gedient haben würde, die bisher

nur

mit allzu häufig gebrauchten schlechten nach und nach zu verdrängen.

Q 3.

Aufsätze, betreffend die ungegründeten Rechte der christlichen Geistlichkeit. Aus dem Englischen. London. 1782. In 8. 286 Seiten.

Wir wollen von dieser sonderbaren Schrift das wesentliche mit des Verfassers eigenen Worten anführen, um unsern Lesern eine Idee zu machen, und zulezt unser Urtheil anhängen. Erste Abhandlung: Ueber den Nuzzen der Wahrheit, und den Ursprung der Größe der Geistlichkeit. Die Wahrheit ist der Menschen höchstes Gut, sie hat oft unübersteigliche Hindernisse gehabt, die meisten haben die Priester erregt, indem sie die gesunde Menschenvernunft mit der Religion in Widerspruch gesezt. Ob nun gleich die Geistlichkeit das wahre Glück der Menschen immer sehr sichtbar gehindert, so hat sie sich doch durch Fanatismus und Aberglauben zu helfen gewust. Zu der Apostel Zeiten legten die Christen ihre Haabe zu deren Füssen, indem sie das Ende der Welt glaubten. Die Apostel wandten indessen das Geld noch gut, zur Unterstüzung der Armuth, an. Bald aber brauchte es die folgende Geistlichkeit zur Vermehrung ihrer widerrechtlichen Macht, zum üppigen Leben, hatte tausend Hände zum Nehmen, und keine einzige zum Geben, daher Diokletian und Maximin durch Verordnungen dem Unfuge Einhalt thun mußten. Die Faktionen und Kabalen der Päbste sind ein Beweis ihrer unmenschlichen Gierigkeit. Zweyter Abschnitt: Ueber die Zehnten der Geistlichkeit. Im alten Testamente war dem Stamme Levi zur Schadloshaltung wegen seines Antheils am gelobten Lande der Zehente bewilliget. Ob das nun gleich gar keine Beziehung auf die christliche Leviten hat, so wurde ihnen doch auch ohne allen Grund der Zehente angewiesen, und nun hörte man von Dan bis Bersaba nichts als Zehnten schreyen, so daß die christliche Vollkommenheit von nun an in der richtigen Abtragung des Zehnten bestund. Ohngefähr 400 Jahre nach Christi Geburt wurde die Einforderung des Zehnten völlig festgesezt. Vorher aber hatten die geheiligte Harpien nie die Unverschämtheit gehabt, solches zu fodern. An die von den Aposteln hergeleitete Titel

wußte

wußte man also die Rechte des Hohenpriesters Aaron weislich anzuknüpfen, erst unter dem Vorwande der Unterstützung armer Christen, nachmals aber war es eine Quelle der Schwelgerey der Geistlichkeit. Ueber die sich unrechtmäßig angemaßte Gewalt der Geistlichkeit. Aaron war der erste undankbare Priester, der sich wider Moses auflehnte, von dem er doch sein Ansehn erhalten hatte. Weder der offene Schlund der Erde, noch das Feuer des Himmels waren in der Folge vermögend, der Verwegenheit der Priester Einhalt zu thun. Nach dem Tode des Josua, und unter der elenden Regierung der Richter strebte die jüdische Geistlichkeit ohne Scheu nach weltlicher Regierung. In der christlichen Kirche ist die Gewalt der Schlüssel zu einer solchen unrechtmäßigen Anmaßung weltlicher Gewalt gemißbraucht worden. Ueber die von der Geistlichkeit angewendeten Mittel, das Volk zu unterdrücken. In den ersten christlichen Kirchen wurde alle Einrichtung ganz einfach und zum Besten des gemeinen Mannes gemacht, keinesweges aber zum Vortheil der Apostel. Bald aber konnte Ignatius schreiben: die Macht eines Bischofs muß über alle Macht der Erde erhaben seyn. Um diese Zeit schlug die Hierarchie, dies vielköpfige Ungeheuer, ihren Thron auf den Ruinen der Frömmigkeit auf, trat die Andacht unter die Füße, und drückte das Zeichen der Infamie auf die Stirne der Layen. Man untersagte dem Volke, sich um die geheimnißreiche Sakramente zu bekümmern, welche ein Alleinhandel der Priester wurden, womit sie das Volk beherrschten, und ihm sein Geld abnahmen. Von den Zeiten Konstantins des Großen entsagten die Bischöffe dem Himmelreich, und vertauschten es gegen Wollust und Geld. Nach Verlauf von 24 Jahren waren die Bischöffe von Rom und Alexandrien den Fürsten gleich. Ihre folgende Geschichte ist ein Beweis, daß die Päbste alle Treulosigkeit, Verrätherey und Empörung geheiligt. Ueber die Grausamkeit der Geistlichen. Die Menschen haben von je her ihre eigene Leidenschaften der Gottheit beygelegt, so machten es die betrügerischen Priester unter Juden und Heiden. Erstere konnten glauben, daß ein wohlthätiger Gott die Sünden der Väter an den Kindern strafen werde bis ins 3te und 4te Glied. Im Buche der Chronik heißt es: David habe das Volk zählen lassen, welches zwar eine Eitelkeit, aber doch kein grobes Verbrechen war, welches mit den übrigen entehrenden Handlungen, die dieser Mann nach dem Herzen Gottes

unter-

unternahm, in keine Vergleichung kömmt. Dennoch heißt es: Gott ward darüber so erzürnt, daß er 70000 Israeliten an der Pest sterben ließ. Hatte David gesündigt, so mußte das unschuldige Volk nicht sterben. Im neuen Testamente sind die Stellen, die die Bestrafung der bösen Menschen in jenem Leben vorstellen, in den grausamsten Ausdrücken abgefaßt. „Gehet hin, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer. —„ Wer diese gotteslästerliche Lehre glauben kann, der stellt sich Gott nicht einmal als ein Wesen von gewöhnlicher Billigkeit vor. Er straft Menschen, ohne die Absicht ihrer Besserung, oder der Warnung anderer, erreichen zu können. Nie sollten die Menschen behutsamer seyn, als wenn sie sich Begriffe von Gott machen wollen; aber die Priester sind an allen falschen Vorstellungen schuld, weil sie Gott solche Grausamkeiten beygelegt. Welche Streite und Morden haben sie über elende Fragen erregt, z. E. ob die Maria eine Mutter Gottes heissen könne? Unter der Regierung Heraklius und Konstanz kamen 150 Prälaten zusammen, um zu entscheiden, ob in Christo ein göttlicher und menschlicher Wille sey. Im 16ten ökumenischen Koncilium wünschten 200 Bischöffe dem Kayser Konstantin Glück, daß er seinen beyden jüngern Brüdern die Nasen abschneiden lassen, um sie dergestalt zur Regierung unfähig zu machen. Im Jahre 504 theilte die Frage von den beyden Naturen Jesu die Einwohner von Antiochien in zwo Partheyen. Die Orthodoxen, das heißt: die Halsstarrigsten, behielten die Oberhand, und die Leichen der Eutychianer hielten den Strom des Orontes in seinem Laufe auf. Die unbegreifliche und unverständige Lehre von der Dreyeinigkeit ward unter dem Bischof Alexander eine Ursache von Mord und Tod. Der verabscheuungswürdige heilige Athanasius war ein aufrührerischer, mörderischer Bösewicht. Chrysostomus ist wegen seiner verruchten Unternehmungen bekannt. Cyrillus war ein Tyrann. Seine Geistlichkeit ermordete eine tugendhafte Frau, Namens Hypatia, rissen sie aus ihrem Wagen, schleppten sie in die Kirche, zogen sie nackend aus, rissen ihr die Haut lebendig ab, und den Körper in Stücken, und verbrannten die Ueberbleibsel. Dioskorus war ein Erzbösewicht. Er kaufte das Korn auf, und ließ die Armuth verhungern; plünderte die Einwohner von Alexandrien, zündete die Häuser an, und hatte gewöhnlich einen Haufen Banditen in Sold. Grotius hat Recht, wenn er die Kirchengeschichte als die blutigste Schmähschrift ansieht, die jemals wider das Christenthum ge-

schrieben worden. Der König von Frankreich, Carl der Neunte, beging in seiner Hauptstadt an beynahe hundert tausend Unterthanen, die er unter dem Vorwande der Ausschmückung an seinen Hof zog, auf Anstiften des Pabstes, den schändlichsten Mord. Kein König fand bey dem Pabste Gnade, wenn er nicht sein Sklave und Henker seyn wollte. Bis zur Regierung Heinrichs des 4ten büßten Millionen Menschen ihr Leben ein. Die Könige von Spanien haben an gottesdienstlicher Grausamkeit die übrigen noch übertroffen. Mit unendlichen Mühen sezte Philipp der 2te die katholische Religion in seinen verarmten, entvölkerten, von Priestern und Mönchen ausgesogenen Staaten, fest. Sein getreuer Diener, der Herzog von Alba, ist als ein blutdürstiger Henker bekannt. Die Pariser Bluthochzeit, das Morden in Irrland, und das verfluchenswürdige Gericht der Inquisition beweisen, bis zu welcher Unmenschlichkeit die christlichen Priester sich und die Fürsten verhärtet. Pabst Innocenz der dritte war der Stifter der Inquisition. Bis zum Anfange des 13ten Jahrhunderts waren die Fürsten allein im Besitze, Verordnungen zu machen wider die Kezer, und die Aufsicht hatte die weltliche Obrigkeit, die aus weiser Politik und Menschlichkeit oft durch die Finger sahe. Dies stand dem Pabste nicht an, daher stiftete er das vermaledeyte Gericht, dessen erstes Oberhaupt der spanische Mönch, Dominikus, ein blutdürstiges Ungeheuer, war. Die Arten der Tortur, die dabey erfunden wurden, übersteigen die Hölle selbst. Nicht aber die katholische Geistlichkeit allein hat sich so grausam bezeigt, sondern die Protestantischen haben nach eben den mörderischen Grundsätzen gehandelt. Ein Priester ist immer derselbe, immer ein Betrüger und Bösewicht, es sey in welcher Religionspartheÿ. Luther, Melanchton, Zwingel, Bucer, Beza, Farel, und besonders Kalvin haben sich als heftige Verfolger gezeigt. Der lezte schrieb eine schändliche Schrift zum Besten der Verfolgung, und durch ihn geschahe es, daß Servet verbrannt wurde. Melanchton schrieb an Bullingern, der Senat der Stadt Genf habe wohl gethan, daß er den Kezer zum Tode verdammt. Luther selbst war ein zorniger Mann, der immer Recht haben wollte. Er selbst saß gerne Beichte, daher ihm Tezel so ungelegen kam. Zu Zürch wurden die Wiedertäufer hart verfolgt, und Zwingel sagt ausdrücklich: qui iterum mergit, mergatur. Wie lange hat der Geist der Intoleranz in Holland geherrscht? Mit welcher Wuth ist er in England ausgebrochen? Beweises genug von der

Schande der christlichen gesammten Geistlichkeit. — Hier haben nun unsere Leser den abgestreiften Inhalt dieses merkwürdigen Buchs. Wir wollen unser Urtheil, nach Recensentenpflicht, anhängen. 1) Ist es im fliessenden, angenehmen Styl geschrieben, daß dem Leser dabey die Zeit nicht lange wird, einige grobe Konstruktionsfehler ausgenommen. 2) Scheint es mehr ein deutsches Original, als eine englische Uebersetzung zu seyn. 3) Enthält es viele Wahrheit, die zwar bitter, der ganzen Menschlichkeit bitter, doch aber in der Geschichte gegründet ist. Wer die Menschen von ihrer schlechtesten Seite sehen will, der gucke hier nur herein. 4) Vermindert es den Werth des Buchs, daß der V. die Quellen, daraus er geschöpft, ofte nicht nachgewiesen, und seine Citaten gerechtfertigt hat. Ein ungenannter muß nicht verlangen, daß man ihm alles auf sein Wort glauben soll, besonders wenn er im Affekt schreibt, und das ist ohne Ausnahme unsers Autors Fall. 5) Obgleich Rec. so unpartheyisch ist, als eine Menschenseele auf Erden denkt, kann er doch den V. nicht anders, als den ungerechtesten Mann dem Publico vorstellen, der das Kind mit dem Bade zugleich auswirft. Können unsre Leser sich des Unwillens erwehren, wenn jeder Geistliche der christlichen Religion geradezu Betrüger, Mörder und Bösewicht heißt? Was ist von solchen allgemeinen Beschimpfungen eines an sich nüzlichen Standes zu halten? Weiß der V. nicht, daß selbst in der römisch-katholischen Kirche ehrwürdige Geistliche gelebt, die ihrer Kirche gewiß keine Schande gemacht? Kennt er unter den Protestanten die herrlichen, duldsamen, menschenfreundlichen Leute nicht, die ihren Glauben mit ihrem Beyspiele so unwiderleglich empfohlen? Warum drückt der unbillige Schmierer gegen jedes Gute der protestantischen Geistlichkeit die Augen zu? und verlangt, wie es scheint, von diesem Stande, daß er vom Winde leben soll? Gereicht dem ehrlichen Manne das zur Last, wenn in seinem Stande von je her viele Buben gewesen sind? Diese ausschweifende Tadelsucht und Ungerechtigkeit benimmt dem Buche seinen Werth, und läßt vom V. vermuthen, er würde, wenns in seiner Macht stünde, mit der christlichen Geistlichkeit eben so hausiren, wie diese jemals mit den Ketzern hausiret hat. Ist es höchst unerlaubt, bey einem Menschen blos seine Fehler sehen zu wollen, und alles Gute zu verkennen: so ist es unverzeihlich, eine ganze Religionsparthey nur nach ihren Auswürfen und Schandbuben zu beurtheilen. Rec. möchte das Ge-

wissen nicht auf sich haben, diese englische Schmähschrift, wenn sie anders England je gesehen, ins Deutsche übertragen zu haben.

Hr.

J. C. Velthusens fortgesezte Nachforschungen über den Ursprung der christlichen Religion. Eine Ergänzung und Berichtigung des berlinschen Versuchs über den Ursprung der Erkenntnis der Warheit und der Wissenschaften. Hamburg, bey Carl Ernst Bohn. 1782. in 8. 222 S.

Man legt es dem Baumgartenschen und Semlerschen Style zur Last, daß er zu verwickelt, langschweifig, oft dunkel und schwerfällig sey. Was wird man aber von des Hrn. Abts Velthusens Schreibart sagen? Seitenlange Perioden mit 2-3-4 Mittelsätzen durchflochten, alles in einander gepreßt und gewebt, daß man zulezt sich kaum hinaus zu arbeiten weiß, alles im recht eigentlich gelehrten Vortrage, so daß es keine Kleinigkeit ist, Meister des Buchs zu werden. Freylich geben die reichhaltigen Materien, die ein andrer heftweise oder in vielen Bänden den Lesern zugebröckelt hätte, und die wichtigsten Bemerkungen eine vollständige Vergeltung der Mühe, mit welcher man das Buch studirt. Des V. gründliche Gelehrsamkeit, weite Belesenheit und ausgebreitete Wissenschaft ist unverkenntlich. — Aber, wer nicht Lust hat, lange zu sitzen und lange zu denken, und an Einem Perioden Tagelang zu kauen; der lese das Buch nur nicht, so gewiß es auch für die gelehrte Welt ein würdiges Geschenk ist.

Von so einem Buche läßt sichs denn auch nicht obenhin schwatzen, und unsre Leser werden verzeihen, wenn unser Urtheil ausgebreiteter wird, wie die Recension über zehn andre Bücher, die zusammen genommen, nicht so viel Realität haben, als Velthusen auf Einem Bogen. Der Herr Abt begleitet seinen berlinschen Schriftsteller durch drey Hauptsätze hindurch, und wir wollen neben her wandern, und unpartheyisch, nach jedesmaliger Ueberzeugung, uns bald auf diese, bald auf jene Seite lenken.

Der wichtige Mann bezeugt gleich im Eingange, daß er der berlinschen Schrift alle Gerechtigkeit erzeigen, und sie als

einen lehrreichen Beytrag zur philosophischen Geschichte der Menschheit gelten lassen wolle, daß er auch von seinem Führer auf Wege gebracht worden, die ihm neue große Aussichten gegeben, ob ihn gleich dieser Führer auf der ersten Hälfte stehen lassen. Er bekennet, er habe bey der Untersuchung nicht alle vorläufige Theilnehmung und Vorzugsliebe für eine Lehre, die von Kindheit an so wohlthätig auf ihn gewirkt, seinem Herzen versagen können, so wie bey Betrachtungen über das Sonnenlicht die Idee ihrer Wohlthätigkeit, während der Untersuchung, nicht aus den Gedanken zu verbannen steht. —

Das Bekenntniß gefällt uns, macht dem religiösen Herzen Ehre, aber ob es das Vertrauen auf unbewegbare Unpartheylichkeit, die desto zuverläßiger ist, je kälter sie abgefaßt worden, nicht schwächt, das behaupten wir nicht. Der V. bedauret, daß sein berlinischer Führer den Namen nicht vorgesezt, weil man dessen Gewicht in historischen Behauptungen nun nicht abwiegen kann: darinn hat er Recht, zumal die berlinsche Schrift sehr viele historische Data an die Hand giebt, deren Quellen nicht angegeben sind, und die also weitere Nachfrage nothwendig machen. Daß der Herr Abt S. 8 Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie zu den handgreiflichen Irrnngen rechnet, hat uns wehe gethan. Im folgenden geben wir ihm desto mehr Recht, wenn er es für unbillig hält, daß man die ersten christlichen Lehrer für Leute ausgiebt, die aus irgend einer Absicht die Einfalt des grossen Haufens getäuscht. Ein solcher Argwohn ohne nähern erweislichen Grund, ist allerdings Unrecht gegen die Menschheit. In der Abhandlung folgt der V. dem Ideengange des berlinschen Schriftstellers, und widerlegt drey Grundstützen desselben, nemlich die bloße Möglichkeit seiner Hypothese, den Glauben an Baillys Roman, und eine höchst unwahrscheinliche psychologische Muthmaßung. Bey der erstern Hypothese, daß ohne unmittelbare göttliche Offenbarung die jetzige Aufklärung in den wesentlichen Religionswarheiten hätte erfolgen können, erwehnt der Herr Abt, daß es zwar recht gut sey, Möglichkeiten zu prüfen und abzuwiegen, aber man müsse wirkliche Geschichte über den Möglichkeitstraum nicht vergessen, und unbenüzt lassen. — Wir antworten: Ueber die erweisbare Richtigkeit dieser Geschichte wird aber eben noch gestritten. Wäre sie von dem berlinschen Schriftsteller zugegeben, dann wäre freylich die Untersuchung von Möglichkeiten des entgegenstehenden Falles nicht übel angebracht.

 Als

Als Hypothese giebt der Herr Abt indessen zu, daß sich die Vernunft durch ihre eigene Stärke, nach den langsamsten Versuchen, endlich aus der allgemeinen Sinnlichkeit zu transcendenten Begriffen empor gearbeitet haben könne, auf der andern Seite aber sey es eine eben solche Möglichkeit, daß Gott auf irgend eine Art außerordentlich der Sinnlichkeit könne zu Hülfe gekommen seyn. Es lasse sich eben so gut denken, daß Gott unmittelbar die ersten Menschen habe unterrichten können, zumal er in der Hervorbringung des ersten Menschenpaares doch immer was ungewöhnliches gethan, da diese Hervorbringung in der Körperwelt nicht gegründet war. Antwort: Dem natürlichen und von Gott gewohnten Gange seiner Regierungen ist es gemäßer, daß sich die Sinnlichkeit selbst entwickelt, wozu die Anlage unverkennbar da ist, auch nicht periculum in mora obwaltet, als daß ein unmittelbarer Unterricht hinzukomme, den die jetzige wilde und rohe Völker mit eben dem Rechte sonst erwarten könnten, wie die ersten Stammeltern. Ein Mensch ist Gott so lieb, wie der andere, auch hatten die Stammeltern bey ihrer längern Lebensperiode mehr Zeit zu diesen Entwickelungen, wie jene wilde Nationen. Die Hervorbringung des ersten Menschenpaares aber war eine Sache, die der natürlichen gebauten Entwickelung nicht so ganz zu überlassen war, obgleich, ohne was paradoxes zu behaupten, auch hier angenommen werden kann, daß diese Hervorbringung möglichst in Konformität aller übrigen Produkte geschehen sey, so wie die Gotteskraft vielleicht täglich auf den unzählbaren Weltkörpern neue Revolutionen entstehen läßt, die darum nichts außerordentliches sind. Wir sehen auch den Widerspruch nicht ein, daß ein paar ausgewachsene Menschen ohne gebildete Seelenkräfte hätten existiren sollen. Giebt es denn nicht noch Menschen bey tausenden, die erwachsen sind, und die Bildung ihrer Seelenkräfte noch vor sich haben? bey den Erwachsenen geht die Bildung desto geschwinder von statten. Kunstfertigkeiten, außerordentlich eingeflößt oder unmittelbar anerschaffen, machen eine Art von Widerspruch und hätten erstaunliche Wunder und Abweichungen von der successiv wirkenden Natur erfodert, alles ohne Noth, ohne Drang der Zeit, denn die ersten Menschen sollten lange leben auf Erden. So gehört es auch nicht zu den Kunstvermögen des Menschen, zu empfinden, daß, wenn er gegen einen Baum läuft, er den Kopf zerschmettern werde, und der bunte Tieger war vielleicht dem ersten Menschen nicht so nahe, daß er ihm in den Rachen hätte

hätte lernen sollen, machte sich auch bald genug verdächtig um dem Menschen Winke zur Warnung zu geben. Uebrigens hat allerdings die weise göttliche Vorsicht alles so geordnet, und dem Menschen so nahe gelegt, daß der nöthige Unterricht ihm auf alle ersinnliche Art erleichtert worden. Wenn man also nur die Handlungen der Allmacht ihren graden Schritt fortlaufen läßt, so erreicht man immer eben das, was durch außerordentliche Wirkung erhalten werden sollte, man müßte denn jede noch nicht in der Maße geschehene Handlung Gottes außerordentlich nennen, welches doch wider den Sprachgebrauch ist. Die ersten Menschen sind, wie wir, oft durch Schaden klug geworden, haben müssen vergleichen, prüfen, nach Analogie urtheilen, und so ihre Kenntnisse täglich verbessern. Die Untersuchung, worinn beyde gelehrte Schriftsteller sich eingelassen „ob das Werk des Schöpfers anfänglich auf eine unmittelbarere Weise die kraftvolle Bildung der schaffenden Allmacht an sich getragen, und deswegen, weil es noch dem Zeitpunkte näher war, da es unmittelbar aus der Hand des Werkmeisters kam, auch noch ungleich mehr Kraft zu einer längern Dauer in sich enthalten habe —" dünkt Recensenten überflüßig, denn was heißt das: ein Werk trägt unmittelbarere Zeichen der schaffenden Allmacht? Ist nicht jede durch die Natur fortgesezte Hervorbringung ein eben solches Zeichen der Allmacht? Was kann es da für Grade in der Kenntlichmachung größerer oder kleinerer Spuren der Allmacht geben? Gottes Wirkung ist zur Darstellung eines Dinges, wie es seyn soll, immer gleich hinlänglich. Worinn bestünden also die Zeichen unmittelbarer Allmacht, die der Kreatur die längere Dauer bewirken konnten? Das wäre doch vergleichungsweise zu verstehn, und dann fällt der Vorzug weg, weil jedes Ding nach des Schöpfers Absicht so lange dauret, bis es seine Zwecke erreicht, und dann findet aus der Vergleichung der Dauer keine Erweislichkeit des Vorzugs statt, noch die Möglichkeit, kenntlichere Spuren der Allmacht darinn suchen zu wollen. Geschweige daß wirklich die vom Herrn Abt schon bemerkte Folge des Veralterns der Natur daraus fließen würde, welche gegen alle Erfahrung anstößt. Recensenten ist es immer anstößig gewesen, wenn man bey Gottes graden Wirkungswegen so mancherley Ausnahmen macht, manches besondere, unmittelbare, außerordentliche darinn finden will: das kömmt so kümmerlich, so menschlich, so gebrechlich heraus.

Im folgenden behauptet der V., daß die Glieder der übrigen geschaffenen Dinge noch bis jezt auf derselben Stufe stehn, wie vom Anbeginn, (scheint wohl so, aber wer kanns gewiß ausmachen?) daß aber am Menschen sich eine unverkennbare Perfectibilität zeige, und zwar bey jedem Individuo, woraus erhelle, daß die Aufklärung kein todtes Erbgut der Familie sey, sondern ein jedes Individuum, so weit es dieses Guts in seiner Lage empfänglich ist, daran Theil nehmen könne. — Hier stimmen wir ein, folgern aber eben daraus die von dem Herrn Abt bestrittene Hypothese, daß die Vernunft ohne außerordentliche Mitwirkung der höchsten Kraft sich aus der Sinnlichkeit empor arbeiten könne. Denn wenn es wirkliche Bestimmung und nachfolgende Erscheinung ist, daß jedes Individuum sich hervorarbeiten soll, — wozu die außerordentliche Concurrenz? Auch ist die periodenmäßige Abwechselung im Steigen und Fallen der Vollkommenheit kein Einwurf gegen des Menschen Bestimmung zur Bearbeitung seiner Kräfte, und beweiset keine Nothwendigkeit der Dazwischenkunft einer außerordentlichen Hülfe, weil in der Natur und ihren Verhältnissen diese Abwechselung ihren Grund hat. Auch beweiset ein nun sichtbares Zunehmen der Vollkommenheit nicht die geschehene außerordentliche Hülfe, in Vergleichung mit andern Kreaturen, weil die wesentliche Anlage der menschlichen Seele solch Zunehmen möglich gemacht hatte, da im Gegentheil bey andern Geschöpfen solche Anlage nicht ist. So schön auch der Herr Abt diesen ersten Theil seiner Betrachtung ausgearbeitet und annehmlich gemacht hat, um den außerordentlichen Unterricht und Bildung der Seelenkräfte der ersten Menschen glaublich zu machen: so müssen wir doch frey bekennen, daß er uns nicht überzeugt hat, sondern unsre Neigung bleibt noch immer für den berlinischen Gelehrten, daß Gott die Entwickelung der Seelenkräfte der menschlichen Natur selbst, und der ganzen äußerlichen, weisen Lage desselben überlassen, wie er es noch jezt mit Millionen Menschen macht, ob wir gleich dabey auch nicht vergessen, ja behaupten, daß Gott jedem Menschen die möglichste Leichtigkeit zu solchen Entwickelungen geschenkt, und es so auch mit dem ersten Menschenpaare gehalten, dem die Reichthümer der Natur am schicklichsten Orte der Schöpfung keinen geringen Einfluß auf baldige Bildung geleistet. Die zwote Grundstütze der sogenannten natürlichen oder philosophischen Geschichte, im Gegensatz der Historie, ist: Glaube an Baillys Roman. Der

berlinische Schriftsteller nimmt den Satz an, den Bailly so ausgeschmückt, daß in uralten Zeiten, vor Adam, eine erleuchtetere Nation auf Erden gelebt, die in unberechlichen Jahrhunderten sich sehr langsam aus der ursprünglichen Sinnlichkeit bis zu transcendenten Begriffen erhoben. Aus der Maße gänzlich verlohren gegangener gelehrten Kenntnisse aber hätten sich nur einzelne Bruchstücke von transcendenten Wahrheiten erhalten, weil die frühen Familien des Menschengeschlechts reinere Begriffe von Gott gehabt, als ihre Nachkommen, welche erst später in Vielgötterey ausgeartet. Zunächst rüget der Herr Abt hiebey einen Widerspruch in des berlinischen Autors Meynung, der nemlich zu verschiedenen malen behauptet, daß die Vorsehung auf fortschreitende Vollkommenheit hinarbeite, so daß der große Schatz der Erkenntniß, an welchem immer ein Zeitalter dem folgenden sammlen helfen müsse, mit der Zeit das Eigenthum des ganzen menschlichen Geschlechts werden müsse. Das wäre also Gottes weiser Plan. Nun aber lasse es sich nicht denken, wie Gott ein bis zum Gipfel der Erleuchtung gebrachtes Geschlecht, welches mit dem Schatze transcendenter Wahrheiten schon bereichert, und solche ihren Nachkommen zu hinterlassen vermögend worden, mit Gewalt wieder hätte zerstören können; mit Gottes Plane stimme es schlecht überein, daß die Vorsehung hie und da eine geflüchtete Familie dem Umsturze des Erdbodens entrinnen ließe, die sicherlich schon bey der dritten Generation in Barbarey versinken müßte. — Von diesem Widerspruche wüßten wir nun den berlinschen Schriftsteller nicht zu retten. Des Herrn Abts Erklärung gründet sich überdem noch auf Geschichte, und ob auch an solcher noch so viel uneigentliches, irriges, eingeflicktes ist — so bleibt uns doch Geschichte immer noch lieber, als bloße Muthmaßungen. Aber wie wird der Plan Gottes mit der Sündfluth bestehn? Macht der Mangel an Moralität alle übrige Schätze der transcendenten Kenntniß unbrauchbar und nicht zu achten? — Die nun folgende Berechnung und gelehrte Ausarbeitung des Herrn Abts, die er zur Beleuchtung und Widerlegung des Bailly, der freylich weder ächte Kritik noch Alterthumskenntniß besessen, anstellt, ist zu lang, zu verwickelt, hängt so genau zusammen, daß wir unsern Lesern keinen Auszug machen wollen. Wir haben uns hindurch gearbeitet, manches richtige, aber auch manches einer nähern Bestätigung bedürfende darin angetroffen. Die chaldäische Nachrichten, mit welchen der Herr Abt die Baillysche Meynung, daß

vor der Noachischen Fluth genaue Ausmessungen der Erde gewesen, widerlegt, sind lesenswerth. Wir könnten einen Zusatz zu diesen Nachrichten liefern, wenn es uns nicht zu weit führete. Der Baillysche Beweis von dem Alter der 600jährigen Periode hat offenbar erschlichene Voraussetzungen. Nach angestellter Vergleichung des Josephus finden wir nicht das bey ihm, was Bailly gefunden zu haben meint. Daß sie die Sternkunde, und die Bewegungen der Himmelskörper bemerkt, das bezeugt Josephus zwar, aber er läßt unentschieden, wie viel oder wenig darin geschehen ist. Es läßt sich also weder aus dem Josephus noch der Stelle des Plinius, den Hipparch betreffend, erweisen, daß die Patriarchen den 600jährigen Cyklus vor der Sündfluth erfunden. Was will auch des Josephus späte Nachricht hierin entscheiden? Noah mag wohl allerley Bemerkungen und Vergleichungen angestellt haben, allein dergleichen Muthmassung muß man nicht wirklichen Factis entgegen stellen. Auch kann die dreiste baillysche Erklärung, die sich offenbar auf pythagoräische Muthmassung gründet, daß vor der Noachischen Fluth ein richtiger Begrif vom Weltsystem gewesen, mit nichts gerechtfertiget werden.

Recensent bestätigt es, daß ein Reimann und Bailly in keine Vergleichung mit Goquet kommen. Was vom Herrn Professor Klügel eingerückt worden, verdient einen kleinen Auszug: „Die Hauptkenntnisse, sagt er, von der sphärischen Astronomie, mögen etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt erfunden seyn, die Geometrie ist ziemlich jener gleich gewesen, bis von den Zeiten des Archimedes und Apollonius die Geometrie einen Vorsprung gewinnt. Wenn es ein Urvolk gegeben hat, warum ist von ihren Sehröhren und Winkelmessern gar nichts auf uns gekommen? Die Astronomie ist bey den Chaldäern und Aegyptern in der Kindheit gewesen. Die Periode von 600 Jahren ist zu lang, um den Mondsstand daraus abzuleiten u. s. w." Auf die Anzeige des berlinischen Verf., der den Baillyschen antediluvianischen Roman durch die Bemerkung einiger Bergwerksverständigen unterstützt, daß es unzuverkennende Spuren einer mehrmaligen, ganz von einander verschiedenen Bewohnung der Erde gegeben, führt der Herr Abt die entgegenstehenden Zeugnisse einiger Kunstgelehrten, des Herrn Bergraths Krell, des Herrn Berghauptmanns von Trebra, und Herrn Berghauptmanns von Veltheim an, welche insgesamt bezeugen, daß zwar Anzeigen von großen Revolutionen, nicht aber von mehrmaliger

ner Bewohnung der Erde gefunden würden. Städte und Häuser hat man nicht entdeckt. Dem berlinschen V. ist es Mißklang, mit den Begriffen einer ewigen, sich mitzutheilen geneigten Güte, daß vor kaum 6000 Jahren noch nichts erschaffenes existirt haben soll, und daher rückt er die Schöpfung viele Jahrtausende hinauf. Indessen bemerkt der Herr Abt sehr richtig, daß solches zu nichts nütze. So lange eine Welt ohne Anbeginn ein Widerspruch ist, so lange können Millionen Jahrtausende, die man sie hinaufrückt, es nicht hindern, daß doch zu irgend einer Zeit die Welt erst 6000 Jahre gestanden haben müsse, ein Verhältniß zur anbeginnlosen Ewigkeit kommt nie heraus. So oft sich Recensent in diese Materie vertieft, hat er nie glückliche Resultate gefunden. Vid. Reimarus Abhandlung von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Relig. Was wir aber zu des Herrn Abts Gedanken sagen sollen, daß in der biblischen Benennung Vater und Sohn ein Wink von der ewigen Mittheilung vielleicht gegeben sey, und daß diese Lehre keine größere Schwierigkeit habe, als die Ewigkeit der Welt, das wissen wir bald nicht. Lobenswürdig und edel ist die Freymüthigkeit, mit der Sohn und ewige Welt in eine philosophische Klasse kommen. Vielleicht geht die Mittheilung auch auf mehrere Söhne, nur uns ist der eine wichtig worden. S. 196 kommt nun der V. auf die dritte Stütze der philosophischen Geschichte, welches die psychologische Muthmassung ist, daß die Vernunft sich selbst durch den blossen Reiz der sinnlichen Warnehmung, zwar allmählig und langsam, zu transcendenten Begriffen empor heben können. Der Herr Abt sezt dieser Hypothese die Erfahrung entgegen, daß bey wildaufgewachsenen Menschen nur bloßer thierischer Instinkt bemerkt worden, und behauptet, daß ohne nähern Umgang mit Menschen, die schon transcendentalisch denken, niemand aus der Sinnlichkeit hervorgezogen werden könne, mithin die ersten Kenntnisse entwickelter Begriffe aus unmittelbaren Offenbarungen abzuleiten. — Hier stimmt Recensent nicht mit ein. Welche transcendente Kenntnisse versteht der Herr Abt? Wie es scheint, die Religionsbegriffe. Wie würde es aber mit den andern Wissenschaften, hat sie Gott alle unmittelbar gelehrt? Welch eine Anhäufung von Wundern! Wo nicht, etwan nur die Religionskenntnisse allein? Diese waren leichter zu erfinden, als die übrigen, weil die ganze Natur sie prediget. Zulezt sucht der Herr Abt noch durch seine Beredsamkeit dem berlinschen

schen W. die Juden- und Christenbibel zu empfehlen, und es ihm leid zu machen, daß er die Verfasser derselben, die er verdienteste Wohlthäter des menschlichen Geschlechts mit Recht nennet, zu beschimpfen übers Herz gebracht.

Bm.

Des Herrn Addisons Entwurf von der Wahrheit der christlichen Religion, nebst des Herrn Gabriel Seigneur Correvon darüber im Französischen herausgegebenen Anmerkungen und weitläuftigen Abhandlungen übersezt, und zum Theil in einen Auszug gebracht, mit einer Vorrede Sr. Hochwürden des Herrn Abt und Vicepräsidenten Jerusalem. Hamburg und Leipzig bey Hofmann. 1782. gr. 8. 1 Alphabet 10 Bogen.

Wenn die Verächter der christlichen Religion mehr Ueberlegung und weniger Unverschämtheit hätten: so würden sie sich nicht erfrechen, die Ueberzeugung von der christlichen Religion einer Schwäche des Verstandes zuzuschreiben. Die grösten Genies auch in einem Stande, der sie Amtswegen dazu nicht verband, sind nicht nur Christen, sondern sogar Vertheidiger des Christenthums gewesen; wozu sie kein Vortheil, blos die Liebe zur Wahrheit antrieb: ein Newton, ein Locke, ein Grotius, ein Leibniz, ein Halley und sehr viel andere. Unser Addison! der grosse Geist, der durch den Zuschauer, dessen vornehmster Verfasser er war, den Geschmack und die Sitten seiner Zeit bildete, der grosse Staatsminister, der unter Georg dem ersten England regierte, dieser schäzt es sich zur Ehre, ein Christ zu seyn. Sein Ende kam zu früh im 51sten Jahre seines Alters, aber herrlich war es. In der lezten Stunde seines Lebens ließ er einen Verwandten, den er vorzüglich liebte, rufen; und als dieser fragte: was er noch zu befehlen habe, antwortete er: er habe ihn kommen lassen, daß er sehen sollte, wie ruhig der Christ stürbe: und so starb er.

Die christliche Religion ist das Heil der Menschen: und dieses einsehen und fühlen, ist der beste Beweis ihrer Göttlichkeit. Sie beruhet aber auf Thatsachen, und auch diese können so bündig erwiesen werden, als irgend eine Geschichte in der

Welt.

Welt. Addison hatte diesen Beweis zu führen sich vorgenommen, nur der Tod übereilete ihn. Man fand indessen einen Entwurf dazu unter seinen Papieren, der so vortreflich war, daß man ihn wünschte von einem gelehrten Mann würdig ausgeführt zu sehen. Der Herr von Correvon hat diesen Wunsch mit vielem Beyfall erfüllet; und ein ungenannter Gelehrter giebt uns diese schöne Schrift in einer guten Uebersetzung zu lesen.

Er hat des Addisons Sätze allezeit im englischen Original nachgesehn. Die Ausführung des Hrn. Correvon, und dessen angehängte weitläuftige Abhandlungen hat er theils übersezt, theils in die Kürze zusammen gezogen, ohne etwas wesentliches zu übergehen; daher ist aus drey französischen Bänden nur Ein deutscher entstanden.

Auch hat der Uebersetzer, so wie im Original geschehen, die aus alten Schriftstellern angeführte Zeugnisse in ihrer Originalsprache, wenigstens der Hauptsache nach, allezeit angeführet: weil zur richtigen Beurtheilung auf den eigentlichen Ausdruck alles ankommt. Es ist also ein Werk, welches Freunden und Feinden der besten Religion, die Lust und Verstand haben, mit eignen Augen zu sehen, bestens zu empfehlen ist. Sie werden die wichtigsten Zeugnisse von Thatsachen vorfinden, sowohl von Gelehrten, die Heiden geblieben, als auch von heidnischen Weltweisen, die von der Wahrheit der Sache überzeuget, Christen geworden. Und dieser Zeugniß ist eben so wichtig, weil, wenn sie nicht die Thatsachen richtig befunden hätten, sie eine Religion nie angenommen haben würden, die ihnen nichts als Verachtung und Märtern drohete.

Sollte bey ein paar Stellen, die Addison anführt, eine scharfe Kritik etwas zu erinnern finden: so bedenke man, daß es ein Entwurf ist, da er die Materialien gesammlet; und denn wird man den großen Geist bewundern, der auch im Entwurf den Meister zeiget.

Biblisches Lesebuch für Kinder von reifern Alter, darin die Psalmen, die Sprüche und der Prediger Salomons, das Buch Sirach und einzelne lehrreiche Stellen des A. Testaments zu ihrer Erbauung angewandt sind, von Jakob Friedrich Feddersen, Domprediger zu Braunschweig. Leipzig, bey Breitkopf. 1782. 8. 1 Alphabet.

Die

Die Stellen aus den auf dem Titel genannten biblischen Büchern hat der V. weder genau übersezt, noch paraphrasirt; sondern sie vorgetragen, wie er sie seinen jungen Lesern am nüzlichsten zu seyn erachtet hat. Er hat auf sie die beste Anwendung gemacht; und sie enthalten die heilsamsten Tugendlehren für junge Seelen. Wenn doch Eltern und Vorgesezte ihren Zöglingen Geschmack und Lust zu solchen wahrhaftig schönen Schriften beybringen könnten: so würde Religion und Glück in den Familien wieder aufkeimen; da die andern fälschlich sogenannten schönen Schriften gröstentheils ein geheimes Gift in die Seele bringen, davon das Verderben mehr als zu sehr sich schon äußert.

Das Leben und Leiden, Tod und Auferstehung samt der Himmelfarth Jesu Christi des Heilandes, aus den Evangelisten beschrieben von Balthasar Petersen, Konsistorialrath und Probst zu Tondern. In Verlag der Erziehungsanstalt armer Kinder in Husum. Erster Band, gr. 8. 1781. 2 Alph. 8 Bogen. Zweyter Band. 1782. 1 Alph. 18. B.

Es ist bekannt, wie sehr die weltliche Geschichte durch unrichtige Vorstellungen und fabelhafte Erzählungen verunstaltet worden. Die Geschichtschreiber folgerten aus den Urkunden mehr, als darin stand, und wo die Urkunden sie verließen, sezten sie ihre Muthmaßungen als gewisse Wahrheiten hin. So glaubten unsre Väter die Rettung eines Ludewigs durch einen Sprung vom Giebgensteinschen Thurm in die Sale, einen Vetter des großen Karls Roland, dem dieser Kaiser Ehrensäulen in Gegenden errichtet, wo er nie hingekommen war, ein Interregnum, da Deutschland keinen König gehabt. Sollten in der wichtigsten Geschichte, in der Geschichte Jesu, nicht auch Fehler eingeschlichen seyn? Wir haben hierzu zwar die sichersten Urkunden: aber dieselben sind nicht allezeit recht genuzet und richtig erkläret worden.

Der V., der wirklich viel Wahres und Nüzliches in dieser Schrift sagt, hat den Fehler, daß er alles, was er von Jesu gelesen, auf guten Glauben annimmt. Er führet zwar die richtigen Urkunden oft an; und man siehet, daß er Gelehr-

samkeit

Dunkelt genung besitzt, dieselbe richtig zu beurtheilen; aber er bleibt bey der gewöhnlichen Erklärung stehen, ohne dieselbe zu prüfen. Seiner Geschichte fehlet es also an Gründlichkeit, so viel Gutes sie sonst an sich haben mag.

Man siehet dieses sogleich in der ersten Betrachtung. Daß 1 Mos. 3, 18. er als das erste Evangelium ansiehet, darin hat er keine Freyheit: er hätte aber es beweisen sollen. Paulus giebt Gal. 3, 16. 18. die dem Abraham gegebene Verheissung als die erste Nachricht von dem Meßias an. Und das ist gar nicht zu denken, daß vom Adam an eine deutliche Erkenntniß des Meßias durch alle Zeiten unter den Menschen gewesen sey. Er sagt S. 3: „sonst verlegte Gott den Menschen den Weg zur Seligkeit." Woher weiß das der Verf. und wie will er die Erkenntniß bestimmen, die zur Seligkeit erfordert wird? Der Beweis aus Ebr. 1, 1. sagt, daß Gott durch die Propheten geredet, aber nicht, was er geredet habe. In den ersten 3000 Jahren finden wir keinen klaren Unterricht von Jesu, und bey den spätern Propheten, deren Weissagungen wir noch haben, finden wir nichts, das den damaligen Juden recht deutlich war: ob es uns gleich jezt klar und deutlich ist.

Der V. sagt S. 4 vom Levitischen Gottesdienst: „die Personen waren Vorbilder, die Zeiten waren voll Bedeutung und Geheimnisse, der Tempel ein Abriß der Wohnung Christi im Fleisch und Gottes bey uns, die Verrichtungen im Vorhof und der Hütte bedeuteten das Opfer Christi — — Wir bemerken heutiges Tages eine so grosse Weisheit, wenn wir Gott im Schatten, und Jesum Christum in den Geheimnissen des Levitischen Gottesdienstes suchen und finden: wie viel grösser ist denn nicht die Lust, das Lob und Wohlgefallen eines redlichen Mannes in Israel gewesen, wenn der Hohepriester, der Priester, der Prophet oder Levit diese Geheimnisse erklärete? denn sie hatten davon einen bessern und völligern Verstand, als wir, als denen zu gut solche vornemlich gegeben sind." Ich will mich in die Lehre von den Vorbildern nicht einlassen: so viel ist aber doch gewiß, daß nach der Erfüllung die Vorbilder allezeit deutlicher werden; und die umständliche Erklärung der Priester ist gar nicht glaublich; sonst würde mehr Erkenntniß vom Meßias gewesen seyn. Paulus stellet den Zustand der Gläubigen im A. T. gar nicht so evangelisch, sondern knechtisch vor. Röm. 8, 15. Gal. 4, 1-7. Und was das Vornehmste

von

von dem Meßias ist, daß, wer an ihn glaube, Vergebung der Sünden habe, war im alten Bunde so unbekannt, daß selbst die Propheten, die so viel vom Meßias weissagen, zur Vergebung der Sünde nichts, als die Besserung des Lebens fodern; wie auch Johannes der Vorläufer und der Meßias beym Antritt seines Lehramts selbst. Matth. 4, 17.

Daß der Meßias es sey, der das Gesez auf Sinai gegeben, der da gesagt: ich bin der Herr dein Gott, der dich aus Aegypten geführet hat, S. 11. ist ein Einfall mancher Theologen gewesen, der nicht den geringsten Grund in den heiligen Urkunden hat. Diese Urkunden bezeugen, daß Christi Verdienste den Gläubigen als seinen Gliedern zugerechnet werden: aber sie sagen nicht, wie der Verfasser annimmt, daß unsere Sünde ihm angerechnet, und er an unsrer Stelle gemartert worden. Ein gottloser Sohn wird um der Verdienste seines Vaters willen begnadiget, ohne daß der Vater gepeitschet und hingerichtet wird. Der Ort, Jes. 53, 6. leidet eine andre Erklärung, und sogar eine ganz verschiedene Uebersetzung. Gott warf unsre Sünde auf ihn, kann den Verstand haben, daß Gott ihm aufgetragen, von Sünden uns zurück zu führen: so wie im vorhergehenden 5ten Vers im Grundtext es heissen kann; die Unterweisung zu unserm Heil war ihm aufgetragen. Und nach dem Ebräischen heißt der 6te Vers nach den Worten: Gott ließ ihn einlaufen in die Bosheit unser aller; das ist: er überließ ihn unsrer Bosheit.

Aus diesen angenommenen unerwiesenen Grundsätzen folgen natürlich durch die ganze Geschichte Jesu unrichtige und oft sehr harte Gedanken. Nur ein Beyspiel anzufüren. Seite 654: „Der ganze Zorn Gottes ging über Jesum, der ganze Zorn Gottes, folglich alles, was man vom Zorn sich erdenken und sich vorstellen oder aussprechen mag, was je Zorn oder Zornsfluthen geheissen hat, dadurch Gott über Menschen oder Sünden entrüstet worden — — — Der ganze Zorn, der gegenwärtige und zukünftige, der am Tage des Gerichts und in der ganzen Ewigkeit über alle verdammte Menschen obwaltet." Schreckliche, widerstehende Gedanken! und das sagt der V. nicht etwan von einer trüben Stunde im Garten Gethsemane, wie ich dergleichen auch von andern Theologen gelesen: sondern von dem Umgang des Vaters mit Christo seinem Sohn in seinem ganzen Leben auf Erden. „Unfreundlich und zürnend hat Gott immer unsern armen Heiland angesehen, als

Richter,

Richter, als Rächer." Wo steht doch von diesen schrecklichen Gedanken ein Wort in der Bibel? Vielmehr immer das Gegentheil. Freylich sagt die Schrift, wie der V. anführt, Gott schlug ihn: aber ich will doch nimmermehr hoffen, daß der V. dieses anders, als Zulassungsweise verstehen werde. Die Mißhandlung Jesu war die größte Sünde, die in der Welt je begangen worden: es ist also unmöglich, dieselbe Gott als Urheber zuzuschreiben. Hätte Gott Christum als ein Opfer für unsre Sünde tödten wollen: so hätte er keine Bösewichter zu Werkzeugen bedurft. Ein Feuer vom Himmel, wie Gott schon eher gethan, hätte dies Opfer anzünden und verzehren können.

Da diese Schrift nach der voran stehenden Tabelle in 23 Betrachtungen bestehen soll; und in den beyden ersten Theilen erst 9 Betrachtungen sich abgehandelt finden: so sind noch 14, und zwar die wichtigsten, zurück; und wir werden noch mehrere Theile zu erwarten haben. Wir wünschen dem V. eine genauere Prüfung der heiligen Urkunden, und mehr Vorsichtigkeit, auf ungewisse Sätze keine wichtige Geschichte zu bauen.

Rf.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Entwickelung des Begrifs unstandsmäßiger Ehen, hauptsächlich der teutschen Reichsstände, aus teutschen Gewohnheiten und Gesetzen. 1782. 16 Bogen in 4.

Der V. hat, bey Untersuchung dieser streitigen Lehre, unserm Bedünken nach, die beste Ordnung gewählt, da er erstlich die Sitten und Begrife der Deutschen, älterer Zeiten, über diese Materie untersucht; sodann prüft, ob und in wie ferne die Wahlcapitulation diese Sache bestimmt oder unbestimmt läßt; und endlich erörtert, ob die neuern Vorfälle, und insbesondere die diesfalls ergangene reichsgerichtliche Erkenntnisse eine Observanz begründen können, sie wirklich begründet, und also die aus der ältern Staatsverfassung herfließende Grundsätze aufgehoben haben, oder nicht? In Ansehung des ersten

Puncts geht des V. Meynung dahin: In ältern Zeiten wären zwar die Ehen Freygebohrner mit Unfreyen oder Freygelassenen verboten gewesen; aber in Ansehung der Ehen der erstern mit Adlichen fände sich kein dergleichen Verbot: wie denn ohnedem die Adlichen Freygebohrne gewesen wären, welche durch ihre oder ihrer Vorfahren Thaten einige Vorzüge gehabt hätten. Als nachhero aus den Freygebohrnen der niedre Adel entstanden, so wäre derselbe in seinen Beschäftigungen und Vorzügen dem ehemaligen oder dem hohen Adel größtentheils gleich gewesen. Der Natur der Sache nach müßten sie also auch, in Ansehung der Ehe, gleiche Rechte gehabt haben, wenn nicht gegentheilige Gesetze oder Observanzen erwiesen werden können. Jene wären nicht vorhanden; und in Ansehung dieser fänden sich im mittlern Zeitalter viele Beyspiele von Ehen hoher Adlichen mit denen vom niedern Adel, die alle rechtliche Wirkungen gehabt hätten, und für standsmäßig gehalten worden wären. Wider diese Ausführung wollen wir nur folgendes erinnern: Außerdem, daß der V. ohne Noth sich zu weitläuftig über den Ursprung des niedern Adels herausläßt, und daß er die Gränzen zwischen den ehemaligen Adlichen und den Freygebohrnen nicht ganz richtig bestimmt; so ist es auch noch gar nicht ausgemacht, daß in diesen ältern Zeiten die Ehen zwischen Adlichen und Freygebohrnen standsmäßig gewesen sind; oder, um nicht in einen Wortstreit mit dem V., der in der Folge die Unstandsmäßigkeit dieser Ehen zugiebt, zu kommen, daß dergleichen Ehen nicht nur erlaubt gewesen sind, sondern alle rechtliche Wirkungen der Ehen gehabt haben. Daß die Gesetze davon nicht so häufig und bestimmt reden, als bey den Ehen zwischen Freyen und Unfreyen, ist kein Beweis ihrer Zuläßigkeit und Standsmäßigkeit: zumal doch hin und wieder Spuren vorkommen, daß die Ehe eines Adlichen mit einer bloßen Freygebohrnen ungleich und unstandsmäßig gewesen sey. Und obgleich im mittlern Zeitalter der niedere Adel dem alten oder hohen Adel in vielen Stücken gleich gesezt wurde: so erhob sich doch jener über diesen, betrug sich als ein eigner Stand, und hatte viele besondre Vorzüge. Die vom V. angeführten Beyspiele aber, daß die Ehen zwischen beyden Ständen für standsmäßig gehalten worden, beweisen alle nichts. Denn bey dem einen Beyspiel war die von Münzenberg aus einer dynastischen Familie, und bey dem andern, wo der Markgraf von Meisen eine von Maltiz heyrathete, lehret der Erfolg, daß die Ehe nicht für

standss

standsmäßig gehalten wurde. Was den zweyten Punct, nemlich die Verordnung der Wahlcapitulation anlangt: so erzählt der V. die bekannte Veranlassung darzu, und folgert daraus, daß nur die Ehe eines hohen Adlichen mit einer Bürgerlichen eine notorische Mißheyrath sey: und weil, nach des V. Meynung, der niedre Adel von dem hohen, dem Stande nach, in mittlern Zeitalter nicht verschieden gewesen, so müssen auch die Ehen zwischen beyden nicht für unstandsmäßig zu halten, wenn nicht gegenseitige neuere Gesetze oder Gewohnheiten erwiesen werden könnten. Allein, wenn gleich aus der Wahlcapitulation folgt, daß die Ehen der hohen Adlichen mit Bürgerlichen unstandsmäßig sind, so folgt doch nicht daraus, daß die Verordnung derselben nur darauf einzuschränken ist, wie man selbst aus der Geschichte dieses Gesetzes schließen kann. Die Meynung aber, daß der niedere Adel mit dem hohen einen gleichen Stand ausgemacht habe, oder noch ausmache, ist falsch. Ob nun in neuern Zeiten durch Gewohnheiten oder Gesetze ein Regulativ gemacht worden, untersucht der V. im dritten Abschnitte, wo er die bekannten Fälle reichsständischer Ehen mit Personen niedern Adels durchgehet, und was darauf erfolgt ist, anführt. Hier zeigt sich nun freylich, in Ansehung der Grundsätze und Aussprüche des Kaisers und des Reichshofraths, keine Gleichförmigkeit. Indessen ist gegen den V. zu erinnern, daß theils die ehemals durchaus wirksamen Standeserhöhungen, theils die Einwilligung der Agnaten, theils endlich politische Gründe bisweilen veranlaßten, daß einer Ehe eines Erlauchten mit einer Adlichen die Wirkung einer standsmäßigen beygelegt wurde. Die aus dieser dreyfachen Quelle zu erklärenden Fälle weggerechnet, erscheinet aus den übrigen, wo jene Umstände nicht vorhanden waren, daß man solche Ehen nicht für standsmäßig gehalten, und die vom V. selbst angeführten Verträge fürstlicher und reichsgräflicher Häuser lehren, daß die meisten Stände eben diese Grundsätze hegten. *) Hieraus also kann man doch mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß man solche Ehen auch zu den in der Wahlcapitulation genannten notorischen Mißheyrathen gerechnet, und sie darunter ver-

*) Unter mehrern Beyspielen von der Meynung der Fürsten hierüber führen nur ein sehr deutliches an von Landgrafen Otto von Hessen, worüber eine Stelle der Heßischen Chronik in Fischers Geschichte des Pavischen Vertrags S. 11 angezogen ist.

standen habe. Zugegeben aber, daß aus allen angeführten Fällen nichts folge, und daß also, nach des V. eignen Anführen, alles auf das alte Herkommen ankomme: so haben wir, in Ansehung desselben, des V. für gewiß gemachten Behauptung widersprechen müssen, und müssen es ihm noch mehr in seiner zulezt geäusserten Meynung, als ob die Ehen erlauchter Personen mit denen aus alten ritterbürtigen Adel entsprossenen Personen standsmäßig, hingegen die mit den aus neuern oder nicht von alten ritterbürtigen Familien abstammenden Personen geschlossenen unstandsmäßig wären.

Cb.

Versuch einer Geschichte der landesherrlichen höchsten Gerichtsbarkeit und derer (der) Hofgerichte in Sachsen besonders des gesammten Hofgerichts zu Jena, entworfen von Bernhard Gottlieb Huldreich Hellfeld. — Jena, bey J. R. Crökers Wittwe. 1782. 15 Bogen in 8.

Wer da weis, mit welchen Schwierigkeiten die Lehre von der deutschen Gerichtsbarkeit und der damit gewissermaßen in genauer Verbindung stehenden Landeshoheit verwickelt ist, dem muß jeder Beytrag darzu angenehm seyn: besonders aber alsdann, wenn dadurch die Geschichte derselben in einem einzelnen Lande mehr aufgekläret wird. Dergleichen Untersuchungen über einzelne Länder oder Gerichtsbezirke können uns auf genaue und bestimmte Grundsätze leiten, und manche Hypothesen zu Wahrheiten erheben, andere aber zu das, was sie wirklich sind, zu falschen Voraussetzungen herabwürdigen. Wenn sie nur mit gehöriger Sorgfalt und so angestellt werden, daß die auf dies einzelne Land sich beziehende Ereignisse und Urkunden, die die Gerichtsbarkeit betreffen, aufgesucht, in Verbindung unter einander geprüft und richtige Folgerungen daraus hergeleitet werden. Das allgemeine und schon bekannte muß hierbey vorausgesezt und nur allenfalls zu Aufklärung zweifelhafter Puncte gebraucht werden. Nach dieser Idee wollen wir die vor uns liegende Schrift prüfen. Im ersten Abschnitte, wo der V. die Geschichte der landesherrlichen höchsten Gerichtsbarkeit in Sachsen untersucht, schickt er einige Nachrichten voraus von der ältern

tern Gerichtsverfassung in Deutschland sowohl, als auch insbesondere unter den Sachsen, bey welchen er stehen bleibt, und die Geschichten ihrer Herzoge und deren Gewalt erzählt. Allein obgleich dies alles im allgemeinen richtig und gut vorgetragen ist; so sind es doch meist nur bekannte Dinge. Hiernächst aber läßt sich der V. zu Hypothesen und zu Behauptungen verleiten, die unerwiesen und falsch sind. Z. B. „Otto, der Erlauchte, habe in Sachsen unumschränkt regiert; Herzog Heinrich I. habe in Sachsen unabhängig regieret; die königliche Gewalt sey fast erloschen, in den ihm (Heinrichen) unterworfenen Staaten; Heinrich habe alle Majestätsrechte nicht im Namen des Kaisers, sondern für sich allein ausgeübt." Er sagt zwar, daß nachhero die kaiserliche Macht wieder zugenommen, auch schildert er der Wahrheit gemäß, die in dem 10ten und 11ten Jahrhundert Statt gefundene Gerichtsverfassung in den deutschen Provinzen, besonders in Sachsen: allein immer sieht er die Herzoge als Landesherrn an, und nennt sie auch so, ob sie gleich damals aus diesem Gesichtspunkt noch nicht angesehn werden können. Alles, was er übrigens von dem Herzogthum Sachsen, bis es auf die Markgrafen von Meisen gekommen, sagt, lehrt den Leser nicht viel mehr, als was man aus der allgemeinen Verfassung Deutschlands weis. Bey der eingeschalteten Geschichte der Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meisen und der Gerichtsverfassung beyder Länder führt er wirkliche besondre Ereignisse und Urkunden an, aus denen man das Eigne dieser Länder etwas genauer kennen lernet; so wie dies auch von der folgenden Erzählung gilt, was es nemlich mit der Pfalz Sachsen und mit den von Sachsen erlangten Befreyungen in Ansehung der Geistlichen und kaiserlichen Gerichte für eine Bewandniß habe. Und da der V. viele Belesenheit, viel gesunde Beurtheilung und einen angenehmen Vortrag hat: so gestehn wir, daß wir diese ganze Ausführung mit vielem Vergnügen gelesen haben. Allein befriedigend ist sie uns nicht gewesen: weil man nach Durchlesung derselben keine ganz deutliche Kenntniß von der Sächsischen, Meißnischen und Thüringschen Gerichtsverfassung, noch auch neue Aufschlüsse in der Geschichte derselben erhält. Im zweyten Abschnitt wird der Ursprung, die Geschichte und innere Verfassung der Hofgerichte in Sachsen, besonders des gesammten Hofgerichts zu Jena erzählt. Da der V. im vorgen Abschnitte von denen Gerichten, aus welchen die beständigen Hofgerichte entstanden sind, nicht

 vollstän-

vollständig und ausführlich genug gehandelt hat, so entstehet in der Geschichte eine Lücke, und man vermißt die Untersuchung des Uebergangs von den ehemaligen Landgerichten zu den nachherigen Hofgerichten. Diesen Mangel weggerechnet, hat uns hier der V. weit mehr befriediget und gefallen, als beym vorigen Abschnitte. Er hat die Geschichte von Errichtung des vormals über alle sächsischen Lande sowohl der Ernestinschen als Albertinschen Linie die Gerichtsbarkeit ausübenden Oberhofgerichts zu Leipzig, des Hofgerichts zu Wittenberg, und endlich des nach der Achtserklärung Johann Friedrichs von den Herzogen zu Sachsen in Jena gestifteten Hofgerichts, sehr vollständig erzählt, die Schicksale und Verfassung des leztern genau entwickelt, und manches, was bisher unbekannt war, ans Licht gebracht. Er hat dabey archivalische Urkunden zur Hand gehabt, und dadurch seiner Geschichte einen hohen Grad von Zuverlässigkeit gegeben. Was wir allenfalls dabey vermissen, und was einer besondern Erörterung wohl werth gewesen wäre, ist die Bestimmung des Antheils, den die Landstände an den Hofgerichten gehabt haben, und den der V. nur im Vorbeygehn erwähnt. Es sind einige der vom V. benuzten Urkunden als Beylagen beygefügt: nemlich 1) Johann Friedrichs des mittlern und Johann Wilhelms Anweisung ihrer Unterthanen an das Hofgerichte zu Jena von 1566. 2) Johann Friedrichs des mittlern Abschaffung des Hofgerichts zu Jena von 1566. 3) Schreiben Johann Wilhelms an Johann Friedrich wegen dieser Aufhebung von 1566. 4) Ebendesselben an das Hofgerichte zu Jena deshalb erlassenes Rescript von 1566. 5) Ebendesselben Rescript an das Hofgericht, wegen dessen Fortgang und Anweisung aller Unterthanen an Johann Wilhelm allein von 1567. 6) Patent wegen Errichtung eines Hofgerichts in Coburg von 1581. 7) Rescript Friedrich Wilhelms wegen Transferirung des Coburgischen Hofgerichts nach Jena von 1648. 8) Rescript des Herzogs von Coburg 1648 an seine Landschaft, worinnen sie an das Hofgericht zu Jena gewiesen werden. 9) Verzeichnis der Jenaischen Hofrichter von 1566-1781. 10) Auszug aus dem Visitationsrescript von 1314. 11) Desgleichen von 1732.

Eg.

3) Arz-

3) Arzneygelahrheit.

Beschreibung der londonschen medicinischen Praxis, den deutschen Aerzten vorgelegt, von G. Levison, K. Schwedischen Professor und der A. G. Doct. Mitglied der medicinischen Gesellschaft, und Arzt am general medical asylum in London. Zwey Theile, mit einer Vorrede von Joh. Christian Anton Theden, K. Pr. dritten Generalchirurgus rc. Mit K. Pr. und Churf. Freyheiten. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai 1782. In gr. 8. 1. Theil. 22 Bog. 2. Theil 15 Bogen.

Die Zueignungsschrift an den König von Schweden, und Hrn. Thedens und des V. eigne Vorrede enthalten verschiedenes, woraus man den V. und die Veranlassung und Einrichtung dieser Schrift, die jungen Practicis sehr angenehm seyn wird, kennen lernt. Hr. Levison ist ein Berliner von Geburt, hat aber in England und Schottland studirt. Seit vielen Jahren ist er zum Arzte des auf dem Titel benannten Armenhospitals in London bestellt gewesen, und da ihn gewisse Geschäfte nöthigten, eine Reise nach Schweden zu thun, und der König wünschte, eine ähnliche Armenanstalt in der Residenz zu haben: so brachte der V. dieselbe zu Stande, und wurde zum Professor ernannt, auch ihm die Freyheit, daselbst zu practiciren, ertheilt. Familienumstände brachten ihn nach Berlin, wo er das gegenwärtige Werk ausarbeitete, und wo ihn Hr. Theden kennen lernte.

Da der V. die Achtung und den Nacheifer der Deutschen, womit sie die Schriften der englischen Aerzte studiren, warnahm; keiner der leztern aber eine Heilmethode aller und jeder Krankheiten in einem Werke beschrieben hat: so wollte er den Deutschen die Mühe des Zusammensuchens ersparen, indem er eine allgemeine Heilmethode der Londonschen Aerzte unter dem obigen Titel ans Licht stellte. Man möchte zwar einwenden, daß es keine allgemeine Heilmethode der Engländer geben könne,

weil verschiedene Aerzte eine und dieselbe Krankheit verschieden behandeln, und in London der Aerzte und Dispensatorien so viele sind: allein, wenn man bedenkt, sagt Hr. Levison, daß eben daselbst die Aerzte von den verschiedenen Dispensatorien und Hospitälern beständige Consultationen halten, und in einer Menge medicinischer Gesellschaften sich fast wöchentlich ihre Bemerkungen mittheilen; so wird es nicht mehr Verwunderung erregen, wenn der Erfolg davon eine gesezte, bestimmte und allgemeine Heilmethode ist. Die Londoner Praxis, fährt er fort, unterscheidet sich durch ihre Simplicität und Unabhängigkeit von weitläuftigen Theorien, und durch den Gebrauch vieler Arzneyen, oder solcher Dosen derselben, die man in Deutschland für zweydeutig oder gefährlich hält. Auch richten die Engländer in jeder Krankheit ein vorzügliches Augenmerk auf das Regimen, und curiren nicht selten durch dieses allein die Krankheiten. Diese Unterscheidungsstücke hat demnach der V. in dieser Schrift uns darlegen wollen. Man findet im ganzen Werke wenig Theorie von Engländern; (obwohl genug von Hrn. Levison) Erfahrungen und kräftige Heilmittel helfen gemeiniglich aus. Die Krankheiten theilt Hr. Levison in drey Hauptklassen, nemlich in solche, wo die Bewegungen vermehrt, wo sie vermindert, und wo sie sonst in Unordnung gerathen sind: denn alle Krankheiten bestehen in verlezten Bewegungen. Er erklärt sich hierüber umständlich in den ersten Abschnitten seiner Schrift, und zeigt die Fehler andrer Eintheilungen ganz richtig an. Es ist auch im Grunde ziemlich gleichgültig, in welcher Ordnung man das Heer von Krankheiten abhandelt, wenn man nur diejenigen, welche eine Kenntniß andrer voraussetzen, zuerst, und alle, die einerley Charakter haben, beysammen erklärt. Daher möchte es nicht wichtig genug seyn, die allgemeine Eintheilung, welche Hr. Levison gewählt hat, zu critisiren. Sonst würden wir gegen den Grund, worauf sie beruhet, einzuwenden haben, daß entweder nicht jede Krankheit, nicht jeder widernatürliche Zustand des Körpers in verlezten Bewegungen bestehe, oder, daß wenigstens diese nicht in allen so bemerkbar sind, daß man sie zu Unterscheidungszeichen gebrauchen könnte. So scheint es uns z. E. sehr gezwungen zu seyn, die verschiedenen Decompositionen der Säfte, als Fäulniß, Schärfe rc. den überladenen Magen, den grauen Staar, die Wunden, einige Gemüthskrankheiten, als die Vergeßlichkeit, die Albernheit rc. und die ursprünglichen Fehler der Kräfte, z. E. eine zu große Reiz-

barkeit,

barkeit, Empfindlichkeit ꝛc. als fehlerhafte Bewegungen zu charakterisiren: denn ob sie gleich von solchen herrühren und auch dergleichen verursachen mögen, so kann man theils sie selbst doch nicht so nennen, theils sind sie, wenn sie es auch wären, für eine systematische Eintheilung, die auffallende Merkmale erfodert, zu verborgen, und wohl gar noch dazu erdichtet, besonders die man den Lebensgeistern beylegt. Doch, wie gesagt, die Sache ist unerheblich, und wir wollen dem V. keinen Streit darüber erregen. Daß er darüber nachgedacht habe, wird jeder Leser der ersten Abschnitte leicht erkennen, in welchen überhaupt viel gute Grundsätze und tiefere Einsichten enthalten sind, als man in vielen Schriften, besonders unsrer deutschen Vielschreiber, findet. Eben daselbst rechtfertigt er auch seine Eintheilung der Fieber in entzündliche und schleichende, welche wir der Beurtheilung der Leser anheim stellen. Die Abhandlungen der Krankheiten selbst sind kurz und faßlich, und zeigen die Ursachen und Symptome derselben, das dabey zu beobachtende Verhalten und die Curregeln an, welche mit viel hundert ausführlichen Recepten ausstaffirt sind. Dies leztere ist nun freylich für auch nur einigermaßen geübte Aerzte sehr überflüßig: aber der V. sucht es in seiner Vorrede damit zu entschuldigen, daß der Kranke oft Abwechselung und Veränderung verlange, und der junge Arzt, für den er vorzüglich schreibe, nicht immer Fertigkeit genug besitze, viele Veränderungen in seinen Formeln zu machen, da ihm dann dieses Werk zugleich als eine kleine Anweisung in Receptschreiben dienen könne. In der That mögen wohl leicht zehnmal so viel Aerzte practiciren, denen mit diesen Vorschriften gedient ist, als solche, denen sie unnüz sind.

Eine specielle Therapie aller Krankheiten ausführlich zu recensiren, wird niemand von uns erwarten. Die sich auszeichnenden Curarten der Engländer sind überdem mit allen ihren Vorzügen und Mängeln bey uns schon ziemlich bekannt. Mithin wird es genug seyn, nur einiges anzuzeigen, was diese fleissige Compilation, der Hr. Levison seine eignen Erfahrungen und Grundsätze mit einverleibt hat, von andern unterscheidet. Bey den Pocken findet man die Beschreibung der Einimpfung nach Dimsdalischer Methode. Man bringt die zu Inoculirenden in das Haus, ja wohl in das Zimmer eines Pockenkranken, (welches wir für unvorsichtig halten,) macht die Einschnitte noch an beyden Oberarmen durch die Oberhaut bis in die

Haut selbst, und präparirt mit Calomel und Purgirsalz ꝛc. — Bey der bösartigen Bräune betüpft der V. die faulen Geschwüre im Halse, mittelst eines Pinsels, mit dem Spirit. salis marin. Glaub., welcher sie fast augenblicklich reiniget, und die gesunden Theile nicht angreift. Er hat von dieser Krankheit eine eigne Schrift in englischer Sprache geschrieben. — Von der Vergrößerung der Leber giebt Hr. Levison eine kurze Beschreibung nach Crawfords Essay on the nature, cause and cure of a discase incident to the Liver. Die Leber ist erstaunlich aufgetrieben, ohne sonst schadhaft zu seyn. Man kann dieses Uebel durch eine ganz simple Cur zuweilen in 9 bis 10 Tagen curiren. — Ziemlich ausführlich und lehrreich wird von den Krankeiten gehandelt, die sich durch Husten, Engbrüstigkeit und Auszehrung äußern. Gelegentlich wird hier eines Decocts der Fieberrinde mit Myrrhen, Wermuthsalz und Eisensalz gedacht, und die gute Wirkung dieser beyden Salze gerühmt, ohnerachtet sie sich außer dem Körper präcipitiren. — Von der Gelbsucht hat der V. manches ihm eigne, das Erwägung verdient. — Bey der Wassersucht hält er viel auf die äußerlichen Mittel. Von innerlichen giebt er über 40 Formeln —. Von den Yaws, ein besondrer Artikel. — Den Scorbut hält Hr. Levison für eine chronische faule Krankheit, wo zuerst die Organe und Säfte allmählig in Fäulniß übergehn, ohne Fieber zu verursachen, dahingegen beym Faulfieber die Fäulniß zuerst die Lebenskräfte angreife. Sehr wahr ist es wenigstens, und sollte von den Pathologen mehr beherziget werden, daß von einerley Gifte eine ganz andre Krankheit hervorgebracht werden müßte, wenn sie zuerst nur in die Organe und Säfte, als wenn sie zuerst ins Nervensystem und Sensorium wirkt. — Scropheln und Krebs scheinen ihm von derselben Natur zu seyn, weil beyde nur in drüsigten Theilen gefunden werden, nur daß die Verhärtung in den Scropheln nicht so groß sey, als ein Krebs.

Im zweyten Theile, der uns etwas eilfertiger geschrieben zu seyn scheint, als der erste, ist die Lehre von den Nervenkrankheiten ausführlich behandelt: doch müssen wir bekennen, daß vieles, was der V. davon als seine eigne Lehren vorträgt, in deutschen Schriften schon bestimmter, obwohl nicht eben mit seinen Ausdrücken, z. E. von Lebenskraft, schwachen oder starken Lebensgeistern, Reaction und dergl. vorkomme. — Der Hauptunterschied zwischen dem Schlafe und der Apoplexie soll

nur

nur dieser seyn, daß man einen Menschen aus jenem wieder erwecken kann, aus dieser aber nicht. Das wäre dann etwa so, oder noch ärger, als zwischen Schlaf und Tode. — Von den hysterischen Krankheiten ausführlich genug, aber ein wenig flach. Es ist doch wohl nur, um was ungewöhnliches zu sagen, daß der V. behaupten will, es gebe keine Krankheiten, die dem weiblichen Geschlechte ganz eigen wären, ob ihnen gleich Organe eigen sind, die die Männer nicht haben: „denn, sagt er, es sind, der verschiedenen Struktur ungeachtet, dennoch dieselben Bestandtheile vorhanden, und folglich diese den gleichen Veränderungen ausgesezt." (Betreffen denn alle Krankheiten blos die Bestandtheile des Körpers? Giebt es nicht Krankheiten der Organe, Fehler ihrer Struktur und ihrer Functionen, die nur denjenigen Körpern allein eigen seyn müssen, die diese Organe besitzen? Inzwischen ist dieser Hang zu Paradoxien auch englisch, und schwerlich der Gründlichkeit vortheilhafter, als die Hypothesensucht der Deutschen.) Es ließen sich über diesen ganzen Abschnitt, und die Theorien des V., die in diesem zweyten Theile häufig vorkommen, viel Anmerkungen machen, aber wir übergehn sie, und zeigen nur noch an, daß unter den noch folgenden Aufsätzen, die von der Entbindung, vom bösartigen Tripper und der wahren Lustseuche die ausführlichsten sind. Im gutartigen Tripper lobt er gleich anfangs öhligte Einspritzungen, und in der Lustseuche das calcinirte Quecksilber. Tripper und Lustseuche sollen nur im Orte, den sie einnehmen, nicht aber in der Natur des Gifts verschieden seyn, „weil sich sonst nicht die eine von diesen Krankheiten in die andre verwandeln könnte" (welches aber eben die Sache ist, die von andern geleugnet wird.) Die Krankheiten der Sinne machen den Beschluß. Wer von der Philosophie des V. eine Probe lesen will, dem können wir den Anfang dieses Artikels S. 213 : 216 empfehlen. Er ist übrigens der sonderbaren Meynung, „daß jeder, wer sehen kann, zugeben werde, daß, wenn er das Geschäft des Denkens untersucht, es mit den Augen geschehe" u. s. w.

Zz.

D. Paskal Joseph Ferro von der Ansteckung der epidemischen Krankheiten und besonders der Pest. Leipzig, 1782. kl. 8vo S. 103.

Die

Die Absicht des V. geht dahin, der Pest die Ansteckung abzusprechen. Die Pest, sagt er, entsteht wie andre Faulfieber aus allgemein herrschenden Ursachen, z. B. aus nasser Wärme und dicken Nebeln (S. 14.) Wer nun den allgemeinen Ursachen nicht ausgesezt war, wird nie die Seuche bekommen: wer aber denselben sich lange Zeit ausgesezt hatte, wird ihr selten entgehen (S. 41.) Wer also schon Disposition im Körper hat, der bekömmt die Pest, und glaubt hernach falsch, sie durch Ansteckung erhalten zu haben. Um seine Sache besser zu beweisen, macht der V. einen Unterschied zwischen Epidemien und ansteckenden Krankheiten, zieht hieraus Schlüsse, die so ziemlich sophistisch klingen. Epidemien entstehen aus allgemeinen Ursachen und verschwinden wieder, wenn diese Ursachen aufgehört haben. Aber ansteckende Krankheiten sind von Epidemien wesentlich unterschieden; sie greifen alle Menschengattungen an, doch so, daß es oft viele Idiosyncrasien giebt, die ihnen wenigstens einige Zeitlang widerstehen. Aber wo sie einmal hingebracht werden, da bleiben sie, setzen sich da fest und gehen selten weg, z. B. die Pocken, venerische Seuche (S 56.) Nun, heist es weiter S. 63, „die epidemischen Krankheiten sind nicht ansteckend, können nicht ansteckend seyn, sonst müßten sie in dem Lande bleiben, wo sie hineinkommen, aber sie schwinden wieder weg, ohne eine Spur nach sich zu lassen.“ „Wir sehen nun, sagt er S. 64, dem fürchterlichsten Gespenste seine Larve abgezogen. Wir sehens entblöst von der Schreckgestalt, die die Unwissenheit ihm anklebte, und die die Furcht noch mehr vergrößerte.“

Ziemlich rasch von einem Manne, der die Pest eben so wenig als Recensent in der Nähe hat kennen gelernt! Wir geben zu, daß Quarantänen könnten kürzer seyn, daß sie nicht alles leisten, was sie leisten sollen, daß sie dem Handel schaden; wir geben zu, daß man sich bey epidemischen Krankheiten, bey Viehseuchen und selbst bey der Pest, etwa mehr wegen Ansteckung fürchtet, als es nöthig ist. Sehr oft sind aber auch Krankheiten für Pest ausgeschrieen worden, die es im strengen Sinne nicht gewesen sind, woher dann so vielerley Meinungen und Kurarten über selbige hauptsächlich rühren mögen.

Nach des Verfassers Meinung wäre aber alle Vorsicht so gut, als ganz unnütze. Ist der Körper durch die allgemeine Ursache der Epidemie prädisponirt, so bekömmt man sie doch; ist er es nicht, so kan keine Ansteckung wirken. Dieser Satz

könnte

könnte etwa zur Pestzeit so viel schaden, als die Meinung der Türken, daß die Pest von Gott sey; wer sie haben solle, müsse sie bekommen. Eben hierin liegt die Ursache und nicht blos in der Disposition, wie der V. glaubt, daß die Christen zur Pestzeit weniger leiden, als die Türken. Die Christen sind anderer Meinung, als die Türken, brauchen Vorsicht, entfernen sich, vermeiden Ansteckung; selbst der klügere Theil der Türken folgt nun ihrem Beyspiele, and rettet sich. Ich habe Bekanntschaft mit einem vernünftigen Geistlichen, der sieben Jahre in Groß-Kairo war, und vielen Pestkranken beygestanden hat, der mir die Sache ganz anders erkläret, als sie unser V. betrachtet. Mein Geistlicher stimmt völlig mit dem überein, was Mertens von der Pest in Moskau sagt, daß man nemlich nur alsdenn angesteckt werde, wenn man den Kranken, oder von ihm berührte Sachen berühre. Unser V., der das Werkchen Mertens so oft anführt, übergeht aber diesen Umstand sorgfältig.

Freylich muß eine Pest ihre ursprüngliche allgemeine Ursache haben. Z. B. in Aegypten die Ueberschwemmung und darauf folgende Hitze, oder die Unsauberkeit der Türken, wo z. B. jeder Fuhrmann seinen crepirten Esel auf der Straße liegen, und verfaulen läßt, wo überhaupt solcher Gestank in den Strassen ist, daß selbst kein Türk aus dem Hause geht, ohne die Nase zuzuhalten. Von dieser allgemeinen Ursache werden nun schwächere Menschen die geringere Nahrung haben, oder am schlechtesten wohnen, zuerst die Krankheit erhalten. Alle übrige könnten von der Wirkung dieser allgemeinen Ursache etwas empfinden, oder noch wirklich im Körper haben, welches aber durch eine bessere Diät, durch Entfernung und andere Umstände unkräftig bleibt. Käme aber noch Berührung oder Ansteckung zu einem ohnehin schon prädisponirten Körper, so würde es sicher die Krankheit absetzen, obschon sie allein für sich nicht ausgebrochen wäre. Man weis ja ohnehin, daß mehr als eine entfernte Ursache zur Entstehung einer Krankheit wirkt.

Auch der Satz, daß eine ansteckende Krankheit immer an selbigem Orte bleibe, ist völlig unrichtig. War etwa der Aussatz ansteckend, wie es einige behaupten andere leugnen, so wäre er nun, da man fast nichts mehr von ihm weis, und nur noch allenthalben die verfallenen sogenannte Siechhäuser sieht, wirklich ein Gegenbeweis dieses Satzes unsers Verfassers. Krätze, venerische Seuche müßten aller Vermeidung der Ansteckung, aller guten Veranstaltungen und Heilungsart ungeachtet, immer an selbigem

selbigem Orte bleiben. — Vielleicht glückt es auch noch, die Pockenseuche ganz zu vertilgen, wie es schon mehrere Aerzte in Vorschlag gebracht hatten.

Von der Viehseuche räsonnirt der V. fast eben so, wie von der Pest. Freylich kann auch hier die Furcht der Ansteckung übertrieben werden. Rec. kennt selber eine mörderische Viehkrankheit, die nur bey einer Heerde einriß, und blos von faulem stehendem Wasser kam.

Wenn übrigens wir andere Erdensöhne von Aerzten zu Wien hören, „daß sie izt mit dem Peteschenfieber so vertraut wären, daß sie's oft lieber, als einen Catarrh kuriren wollen" (S. 16): so fällt uns ein, was Rousseau dachte, als er in Kräuterbüchern so unendliche Wirkungen von Kräutern wider alle Krankheiten las; es muß also, schloß er, bloße Caprize von Menschen seyn, wenn künftig einer sterben möchte.

Carl Joseph Damilano Abhandlung über den Friesel im Piemontesischen. Aus dem italiänischen. Göttingen, 1782. 8. 168 S.

Ein schöner Contrast, wenn man das Werkchen des V. mit jenem, was der sel. de Haen vom Friesel sagte, zusammen hält! de Haen, der eben auch seine Sachen übertrieb, würde wieder hier jemanden gefunden haben, den er einen Frieselmacher hätte nennen können. Der V. setzet vier Hauptkennzeichen des Friesels: 1) stinkenden Schweiß wie verdorbner Essig. 2) Krampf in den Händen, Fingern, Waden, Füßen. 3) Beklemmung auf der Brust, Beängstigung. 4) Eine mit anhaltendem Wachen verbundene Unruhe, Furcht, Schwermuth. Die Grundursache, sagt er, ist ein fauligt ätzender Stof oder bösartiger Dunst. Vom Frieselgift, von den Blasenmitteln, vom Schröpfen, spricht er wirklich als Poltron. Er ist überzeugt, daß die Wirkung des Frieselmiasma weit heftiger und reizender sey, als die vom Scheidewasser oder selbst vom Feuer. Schröpfen ist halsbrechende Arbeit. Der Frieselausschlag ist desto schlimmer, je eher er ausbricht, muß also im Anfange zurückgehalten werden. Fast aller böser Friesel heißt bey ihm symptomatisch. Er demonstrirt hierüber mit ziemlicher Langweile. Kürzer möchte es heißen, daß Frieselausschlag ohne Ausleerungen gefährlich sey, daß Ausleerung meistens höchstnöthig sey. Das

ganze

ganze Werkchen ist eine etwas pedantische Lectür, die freylich immer auch hier und dort ihr Gutes hat. —

Wie kömmt es wohl, daß just die jungen Aerzte uns gemeiniglich soviel von den Beyspielen der Alten und von Nachahmung der Natur zu erzählen wissen, und immer so sehr darauf pochen? Ich habe oft blos aus diesem Umstande ganz richtig den Schluß gemacht, daß der Verfasser noch nichts als ein Arzt in fieri sey.

3.

Joh. Dan. Metzgers D. Hofraths und Professors der Anatomie zu Königsberg, vermischte medicinische Schriften. Erster Band. 1781. 213 S. in 8. Zweyter Band. Königsberg, bey Wagner und Dengel. 1782. 308 S. in 8.

Beyde Bände dieses gelehrten und fleißigen Mannes, dessen Adversaria medica der Rec. vormals in dieser Bibliothek angezeigt hatte, kommen uns zugleich zu Handen, weil der erste eine zeitlang nicht gehörig bekannt wurde. Der Inhalt dieser Bände besteht, so wie jenes lateinische Werk, aus vielen Abhandlungen verschiedenen Inhalts, davon wir die merkwürdigsten nach und nach anzeigen, und etwa unsre Anmerkungen hinzufügen wollen. Hr. M. wählt lieber deutsch zu schreiben, weil es dem herrschenden Geschmacke nicht mehr gemäß ist, lateinische Schriften zu lesen.

Der erste Abschnitt des ersten Bandes enthält Leichenöffnungen. 1. Von einer Versetzung der Eingeweide: Bey Gelegenheit ist etwas über die Systeme der Evolution und der Epigenesis gesagt — Materien, an denen sich der Verstand üben kann, ohne sie zu ergründen: der V. erklärt sich einigermaßen für die leztere. 4. Section einer Schlagflüßigen Person; bey dieser konnte wohl niemand zweifeln, daß die Congestion des Bluts zum Kopfe, und die Ergiessung desselben die nächste Ursach des plözlichen Todes war, und es wäre gewiß sehr unwahrscheinlich, anzunehmen, die Ergiessung sey eine Folge des Zufalls. Hr. M. nimmt hier Gelegenheit, die Meynung des Hrn. Weikard auf eine anständige Art anzufechten, der den blutigen Schlagfluß nicht anerkennen will. Man mag

hier

hier lesen, was Hrn. W. Sätzen entgegen gestellt wird. Aber freylich hat der Rec. hinlänglichen Grund seit vielen Jahren, ehe jemals W. darüber schrieb, anzunehmen, daß es auch plözliche Todesfälle gebe, von denen man sagen möchte: sie seyen wahre Nervenzufälle.

Der zweyte Abschnitt enthält praktische Beobachtungen. 1. Von venerischen Krankheiten mit vieler Erfahrung, und der Gedanke, daß der Tripper nicht venerisch sey, wird hier ziemlich gut widerlegt; der Rec. hielt auch den Tripper mehrentheils für venerisch, obgleich man gemeiniglich keine Mercurialmittel dagegen gebraucht; und dies beweißt auch beynahe nicht mehr gegen die venerische Natur des Uebels, als es beweisen würde, wie Hr. M. sagt, daß ein Wechselfieber kein Wechselfieber sey, weil es ohne China kurirt werde. 2. Daß der Scorbut nicht von der Seeluft, noch von gesalzenen thierischen Speisen herkomme, sondern von schlechter unreiner Luft und verdorbenen Nahrungsmitteln, und daher habe man den Scorbut in Gefängnissen, auf dem Lande, eben so gut wie auf der See. 3. Von einer schrecklichen convulsivischen Krankheit eines Officiers, die ganz augenscheinlich von der Selbstbefleckung herrührte.

Drittens. Chirurgische Vorfälle. Geschichte einer sehr glücklich ausgefallenen Durchschneidung des Schambeinknorpels bey einer sehr schweren Geburt von einem außerordentlich grossen Kinde, die ein D. Brodhag in Königsberg angestellet. Ein solcher Fall beweiset denn freylich mehr als viele Alphabete voll Schnack darüber. Hr. M. macht sehr gute Anmerkungen dazu. Die nemliche Dame ist seitdem schon wieder mit Zwillingen, und zwar glücklich und natürlich niedergekommen; das ist doch alles, was für die Güte der Operation gesagt werden kann.

Viertens. Versuche mit neuern Arzneyen. Das Quajacharz in Brandwein that bey einem sehr gut, bey andern nicht. Das le Feburische Arsenicmittel wider den Krebs schien wohl anfangs etwas zu wirken, aber in der Folge nicht mehr. Asa fötida bey der Knochenfäule wollte nicht anschlagen.

Fünftens. Gerichtliche Arzneywissenschaft. Für die Möglichkeit einer Schwängerung, vermittelst eines nach unten zu durchbohrten männlichen Gliedes. Für die Lungenprobe.

Zweyter Band. Hiervon wird ein Drittheil von drey Responsis eingenommen, die der V. Nahmens seiner Facultät auf-

aufgesezt; für Kenner solcher Dinge liesse sich dergleichen wohl etwas kürzer liefern. II. Beytrag zur medicinisch topographischen Geschichte von Königsberg. Es sind hier allerley Anmerkungen, über die Lage, die Luft, die feucht ist, auch Klagen über das Begraben in den Kirchen, über die Quacksalber. Die dem Recensenten S. 128 vorgelegte Frage, betreffend die Freymäurer, kann er nicht beantworten, weil er eben so profan ist, wie der V., er versichert inzwischen, daß die hochtönenden Dinge, welche der Orden von sich auszustreuen sucht, und womit freylich manchem Schwachem Sand in die Augen gestreuet wird, ihn niemals haben einleuchten wollen. Blindheit auf der einen und Interesse auf der andern Seite hält diese Gesellschaft zusammen, das andere sind Schein- und Nebendinge. — Zur Verhütung des Kindermordes solle man nicht blos die Mutter strafen, sondern auch mehr Strenge gegen den Urheber der Schwangerschaft beweisen, der doch den Mord am ehesten verhüten kann; es ist eine Geschichte beygefügt, die dieses weiter beweist und die Mitleiden erregt. — Es ist wohl nicht der Erfahrung gemäß, daß die gesundesten Kinder die leichtesten Blattern bekommen. Ueberhaupt dem, was der V. über die Blattern und deren Einimpfung etwas declamatorisch sagt, kann der Rec. nicht beypflichten; daß die Inoculation unter den günstigsten Alles versprechenden Umständen tödten könne, weiß er, und hat es selbst erfahren; aber dennoch, wenn man hunderte an den natürlichen, und hunderte an inoculirten Blattern gesehn hat, etwa in dem Londoner Inoculationshospitale, und denn für natürliche Blattern gewesen ist: so bleibt gar keine Wahl. Was der V. von der superficiellen Einimpfung, und was Hr. Selle von dem Digeriren der Pockenmaterie gesagt hat, ist ja bloße Theorie, und kann gegen Thatsachen nichts beweisen. Das Jahr 1779, welches ausserordentlich gesund war, bewies, sagt Hr. M., daß sehr gelinde Winter gar nicht nothwendig ungesunde Zeiten geben, denn der Winter 78/79 war ganz ungewöhnlich gelinde. Von den Krankheiten des Viehes ist auch etwas beygefügt, und zu Ende dieses Abschnitts sind Listen angehängt von den Gebohrnen, Getrauten und Gestorbenen in Königsberg für 10 Jahre. Bey Gelegenheit einer Leichenöfnung ist hier wieder vieles über die Ursachen des Schlagflusses gesagt, theils des V., theils Hrn. Selle Gedanken. Ein wahrlich großer Mann, den Hr. M. auch sehr ehrt, Zimmermann sagt irgendwo ohngefehr: „die Wirkungen

kennen wir ziemlich genau, aber mit den Ursachen haben wir unsre Noth." Das kam mir auch so vor, und es sollte das Motto über alle Theorien der Art seyn. — Von dem Stiefmütterchen (viola tricolor) fand der V. Nutzen gegen die Milchcruste; der Rec. kann das Mittel ebenfalls rühmen. Den Beschluß des Bandes macht eine academische Rede über die Wirkung der Arzneymittel im menschlichen Körper, die hauptsächlich die Unvollkommenheit unsrer Wissenschaft davon zeigt.

Hr. M. zeigt einigen Widerwillen gegen die Engländer; es ist sonderbar, daß dieses nun auf einigen deutschen Universitäten der Ton ist. Auf einigen deutschen Universitäten lehrt man sogar ordentlich und öffentlich: die deutsche Nation übertreffe nun alle andere in der Welt. Die so reden, wie wenig kennen die Engländer, Franzosen und Deutsche im Ganzen. Engländer und Franzosen hassen sich wohl, aber die Gelehrten lassen sich doch Gerechtigkeit wiederfahren. Etwas verschwendrisch mit Lobsprüchen ist wohl Hr. M. zuweilen, es sind manchmal ganz brave und fleißige Männer, die er unter die ersten Schriftsteller sezt und große Männer nennt. Tissot und de Haen kann man unmöglich al pari setzen, ohne Tissot die größte Ungerechtigkeit zu beweisen. Hr. M. bedient sich oft eines Worts, das uns sonst nicht erinnerlich ist und juristischen Ursprungs seyn wird, es heißt: ausmitteln, und bedeutet nach dem Zusammenhang so viel, als zur Gewißheit bringen. Ein wenig scheint Hr. M. zur Neologie, und manchmal wohl auch ein wenig zur Affectation hinzuhängen, und seine Gedanken, wenn sie auch eben nicht so ganz neu sind, mit zu viel Parade vorzutragen. Warum er immer Consenz schreibt, wissen wir nicht. Die allerneuesten Orthographieverneuerer oder Verderber schreiben zwar: Oransche, Fontansche und Avantasche, wie man gar nicht spricht, aber konnten keinen Grund finden, um anders zu schreiben als Consens. Jedoch diese Anmerkungen hindern unsre Achtung für Hrn. M. nicht, der Gelehrsamkeit mit Nachdenken verbindet, und unstreitig ein geschickter und würdiger Lehrer ist.

Nf.

M. Herz, der A. K. D. und Arzt am Krankenhause der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Grundriß aller medi=

medicinischen Wissenschaften. Berlin 1782. Voß und Sohn. In 8. 1 Alph. 10 B.

Ein eben so guter Arzt als Schriftsteller legt hier dem Leser die allgemeinsten und wichtigsten Lehren aller medicinischen Wissenschaften vor Augen, nemlich ihre Geschichte, die Zergliederungskunst, die Physiologie, die Pathologie, Semiotik, Materia medica, allgemeine und besondre Therapie, und die Diätetik. Die Plane sind mit vieler Ueberlegung gemacht. In den Auszügen aus jeder Wissenschaft hat der V. nicht leicht etwas Nothwendiges übersehen. Er hat dem Wissenswürdigern vor dem minder Erheblichen eine proportionirliche Ausführlichkeit gegeben. Es ist auch sichtbar, daß er über die meisten wichtigern Materien selbst nachgedacht, und mit großer Geduld dieses Chaos von so viel Gutem und Schlechtem, von Lehren und Wahn, und Schätzen und Wust durchgearbeitet, geprüft, und wo nur Bestes war, das Beste behalten hat. Ausserdem ist ein Hauptvorzug dieser Schrift, daß überhaupt die Begriffe richtiger, und viele Lehren bestimmter und gründlicher vorgetragen sind, als in medicinischen Schriften gewöhnlich ist. Nichts destoweniger bleibt bey dieser Arbeit allerdings noch vieles zu thun übrig, und es wird schwerlich eines einzigen Mannes Werk seyn, die allgemeinsten Grundsätze der Heilkunst so zu berichtigen und zu ordnen, daß daraus für jede ihrer sehr verschiedenen Wissenschaften der natürlichste Plan, und für jede ihrer Hauptlehren unwankelhafte Principien hergeleitet werden könnten. Möchte sich doch die gegenwärtige Schrift so viel Aufmerksamkeit erwerben, daß mehrere geschickte und philosophische Aerzte zusammenträten, um mit vereinten Kräften an der Vollendung dieses so wohl angelegten Entwurfs zu arbeiten. Recensentenarbeit kann dies nicht seyn, und wir begnügen uns billig nur mit einer etwas nähern Anzeige des vielumfassenden Werks, und einigen beyläufigen kleinen Erinnerungen zur Prüfung.

Die Anatomie betrachtet zuerst die Bestandtheile des menschlichen Körpers überhaupt, und zwar nicht nur die festen, sondern auch die flüßigen. Hiernächst folgt die summarische Beschreibung der Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Nerven und des Gehirns.

In der Physiologie, die Rec. für das vorzüglichste Stück dieser Schrift hält, folgt der V. überhaupt Hallern. Zuerst von der Empfindung. Der V. bedient sich zur Erklärung die-

ser und der bewegenden Kräfte der Hypothese vom Nervensafte, doch nimmt er nicht, wie gewöhnlich, zweyerley Bewegung desselben im Nerven an, sondern meint, es ließen sich die Erscheinungen der Nervenwirkungen besser auf folgende Weise erklären. Das Gehirn sondert durch seine Lebenskraft den Nervensaft ab, und von da aus bewegt er sich stets gleichförmig in den Nerven nach den entferntern Theilen, ohne weder eine Empfindung noch absolute Bewegung zu erregen. Wird dieser Trieb des Nervensafts willkührlich oder unwillkührlich verstärkt, so daß er geschwinder oder in größerer Menge nach einem Theile hinströmt; so wird dieser davon bewegt. Wird der Nerve irgendwo gedrückt; so wird sein Canal verengert, der Durchgang der Flüssigkeit schwierig, und der Lebenskraft in ihrer Thätigkeit widerstanden. Die Wahrnehmung dieses Widerstandes im Gehirne, und das Urtheil über den Grad, die Art, die Entfernung, Lage und Richtung der Hinderniß, kurz die Berechnung des Orts des Eindrucks, ist Empfindung, die also ohne einen Rückfluß des Nervensafts möglich ist. Ein großer Widerstand im Nerven giebt Schmerz; ein leicht zu überwindender macht eine angenehme Empfindung. (Da bey dieser, wie bey jeder andern Erklärungsart der Empfindungen und Bewegungen eine Menge Fragen unauflöslich bleiben; da selbst das Daseyn und die Ausströmung des Nervensafts vom Gehirn durch die Nerven, ohne einigen Rückfluß, immer eine blos angenommene Meynung ist, indem derjenige, welcher ableitende Röhrchen in den Nerven, die niemand darin findet, umsonst annimmt, schwerlich einen Grund angeben kann, warum eben solche unsichtbare zurückführende nicht vorhanden seyn sollten; da der vom Gehirne unaufhörlich ausströmende Saft, wenn er nicht zurückfließt, nothwendig unaufhörlich ausdünsten, mithin noch eine andere Hypothese erdacht werden muß, warum er sich bey vermehrtem oder beschleunigten Einflusse in einem Muskel, für den ein schwächerer, also auch der Nervensaft an sich selbst nicht reizend ist, vielmehr anhäufe als proportionirlich schneller verdünste, welches er doch augenblicklich kann, so bald die Seele nur beliebt, mit der stärkern Einströmung inne zu halten, nemlich den Muskel wieder ruhen zu lassen; da ferner die Verengerung der Canäle, welche den Durchgang des Nervensafts erschweren, und dadurch der Seele eine ihr proportionirte Empfindung geben soll, schwerlich ohne neue Voraussetzungen erklären kann, warum ein Federchen in der Nase eine weit größere Empfindung erreget, als

der

der viel stärkere Druck eines darinn bohrenden Fingers und ausserdem die ganze Voraussetzung unglaublich ist, daß alle, auch die leisesten Berührungen empfindbarer Dinge, z. E. des Lichts, oder der Geruchtheilchen, die unreizbaren Canäle der Nerven blos mechanisch zusammendrücken sollten; und da endlich auch viele Erscheinungen dawider streiten, daß angenehme und unangenehme Empfindungen blos in den Graden der Eindrücke von einander verschieden wären; kurz, da auch diese, so wie jede bisherige Erklärungsart nur die Schwierigkeiten verändert, aber nicht hebt, und zu praktischer Anwendung immer unsicher und unbrauchbar ist: so sehen wir nicht ein, warum man nicht lieber schlechterdings bey den Erscheinungen stehen bleibt, seinen Scharfsinn nur darauf richtet, aus Beobachtungen ihre Naturgesetze zu bemerken, und dann auf diese die praktischen Maaßregeln gründet, ohne sich vergeblich damit aufzuhalten, sie zu erklären.) — Die Muskelkräfte. Nach Hallern, die todte, die lebendige oder Reizbarkeit und die Nervenkraft, welche lezte der V. wie Haller, blos vom Willen der Seele abhangen läßt. (Es bleibt also eine Lücke für diejenigen Muskelbewegungen, die bey enthaupteten Thieren von einem Reize des Rückenmarks, den keine Vorstellung und kein Wille, und von einem Reize, der keine Empfindung erregt, hervorgebracht wird.) Die Nervenkraft findet sich blos in denjenigen muskulösen Theilen, die willkührlicher Bewegungen fähig sind; die Reizbarkeit in allen. (Die Bewegung des Herzens ist nicht willkührlich, leidet aber doch von den Gemüthsbewegungen sehr grosse Veränderungen. Durch welche Kraft geschieht nun dieses? Ohne Zweifel vom Gehirn aus und durch die von den heftigen Begierden vermehrte Lebenskraft desselben. Selbst wenn man sie von der vermehrten Reizbarkeit des Herzens herleiten wollte, müßte doch diese durch jene Nervenkraft verstärkt worden seyn. Wie kann man also behaupten, die Nervenkraft sey nur in solchen Theilen wirksam, die willkührlicher Bewegungen fähig sind? Aber noch ausserdem, wenn das Wollen der Seele durch einen verstärkten Einfluß des Nervensafts einen Muskel in Bewegung sezt, wodurch kann das Wollen der Seele ihn nicht zu bewegen, das doch eine eben so heftige Anstrengung des Willens seyn kann, und durch eben denselben Nerven wirken muß, die Ruhe und Erschlaffung desselben wirken? Vermuthlich dadurch, daß der Wille dem stärkern Einflusse des Nervensafts Einhalt thut oder ihn verhütet? Das mag dann seyn: aber da nach dieser Erklärungsart die Seele

eine sehr genaue Kenntnis haben müßte, bey welcher von beyden Absichten sie den Einfluß des Nervensafts in den Nerven eines Muskels verstärken und wieder zurückhalten muß; unsre Seelen aber sich einer solchen Einsicht bey der Vollstreckung ihres Beliebens gar nicht bewußt sind: so wird diese Meinung wohl schwerlich vernunftmäßiger seyn, als die, daß die Seele im Mutterliebe ihren Körper baue, so lange man nicht wenigstens aus der Natur des positiven und des negativen Wollens einen physiologischen Grund anführen kann, warum auf Jenes ein stärkerer Einfluß des Nervensafts erfolgen, auf dieses hingegen unterbleiben müsse. Daß es aufs Belieben der Seele ankomme, sagt ja nichts mehr, als: Es geschieht. Also, warum bleibt man nicht auch hier lieber bey den Erscheinungen stehen? — Hätte der V. nur nicht diese Hypothesen in die Pathologie mit hinüber genommen, so wären sie, als sinnreiche Einfälle immer ohne Rüge zu dulden.) — Es folgen die Sinne überhaupt. Dann insbesondre vom Auge, dem Lichte und dem Sehen, vom Ohre, dem Schalle und dem Hören. Daß wir mit doppelten Sinnen doch nur einfach empfinden, rühre von dem allgemeinen Gesetze her, daß ähnliche Empfindungen in eine einzige verstärkte übergehn. (Dieses Gesetz ist von ähnlichen Empfindungen nicht allgemein; denn wenn sie ungleich sind, unterdrückt die stärkere die schwächere.) Ferner vom Gefühle, Geschmack und Geruch. Vom Odemholen und Blutumlauf. (Zu dem Nutzen des Odemholens gehört doch auch vorzüglich die durch das Ausdünsten bewerkstelligte unmittelbare Reinigung des Bluts von allerley Verderbnissen, die sich bey so vielen Krankheiten durch den Geruch des Athems verräth. Und wenn gewöhnlich die Luft, die wir athmen, kühler als das Blut ist, mithin dieses nothwendig bey jedem Odemzuge einen Theil seiner Wärme der Luft mittheilt: so kann man die Abkühlung des Bluts, so wie jede nothwendige Folge einer absichtlichen Veranstaltung, allerdings mit zu einer Absicht der Natur beym Athemholen rechnen, und obgleich durch andre Ursachen dem Blute dieser Abgang der Wärme unmittelbar wieder ersezt wird; so folgt doch daraus nicht, daß er unnütz sey, da ohne ihn das Blut doch allezeit über den bestimmten natürlichen Grad erhizt werden würde.) — Es folgt weiter die Lehre von der Verdauung und Ernährung. Der V. nennt Hunger und Durst unerträgliche Schmerzen. (Da es aber unstreitig Triebe oder sinnliche Begierden sind, so ist dieser Ausdruck nicht richtig genug für einen so guten Schrift-

steller,

steller. Mag doch le Cat die Liebe den sechsten Sinn nennen: kein Schmerz kann Trieb, kann Hunger oder Durst, kein Kitzel kann Liebe seyn, aber wohl sie verursachen oder daraus folgen. Auch wird nicht leicht jemand Beyfall geben, wenn man den Hunger einen Schmerz im Magen und den Durst einen Schmerz in der Höhle des Mundes und Schlundes nennen wollte. Unangenehme Empfindungen und Schmerzen können sehr verschiedene Dinge seyn.) Die Lehre von den Absonderungen. Freylich unbefriedigend. Aber wer wird sie ergründen? — Die Lehre von der Fortpflanzung. Sehr gut vorgetragen.

Die Pathologie. Nach einer nützlichen Einleitung folgt die Geschichte dieser Wissenschaft, und hierauf zuerst die Phänomenologie, wo Hr. H. die Krankheiten nach den verletzten Functionen, in verletzte Empfindungen und verletzte Bewegungen der festen und flüßigen Theile eintheilt. Bey den erstern kommen die Krankheiten der Sinne und die Gemüthskrankheiten vor. Alle willkührliche Bewegungen der festen und flüßigen Theile sind nach Hrn. H. immer absolute, die nemlich aus einem Orte im Körper nach einem andern außer demselben gerichtet sind, da hingegen die relativen, welche innerhalb eines gewissen Bezirks im Körper bleiben, nie willkührlich seyn sollen. (Nach diesen Begriffen sind nun freylich die willkührlichen Bewegungen der Gliedmaßen absolute. Aber was sind die Bewegungen der Muskeln zu willkührlichen Bewegungen, die innerhalb eines gewissen Bezirks im Körper bleiben und doch unstreitig willkührlich sind?) Alle Schwächen leitet Hr. H. von einem Mangel oder gehinderten Einflusse des Nervensafts, die Krämpfe von unrechter Vertheilung und zu starkem Einflusse desselben in die Muskeln her. (Dem Rec. scheint diese Eintheilung nach der obigen Hypothese nicht fest genug gegründet, und außerdem überhaupt zu praktischer Anwendung unbrauchbar zu seyn.) Die Aitiologie. Die Symptomatologie. Die Semiotik. Größtentheils sind die Begriffe und Eintheilungen in diesen Abhandlungen richtiger und bestimmter als gewöhnlich: vielleicht nicht allezeit die fruchtbarsten und natürlichsten.

Im zweyten Theile macht die Materia medica den Anfang, wo zuerst die Geschichte derselben, die Entdeckungsarten der Mittel, die Hauptbegriffe zu dieser Lehre, die Beschreibung der einfachen Mittel, die Erklärung der Maaße und Gewichte, und die Begriffe von Apothekerkunst und Formular Einleitungsweise vorkommen. Hierauf folgen die Mittel selbst, die der V.

in Nosologische, die wider die Erscheinungen und Symptome der Krankheiten, und in ätiologische, die wider ihre Ursachen gerichtet sind, eintheilet. (Rec. scheint nicht, daß diese Eintheilung unter so vielen andern, die allerdings auch ihre Fehler haben, die vorzüglichste sey, da so oft die Ursache einer Krankheit selbst schon Krankheit ebendesselben Körpers, oder ein Symptom einer solchen ist.) Die Nosologischen sind entweder Empfindungs- oder Bewegungsmittel. (Aber was Empfindungen erregt oder unterdrückt, erregt oder unterdrückt auch sehr oft Bewegungen und umgekehrt.) Unter die Erstern gehören die stumpfmachenden, wohin (nach Theorie) die schmerzstillenden und narcotischen gezogen werden; und die Ermunternden, theils erweckenden, flüchtigen, geistigen, theils reizenden, z. E. die Blasenziehenden ꝛc. Unter die nosologischen Bewegungsmittel gehören (nach der Voraussetzung, daß alle Bewegungen vom Einflusse des Nervensafts in die Muskeln abhängen) in Hinsicht der festen Theile, die schwächenden, Krampfstillenden, die ein Gleichgewicht unter den Einflüssen des Nervensafts in verschiedene Nerven und eine verminderte Reizbarkeit in den Muskeln hervorbringen sollen, als Bibergeil, Asand, Bisam, Mohnsaft; und die stärkenden, Eisen, Fieberrinde, kalte Bäder ꝛc.; in Hinsicht der flüßigen Theile, die hemmenden, verdickenden, z. E. das arabische Gummi, Saleb, isländisches Moos; die hemmenden zusammenziehenden, Tormentill, Vitriol, Alaun; die Ausleerenden, Purganzen, Schweißtreibenden, Harntreibenden, Speichelausleerenden, Rotzmittel, Reinigungtreibende, Saamenmittel, Blutausleerende ꝛc.; und endlich die, so den Umlauf befördern oder vermindern. Unter die ätiologischen gehören die verbessernden Beschaffenheitsmittel der festen Theile, als die erweichenden, verhärtenden; und die Ursachmittel der flüßigen Theile, vermindernde, vermehrende, verdickende, verdünnende, absorbirende, antiseptische u. s. w. (Hätte doch Hr. H. die einmal eingeführten fremden Namen der Arzneyarten lieber durchgängig behalten und nicht zuweilen so widrige Uebersetzungen dafür genommen, die das Lesen unangenehm machen, zumal da doch die meisten unübersezt bleiben mußten. So sagt er auch anderwärts: die gradenhaften Bewegungsverletzungen, und die Beschaffenheitsverletzungen der Bewegungen.) Wegen der zu componirten und wankenden Eintheilung, und wegen der vorausgesetzten Wirkungsarten der Mittel hat dieser Theil der Schrift dem Rec. weniger gefallen, als die übrigen. Es

Es folgt die allgemeine Therapie, von den hitzigen und chronischen Krankheiten. (Der Contrast, in welchem Hr. H. S. 386 die chronischen gegen die hitzigen Krankheiten zeigt, möchte wohl große Ausnahmen leiden. „Die Dauer der chronischen, sagt er, ist unbestimmt, ihr Gang in keine deutliche Perioden getheilt, weder die Zu- noch die Abnahme ihrer Zufälle geschieht allmählig und regelmäßig, sie endigen sich nicht durch den offenbaren Abgang der Krankheitsursache; sondern durch erschöpfende, tödtliche Ausleerungen, sie nehmen eine andre Gestalt an, gehen in hitzige über u. s. w. ohne daß ein Bestreben der Natur wider den Stoff des Uebels wahrzunehmen ist ꝛc." Dieses lezte ist besonders ungegründet: denn obgleich bey chronischen Krankheiten die Bestrebungen der Natur wider den Stoff des Uebels nicht so auffallend, regelmäßig und groß zu seyn pflegen, wie bey den hitzigen, so sind sie doch gewiß weder so ohnmächtig, noch sehenden Augen so unkenntlich, daß man ihre Abwesenheit zum Charakter chronischer Krankheiten machen könnte.) — Von den Indicationen. Von der gründlichen und Scheincur.

Die besondre Therapie. (Hier ist, wie leicht zu erachten, auf drey Bogen, alles sehr allgemein, so daß fast jede Regel noch sehr große Einschränkungen leidet.) Zuerst von den Fiebern. Dann von den Entzündungen, Ausschlägen, von den Verderbnissen der Säfte, von den Fehlern derselben, was ihre Bewegungen betrift, von den Nervenkrankheiten, den schmerzhaften und einigen andern.

Die Diätetik macht endlich den Beschluß. (Nichts ist schwerer, als für die Lebensordnung einzelner Menschen, die so unendlich voneinander verschieden sind, und in so unendlich verschiedenen Verhältnissen stehn, allgemeine Regeln zu entwerfen, und daher muß man hier vieles mit Behutsamkeit annehmen.) Von der Luft. Von Speise und Trank. Weiße Weine erklärt Hr. H. für gesunder als rothe, ohne weitere Bestimmung, und unter den starken edlen den ungarschen für den besten und gesundesten. Glücklich schäzt er den, der vor dem männlichen Alter wenig oder gar keinen Wein getrunken, weil dessen Sinne vollkommen, und seine Begierden mäßig bleiben. Man soll nie trinken, ohne zu essen, (heißt dies nicht, man soll nie dürsten, ohne zu hungern?) außer des Nachmittags bey langsamer Verdauung. Flüßigkeiten ohne Vermischung mit Speisen verderben den Magen ꝛc. (Alle solche Aussprüche sind nur in einigen

 den

sehr genau zu bestimmenden Fällen wahr. Allgemein gesagt, sind sie der Spott aller derer, die durch ihr Beyspiel das Gegentheil beweisen können. Unsre Diätetik verliert dabey ihr Ansehn, und das Publicum urtheilt darüber, wie in Sachen Sancho Panßa's contra den D. Rezio.) Von den Ausleerungen. Von Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, den Gemüthsbewegungen und höhern Geisteskräften. —

An guten Schriftstellern tadelt man, wegen zu besorgender Nachahmung, mit Recht auch die Fehler im Ausdrucke. Ein Gelehrter müßte durchaus nicht schreiben: Er bringt Luft zwischen den nährenden Theilen; es beruhet auf das Vermögen, aufs Beobachten; suche alle Functionen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erhalten; ein häutiger Canal vom Schaam bis an Muttermunde; Aitiologie ꝛc.

W.

De Cholelithis Observationes & Experimenta. Nec non de iconibus pathologico-semeioticis Consilium. Sistit D. *Henricus Fridericus Delius*, Consiliarius intim. aul. cum Tabula aenea ad naturam picta. Erlangæ 1782. 4. 7 Bogen, mit einer zur Sache gehörigen Titelvignette und einem ausgemahlten Kupfer.

Zuerst die ausführliche und practischen Aerzten sehr lehrreiche Krankengeschichte des acht und dreyßig jährigen Mannes, von welchem dieser sehr beträchtliche Gallenstein abgegangen ist. Des Steines Länge betrug 1 Pariser Zoll und $7\frac{1}{2}$ Linie, und die Breite 1 Zoll und $\frac{1}{2}$ Linie, und wog beynahe 5 Quentchen. Der Preis dieser gelehrten und gründlichen Abhandlung (Rec. mußte sie mit einem Thaler bezahlen) dürfte manchen abschrekken, so wenige Bogen so theuer zu bezahlen, und wir wollen deswegen die Hauptresultate der angestellten Versuche und der Beobachtungen unsern Lesern mittheilen. Der Stein war braun von Farbe, schwamm im kalten Wasser, war anfänglich glatt, bekam aber beym trocknen hin und wieder auf der Oberfläche Ritzen. Ein Stückgen davon an ein Wachslicht gehalten, schmolz und brannte wie Siegellack; auf glühenden Kohlen

floß

floß er, gab einen dicken stinkenden Rauch, und hinterließ nur sehr wenig Asche, die nur kaum von dem Magnete gezogen wurde. Mit Mineralsäure brausete er, ohne sich ganz aufzulösen, und aus der Auflösung schlug das vegetabilische Alcali ein wenig calcarische Erde nieder. In schlechten Wasser schwamm ein kleines abgebrochenes Stückgen, und es lösete sich nichts auf. Mineralisches, sogar mit fixer Luft geschwängertes Wasser lösete beynahe nichts auf, und die Durchsichtigkeit des Wassers wurde kaum verändert. Mineralsäure mit ein wenig Wasser verdünnet, lösete eben so wenig auf, doch wurde er in der Vitriol- und Salzsäure grünlicht, und in der Salpetersäure röthlich, und braunte im lezten Falle, wie er wieder getrocknet war, desto stärker. Ordinairer und destillirter Eßig lösete nichts auf. Vom Oleo Tartari per deliquium und der gesättigten Potaschensolution war kaum einige Veränderung zu spühren. Das caustische Alcali grif etwas mehr an, und schlechtes Kalkwasser nur unmerklich, der Spiritus Salis Ammoniaci aquosus eben so wenig. Blutlauge wurde nur etwas gelblicht. In Baumöhl und Butter — warm oder kalt? — fieng ein Stückgen davon an zu zerfließen. Salia media veränderten nichts. Gemeine und Venetianische Seifensolution löseten nach vielen Tagen etwas von dem Stein auf. Den Saft von Wurzel und Kraut des Taraxaci und vom Queckgrase löseten, nach Verlauf einiger Zeit — in wie viel Zeit denn eigentlich? — etwas davon auf. Spiritus vini rectificatissimus grif ihn rasch an, und lösete ihn endlich auf. Der liquor anodynus und Tinctura Antimonii tartarisati löseten ihn geschwind und gänzlich auf, nun schwammen in der Solution einige flimmernde Lamelien. Leztere nur etwas langsamer, ob es nun bey dem Liquore anodyno daher kam, daß er einer gelinden Wärme ausgesezt werden, welches bey der Tinctura Antimonii tartarisati nicht bemerkt ist, können wir, ohne den Versuch nachgemacht zu haben, nicht entscheiden. Aus diesem allen, und besonders, daß er am Lichte brennt, zieht der Herr Verf. den Schluß, daß der Gallenstein ein animalisches Harz sey, und bestätigt, nach widerlegten Einwürfen, diese sonst paradoxe Meynung mit treflichen Gründen. Ob der etwas lavaterisirende Rath, Gesichter eines Kranken, eines Sterbenden, Ausschläge der Haut, Geschwühre, Auswurf u. d. gl. eben so künstlich ausgemahlt, abzubilden, Beyfall finden werde, müssen wir fast bezweifeln, da es ohnehem einem armen Gelehrten

blut-

sehr genau zu bestimmenden Fällen wahr. Allgemein gesagt, sind sie der Spott aller derer, die durch ihr Beyspiel das Gegentheil beweisen können. Unsre Diätetik verliert dabey ihr Ansehn, und das Publicum urtheilt darüber, wie in Sachen Sancho Pansa's contra den D. Rezio.) Von den Ausleerungen. Von Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, den Gemüthsbewegungen und höhern Geisteskräften. —

An guten Schriftstellern tadelt man, wegen zu besorgender Nachahmung, mit Recht auch die Fehler im Ausdrucke. Ein Gelehrter müßte durchaus nicht schreiben: Er bringt Luft zwischen den nährenden Theilen; es beruhet auf das Vermögen, aufs Beobachten; suche alle Functionen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erhalten; ein häutiger Canal vom Schaam bis an Muttermunde; Aitiologie 2c.

W.

De Cholelithis Observationes & Experimenta. Nec non de iconibus pathologico-semeioticis Consilium. Sistit D. *Henricus Fridericus Delius*, Consiliarius intim. aul. cum Tabula aenea ad naturam picta. Erlangæ 1782. 4. 7 Bogen, mit einer zur Sache gehörigen Titelvignette und einem ausgemahlten Kupfer.

Zuerst die ausführliche und practischen Aerzten sehr lehrreiche Krankengeschichte des acht und dreyßig jährigen Mannes, von welchem dieser sehr beträchtliche Gallenstein abgegangen ist. Des Steines Länge betrug 1 Pariser Zoll und $7\frac{1}{2}$ Linie, und die Breite 1 Zoll und $\frac{1}{2}$ Linie, und wog beynahe 5 Quentchen. Der Preis dieser gelehrten und gründlichen Abhandlung (Rec. mußte sie mit einem Thaler bezahlen) dürfte manchen abschrecken, so wenige Bogen so theuer zu bezahlen, und wir wollen deswegen die Hauptresultate der angestellten Versuche und der Beobachtungen unsern Lesern mittheilen. Der Stein war braun von Farbe, schwamm im kalten Wasser, war anfänglich glatt, bekam aber beym trocknen hin und wieder auf der Oberfläche Ritzen. Ein Stückgen davon an ein Wachslicht gehalten, schmolz und brannte wie Siegellack; auf glühenden Kohlen

floß

floß er, gab einen dicken stinkenden Rauch, und hinterließ nur sehr wenig Asche, die nur kaum von dem Magnete gezogen wurde. Mit Mineralsäure brausete er, ohne sich ganz aufzulösen, und aus der Auflösung schlug das vegetabilische Alcali ein wenig calcarische Erde nieder. In schlechten Wasser schwamm ein kleines abgebrochenes Stückgen, und es lösete sich nichts auf. Mineralisches, sogar mit fixer Luft geschwängertes Wasser lösete beynahe nichts auf, und die Durchsichtigkeit des Wassers wurde kaum verändert. Mineralsäure mit ein wenig Wasser verdünnet, lösete eben so wenig auf, doch wurde er in der Vitriol- und Salzsäure grünlicht, und in der Salpetersäure röthlich, und braunte im lezten Falle, wie er wieder getrocknet war, desto stärker. Ordinairer und destillirter Eßig lösete nichts auf. Vom Oleo Tartari per deliquium und der gesättigten Potaschensolution war kaum einige Veränderung zu spühren. Das caustische Alcali grif etwas mehr an, und schlechtes Kalkwasser nur unmerklich, der Spiritus Salis Ammoniaci aquosus eben so wenig. Blutlauge wurde nur etwas gelblicht. In Baumöhl und Butter — warm oder kalt? — fieng ein Stückgen davon an zu zerfließen. Salia media veränderten nichts. Gemeine und Venetianische Seifensolution löseten nach vielen Tagen etwas von dem Stein auf. Den Saft von Wurzel und Kraut des Taraxaci und vom Queckgrase löseten, nach Verlauf einiger Zeit — in wie viel Zeit denn eigentlich? — etwas davon auf. Spiritus vini rectificatissimus grif ihn rasch an, und lösete ihn endlich auf. Der liquor anodynus und Tinctura Antimonii tartarisati löseten ihn geschwind und gänzlich auf, nun schwammen in der Solution einige flimmernde Lamellen. Leztere nur etwas langsamer, ob es nun bey dem Liquore anodyno daher kam, daß er einer gelinden Wärme ausgesezt worden, welches bey der Tinctura Antimonii tartarisati nicht bemerkt ist, können wir, ohne den Versuch nachgemacht zu haben, nicht entscheiden. Aus diesem allen, und besonders, daß er am Lichte brennt, zieht der Herr Verf. den Schluß, daß der Gallenstein ein animalisches Harz sey, und bestätigt, nach widerlegten Einwürfen, diese sonst paradoxe Meynung mit treflichen Gründen. Ob der etwas lavaterisirende Rath, Gesichter eines Kranken, eines Sterbenden, Ausschläge der Haut, Geschwühre, Auswurf u. d. gl. eben so künstlich ausgemahlt, abzubilden, Beyfall finden werde, müssen wir fast bezweifeln, da es ohnehem einem armen Gelehrten

blutsauer wird, wenn er bey den sich täglich mehrenden Werken mit Kupfern auch nur das beste sich anschaffen soll.

Rz.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Sammlung aus prosaischen und poetischen Schriften mit Abhandlungen und einem Aufsatze geschäftlicher Aufsätze. Zum Gebrauch der kurmainzischen Mittelschulen. Erster Band. Mainz, auf Kosten des Schulfonds. 1782. 1 Alphabet 4 Bogen in 8.

Der V. sagt in der Vorrede: „Die Verfassung der hiesigen Schulen, die Eigenschaften meines Publikums, und noch ein paar andre Ursachen haben diese Sammlung gerade so werden lassen, wie sie ist. Sie wird, nach der Classenzahl unsers Gymnasiums, aus 4 Bänden bestehen, deren jeder folgende Stücke enthält: 1) Abhandlungen über die nöthigsten Artikel der Beredsamkeit und Dichtkunst. 2) Prosaische Aufsätze aus den besten Werken. 3) Gedichte von jeder Hauptgattung. 4) Einen Anhang geschäftlicher Aufsätze.“ Und ihren Gebrauch auf Schulen giebt er also an: 1) sie werden stellenweise vorgelesen, dabey die Grundsätze des emphatischen Lesens erklärt und die Stimme und Aussprache der Schüler darnach gebildet. 2) Werden die Schüler darnach im Schreiben geübt, theils indem man gleich beym Vorlesen die Regeln der Muttersprache praktisch zeigt, und den Nachdruck und die Eleganz in Gedanken und Ausdrücken bemerkt; theils dadurch, daß die Schüler die vorgelesenen Stellen zu Hause aus dem Kopf niederschreiben und zur Correctur beygeben. 3) Werden die Beyspiele guter und böser, kluger und unkluger Handlungen zu Gelegenheiten für praktische Logik und Moral genuzt. 4) Werden sie durch Zergliederung des Gelesenen zum Selbstdenken und Erfinden angehalten.

In diesem ersten Bande nun enthalten die Abhandlungen S. 1-56 eine Theorie der äsopischen Fabel ziemlich nach den

den Grundsätzen des Batteux, und der poetischen Erzählung. Die erste besteht aus 7 Abschnitten; vom Ursprung der Fabel; vom Wesen der Fabel, Absicht, Beschreibung, Eintheilung und Eigenschaften derselben. Die Beschreibung der Fabel Seite 11. „Sie ist entweder eine Vergleichung oder ein Beyspiel in die Form einer wirklichen Geschichte eingekleidet, um eine allgemeine oder besondere sittliche Wahrheit, vermittelst der Aehnlichkeit oder Beziehung, zum anschauenden Erkenntniß zu bringen," hätte doch wohl logisch genauer eingerichtet werden können; und manche Eintheilungen derselben sind wirklich etwas dunkel ausgedruckt, wenn sie nicht beym Vorlesen noch besonders erklärt werden. Ferner von der Lehre; von der Handlung; von dem Vortrag der Fabel — er habe Kürze, Deutlichkeit, Wahrscheinlichkeit und poetische Schönheiten — Von der Sprache der Fabel; sie sey natürlich, anmuthig, munter und naiv; und von den berühmtesten Fabeldichtern, sonderlich den deutschem. II) Prosa, besteht theils aus Beyspielen guter und böser, vernünftiger und unvernünftiger Handlungen, zum Theil aus den Vorübungen, S. 59-119; theils aus prosaischen, orientalischen (S. 121-154) und Leßingischen (S. 155-184) Fabeln. III) Die Gedichte sind die meisten Gellertischen (S. 187-284) und Hagedornischen (-S. 346) und 9 Lichtwehrsche Fabeln, einige dialogische Fabeln aus Williamov, und Fabeln von K. G. Pfeffeln, (dessen jedoch unter den Fabeldichtern nicht erwähnt wurde.) IV) Der Anhang geschäftlicher Aufsätze enthält Regeln und Beyspiele zu Wechselbriefen, Anweisungen, Scheinen und Verträgen.

Zf.

Erzählungen von A. Kotzebue. Leipzig bey Dyk 1782. 18½ Bogen 8.

In der Epistel an den Hrn. Professor Musäus redet der V. so bescheiden von diesen kleinen Versuchen, daß ihm das ein Recht auf Nachsicht giebt. Aufrichtig aber zu gestehen: so haben doch auch diese Erzählungen, so wenig als der Anhang, wahren poetischen Werth. Die Poesien sind mehrentheils matt, die Versarten schleppend, und da, wo sich der V. Freyheiten nach Wielands Manier nehmen will, fehlt ihm Würde

und

und Leichtigkeit. Die Bilder und Ausdrücke findet man oft sehr unpoetisch, z. B.

„Die Thräne fällt herab auf bloße Füße“

Bilder, die eine zu gemeine Idee erwecken, ohne Nachdruck zu geben, vermeidet man doch gern. Einige Lieblingsmetaphern hat der V. einigemal wiederholt. Dahin gehört, wenn er sagt: die Asche sey von seiner Seele geblasen, und liege nun die bloße Kohle da. Zoroaster ist noch das leidlichste Stück. Im wundersamen Hündlein hingegen sind offenbare Unanständigkeiten.

Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt zu Tobolsko (bey Meßler.) 17 Bogen. 8.

In einer solchen Sammlung erwartet man wohl, mittelmäßige Stücke mit unter zu sehen. Aber wenn, so wie hier, auch nicht ein einziges leidliches Gedicht auf 17 Bogen zu finden ist: so verliehrt man alle Geduld. Der Herausgeber, welcher sich in der gewitzelten Zueignungsschrift an den Tod, und in einer eben so elenden Vorrede P unterschreibt, tischt uns in seiner Sammlung sehr viel eigene Arbeiten auf, und diese sind unter den schlechten die schlechtesten. Verschrobene Schreibart; verworrene Gedanken; lächerliche Mischung von christlicher und heidnischer Mythologie, z. B. S. 3, wo Minos und Teufel zugleich auftreten; Mangel an Würde im Ausdruck und Bilde, z. B. S. 200, wo Juno singt:

„Götterbrod und Nektarpunsch
„Ueberflügeln meinen Wunsch.“

Unreinigkeit der Sprache; unvernünftige Freyheit im Reime, als wenn Monde mit Kunde, gesessen mit lesen gereimt wird — Das alles, und tausend andre Dinge mehr machen uns diese Gedichte ekelhaft. Bacchus im Triller, S. 12 ist unter aller Critik. Man kann nichts abscheulichers sehen, als das Gedicht eines Officiers, S. 49. Schmuzig und zweydeutig sind die Gedichte S. 88 und 115. Elend, gar zu elend die S. 100 und 106. Halb leidlich das Sinngedicht S. 87 — Aber im Ganzen ist die Sammlung nicht werth, daß man irgend etwas darüber sagt.

Der

Der Decameron des Boccaz. Aus dem Italienischen neu übersezt. Erster Band. St. Petersburg 1782. 25 Bogen. 8.

Boccazens Erzählungen sind bekannt. Die Uebersetzung ist gut gerathen. Der V., welcher sich U. unterschreibt, hat sie dem Hrn. Meißner gewidmet, und den Text mit einigen historischen Anmerkungen versehen. Entbehrlich wäre das Werk nun freylich wohl gewesen.

Heinz von Stein der Wilde, ein vaterländisches Schauspiel. München bey Strobel 1782. 7½ Bogen. 8.

Solche schreckliche Sujets müssen mit äusserster Stärke und Feinheit behandelt werden, wenn sie nicht empören sollen, und das ist hier wohl nicht der Fall. Es hätte sich daraus etwas Großes machen lassen; aber abgerechnet, daß die Sprache nicht rein ist; so reden die Personen zu gekünstelt, zu studiert, es geht alles, z. B. die Verschwörung, zu leicht, zu öffentlich zu, und mit einem Worte: ein solches Gemälde will nur von einer Meisterhand gezeichnet seyn.

G.

Der Venuswagen (ohne Druckort) 1½ Bogen 8.

Ein pöbelhaftes Pasquill auf die Liebe, mit allerley Schimpfwörtern gespickt — Der arme Mann! Haben die Dirnen ihm so übel mitgespielt?

Poetische Blumenlese für 1782. Nürnberg bey Grattenauer. 12½ Bogen. 12.

Preußische Blumenlese fürs Jahr 1782. Herausgegeben von G. F. John. Königsberg bey Hartung. 11 Bogen. 8.

Solche Sammlungen werden täglich häufiger, und die Leichtigkeit, auf diese Art seine Misgeburthen in ehrliche

Gesell-

Gesellschaft zu bringen, muntert leider! immer mehr mittelmäßige Genies auf, sich selbst einen Dichterberuf zu schaffen, um die Freude zu haben, sich gedruckt zu lesen.

Die Vorrede zu der ersten Sammlung sagt, daß die mehrsten der hier gelieferten Gedichte auf Nürnberger Grund und Boden gewachsen sind; aber auf Recensenten-Gewissen muß ich bekennen, daß ich auch nicht ein einziges ganz vorzügliches Stück in dieser Sammlung gefunden habe. Doch sind sie auch nicht alle ganz schlecht, und die bessern scheinen die mit Adolph, die mit F. Zehnlein unterschriebenen, die Seite 35, 37, 41, 60, 99 und einige andre zu seyn, doch wäre es zu weitläuftig, hier welche davon abzuschreiben.

In der preußischen Blumenlese sind, wider die Gewohnheit solcher Sammlungen, diejenigen Stücke, welche den Herausgeber selbst zum Verfasser haben, die vorzüglichsten unter allen, dahin die Gedichte, Seite 13, 38, 102, 116, 133, 135, 148, und besonders 157. gehören. Wir wünschten, Hr. John hätte lieber nur seine Arbeiten abdrucken lassen; denn wenn sie gleich keine Meisterstücke sind: so ist doch der ganze Haufen der andern fast durchaus schlecht, und nur wenige kann man als mittelmäßig gelten lassen. Die Jamben Seite 3 und 17 machen viele Langeweile. Einige Laune herrscht in dem Gedichte Seite 42. Wäre die Versart S. 46 nicht so polternd und ermüdend: so wäre das Gedicht noch leidlich. Die Romanze S. 118 ist nicht ganz schlecht. Aber elend der Alp S. 139.

Kasualgedichte eines Wirtembergers. Stuttgard bey Mezler 1782. 1 Alph. 8.

Gesammlete Gedichte von C. F. Sangershausen. Leipzig bey Weigand. 5 Bogen 8.

Der V. des ersten Werkgens kann sicher eine Prämie darauf setzen, ob jemand elendere, plattere, unpoetischere, pöbelhaftere Gedichte auf Papier bringen könne — Nein! er wird sicher seinen Meister nicht finden. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, sich ein ganzes Alphabet hindurch immer so gleich zu bleiben, wie dieser liebe Wirtemberger. Man schlage das Buch auf, wo man will, und findet man nicht auf jedem Blatte Unsinn: so will ich mir die rechte Hand abhauen lassen.

Nur

Nur ein Pröbchen: Ich will gleich den Anfang des ersten Gedichts nehmen:

„Mein Herz die Most, und ich der Seufzer soll —
Auf, frommer Schmerz, und werde mein Apoll,
Und gib ein Lied, so wie die Schwalbe schwirret,
Der Kranich ächzt, die Turteltaube girret!

Mein Vater stirbt! Mein Vater! Welcher Raub!
Blut! werde Du, wie Seins, zu Todtenstaub:
Du, Puls! zum Erz; Du, fleischern Aug, zum Steine:
Wo nicht, o Gott! so dulde, daß ich weine!“

Des Hrn. Sangershausen Sinngedichte sind jämmerlich elend. Leidlicher ist die Erzählung Hinkemar, S. 36, obgleich das Süjet sehr leer ist. Die Gedichte S. 52 und 54 sind irgend erträglich. Von den beyden prosaischen Aufsätzen ist S. 71, die Lobrede auf Seelhorst, voll unerträglich übertriebener Schmeicheleyen, und die Morgenempfindungen so gemein als möglich. Heut zu Tage glaubt aber jeder, der irgend ein Bündelchen Probestücke in seinem Schranke liegen hat, Beruf zu haben, das Publikum damit zu ermüden.

Vermischte poetische Stüke (Stücke) von G. F. Stäudlin. Tübingen bey Cotta 1782. 6 Bogen. 8.

Vermischte deutsche und französische Poesien von *. Verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt und Leipzig 1782. 7½ Bogen 8.

Es ist nicht alles schlecht in diesen Sammlungen, besonders in der leztern. Wo den Hrn. Stäudlin schwarze Phantasie ergreift, da empört uns sein Colorit. Seine Bilder sind oft ekelhaft, seine Poesie schwerfällig, sein Ausdruck rauh. Von der Art ist das erste Gedicht, welches sonst manches Gute hat. Die reimlosen Verse sind mehrentheils polternd. Viel hübscher, leichter, und mit Laune geschrieben ist das, S. 51 das Kraftgenie. Auch das, S. 71 an einen Maler, gefällt uns; die Elegie an Rousseau hat einige gute Stellen.

In der zweyten Sammlung sind einige Gedichte sehr mittelmäßig, besonders die französischen; manche aber recht gut gera-

Gesellschaft zu bringen, muntert leider! immer mehr mittelmässige Genies auf, sich selbst einen Dichterberuf zu schaffen, um die Freude zu haben, sich gedruckt zu lesen.

Die Vorrede zu der ersten Sammlung sagt, daß die mehrsten der hier gelieferten Gedichte auf Nürnberger Grund und Boden gewachsen sind; aber auf Recensenten-Gewissen muß ich bekennen, daß ich auch nicht ein einziges ganz vorzügliches Stück in dieser Sammlung gefunden habe. Doch sind sie auch nicht alle ganz schlecht, und die bessern scheinen die mit Adolph, die mit F. Zehnlein unterschriebenen, die Seite 35, 37, 41, 60, 99 und einige andre zu seyn, doch wäre es zu weitläuftig, hier welche davon abzuschreiben.

In der preußischen Blumenlese sind, wider die Gewohnheit solcher Sammlungen, diejenigen Stücke, welche den Herausgeber selbst zum Verfasser haben, die vorzüglichsten unter allen, dahin die Gedichte, Seite 23, 38, 102, 116, 133, 135, 148, und besonders 157. gehören. Wir wünschten, Hr. John hätte lieber nur seine Arbeiten abdrucken lassen; denn wenn sie gleich keine Meisterstücke sind: so ist doch der ganze Haufen der andern fast durchaus schlecht, und nur wenige kann man als mittelmäßig gelten lassen. Die Jamben Seite 3 und 17 machen viele Langeweile. Einige Laune herrscht in dem Gedichte Seite 42. Wäre die Versart S. 46 nicht so polternd und ermüdend: so wäre das Gedicht noch leidlich. Die Romanze S. 118 ist nicht ganz schlecht. Aber elend der Alp S. 139.

Kasualgedichte eines Wirtembergers. Stuttgard bey Mezler 1782. 1 Alph. 8.

Gesammlete Gedichte von C. F. Sangershausen. Leipzig bey Weigand. 5 Bogen 8.

Der V. des ersten Werkgens kann sicher eine Prämie darauf setzen, ob jemand elendere, plattere, unpoetischere, pöbelhaftere Gedichte auf Papier bringen könne — Nein! er wird sicher seinen Meister nicht finden. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, sich ein ganzes Alphabet hindurch immer so gleich zu bleiben, wie dieser liebe Wirtemberger. Man schlage das Buch auf, wo man will, und findet man nicht auf jedem Blatte Unsinn: so will ich mir die rechte Hand abhauen lassen.

Nur

Nur ein Pröbchen: Ich will gleich den Anfang des ersten Gedichts nehmen:

„Mein Herz wie Most, und ich der Seufzer soll —
Auf, frommer Schmerz, und werde mein Apoll,
Und gib ein Lied, so wie die Schwalbe schwirret,
Der Kranich ächzt, die Turteltaube girret!

Mein Vater stirbt! Mein Vater! Welcher Raub!
Blut! werde Du, wie Seins, zu Todtenstaub:
Du, Puls! zum Erz; Du, fleischern Aug, zum Steine:
Wo nicht, o Gott! so dulde, daß ich weine!"

Des Hrn. Sangershausen Sinngedichte sind jämmerlich elend. Leidlicher ist die Erzählung Hinkemar, S. 36, obgleich das Süjet sehr leer ist. Die Gedichte S. 52 und 54 sind irgend erträglich. Von den beyden prosaischen Aufsätzen ist S. 71, die Lobrede auf Seelhorst, voll unerträglich übertriebener Schmeicheleyen, und die Morgenempfindungen so gemein als möglich. Heut zu Tage glaubt aber jeder, der irgend ein Bündelchen Probestücke in seinem Schranke liegen hat, Beruf zu haben, das Publikum damit zu ermüden.

Vermischte poetische Stüke (Stücke) von G. F. Stäudlin. Tübingen bey Cotta 1782. 6 Bogen. 8.

Vermischte deutsche und französische Poesien von *. Verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt und Leipzig 1782. 7½ Bogen 8.

Es ist nicht alles schlecht in diesen Sammlungen, besonders in der leztern. Wo den Hrn. Stäudlin schwarze Phantasie ergreift, da empört uns sein Colorit. Seine Bilder sind oft ekelhaft, seine Poesie schwerfällig, sein Ausdruck rauh. Von der Art ist das erste Gedicht, welches sonst manches Gute hat. Die reimlosen Verse sind mehrentheils polternd. Viel hübscher, leichter, und mit Laune geschrieben ist das, S. 51 das Kraftgenie. Auch das, S. 71 an einen Maler, gefällt uns; die Elegie an Rousseau hat einige gute Stellen.

In der zweyten Sammlung sind einige Gedichte sehr mittelmäßig, besonders die französischen; manche aber recht gut gera-

gerathen, wie z. B. das S. 81, 88, und das S. 93, welches wir zur Probe hersetzen wollen:

„Auf einen hinkenden Astronomen, der den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete"

„Du gleichest hinkend dem Vulkan.
Er traf beym Kriegsgott einst sein Weib, die Venus, an;
Du laurest, um sie heut in Arm Apolls zu finden.
O! könntest Du, wie er zu seinem Spott gethan,
Zu Deinem Ruhm dies Paar, so lang Du wolltest, binden."

Fabeln nebst einigen untermischten Sinngedichten für die Jugend von L. C. A. Wiegand, Rector in Wegeleben. Halberstadt bey Groß 1782. 6½ Bogen in 8.

Obgleich der V. in einem vorangedruckten Gespräche mit seinem Buche sagt: „Dasselbe könne nur in die Welt gehen, es könne sich schon sehen lassen:" so sind wir doch mit nichten der Meynung. Ich wüßte auch nicht ein einziges dieser Stücke auszuheben, das leidlich gut wäre.

Yr.

Die Feyerstunden der Grazien. Zweyter Theil. Bern, bey Haller. 1782. 448 Seiten in 8

Die Sammlung von Liedern und Elegien geht bis zur 220. Seite: einen so starken halben Band meist weicher Empfindung durchzulesen, kostete mir große Mühe. Unter den Oden sind einige geistliche Gedichte ihres Inhaltes würdig. Auch einige Stücke der poetischen Prose glänzen möglichst schön und nicht allzu hoch. Die Fabeln und Aufschriften sind unbedeutender. Moralischen Werth haben fast alle Stücke: in Rücksicht auf den poetischen kann man die Auswahl auch nicht mißbilligen. Ich habe gesehen, daß gutgestimmte Menschen diese Sammlung mehrmals mit Vergnügen ergriffen haben: sie scheint aber doch etwas zu einseitig für nur Ein Alter des andern Geschlechtes, für das, welches am schnellsten verfliegt:

man

man versäumt allzu sehr, in demselben Alter zu Ernst und Stärke den Grund zu legen, worauf doch nachmals die Erfüllung der Pflichten beruhet.

A.

Lyrisches Theater der Deutschen. Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung, 1782. Erster Band. 96 Seiten. — Zweyter Band. 136 S. in 8. (Mit saubern Titelkupfern.)

Die Apotheke von Engel und die sämtlichen Opern des verstorbenen Michaelis sind viel zu bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, hier weiter etwas von ihnen zu sagen. Ausser diesen Stücken enthält das lyrische Theater noch folgende: 1) Der Alchymist nach le Grand von Meißner. Es ist drollicht genug, und dabey, wie der Name des deutschen Verfassers schon vermuthen läßt, gut geschrieben. Aber die alte nun fast vergeßne Leyer, einen wunderlichen, abgeschmackten Vater durch Hülfe eines listigen Bedienten zu betrügen, und zum Narren zu haben, scheint nicht empfehlenswürdig, und ist, ich darf es sagen, für den moralischen Sinn, welcher mehr und mehr anfängt, allgemeiner zu werden, widrig und anstößig. 2) Laura Rosetti von d'Arien. Aus der empfindsamen Klasse. Einzelne Arien und einzelne Scenen sind gut gerathen. Das Ganze scheint auch darum weniger zu gefallen, weil der Charakter einer eiferfüchtigen Italienerin seit den Zeiten der Lessingschen Orsina gar zu oft auf die Bühne gebracht worden. Wie kommen Ausländer dazu, Bürgers Leonore singen zu wollen? Es ist nichts Unmögliches, aber von Italienern nicht wahrscheinlich. 3) Der neue Gutsherr von Dyck; die Gesänge sind von einem andern Verfasser. Das Stück kann sich bey einer guten Aufführung und der versprochenen Hillerschen Musik wohl sehen lassen, ungeachtet der entfernten Aehnlichkeit in Ansehung des neuen Gutsherrn mit dem dankbaren Sohne, wegen der Huldigung mit den Dorfdeputirten, wegen des Schulmeisters und des Gerichtshalters mit vielen andern Stücken. Ist es wahrscheinlich, daß ein Mann, wie Klarenbach, seinen Freund so abfertigen kann, wie S. 68 des 2ten Bandes geschieht? — Die Arien und Ge-

sänge sind ungleich, doch meistentheils gut. Wenn aber auf dem Leipziger Theater gesungen wird:

Mir waren Weib und Mädchen gut;
Ich, als ein Pursche voll Feuer,
Bestand mit ächtem Rittermuth
Manch lustiges Abentheuer!
Die Mutter war scharf, die Männer oft schwach,
Der Pursche war artig, und siehst du, da lag
Das große Quamobrem!

so werden die versammelten Studenten in so guten Versen eine Aufmunterung finden, der sie besser entbehrten. Ich bin nicht zu strenge. Nicht die Freude und den Scherz will ich vom Theater verbannt wissen, aber es bleibt doch nothwendig, auf die Wirkung zu sehen. — Wenn werden die Obersachsen aufhören, weiche und harte Buchstaben mit einander zu reimen? verbanden mit kannten, schweige mit Streiche, und so weiter im ganzen Stücke. Es gründet sich ja offenbar auf der falschen Aussprache. Gellert war auch ein Sachse, aber er hat solche Reime nicht, und überhaupt hat sie kein guter Dichter. 4) Die wüste Insel nach Metastasio von Meißner, ganz in Recitativen und Arien. Schön versificirt. 5) Arsene nach dem Französischen von Ebendemselben. In seiner Art, als Oper betrachtet, und in mancher Rücksicht ein vortrefliches Stück. 6) Adelheit von Veltheim von Großmann. Unterhaltend und theatralisch. Die mit abgedruckten Veränderungen sind nothwendig für gesittete Zuhörer.

Külör de Püß, oder der Referent. Lustspiel in drey Akten. Nürnberg, bey Grattenauer. 1782. 128 S. 8.

Kömmst du mir so, komm ich dir so; oder die Schule der Vormünder. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Cailhavas: Le tuteur dupé; von Bock. Berlin, bey Weber. 1781.

Das erste Stück hat seinen Titel daher, daß die Schöne auf dem Ball einen flohfarbenen Amazonenhabit trägt, und ihr Liebhaber in dem wichtigen Proceß ihres Vaters zum Referenten

nenten erwehnt worden. Wäre dieses Lustspiel mehr ausgeführt und besser dialogirt, so würde es bey weitem noch kein Meisterstück, aber doch etwas mehr seyn, als es izt geworden ist.

Das zweyte, dessen Original ich aber nicht gesehen habe, enthält eine bloße Intrigue, die freylich im Grunde sehr unwahrscheinlich ist.

Dm.

---

5) Romane.

Geschichte der Gräfin von Birkensee und des Barons von Linz, in Briefen. Erster und zweyter Theil. Braunschweig 1782. 8. 50 Bogen.

Die in allen 50 Bogen enthaltenen Nutzanwendungen sind nun sehr wenig, und Rec. getraut sich, solche mit größter Bequemlichkeit auf 2 Octavblättern abdrucken lassen zu können, und um dieser 2 Blätter willen müssen die armen Müßiggänger 50 Bogen lesen und bezahlen — ist doch zu hart — Die Hauptperson ist die junge Gräfin von Birkensee, welche wider ihren Willen ihren Geliebten von Linz verlassen, und den wilden Grafen von Sturmfeld heyrathen muß. Sie ist die Tochter eines neugebackenen Grafen, und wird von ihrer aufgeschossenen Mutter zu dieser Heyrath gezwungen, und endlich durch den Dienst eines irrenden Ritters von ihrem Riesen befreyt, und bekömmt endlich ihren süssen Friedrich von Linz. Sie spricht überaus viel von Tugend, Gehorsam und ehelicher Liebe und Treue, mithin konnte man von ihr erwarten, daß sie sich in ihr Unglück zu schicken, und das Herz ihres Gemahls zu gewinnen wissen würde, aber gerade das Gegentheil, sie kümmert in selbst gewählter sympathisirender Liebe ihr Leben weg, weint sich die Augen dick, und zwingt, so zu reden, den ohnehin zügellosen Herrn Gemahl, sie zu meiden, und sein Vergnügen in lachendern Mienen zu suchen. Charakteren zu zeichnen, scheint uns des V. Sache nicht recht zu seyn, und den angeblichen Gemählden von natürlichen Scenen sieht man recht die Angst an, die der V. dabey gehabt haben muß, um seiner Meynung

nach etwas schönes und empfindsames zu sagen, auch der liebe Mond und das Schlängeln eines Baches muß ein paar mal herhalten. Friedrich von Linz, der Liebhaber der Gräfin von Birkensee, und nachheriger Gemahl der hochgräflichen Frau Wittwe von Sturmfeld, ist ein eingebildeter Empfindsamer, eigentlich eine in das eigene bisgen Larve verliebte Schlafmütze. Henriette von Linz soll, nach des V. Meynung, ein gutes, tugendhaftes, und dabey rasches Mädchen seyn, aber sie ist ganz und gar verzeichnet, und wird durch Eigendünkel und mißlingende Spötteleyen öfters so unerträglich, daß man kaum ihre Ausdrücke einem muthwilligen Studenten zu gut halten würde. Der Graf von Sturmfeld ist ein grober Wollüstler, der, seiner eigenen Aussage nach, jedes Frauenzimmer für eroberlich hält, aber sich dennoch an eine gewisse Caroline Wolf so fest klammert, daß er der Feundschaft fähig zu seyn scheint. (Der V. leiht ihm Scheingründe, die wir schlechterdings für gefährlich halten. Ein junger Irrländer findet sie von selbst, aber daß man ihm noch welche so freywillig verschaft, taugt wahrlich nichts:) er wird endlich, christ-adelichen Gebrauch nach, erstochen. Der Baron von Cronenburg macht Schulden, stellt Wechsel aus, die er nicht bezahlen kann, hält Maitressen, und denkt nicht an den morgenden Tag. Hin und wieder finden sich noch helle Zwischenfälle von gesunder Sittenlehre, welche aber von einem solchen Mann keinen Eindruck machen. Philippine von Soltau ist ein empfindsames Fräulein, das sich aus purer klaren Empfindsamkeit des Herrn Grafen von Sturmfeld Hochgebohrnen übergiebt, und zu ihrer Schande das hochgräfliche Beylager anticipirt, sie wimmert viel von ihrer wieder hergestellten Tugend, ein anderer Pinsel glaubt es, und heyrathet sie. Von Soltau, ein alter deutscher jubilirter Obrist-Lieutenant, hat den kindischen Einfall, sich in seinem Alter mit einem jungen gewandten Mann auf den Degen zu schlagen, welches aber durch eine gute Wunde bestraft wird. Henriette und Heinrich von Stern sind nur Figuranten, und haben eigentlich kein Interesse in der Haupt- und Staatsaction; daß sie sich verheyrathen, versteht sich. Maria Grünz tritt auf, um uns zu sagen: daß sie sich aus Liebe zu todt grämt, eben so macht es Lucia Madelnng; ihre Schwester, Lotte, ist gescheider. Carolina Wolf wird von ihrem Temperament hingerissen, geräth hernach in den Strohm, und ist unwiederbringlich verlohren. Georg von Soltau ist der irrende Ritter, welcher

cher seine Schwester rächt, und den Herrn Grafen von Sturmsfeld aus der Welt schaft. Der V., der uns übrigens ganz unbekannt ist, wird daraus ersehen, daß wir mehr Zeit auf dieses Buch gewendet haben, als er und unsre Leser erwarten konnten, aber desto zuversichtlicher wird auch unser Urtheil seyn, daß der V. sich mit Romanschreiben nicht abgeben müsse.

Ganymed für die Lesewelt. Dritter Band 1782. 12½ Bogen 8.

Da dieser Scribler leider fortfährt, seine Lesewelt anmaßlich zu unterhalten: so müssen wir es wohl, der Vollständigkeit unserer Bibliothek halber, mit anzeigen, aber unter feyerlichster Protestation, von unserm vorigen Urtheile nicht abzugehen. Dieser dritte Band enthält also: 1) Fritz Preller, Lebenslauf eines liederlichen Jenaischen Studentens, der ein Comödiant wird, und endlich eine Hure heyrathet. 2) Das Narrenhospital, aus dem Englischen des Walsh, Dichter und Lehrer der Dichtkunst des bekannten Pope, wer versteht das? 3) Ein unförmlicher Lebenslauf des Olivier Goldsmith. 4) Erzählung der Frau Williams, unausstehlich. 5) Einige magere Nachrichten von Bokaz. 6) Deuschlands Größe. 7) Der Ehestandsspiegel.

S.

Leben des guten Jünglings Engelhof. Zweyter Theil. München bey Strobl. 1782. 24 Bogen. 8.

Herr Westenrieder liefert uns hier den 2ten und lezten Theil eines Werks, das voll von innigem Gefühle, voll Menschenkenntniß und Menschenliebe, practisch, vorzüglich für sein bayerisches Vaterland, aber hie und da nicht ganz frey von Sprachfehlern, und mit ein wenig Dehnung geschrieben ist.

S.

6) Weltweisheit.

Aussichten zu einer Experimental-Seelenlehre an Herrn Direktor Gedike, von Carl Philipp Moritz. Berlin, bey August Mylius. 1782. in 8. 32 S.

Der V. wünscht in dieser sehr gut geschriebenen Abhandlung mehrere Erfahrungen und Beobachtungen über die menschlichen Seelenfähigkeiten, um dadurch manches ungewisse in der Seelenlehre festzusetzen, manches unrichtige zu berichtigen und durch Ausnahmen das zu allgemeine bestimmt zu machen. Dazu wäre es gut, wenn mehrere sich selbst genau beobachteten, über sich selbst Tagebücher hielten, ja Freunde sich zu Objecten gegenseitiger Beobachtungen machten, auch könnten Prediger auf dem Lande, Officiere u. s. w. über ihre Untergebenen dergleichen anstellen, dadurch würde der Einwand wegfallen, daß solche Bemerkungen, wenn gedruckt, Nachtheil verursachen möchten. Ueberhaupt sey der Nutzen weit größer, als der zu besorgende Schade, man beobachte und untersuche ja den Körper, warum nicht auch die Seele? Es lasse sich ja manches ohne Namen bekannt machen, obgleich in erheblichen Fällen auch deren Hinzusetzung zu größerer Beglaubigung dienen würde. Er selbst habe über seine Schüler dergleichen Tabellen sorgfältig geführt, und daraus manche erhebliche Folgerung gezogen. Die Beobachtungen aber müssen rein, das heißt, nicht mit Folgerungen und Schlüssen untermischt, oder gar nach solchen geformt seyn. Der V. hofft, durch Unterstützung der Beobachter ein Magazin der Experimental-Seelenlehre zu Stande zu bringen. Wir wünschen sehr, dies durch gute und reichliche Beyträge erfüllt zu sehen. Es wird nicht leicht jemand, er sey blos Philosoph, oder auch Mann von Geschäften, in welcherley Art er wolle, gefunden werden, dem nicht ein solches Unternehmen wichtig seyn sollte. Daher zu wünschen, daß Hr. M. viele und gute Beyträge erhalten möge. Auch aus Büchern ließe sich vieles nehmen, doch wünscht der V. mehr eigne Erfahrungen. Aerzte vornemlich könnten durch kritische Untersuchung und Berichtigung mancher sonderbaren Krankengeschichte wichtige Beyträge liefern.

Tho-

Thomas Reid's, Lehrer (Lehrers) der Moral, auf der Universität zu Glasgow, Untersuchung über den menschlichen Geist, nach den Grundsätzen des gemeinen Menschenverstandes. Aus dem Englischen nach der dritten Auflage übersezt. Leipzig bey Schwickert 1782. in 8. 397 Seiten, ohne des Uebersetzers Vorrede.

Besser als das gewöhnliche Uebersetzungs-Heer; fliessend, verständlich, und so viel sich nach dem Zusammenhange ohne Dagegenhaltung des Originals urtheilen läßt, auch treu. Doch sind uns ein paar Sprachunrichtigkeiten aufgestoßen, die wir zur Warnung hersetzen wollen. S. 3. In denen Künsten und Wissenschaften, welche u. s. w., richtiger in den. S. 7 Das zweybeinigte Thier, das von den Leckerbissen der Natur das verzehrt, was sein Geschmack oder sein Finger heischt, und seinen Durst an der chrystallenen Quelle löscht, der sein Geschlecht fortpflanzt, wie Gelegenheit und Begierden ihn treiben; muß heissen: das sein Geschlecht — wie Gelegenheit — es treiben. S. 10 Eine schaffende Einbildungskunst verachtet die niedrige Beschäftigung, Grund zu legen, Schutt wegzunehmen, und Materialien herbeyzuführen, und überläßt diese Arbeiten u. s. w., richtiger: sie überläßt. S. 30 in abstractu; eben so noch an ein paar andern Orten; dies ist doch wohl nur Druckfehler?

Dr.

Expositiones philosophiae theoreticae auctore *G. I. Ploucquet*, log. et metaphys. professore in Univers. Tybing. &c. &c. cum tabula aenea, editio ultima. Stutgardiae apud I. B. Mezler 1782. 1 Alph. 5 Bogen in klein 8.

Der V. hat in dieser neuen Ausgabe einiges, was ihm überflüßig zu seyn dünkte, weggelassen, einiges hat er geändert, und auch manches neue und nützliche hinzugefügt. Man dürfte indessen doch noch manches vermissen, was nicht weniger Aufmerksamkeit verdient.

P.

Ueber die Seelenwanderung. Von Johann Georg Schlosser. Zweytes Gespräch. Basel bey Serini. 1782. Klein 8. 24 Seiten.

Wir beziehen uns, was die Sache selbst anlanget, auf unser Urtheil bey dem ersten Gespräch. Dies zweyte ist viel schlechter und unvollkommener wie das erste, und gar nicht des Drucks werth. Eugenius fährt fort, die Seelenwanderung als ein Mittel zur Sammlung heilsamer und zur Moralität nüzlicher Erfahrungen zu beschreiben, und dehnt dies über die menschlichen Fehler aus. Cleomathus wendet ein, daß dies ein bleyerner Gang seyn würde, und da man auch bey der Ausübung der größten Laster Erfahrung finden kann: so würde die Seelenwanderung auch dergleichen in sich schließen. Eugenius schränkt den Einwand ein, daß Abweichung von der Tugend, als eine Folge der menschlichen Schwachheit, zwar Erfahrung zum Guten bewirke, daß aber nicht jede besondere Art von Abweichung dazu nöthig sey, so wie hier schon der Mensch durch Schaden klug werden könne, wenn er gleich nicht jede Art des Schadens erfahren hat. Den Schluß macht ein indisches Märchen, ehe denn diese Materie halb erschöpft ist.

Hr.

Versuchte Auflösung der von Herrn Lavater für die größten und wichtigsten gehaltenen zwey Räthsel bey den Beweisen für das Christenthum, wobey ein Beweis der Einigen Sünde, als des Aggregats aller Sünden aller Menschen kürzlich gegeben wird. Berlin, 1782 bey Christian Ludwig Stahlbaum. 8. S. 66.

Diese zwey größten und wichtigsten Räthsel, die Hr. Lavater in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Bonnets philosophischer Untersuchung der Beweise für das Christenthum von diesem Philosophen wünschte aufgelöset zu sehen, sind in seinen eignen Worten vorgetragen, diese: „wie das in der Welt vorhandene Uebel, welches eine Folge der Sünde war, aus der Welt weggehoben, und wie dem noch bevorstehenden vorgebo-

gen

gen (vorgebeugt) werden könnte? „Was Bonnet, so viel wir wissen, nie unternommen hat, daran wagt sich unser V., und versucht eine Auflösung dieser Räthsel. Den Weg bahnt er sich hiezu, indem er sich bemühet, zu beweisen, daß alle Sünden auf eine einzige, nemlich auf das falsche oder thörichte Verlangen, glückselig zu seyn (nemlich in der eignen oder irgend einer andern beschränkten Vollkommenheit und nicht in der unendlichen Vollkommenheit Gottes) oder auf Abgötterey sich zurückbringen läßt. In dieser Voraussetzung giebt er folgende Auflösungen. „Auf das erste Räthsel: Wie kann das in der Welt vorhandne Uebel durchaus aus derselben weggenommen werden?" kann nur die Antwort erfolgen: wenn alle abgöttische Kreaturen anfangen werden, ihre ungöttliche Gesinnung gänzlich abzulegen, und Gott allein zum Ruhepunkt aller ihrer Triebe, Absichten und Handlungen zu machen." Auf das zweyte Räthsel: „wie kan dem vorstehenden Uebel in der Welt vorgebeuget werden?" kann auch nur die Antwort gegeben werden: „wenn sich alle göttlich gesinnte Creaturen vor der Abgötterey gehütet hätten, so würde aus ihrem Himmel und Paradies keine Hölle und Welt entstanden seyn. Würden also die abgöttischen Creaturen ihrer Abgötterey gänzlich entsagen, und Gott wieder wahrhaft dienen, so würde allen ihren vorstehenden Uebeln gänzlich dadurch vorgebeugt, und sie von keinem Uebel mehr berühret werden." Man siehet leicht ein, daß dies eigentlich nichts geantwortet sey, und daß die Räthsel anstatt aufgelöset zu seyn, nur auf eine andre Art ausgedrückt worden, und daß, wenn man dem V. auch den Einfall von der Abgötterey als der einzigen Sünde hingehen liesse, die Schwierigkeit durch seine Antwort nicht gehoben, sondern ein wenig weiter fortgeschoben werde. Es ist nicht gründlicher und genugthuender geantwortet, als wenn man auf die Frage: warum wir in diesem Winter so wenig und so kurz anhaltenden Frost, und eine so sehr abwechselnde unbeständige Witterung haben, weise und ernsthaft antwortete: daß wir überhaupt so wenig Frost haben, rührt daher, daß der Wind fast beständig in Süden und vornemlich in Südwesten stehet, und daß der Frost von so kurzer Dauer ist, und sogleich mit Thauwetter abwechselt, kommt daher, weil der Wind, wenn er auch bisweilen nach Norden und Osten gehet, in diesen Kälte bringenden Himmelsgegenden niemals lange stehen will. Der V. scheint auch selbst die Unhinlänglichkeit seiner Antworten zu fühlen, denn er gesteht, daß nunmehr ein neues Räthsel aufzulösen

sey,

sey, nemlich dieses: „Sollte es Gott nach seiner Heiligkeit nicht möglich seyn, das falsche Verlangen aller abgöttischen Creaturen, glückselig zu seyn, bey ihr auszulöschen, und das wahre Verlangen, glückselig zu seyn, bey ihr zu erwecken?“ Weil dieses neue Räthsel nicht nur der Menschen, sondern überhaupt aller Creaturen Glückseligkeit betreffe, so meint er, könne dasselbe aus der Bibel, die nur von Menschen und zu Menschen rede, nicht aufgelöset werden: er versucht es also, aus der Vernunft darauf zu antworten. Allein das, was er seine Vernunft hierauf antworten läßt, scheint mir so seicht, so übelzusammenhangend und widersinnig zu seyn, daß ich es nicht der Mühe werth halte, etwas weiter davon anzuführen, als dies Resultat: „daß die Vernunft zu schwach sey, das Mittel zu einer Realbefreyung der Welt von allem Uebel, und den Schlüssel zu der Auflösung des neuen Räthsels, zu finden.“ Der V. äussert hierauf die Vermuthung, daß diese Frage, in sofern sie blos die Menschen angehet, sich vielleicht aus einer göttlichen Offenbahrung beantworten laße; er scheint dies auch zu behaupten, bringt aber vorher gegen alle vorgegebene göttliche Offenbahrung, insonderheit die christliche, einige Einwendungen vor, die er für wichtiger hält, als alle die, so Lessing, den er für den Urheber der Wolfenbüttelischen Fragmente ausgiebt, vorgebracht habe; er verspricht aber in einer folgenden Ausführung, diese fürchterlichen Einwendungen zu beantworten, und sein neues Räthsel aus der Bibel aufzulösen. Es stehet nun zu erwarten, ob er aus der Bibel besser, als aus der Vernunft, und selbst erfundne Räthsel glücklicher, als von andern aufgeworfne aufzulösen wisse.

Sg.

---

7) Mathematik.

Herrn P. Scherfers Abhandlung von Serien oder Reihen, aus dem Lateinischen übersezt und mit einigen Erläuterungen, auch vielen ganz neuen allgemeinen Zusätzen vermehrt und herausgegeben von Peter Paschkal von Lilienstern, Unterlieutenant

nant in der K. K. Theresianischen Militairacademie. Bey Rud. Gräffer 1782. 17 Bogen groß 4.

Die Absätze aus Hrn. Scherfers instit. analyt. welche die Reihen betreffen, verdeutscht, und was Hr. v. L. beym Studiren dieses Gegenstandes gefunden, beygefügt. Dieses beträgt allein 13 Bogen, und betrift Gesetze, allgemeine Glieder, Summen u. s. w. der Reihen. Es zeigt von sehr vielem Fleisse und gute Einsichten des Hrn. v. L. Wie viel darunter ganz neu ist, läßt sich bey einem Gegenstande, der so sehr bearbeitet ist, nicht leicht sagen, auch kömmt hier darauf nichts an, weil die Analysis ihren Kenner in den Stand sezt, vieles für sich zu erfinden, das freylich andre auf eben den oder andern Wegen auch für sich erfunden haben.

Zeitbuch für Sternfreunde aufs Jahr 1782. Jena, gedruckt bey Fickelscherers Erben und Strankmann. 8. 5 Bogen. 3 Kupfertafeln.

Für jeden Tag, der Sonne Lauf, Abweichung, Aufgang, des Mondes Lauf, Abweichung, Auf- und Untergang. Sichtbarkeiten der Planeten von zehn zu zehn Tagen. Verfinsterungen der Jupitersmonden. Bedeckungen von Fixsternen durch den Mond, oder wenn der Mond nahe bey Fixsternen ist, der Abstand durch Mondsdicken angegeben. Stand des Fixsternhimmels in Abendstunden jeden Monats. Die Kupfertafeln stellen 39 Sternbilder vor, nur die Sterne, mit Linien zusammengehenkt, ohne darum gezeichnete Bilder, jedes Sternbild einzeln. Ihnen gemäß werden die Sternbilder beschrieben. (Wer schon Sternbilder kennt, dem kann vielleicht dieses dienen, die Sterne in jedem genauer durchzuzählen; sie, vermittelst dieser Vorstellungen, kennen zu lernen möchte schwer fallen. Die Lagen der Sternbilder gegeneinander sind wohl das sicherste und bequemste Mittel, sie kennen zu lernen, und davon läßt sich hier nichts darstellen. Dem Recensenten scheinen daher diese sonst saubern Küpferchen ziemlich unbrauchbar.) Noch eine kleine Abbildung der Himmelskugel, nur der Gestalt nach, und darneben Weigels Sternweiser, und das Stück gekrümmtes Blech, das man an der Kugel als Quadrant braucht. Eine Nach-

Nachricht von der künstlichen Himmelskugel und derselben Gebrauche redet auch von diesen Werkzeugen. Dieses Jahrbuch hält also ein Mittel zwischen den ganz gemeinen Kalendern und Ephemeriden für den eigentlichen Astronomen, dient Liebhabern, sich ohne eigentliche Observationen doch mit Bemerkungen himmlischer Begebenheiten nüzlich zu ergötzen, dazu ihnen nur ein mäßiges Sternrohr, das die Jupitersmonden zeigt, genug seyn kann. Zu dieser Absicht, die Betrachtung des Himmels zu erleichtern und auszubreiten, ist so ein Zeitbuch allerdings sehr dienlich. Kenntnisse, die zum Gebrauche desselben nöthig sind, finden deutsche Sternfreunde in vielen Schriften, z. E. des Hrn. Schmid, Boden, Hellmuth, Heun u. s. w. Vielleicht wäre es also gut, das Zeitbuch nicht durch Einrükkung solcher Bruchstücke zu vergrößern, die jemanden, der jene Schriften besizt, entbehrlich, und dem, der mit ihnen ganz unbekannt wäre, wohl nicht verständlich sind. Dem Rec. scheint die Erzählung und Vorstellung der Sternbilder dahin zu gehören. Selbst im Zeitbuche werden die Doppelmaierischen Sterncharten empfohlen. Weigels Sternweiser ist eine artige, aber ganz unnüze Erfindung. Billig aber ist es, daß ihr Andenken in Jena erhalten wird.

M.

---

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

Caroli Godofredi Hagen Medicinae Doctoris et Professoris Pharmacopœi Regii aulici &c. Tentamen Historiae Lichenum et præsertim Prussicorum, cum iconibus æri incisis et ad viuum coloratis. Regiomonti 1782 9 Bogen.

Zwar wenig Bogen, aber desto mehr und desto reichhaltiger an Materialien und Bemerkungen, welche jedem Kräuterkenner sehr willkommen seyn müssen, und auch denen wird eine etwas weitläuftige Anzeige angenehm seyn, und sie auf das Werk selbst begierig machen. Die erste Section dient statt einer Einleitung und ist de Lichenibus in genere über-

überschrieben. Der Verfasser redet erst von dem Zustande der Kräuterkunde in Preussen, prüft den alten wackern Lösel, dann Helwing, Wigand und Wulf, welche sich um sie verdient gemacht haben. Den leztern beschuldiget der Verfasser, daß er ihr, durch Verringerung der bereits entdeckten Pflanzen geschadet habe. Um zu mehrerer Vollkommenheit zu kommen, hat sich der Verfasser vorgenommen, eine einzige Familie zu untersuchen, und das war längst der warme Wunsch aller Botaniker: denn was helfen hundert und abermal hundert Floren von dieser und jener Gegend? eine Schmalzblume bleibt eine Schmalzblume, sie mag in der Pfalz, in Franken oder in Preußen wachsen, man liest ein und eben dasselbe Ding mit Eckel, der Kosten nicht zu gedenken. Aber einer besondern Familie seinen Fleis zu widmen und diese gründlich zu ordnen, das hilft der Wissenschaft. Hier sollen die Flechten untersucht werden, und wenn diese gefallen, will der V. auch andere Familien der Cryptogamisten darstellen. Für das Mißfallen wollten wir allenfalls dem Verfasser eine reelle Caution stellen, und mithin halten wir ihn bey seinem Worte. Daß das Unternehmen unsres Schriftstellers bey einem Produkt, das so ganz von allen Gewächsen abweicht, von äußerster Schwierigkeit sey, wissen alle die Sachkundige, und dieses könnte auch den geduldigsten Forscher zurückschrecken. Unser Autor hat inzwischen alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, jedoch nicht unterlassen, treuherzig anzuzeigen, wenn er sie unüberwindlich gefunden hat. Dieses ist die Ursache, warum er es noch nicht gewagt hat, ein generisches Merkmal der Flechte anzugeben, er führt zwar verschiedene Bestimmungen der Botaniker an: da sie aber, logisch zu reden, bald zu eng, bald zu weit sind, so behilft sich der würdige Mann einstweilen mit Beschreibungen, ob vielleicht die bis izt noch dunklen Ideen endlich deutlich werden dürften. Der zweyte Abschnitt greift endlich das Hauptwerk selbst an und ist de Lichenibus prussicis überschrieben, er stellt sie in zehn Ordnungen dar, mit Verwerfung der bisherigen Eintheilung, und darzu hatte er, nach unsrem Urtheile, das vollkommenste Recht: denn wer sich mit einer Familie so weit abgiebt, so gründlich darüber bemerkt und nachgedacht hat, dem muß es auch frey stehen, nach dem Resultat seiner Bemerkungen und Arbeit zu ordnen, andre zu verwerfen und auszumerzen, es treffe auch, wen es wolle. In diesen zehn Ordnungen hat der V. in Preußen 80 Species angetroffen, ohne zu behaupten, daß dadurch die ganze Familie erschöpft wor-

Nachricht von der künstlichen Himmelskugel und derselben Gebrauche redet auch von diesen Werkzeugen. Dieses Jahrbuch hält also ein Mittel zwischen den ganz gemeinen Kalendern und Ephemeriden für den eigentlichen Astronomen, dient Liebhabern, sich ohne eigentliche Observationen doch mit Bemerkungen himmlischer Begebenheiten nützlich zu ergötzen, dazu ihnen nur ein mäßiges Sternrohr, das die Jupitersmonden zeigt, genug seyn kann. Zu dieser Absicht, die Betrachtung des Himmels zu erleichtern und auszubreiten, ist so ein Zeitbuch allerdings sehr dienlich. Kenntnisse, die zum Gebrauche desselben nöthig sind, finden deutsche Sternfreunde in vielen Schriften, z. E. des Hrn. Schmid, Boden, Hellmuth, Heun u. s. w. Vielleicht wäre es also gut, das Zeitbuch nicht durch Einrückung solcher Bruchstücke zu vergrößern, die jemanden, der jene Schriften besizt, entbehrlich, und dem, der mit ihnen ganz unbekannt wäre, wohl nicht verständlich sind. Dem Rec. scheint die Erzählung und Vorstellung der Sternbilder dahin zu gehören. Selbst im Zeitbuche werden die Doppelmaierischen Sterncharten empfohlen. Weigels Sternweiser ist eine artige, aber ganz unnüze Erfindung. Billig aber ist es, daß ihr Andenken in Jena erhalten wird.

M.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

Caroli Godofredi Hagen Medicinae Doctoris et Professoris Pharmacopoei Regii aulici &c. Tentamen Historiae Lichenum et praefertim Prussicorum, cum iconibus aeri incisis et ad viuum coloratis. Regiomonti 1782 9 Bogen.

Zwar wenig Bogen, aber desto mehr und desto reichhaltiger an Materialien und Bemerkungen, welche jedem Kräuterkenner sehr willkommen seyn müssen, und auch denen wird eine etwas weitläuftige Anzeige angenehm seyn, und sie auf das Werk selbst begierig machen. Die erste Section dient statt einer Einleitung und ist de Lichenibus in genere über-

überschrieben. Der Verfasser redet erst von dem Zustande der Kräuterkunde in Preussen, prüft den alten wackern Lösel, dann Helwing, Wigand und Wulf, welche sich um sie verdient gemacht haben. Den leztern beschuldiget der Verfasser, daß er ihr, durch Verringerung der bereits entdeckten Pflanzen geschadet habe. Um zu mehrerer Vollkommenheit zu kommen, hat sich der Verfasser vorgenommen, eine einzige Familie zu untersuchen, und das war längst der warme Wunsch aller Botaniker: denn was helfen hundert und abermal hundert Floren von dieser und jener Gegend? eine Schmalzblume bleibt eine Schmalzblume, sie mag in der Pfalz, in Franken oder in Preussen wachsen, man liest ein und eben dasselbe Ding mit Eckel, der Kosten nicht zu gedenken. Aber einer besondern Familie seinen Fleis zu widmen und diese gründlich zu ordnen, das hilft der Wissenschaft. Hier sollen die Flechten untersucht werden, und wenn diese gefallen, will der V. auch andere Familien der Cryptogamisten darstellen. Für das Mißfallen wollten wir allenfalls dem Verfasser eine reelle Caution stellen, und mithin halten wir ihn bey seinem Worte. Daß das Unternehmen unsres Schriftstellers bey einem Produkt, das so ganz von allen Gewächsen abweicht, von äußerster Schwierigkeit sey, wissen alle die Sachkundige, und dieses könnte auch den geduldigsten Forscher zurückschrecken. Unser Autor hat inzwischen alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, jedoch nicht unterlassen, treuherzig anzuzeigen, wenn er sie unüberwindlich gefunden hat. Dieses ist die Ursache, warum er es noch nicht gewagt hat, ein generisches Merkmal der Flechte anzugeben, er führt zwar verschiedene Bestimmungen der Botaniker an: da sie aber, logisch zu reden, bald zu eng, bald zu weit sind, so behilft sich der würdige Mann einstweilen mit Beschreibungen, ob vielleicht die bis izt noch dunklen Ideen endlich deutlich werden dürften. Der zweyte Abschnitt greift endlich das Hauptwerk selbst an und ist de Lichenibus prussicis überschrieben, er stellt sie in zehn Ordnungen dar, mit Verwerfung der bisherigen Eintheilung, und darzu hatte er, nach unserm Urtheile, das vollkommenste Recht: denn wer sich mit einer Familie so weit abgiebt, so gründlich darüber bemerkt und nachgedacht hat, dem muß es auch frey stehen, nach dem Resultat seiner Bemerkungen und Arbeit zu ordnen, andre zu verwerfen und auszumerzen, es treffe auch, wen es wolle. In diesen zehn Ordnungen hat der V. in Preußen 80 Species angetroffen, ohne zu behaupten, daß dadurch die ganze Familie erschöpft wor-

worden, denn er bedauret selbst, daß ihm seine Geschäfte nicht verstattet haben, alle preußische Provinzen durchzureisen, welche doch wohl eine Nachlese verstatten dürften; dieses wird izt um so viel leichter für andre seyn, die diese Gelegenheit haben, da der Grund so herrlich gelegt ist, und kleine Ausschmückungen sich leicht machen lassen. Es sey uns erlaubt, noch kürzlich nur die Namen anzuzeigen. Ordo I. Lichenes pulverulenti, Staubflechten, darunter gehören außer den Varietäten 9 Species, nemlich: lacteus, incanus, cinereus, iolithus, welche dem sogenannten Violenstein seinen Geruch giebt. Flavus, botrycides, cinnabarinus, variegatus, antiquitatis. Ordo II. Leprosi tuberculati, Warzenflechten, enthält 14 Species, scriptus, geographicus, rugosus, graniformis, sanguinarius, hemisphæricus, fusco-ater, pertusus, calcareus, rupestris, aeruginosus, fagineus, carpineus, cricetorum. Ordo III. Leprosi scutellati, Schildflechten, enthält 8 species, candelarius, mit diesen färben die Smaländer Bauern den Talg, und verschaffen sich zu ihren Festtagen Lichter, welche den Wachskerzen ähnlich sind; tartareus sehr geschickt, roth zu färben; coerulescens, pallescens, pallidus, minutissimus, subfuscus, nigricans. Ordo IV. Imbricati, Schuppenflechten, enthält 9 Species, pulverulentus, centrifugus, laciniatus, Omphalodes, olivaceus, pullus, parietinus, physodes, stellaris. Ordo V. Foliacei, Baumflechten, wieder 9 Species, tenellus, ciliaris. islandicus, wovon der medicinische und öconomische Gebrauch weitläuftig beschrieben wird; in Kärnthen wußten es schon die Bauern, daß sie Schweine damit mästen konnten, Pulmonarius, den die Einbildung aus der Signatur zu einer Arzney in Lungenkrankheiten gemacht hat, färbt übrigens gut; Furfuraceus, farinaceus, calicaris, fraxineus, prunastri. Ordo VI. Coriacei, Lederflechten, hat nur 4 Species, resupinatus, caninus wird gegen die Wasserscheue gerühmt, und in den englischen Apotheken unter Pulvis antilyssus geführt. Aphtosus, ein drastisches Purgiermittel; verrucosus. Ordo VII. umbilicati, Nabelflechten, wovon zur Zeit nur eine Species bekannt ist, nämlich deustus. Ordo VIII. Scyphiferi, Becherflechten, enthält 10 Species, außer häufigen Varietäten. Cornutus, gracilis, pyxidatus, wird als ein specifiques Mittel in convulsivischen Husten gelobt, fimbriatus, deformis, radiatus, tuberculatus, cocciferus, färbt purpurroth, wird auch, in Milch gekocht, gegen den Keuchhusten gerühmt, digitatus. botrytes,

crytes. Ordo IX. Fruticulosi, Strauchflechten, hat 8 Species, ceratoides, uncialis, subulatus, furcatus, spinosus, rangiferinus. Das gewöhnliche Futter der Rennthiere kann auch für unsere Ochsen und Schweine gebraucht werden; Haller glaubte, daß man Haarpuder daraus machen könnte; paschalis, fragilis. Ordo X. Filamentosi, Haarflechten, enthält die lezten 8 Species, barbatus, adstringirt und färbt, plicatus, wird in verschiedenen Fällen von Aerzten angewendet, auch zu Matrazzen auszustopfen gebraucht, floridus, hirtus, chalybeiformis, jubatus, färbt roth, articulatus, radiciformis. Von den auf dem Titel angezeigten Kupfertafeln können wir nicht urtheilen, da sich solche bey unserm Exemplar nicht befinden, und nachgeliefert werden. Wir bitten den Herrn Doctor nochmals, sein Versprechen zu halten, an Käufern wird es nicht fehlen.

Karls von Krapf, kaiserlich königlichen Hofraths und Leibarztes ꝛc. ausführliche Beschreibung der in Unterösterreich, sonderlich aber um Wien herum wachsenden, und in der Stadt zum Verkauf sowohl erlaubten, als unerlaubten eßbaren Schwämme, sammt den ihnen ähnlichen uneßbaren, schädlichen, giftigen, oder auch verdächtigen; ihren Kennzeichen, ihrer gewöhnlichen Zubereitung, und den schädlichen Zufällen, welche die leztern im menschlichen Körper verursachen; nach der Linneischen Hauptabtheilung in systematischer Ordnung vorgetragen. Erstes Heft, mit XI. nach der Natur gezeichneten und illuminirten Kupfertafeln. Wien 1782. 4. 4 Bogen und XI Kupfertafeln.

Da wir den ganzen Titel, so undeutsch er auch ist, abgeschrieben haben: so könnten wir allerdings einer weitern Anzeige überhoben seyn, weil aber dennoch unsere Leser noch etwas mehr davon wissen möchten: so wollen wir es so kurz als möglich machen. Dieses erste Heft enthält nichts weiter, als einige Arten eßbarer Täublinge, und die ihnen ähnlichen, uneßbaren, und hat gleichwohl XI Kupfertafeln. Kaum ge-

trauen wir uns, das Ende dieser Hefte und ihre Kostbarkeit zu bestimmen, wenn der V. fortfahren würde, die übrigen Arten der Schwämme mit gleicher Weitläuftigkeit durchzugehen. Die Kräuterkunde gewinnt, dem Plane und der Ausführung nach, sehr wenig dabey; aber der Arzt, der Koch und der Schwamm-näscher haben größern Nutzen. Für des leztern Sicherheit ist vorzüglich gesorgt, ob wir schon nicht glauben können, daß er sich die Mühe geben wird, sein Leibgericht erst nach diesem Werke zu untersuchen: das überläßt er, standsmäßig, seinem Koch und seiner Köchin, und diese überlassen es der alten Schwammenfrau, welcher es nicht sowohl um die Gesundheit ihrer Abkäufer, als um ihre paar Kreuzer zu thun ist. Der V., das Lob müssen wir ihm ertheilen, beschreibt die eßbaren und uneßbaren Schwämme sehr genau, giebt den Leckermäulern Regeln zur landüblichen Zubereitung der erstern, und bemerkt bey den leztern, daß weder Oehl, noch Eßig, noch Pfeffer ihren Gift mildern, vielmehr dessen Schädlichkeit erhöhen. Nur häufig nachgetrunkenes kaltes, auch wohl durch Eis noch kälter gemachtes Wasser konnte die üblen und schon vorhandenen Zufälle von genossenen schädlichen Schwämmen theils lindern, theils endlich gar heben. Der V., der doch schon lange die Schwämme untersucht hatte, und nun gar davon schreibt, wurde doch einmal betrogen und sehr gefährlichen Zufällen ausgesezt: dieses könnte, wenn anders der Appetit zu diesem zweydeutigen Gerichte vernünftigen Vorstellungen Gehör gäbe, ein warnendes Beyspiel seyn, wie vieler Gefahr sich die Schwamm-näscher, bey Befriedigung der Lüsternheit ihres Gaumen, aussetzen.

S.

D. Joh. Sal. Semlers Versuch eines Diariums über die Oeconomie mancher Insecten im Winter. An die Hallische Gesellschaft der Naturforscher. Halle 1782. 8. 3 Bogen.

Eine wohlgemeynte Gelegenheitsschrift, wegen Aufnahme des Verfassers in die gedachte Gesellschaft, aus welcher sich aber doch so viel abnehmen läßt, wie leicht es einem denkenden Kopf sey, auch in einem fremden Fache fortzukommen. Sie

enthält

enthält Wahrnehmungen über eine unter abgefallenen, hauptsächlich Nußblättern, befindliche zahlreiche Brut junger Schnekken, die aber zur Zeit nicht bestimmt sind. Hätte der Hr. V. mehr Muse gehabt, seine Beobachtungen fortzusetzen, so würde er uns, aller Vermuthung nach, die Geschichte der nackenden Gartenschnecke geliefert haben, welche dem Frost und Eise, nur nicht den Sonnenstrahlen Trotz bieten; denn die angeblich gesehenen Gewinde des Gehäuses waren wohl nur die Gefäße der Schnecke selbst.

Rz.

Freymüthige Gedanken über einige in der Naturlehre noch unentschiedene Streitigkeiten. Entworfen von Anton Aigner, Amanuensis am k. k. Naturalienkabinette bey der Wiener hohen Schule. Wien. bey J. E. v. Kurzbeck. 1782. 8. S. 44.

Die ganze Abhandlung ist eigentlich eine Streitschrift, wo der V. die Parthey von Hrn. Prof. v. Well nimmt, um ihn gegen einen Hrn. Heidinger (angeblich, vermuthlich stecken aber höhere und berühmtere Personen dahinter) zu vertheidigen. Der Streit betrift das Alter der Kalkgebirge, die wo nicht älter, doch wenigstens gleich alt mit den übrigen ursprünglichen Gebürgen seyn sollen. Die Lehren und ganze Stellen aus des Hrn. v. W. Vorlesungen werden ausgezogen. Die Kalkerde sey die einfachste und reinste (wahrscheinlich deshalb nicht, weil sie bey dem heftigsten Feuer, nach vielfältigen Versuchen, in eine Art des Glases übergeht, was bey der reinen Kieselerde bis izt noch nicht bemerkt ist) sie sey reichlich zur Nahrung der Pflanzen erforderlich: ohne Pflanzen könnten die wenigsten Thiere leben; also mußte die kalkartige Erde schon vor Entstehung der Thiere gegenwärtig gewesen seyn, da diese nicht von lauter Kiesel sich hätten nähren können. (Rec. hat niemals der Lieblingsmeynung so mancher Geogonen beytreten können, daß alle Kalkerde blos durch die Schaalthiere erzeugt sey: die Mächtigkeit, das Streichen, die ganze Verkettung mancher Kalkgebürge, und der oft gänzliche Mangel aller Spuren von versteinten Körpern schienen ihm das Gegentheil zu erweisen.) Es gebe zwar sehr hohe Kalkberge: aber das höchste Gebürge bestehe aus Granit, und vielleicht auch der Kern der Erde. (So denkt

Rec. auch: sollten die uranfänglichen Granit-, die einfachen Thon- und Kalkgebirge auch gleichzeitig seyn; so ists doch wenigstens eine Thatsache, daß das Thongebürge auf dem Granit und auf jenem das Kalchgebürge ruht. Sind sie aber nicht gleichzeitig; so kann das Granitgebürge in diesem Verhältnisse wohl nicht anders, als das erste seyn: ob man gleich die, den Granit ausmachenden Steinarten einzeln, als vorher schon existirend annehmen müßte.) Auch Delius und Saussure beschrieben große, ganz kalkartige Alpen; und jeder Granit enthalte allezeit etwas alkalische, in Säuren auflösliche Erde: Hr. von Well habe öfters auf Granit Salpetersäure gegossen, und dieses 15 16 Stunden stehen lassen; worauf sich durch Laugensalze bald mehr, bald weniger daraus habe niederschlagen lassen: nun aber sey alles, was sich in Säuren auflöst, eine alkalische Erde. (Diesen Satz mögte Rec. nun nicht zugestehn; denn es scheint zu uneigentlich geredet, alle Erden, die sich in Säuren auflösen, für alkalisch auszugeben; so würden ja auch alle metallische Kalke alkalische seyn müssen. Daß Alaunerde im Granit stecke; daß diese in Scheidewasser aufgelöst werden könne, ist bekannt: allein jene unterscheidet sich durch eine Menge anderer Eigenschaften von den übrigen auflöslichen, sonst alkalisch genannten Erden, (der Kalk- und Bittersalzerde) als daß man sie willkührlich unter einem allgemeinen Namen zusammen begreifen könne. — Daß selbst Kieselerde von der Natur in Wasser aufgelöst, enthalten sey, haben Bergmann und nach ihm Winterl gezeigt). Hätten sich, nach Saussure, die Granite erst in dem alten Weltmeere gebildet, so müßte ja vorher schon eine andere Steinart, auf der das Weltmeer ruhete, vorhanden gewesen seyn, also der Granit nicht die älteste Steinart seyn: (eine richtige Folgerung, wenn die Voraussetzung gegründet ist.)

Von eben dem V. ist zur Rettung desselben Mannes, Hrn. Prof. v. Wells, eine andere kleine Schrift erschienen:

Frage: Ob ein Recensent, wenn er nur derb schimpfen kann, darum auch schon Recht haben müsse? untersucht vom Verf. der freymüthigen Gedanken. Wien, bey J. E. v. Kurzbeck. 1782. gros 8. S. 45.

Herr

Herr v. Well hatte in des Hrn. Bergr. Jacquin Miscellaneen einige Insecten, als neu beobachtete, nirgends abgezeichnete, und seiner Meynung nach, damals noch nicht richtig beschriebene, einrücken lassen, welche in der Wiener Realzeitung 1782 scharf getadelt wurden. Das erste nannte jener *Scotias* Psylloides, weil es weder zu den Russelkäfern, noch den Bohrkäfern gehört (seine Beschreibung ist hier ganz eingerückt.) Gegen Hrn. v. W. führt man an, Hr. de Paula Schrank habe es schon 1781 beschrieben; wogegen gezeigt wird, W. habe es schon 1778 bekannt gemacht und de P. Schrank rechne es mit Unrecht zu dem Ptinus. Das zwente beschriebene Insect ist *Buprestis* fastuosa, welches Hr. Prof. Fabritz zwar ein Jahr früher beschrieben habe: Hrn. v. W. aber nicht zu Gesicht gekommen sey. Das dritte Insect ist *Dytiscus* anastomozans, das nach dem Wiener Rec., der Dyt. latiss. L. seyn soll. Hier werden aber die beträchtlichen Abänderungen unter beyden bemerklich gemacht und gefolgert, daß wenn diese beständig wären, man sie ohne Bedenken für eine bestimmte Art gelten lassen könne. Das vierte Insect nennt Hr. v. W. *Papilio* Antenor. Man gesteht zu, daß dieser Schmetterling schon zweymal abgezeichnet sey: aber ein Privatmann könne nicht alle Bücher besitzen; Der Schmetterling gehöre zu den Trojanern; daher habe er den Trivialnamen Antenor bekommen, und daß diesen schon andere Tageschmetterlinge haben, entschuldigt man damit, daß schon mehrere Beyspiele von einerley doppelt gegebenen Trivialnamen vorhanden, und dies also Kleinigkeiten wären u. d. g. — Das Publikum interessirt diese Brochüre nicht sehr, es müßten denn die ausführlichen Beschreibungen jener Insecten seyn: eigentlich ist wohl nur der Scotias Psylloides, allem Anschein nach, eine eigne Gattung: aber doch ists auch kein schweres Verbrechen, einige bekanntere Insecten noch einmal zu beschreiben und zu mahlen; ob es gleich allemal dem Naturliebhaber, bey seinen ohnedem so großen Ausgaben für wissenschaftliche Bücher, nicht gleichgültig seyn kann, wenn ein solches Verfahren gar zu allgemein wird. Die Schreibart dieser Bogen ist für eine Streitschrift noch ziemlich gemäßigt: inzwischen scheint der V. auch, durch einige geflissentliche, aber unter einem andern Vorwande vorgebrachte Bemerkungen, einige Seitenblicke auf Hrn. v. Born und de Paula Schrank zu werfen. Unbekannt mit den Veranlassungen hierzu, wünscht Rec. jedoch, daß Oesterreichs würdige Gelehrte, dankbar gegen die Freyheit, wel-

che ihr Herr ihnen schenkte, durch herabwürdigende Streitigkeiten unter sich, es ihm nicht verleiden möchten, daß er jene ihnen schenkte, und daß er sie überhaupt so großer Achtung würdigte.

Kmz.

Dr. Christoph Gottwaldts physikalisch-anatomische Bemerkungen über den Biber. Aus dem Lateinischen übersezt, mit 7 Kupfertafeln. Nürnberg bey G. N. Raspe 1782. Der Text 4 Bogen in groß 4.

In der Vorrede wird bemerkt, daß von diesen Bemerkungen einige ohne des V. Wissen und Einwilligung bereits in den Actis Eruditorum 1684. S. 360 bekannt gemacht worden sind. Die gegenwärtige Sammlung hat ein Doctor Meßerschmidt aus den Papieren des V. gemacht, und einige Anmerkungen unter den Text gesezt, welche ganz unbedeutend sind. Gottwaldt hatte eine gute Anzahl Biber, jung und alt, aber nur ein einziges Männchen zergliedert; daher konnte man wohl von ihm mehr Vollständigkeit erwarten. Doch muß man auch die Zeit bedenken, in welcher er seine Bemerkungen niederschrieb, wenn man dem guten Manne nicht Unrecht thun will. Jezt hat freylich sein Werk keinen Werth der Neuheit mehr, alle Bemerkungen sind schon bekannt, und von andern genauer gemacht worden. Die Beschreibung bleibt sehr beym Allgemeinen, geht nicht ins Feine, und so sind einige Kupfertafeln ganz überflüßig. Aber Gottwaldt hatte nur den Blasius und Schrader zu Vorgängern; diese führt er selbst an; Wepfers Bemerkungen kennte er wahrscheinlicherweise nicht, ob sie gleich Wepfer vor ihm gemacht hatte. Des Joh. Francus Castorologia Aug. Vindel. 1685. 8., welche hier in einer Anmerkung angeführt steht, kennen wir nicht; dargegen haben wir die Zergliederung der Pariser von dem Biber aus Canada verglichen, so wie den Wepfer. Die eigentlichen Anmerkungen betragen nur anderthalb Bogen; den übrigen Raum nehmen die Vorerinnerungen und Erklärungen der Kupfertafeln ein. Die zusammengesezten Drüsen auf den beyden Seiten der Gurgel, die blätterförmigen Beine in der Nasenhöle, und die Gestalt des siebförmigen Beins scheint Gottwaldt allein bemerkt

zu

zu haben. G. sah den Magen allezeit durch eine faserigte Scheidewand in zwey Säcke getheilt, ob man gleich diese Theilung auf der Oberfläche gar nicht merken konnte. Beyde Säcke haben durch ein Loch Gemeinschaft; und um diese Oefnung hat der Magen einen nervigen Ring, damit er zusammen gezogen werden kann. Wepfer hingegen fand die nervige Scheidewand nicht so hoch, daß sie den Magen in zwey Säcke getheilt hätte; er sagt auch nichts von der Oefnung und dem nervigen Ringe: hingegen beschreibt er den Muskel, in welchem sich die vielen Magendrüsen an der ersten Abtheilung des Magens befinden, nebst den Drüsen des Schlundes, viel genauer und deutlicher. Die Ursache von der Größe des blinden Darms soll nach G. diese seyn: daß er zur Erweichung des trocknen aus zernagten Holz und Spänen gesammleten Unraths diene, und die Verrichtung der dicken Därme, die hier sehr dünn sind, ergänze. Auch, meynt er, könne dieser Darm beym Schwimmen die Stelle einer aufgetriebenen Blase vertreten, um den schweren Körper aufrecht zu halten. Von den vier neben dem Mastdarm befindlichen Säcken hegt er eine noch mehr sonderbare Meynung. Von den obern, oder den eigentlichen Bibergeilsäcken, sagt er S. 29. „Ich wollte glauben, daß diese Capseln dem Thiere eine Wohlthat seyen, damit es seine Jungen darein aufnehmen und erwärmen kann; denn nach der Geburt sind sie sehr zart, und können in den Nestern weder sicher, noch bequem verwahrt werden.“ Die darunter liegenden Säcke hat er überall Brüste genennt, und nun erklärt er sich, daß er sie wirklich für die Brüste halte, weil man keine andere finde. Aus der Warze soll eine milchähnliche Materie herausschwitzen; und die in den Gängen des Säckgen enthaltene ölige Materie soll ebenfalls nach geronnener säuerlicher Milch riechen. Diese Muthmaßung hat aber noch weniger Wahrscheinlichkeit für sich, als alle die andern, welche man seithero über die Bestimmung und den Gebrauch dieser Behältnisse und der darinne enthaltenen Materie gewagt hat. Denn so erhellet nicht, warum eben dieselben Brüste dem Männchen sowohl als dem Weibchen gegeben worden sind; und zweytens so versichern doch einige glaubwürdige Männer, daß sie wirklich vier Zitzen am Bauche des Weibchen gefunden haben. Sonderbar genug ist es indessen, und kann nicht anders als durch die Bemerkung der Jahrszeit, in welcher G. seine vielen weiblichen Biber zergliederte, erklärt werden, daß er niemals die wahren Brüste bemerken

 konn-

könnte. — Die Kupfer sind der Beschreibung selbst ziemlich angemessen.

Chelonographia, oder Beschreibung einiger Schildkröten nach natürlichen Urbildern verfertiget von D. Johann Julius Walbaum. Mit einer Kupfertafel. Lübeck und Leipzig in Commißion bey Johann Friedrich Gleditsch 1782. 18 Bogen in 4.

Was uns zuerst, nachdem wir die Vorrede durchgelesen hatten, auffiel, wollen wir auch sogleich anzeigen. Der V. ziehet eine deutliche Beschreibung der besten Abbildung vor; und dennoch giebt er eine Abbildung von einem Schilde, da es, unsrer Meynung nach, viel nöthiger und nüzlicher würde gewesen seyn, einige der beschriebenen innern Theile auf einer Kupfertafel deutlich vorzustellen. Die Bemerkungen des Blasius und Perrault sind genuzt worden; aber das seltene Werk des Caldesi hat er erst spät in einer Abschrift erhalten. Gottwalds anatomische Anmerkungen sind erst, nachdem der V. seine Beschreibung gemacht hatte, gedruckt worden, doch finden wir sie unter dem Texte angeführt. Den Anfang macht die amerikanische Kareschildkröte, wovon der V. zwey lebendige erhielt, nebst einer Abart; diese werden hier deutlich und weitläuftig nach ihren äußern und innern Theilen, und nach dem Verhältnisse dieser Theile unter einander beschrieben; und der Unterschied zwischen ihnen und der Riesenschildkröte sowohl als der Schuppenschildkröte bemerkt. Die Beschreibung der äußern Theile geht bis S. 22, wir halten uns dabey aber nicht auf, denn die Zergliederung der innern Theile enthält viel mehr Merkwürdiges. Und so eben zergliedern wir eine hiesige Sumpfschildkröte, so daß wir im Stande sind, die Vergleichung an dieser, in Ansehung der hier beschriebenen Theile zu machen. Die Blinzhaut war mit einem Muskel versehn, und der Verf. hält sie daher für beweglich, ob er gleich bey dem Leben des Thiers die Bewegung derselben nicht deutlich gesehn hat. Perrault hingegen meynt, die Blinzhaut sey am lebendigen Thiere ganz unbeweglich, ob er auch gleich an seiner ostindischen Land-

schild-

schildkröte einen Ruffel daran fand. Auch unsre Sumpfschildkröte hat sie, ohne davon jemals Gebrauch zu machen. Eben dies haben schon die Alten bemerkt, und nach dem Aristoteles de Partibus II. 13 sagt Plinius XI. sect. 57. at quadrupedes quæ ova pariunt, ut testudines et crocodili inferiore tantum palpebra, sine ulla nictatione, propter prædutos oculos. Die Beschaffenheit des Gehirns hat der V. nicht untersucht, weil er den Kopf ganz aufbewahren wollte. Der Schlund ist mit großen kugelförmigen, zurückliegenden, etwas weichlichen, doch an der Spitze harten und stechenden weisgelben Stacheln dicht besezt. Sie sind am Anfange des Schlunds nur klein, nehmen aber immer an Länge zu, und gehn bis an den Magenmund. Weiter wird hier nichts davon gesagt. Diese Stacheln hat Severini zuerst bemerkt, und nach ihm hat sie Gottwald S. 14 deutlicher beschrieben und abgebildet. Dieser fand sie hohl und mit einer klebrigen Materie angefüllt. Diesen Bau des Schlundes hat schon Plinius beschrieben XI. sect. 68. testudini marinæ lingua nulla, nec dentes: rostri acie comminuit omnia. Postea arteria et stomachus denticulatus callo, in modum rubi, ad conficiendos cibos, decrescentibus crenis, quidquid appropinquat ventri, novissima asperitas, ut scobina fabri. Er ist aber nur den Seeschildkröten eigen; denn weder an der Landschildkröte, noch an der Flußschildkröte ist dergleichen zu bemerken. An der Luftröhre fand der V. die knorpelichten Ringe ganz; aber er sagt nicht, ob die beyden Aeste, welche beynahe bis an das Ende der Lungen laufen, eben solche ganze Ringe haben, wie Blasius an der Landschildkröte bemerkt haben will. Daß diese Aeste in den Lungen nach allen Seiten Zweige abschicken, ist etwas unbestimmt gesagt. In der Flußschildkröte sind keine Zweige vorhanden, sondern auf beyden Seiten Oefnungen in den Aesten der Luftröhre. Gottwald hat ebenfalls die Einsenkung der beyden Aeste in die Lungen sehr nachläßig beschrieben. Perrault fand bey der ostindischen Landschildkröte in den Lungen blos häutige Kanäle. Das Herz hatte zwey ungleiche Kammern, auch das rechte Ohr war größer. An dem Darmkanale fanden sich keine Anhänge noch Blinddärme. An der ostindischen Landschildkröte fand Perrault dergleichen auch nicht, wohl aber an den einheimischen Flußschildkröten; Severini will sie auch an der testudo terrestris beobachtet haben. In unserm Exemplare haben sie einerley Größe mit der Blase. Die Nieren

und Harngänge beschreibt der V. deutlich; die Enden der Harngänge stehen in der Blase nahe bey dem Schliesmuskel wie kleine gelbe Warzen hervor. An dem äußern Rande der Mündung der Harnröhre bemerkte er vier kleine gelbe Warzen, wie Senfkörner groß, die er anfangs für die Mündungen der Harngänge und der Saamenleiter hielt; aber weil er keine Oeffnung finden, noch einen haardicken Sucher hinein bringen konnte: so gab er seine vorige Meynung auf. Sonderbar ist es doch, daß er keine ordentlichen Hoden fand; die Stelle derselben vertrat der Theil, den an der Land- und Flußschildkröte Perrault und Blasius für die epididymis halten. Auch die Saamenleiter konnte er nicht herausfinden. Sollten wirklich bey den Schildkröten die Hoden mangeln? Vielleicht giebt Caldesi darüber Auskunft. Die Ruthe soll ebenfalls eine ganz andre Bildung haben, als sie Perrault an der Landschildkröte beschrieben hat. Wir können aber weiter keinen Unterschied als in der Größe bemerken; denn das Thier des V. war noch jung. Alles paßt in der Beschreibung auf das männliche Zeugeglied der Sumpfschildkröte, welche wir vor uns haben, nur die Größe ausgenommen. Daß die Eichel in der inwendigen Fläche des Kloaks als eine kleine Erbse groß hervorragt; an den Seiten und an der äußersten Spitze entblöset ist, trift auch bey unserm Exemplar zu, nur daß die Eichel größer ist, und die zwey nervösen zirkelförmigen Körper in der Mitte einschließt, welche auch Perrault und Blasius beschrieben haben. In dem Wesen des Körpers der Ruthe haben wir aber eben so wenig bey unserm Exemplar, als der V. eine Röhre entdecken können, dergleichen Perrault fand. Eine Saamenöfnung hat der V. ebenfalls nicht an der Eichel entdecken können; diese fehlt auch auch bey allen bis jezt zergliederten Schildkröten. „Da ich, sagt der Verf., den Ausgang der Saamengefäße nicht entdeckt habe, so kann ich mir auch keinen deutlichen Begrif von der Weise ihrer Begattung machen. Einige Schriftsteller behaupten, daß sie etliche Wochen bey der Begattung zubringen, und so lange auf einander sitzen. Sie können aber, nach der Beschaffenheit der Geburtstheile, auf solche Weise zu der Begattung nicht gelangen; weil der Schild erhaben rund ist. Ich vermuthe daher, daß sie bey diesem Liebeswerke ihre Brustbeine gegeneinander legen, und mit den Vorderfüssen sich zusammenhalten; ferner, daß das Männchen den ganzen Cloak hervordränge, und an das Geburtsglied des Weibchens andrücke, so wie es bey der Be-

gattung

gattung der Euten geschiehet. „Wie die eigentliche Befruchtung geschehe, da der Ausgang der Saamenfeuchtigkeit in der Eichel dem Ansehn nach fehlt, ist freylich noch ein Geheimniß, welches die Zergliederungskunst bisher noch nicht aufgeklärt hat. Aber die Weise der Begattung selbst ist es nicht; denn daß das Männchen sein Weibchen besteige, und so darauf sitze, haben die Alten allgemein behauptet, und Rondelet sagt, daß er die Seeschildkröten oft in dieser Stellung gesehn habe.. Von der gemeinen Flußschildkröte ist es bekannt, so wie auch von der testudo pusilla Lin. Daß das Männchen oben auf sizt, wer Augenzeugen verlangt, den verweisen wir auf Edward, Markgraf und Bekmann. Wie aber eigentlich die Zusammenfügung beyder Zeugetheile geschehe, das hat unseres Wissens noch niemand erklärt. Aristoteles in seiner Thiergeschichte B. 3. sagt, Männchen und Weibchen hängen während der Begattung vermittelst eines Theils zusammen, in welchem sich alle Ausleerungskanäle vereinigten. Dies wäre also die sogenannte Kloake; und sonach stimmte dies mit der Vorstellung des V. überein, nur daß die Stellung des Körpers selbst beym Weibchen nicht so ist, daß sie auf dem Rükken liegt. Da die Beschaffenheit der Zeugeglieder fast dieselbe bey Meer- und Wasserschildkröten ist: auch der Schild bey beyden die nemlichen Hindernisse in den Weg legt; so sehn wir nicht ab, warum der V. bey einer Art eine verschiedene Weise der Begattung annehmen will, als die schon ausgemachte und bekannte von der andern Art. Aus der Beschreibung des Gerippes merken wir an, daß das Zungenbein bey der Sumpfschildkröte eben so gestaltet sey, wie es der V. beschreibt; aber statt der sechs Anhänge oder Hörner hat es hier nur vier. Die Beschreibung des Ohres ist genau, und paßt vollkommen auf unsre Schildkröte. Der Stempfel hat auch hier zwey Kolben; nur ist der vorhere kleinere wegen der schiefen Lage des Stempfels nicht so leicht zu bemerken, als der zweyte größere. Aus dieser Ursache mögen ihn wohl Perrault bey der ostindischen, und Feuillé bey der Riesenschildkröte nicht bemerkt haben. —

Nun folgen Beschreibungen von aufgetrockneten oder in Weingeist aufbewahrten Schildkröten, oder von einzeln Theilen derselben. Zuerst S. 46 von der schieferartigen Schildkröte, Testudo imbricata Linn. S. 53 von der großfüßigen Meerschildkröte, welche noch nirgends beschrieben seyn soll. S. 61 von der warzichten testudo scabra Linn. Hier giebt der V. die Kennzeichen an, nach welchen man sogleich beym Anblicke

Land-

Land: Fluß- und Seeschildkröten von einander unterscheiden möge. Er verbessert dabey den Irrthum des St. Müller, welcher der testudo scabra den Zunamen Landschildkröte gegeben hat, da sie sich doch im Meere aufhält, wie ihre Füße zeigen. Es folgen von S. 71 einzelne Harnische und Köpfe. Der Schildkrötenkopf mit einem Gänseschnabel S. 82 ist sehr merkwürdig. An den inwendigen Seiten des Oberkiefers sitzen harte blätterichte Zähne, wie an dem Oberkiefer der Gänse. Der obere Rand des Unterkiefers besteht aus einer Reihe kurzer zahnförmiger Spitzen, welche hornicht, pyramidenförmig und etwas nach vorn gerichtet sind. Dabey macht der V. ganz richtig die Anmerkung, daß der Ausspruch des Plinius und der Neuern, als ob die Schildkröten gar keine Zähne hätten, nicht so allgemein richtig und wahr sey. Von S. 93 folgen die nemlichen Bemerkungen ins lateinische übersezt, zum Gebrauche der Ausländer. Ob der V. auf diese Art seine Absicht erreichen werde, zweifeln wir; schlimm aber ist es für den Leser, daß er die nemlichen Sachen zweymal bezahlen muß. Am Ende findet sich ein Verzeichniß der Thiere, welche der V. seithero untersucht und für sich beschrieben hat. Er will seine Bemerkungen der Welt mittheilen; nur erwartet er jezt ihr aufrichtiges Urtheil, ob die Ausgabe derselben zur Aufklärung der Naturgeschichte etwas beytragen könne. Ohne Zweifel wird sie es thun, wenn der V. zuvor sorgfältig dasjenige vergleichen will, was bereits andere vor ihm von den nemlichen Thieren bemerkt haben, damit er theils ihre Aussagen bestätigen oder ihre Irrthümer aufklären möge, theils aber auch, damit dem Leser der Ueberdruß erspart werde, bekannte Dinge nochmals für neu zu bezahlen. Wir haben von ihm bereits Beschreibungen von einigen Tauchern und von einem Schwerdtfische in Händen: wenn wir darnach mit urtheilen sollen; so scheint der V. in der Beschreibung der äußern Theile etwas zu weitläufig zu seyn. Wenn er gute Abbildungen unter seiner Aufsicht machen läßt, so können in der Beschreibung diejenigen Dinge, welche keine Abbildung darstellen kann, kürzer bestimmt, und dagegen mehr Platz auf die Zergliederung verwendet werden. Daß es ihm an Geschicklichkeit gar nicht fehle, beweisen die gegebenen Proben hinlänglich. Unter den hier angeführten Thieren finden sich auch manche, wovon noch keine genaue Beschreibung, vielweniger eine Zergliederung vorhanden ist. Viele sind aber doch schon ziemlich genau beschrieben. Wenn er also eine gute Wahl trift, so wird er gewiß

alle

alle Liebhaber der Naturkunde sich durch Mittheilung seiner Bemerkungen verbindlich machen.

V.

Laur. Dan. Suckows, Herzogl. S. Weim. und Eis. Cammerraths, der Naturl. ord. Lehrers in Jena, Entwurf einer Naturlehre. Zwote veränderte Auflage. Jena, Cunos Erben 1782. gr. 8. 488 Seiten 4 Kupfertafeln.

Was für Gegenstände in Anfangsgründen der Naturlehre jetzo betrachtet werden, ist bekannt, und einen guten Vortrag des dahin gehörigen kann man von Hrn. S. aus mehrern Proben erwarten. Es wird also wohl nützlicher seyn, über einiges Hrn. S. Gedanken im Zusammenhange darzustellen. Von der Wirkung der sogenannten peripatetischen Elemente an sich betrachtet, redet 199 u. f. S. Der Materie des Feuers glaubt er, könne man ein wesentliches Bestreben zur Ausdehnung zuschreiben, so wie der reinen Erde zum Zusammenziehen. Reine Erde, deren Kraft in hohem Grade zusammenziehend ist, bleibt dem Scheidekünstler fast unzerstörbar. Ueberhaupt ist Erde das Mittel, die flüchtigen Körper zu binden, und ihren Bewegungen Gränzen zu setzen. Mischung beyder Materien giebt vermuthlich Wasser und Luft. Jenes ist vielleicht reine Erde, durch Feuer geschmolzen, und mit selbigem genau verbunden. Luft entsteht durch die innigste Verbindung des Feuers und des Wassers, ist im hohen Grade durch Feuer aufgelöstes, mit demselben genau vereinigtes Wasser. Es ist schwer zu glauben, daß Luft, welche man bey Auflösung der Metalle u. dergl. wahrnimmt, schon vorhin, als Luft bey diesen Körpern vorhanden gewesen sey. Wenn man im Luftleeren Raume Schießpulver schmelzt, zeigt sich neue Luft im Recipienten. Daß solche zuvor im Schießpulver nur sehr zusammengepreßt gewesen, ist unwahrscheinlich, weil sie bey einem so lockern Körper als Schießpulver ist, für sich wenig Widerstand, sich auszudehnen, fände, auch diese Bemühung gewiß äußern würde, wenn der Druck der umliegenden Luft weggenommen ist. In den Sonnenstralen allein kann dieser Begebenheit Grund nicht liegen, da sich dergleichen nicht zeigt, wenn sie andre Sachen schmelzen.

Der

Der Salpeter im Schiesspulver, des Schwefels nicht zu gedenken, enthält schon viel Wasser, das Schmelzen zeigt Wirkung des Feuers an die wäßrichte Materie, ihre genaue Verbindung giebt also, Hrn. S. Gedanken gemäß, neue Luft. Dergleichen im Luftleeren Raume erzeugtes elastisches Wesen äußert die sinnliche Merkmale der Luft, wir können es also wohl Luft nennen, ob es gleich allerley fremde Theile enthält. Vielleicht ist es die jetzo so beliebte fixe Luft. Aber woher weiß man, daß diese oft bis zum Erstaunen große Menge der elastischen Materie schon als eine Luft in jenem Körper eingekerkert, nicht vielmehr als neue Zusammensetzung ohnehin schon vorhandner Theile entstanden sey. (Dieses Einkerkern hat sich der Rec. nie als Zusammenpressen durch äußern Druck vorgestellt, sondern als Verbindung durch anziehende Kräfte, die durchs Feuer aufgehoben wird. Uebrigens sieht er auch nichts unmögliches darin, daß das Feuer nicht nur die vorige Verbindung auflöse, sondern auch selbst in neue eingehe.) Weil Luft, die in Pflanzen eingewickelt vorhanden ist, sich bey ihrem Leben nicht merklich äußern soll, nur wenn sie in Fäulniß gehn: so hat man gezweifelt, ob Luft mit den kleinsten Theilchen der Körper verwickelt, Elasticität besitze? Nach Hrn. S. erzeugt sich bey der Fäulniß neue Luft. Er erklärt aber auch, wie vereinigte Luft Elasticität äußern könne, die zertheilte nicht äußert, weil durch Vereinigung die Masse zunimmt, und die Oberfläche, mit welcher äußerer Gewalt widerstanden wird, ab. Hr. S. glaubt, diese Muthmaßungen vom Wesen der Luft dienen zu ziemlich deutlicher Erklärung der Flüchtigmachung der Körper, der Gährung, der Fäulniß und ihrer Wirkungen auf das thierische und Gewächsreich.

Mw.

9) Ge-

6) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Historia priorum regum Persarum post firmatum in regno Islamismum ex *Mohammede Mirchond*. Persice et Latine cum notis geographico litterariis. Viennæ, typis Josephi Nobilis de Kurzbeck. MDCCLXXXII. 37. S. der persische Text, 178 S. lateinische Uebersetzung, Anmerkungen und Register, nebst einer Charte vom persischen Reich.

Zur Herausgabe dieses persischen Geschichtschreibers war, wenn wir uns nicht irren, schon in der Anthologia persica, die wir vor einigen Jahren in der A. d. B. angezeigt haben, Hofnung gemacht, und nun erscheint das erste Stück desselben durch die Bemühung des Herrn von Jenisch, der sich schon so viele Verdienste um die morgenländische Litteratur erworben, und durch dessen Eifer die morgenländische Akademie zu Wien in den neuern Zeiten so viel gewonnen hat. Nicht nur das Verdienst, der asiatischen Geschichte eine neue Quelle eröfnet, sondern auch einen langen Wunsch der Gelehrten seiner Erfüllung, und einen schon oft entworfenen Plan seiner Ausführung näher gebracht zu haben, muß dem gelehrten Herausgeber Vergnügen und Belohnung geben.

Schon vor mehr als einem Jahrhundert war Mirkond, als wichtiger Geschichtschreiber bekannt; und seit dieser Zeit wünschten und versuchten mehrere Gelehrte seine Herausgabe. Petrus Texeira machte Auszüge daraus bekannt, die aber den Geschichtsforscher nicht befriedigen konnten; Schikard versprach in seinem Tarich regum Persiae, diesen persischen Plutarch (wie er den Mirchond nannte) zur Presse zuzubereiten, aber es erfolgte nichts; Meninski hatte schon mit der Bearbeitung desselben angefangen; aber er starb, ehe er noch die lateinische Uebersetzung davon zu Ende gebracht hatte. Herr von Jenisch liefert endlich hier zwar nur zwey Abschnitte des weitläuftigen Werks, die Geschich-

schichte der beyden Dynastien, der Taheriden und Sophariden; aber wir halten den würdigen Mann beym Wort, daß es nicht bey diesen kurzen Abschnitten sein Bewenden haben soll, und daß er seinen gelehrten Freund, Herrn Hök, ermuntern werde, die Herausgabe des Werks fortzusetzen, da ihm andere Geschäfte die Muße zu derselben rauben.

In der kurzen Vorrede giebt Herr von Jenisch von seinen Hülfsmitteln zur Herausgabe des Mirchond Nachricht. Zwey Handschriften besitzt er selbst von dem persischen Text; zwey andre die kaiserliche Bibliothek. Aber da die beyden kaiserlichen defect sind, und gerade die gewählten Abschnitte in ihnen mangeln, so konnte er nur die beyden ersten zur Berichtigung seines Textes vergleichen. Sein Nachfolger in der Herausgabe des Werks wird also einen größern Reichthum von Hülfsmitteln haben.

Die lateinische Uebersetzung des persischen Texts ist deutlich, und dem Original treu angepaßt; und die Anmerkungen, die am Ende zusammengedruckt stehen, sind gelehrt. Sie betreffen meist Geographie, und litterarische Nachrichten von den Schriftstellern, die Mirchond angeführt hat. Sie sind größtentheils aus ungedruckten arabischen Werken geschöpft, und da die Nachrichten derselben in Original und Uebersetzung eingerückt sind, so haben sie für den forschenden Leser viele Brauchbarkeit. Um unsern Lesern einen Begriff von ihrem Inhalt zu geben, wollen wir mit möglichster Kürze einige zur Probe auszeichnen. S. 53 Die Namen des persischen Reichs sind verschieden. Der älteste ist: سلاطين ايران das Reich von Iran, von Iredsch ايرج einem Sohn Feridun's, der nach der morgenländischen Fabel sein Reich unter seine drey Söhne so getheilt hatte, daß Selem Griechenland, einen Theil von Italien und Afrika, Turan sein zweyter Sohn Sina und Turkestan, und Iredsch die Länder zwischen dem Euphrat und Oxus bekam. Unter den neuern ist ممالك فرس (regiones Fars) der gewöhnlichste Name; doch wird auch Fars zuweilen in engerem Sinn genommen, und nur der Theil des persischen Reichs darunter begriffen, in welchem Persepolis, Schiraz und Ispahan

liegt

liegt. Seltner ist ممالك عجم, regiones barbarorum, wie zuerst die Araber und nachher selbst die Perser Persien nannten, (im Gegensatz von Arabien, so wie man ein doppeltes Irak findet, das persische عراق عجم Irak barbara, und das arabische عراق عرب Irak arabica; Schahistan شاهستان das Land des Schachs; Tadschik تاجيك, das Land des gekrönten Kaisers. S. 56 liefert der Herausgeber ein genaues Geschlechtsregister von den fünf Regenten, die aus dem Hause Taher 56 Jahre lang in Chorasan geherrscht haben. S. 59 eine ausführliche Anmerkung über Bagdad, die Lage der Stadt, ihren Ursprung, ihre Namen, ihre Schicksale und ihre Geschichtschreiber. S. 63 ist eine glückliche Vergleichung des Worts Σακας, das Xenophon von dem Mundschenk des Astyages braucht, mit dem unter den Persern gewöhnlichen ساقي, das eben dasselbe bedeutet, angebracht. S. 72 über den Anfang und die Dauer der Herrschaft der Taheriden. Nach des V. Anmerkungen dauerte diese Dynastie 55 Jahre und einige Monate. S. 76 eine geographische Anmerkung über Racca. S. 77 über die mohammedanische Secte der Charedschiten. S. 97 von der Provinz Sistan. S. 80 über Nisabur. S. 91 vom Ketzer Hurremdin. S. 83. von der Stadt Deinawan, und S. 84 von Kum. S. 88 vom Herat. S. 94 von Irak. S. 95 Mecca und Medina. S. 96 Tabaristan. S. 100 Gilan und Deilem. S. 101 Reja. S. 102 Kuschendsch. S. 103 Georgien. u. s. w. In diesen Anmerkungen hat sich der V. zum Gesetz gemacht, alles zu erläutern, wobey jemand, der nicht sehr in morgenländischen Schriftstellern bewandert wäre, anstoßen könnte. Es finden sich daher fast alle, auch die bekanntesten nomina propria wie z. B. Mecca und Medina durch beygebrachte Nachrichten erläutert; aus dem arabischen Alterthum sind viele Data beygebracht, wenn sie auch bekannte Dinge betreffen, wie z. B. S. 67 vom Gebet der Chalifen und den nachmaligen Abänderungen. S. 69 vom Abwaschen der Verstorbenen. S. 111 vom Salz als Zeichen und Befestigung der Gastfreundschaft u. s. w. Auch unterläßt der V. nicht, die Originalworte mit einer lateinischen Uebersetzung dann anzuführen, wenn sie aus gedruckten Werken genommen sind. Dadurch hat zuweilen der V. Gelegenheit bekommen, die Fehler unsrer Ausgaben zu verbessern.

bessern. S. 59 ist über Abulfaradsch, S. 123. 126 über Elmacin eine Verbesserung beygebracht.

Die Methode hat allerdings ihre rühmliche Seite. Sie zeigt, daß der Urheber dieser Anmerkungen seinen Schriftsteller genau studirt, und aus den Quellen selbst geschöpft und nicht blos Nebenschriftsteller gebraucht hat; sie zieht manche ungedruckte Stelle arabischer Erdbeschreiber und Historiker hervor, die in Zukunft zu manchen Untersuchungen auch denen Gelegenheit geben können, welche keinen Zugang zu morgenländischen Manuscriptensammlungen haben; sie sezt den Leser in den Stand, den Geschichtschreiber ohne große Schwierigkeiten zu lesen, und arbeitet dem Geschichtforscher in vielen Rücksichten vor. Wenigstens ist es ein seltener Fall, wenn ein Herausgeber eines alten Schriftstellers sich so viele Mühe giebt, und mit dem Vorsatze arbeitet, nichts dunkles unerläutert zu lassen.

Aber auf der andern Seite ist es freylich auch nicht zu leugnen, daß diese Methode, alles zu erläutern, was nur erläutert werden kann, ihre Unbequemlichkeiten habe. Sie leitet sehr leicht auf Ausschweifungen und Untersuchungen, die man an der Stelle und in der Schrift nicht hätte erwarten sollen, es müssen sehr viele ganz bekannte Dinge, die sich auch schon aus andern Büchern lernen lassen, wiederhohlt werden: und da die Herausgabe morgenländischer Schriftsteller im Original immer eine große Seltenheit und eine schwere Unternehmung in unsern Zeiten ist, so könnte so eine Ausführlichkeit leicht eine Hinderniß werden. Dieses hat der V. in seiner Lage freylich nicht zu befürchten, und wir nehmen dankbar aus seiner freygebigen Hand an, was sie uns giebt, und sehen immer so eine Freygebigkeit lieber als die Kargheit anderer, die ihre Leser ohne die nöthige Hülfe lassen, oft aus Bequemlichkeit, um desto leichter und geschwinder von der übernommenen Arbeit loszukommen, oft aus Unwissenheit. Am allerwenigsten wünschen wir, daß jemand diese Anmerkung über die Ausführlichkeit unsres Verf. als Aufmunterung zu jener Kargheit unsrer Büchermacher ansehen möchte.

Aber einige Wünsche seyen uns doch erlaubt. Zuerst bitten wir den würdigen Herrn von Jenisch, wenn ihm seine Muße nicht die Fortsetzung der Herausgabe dieses Schriftstellers erlauben sollte, sich doch dafür durch Ermunterungen bey seinem gelehrten Freund, Hrn. Höck zu intressiren, der sich auch diesmal schon beym Abdruck thätig erwiesen hat. Sodann bitten

wir

wir um eine litterarische und kritische Nachricht über den persischen Geschichtschreiber selbst, welche wir diesmal vermissen, die aber bey der Fortsetzung sehr bequem beygebracht werden kann. Nach unsern Einsichten ist sie eine Forderung, die man an jeden Herausgeber eines Historikers thun kann, und zur Benützung und sichern Gebrauch desselben unentbehrlich. Wir rechnen dahin ein vollständiges Leben des Geschichtschreibers nach allen den Situationen, in denen er sich befand, sie mögen einen nahen oder entfernten Einfluß auf sein Werk gehabt haben. Sie sind das rechte Auge beym kritischen Gebrauch der vor ihm gelieferten Nachrichten. Sodann eine kritische Anzeige aller der Quellen, deren er sich bedient hat, in sofern er sie selbst in seinem Werk namhaft macht, oder sie sich aus demselben wahrscheinlich entdecken lassen. Wäre es möglich, daß diese Anzeige nicht in einer trockenen Notiz von Namen bestünde, könnte sie ein räsonnirendes Verzeichniß werden: desto besser. Endlich auch eine Geschichte seines Werks, so weit sie sich geben läßt. Bey Mirchond z. B., ob und von wem er epitomirt worden sey? Wie gut oder schlecht die Auszüge des Texeira gerathen sind u. s. f.?

Zulezt wünschten wir, daß in der Fortsetzung doch so viel möglich auf Kürze möge gesehen werden, so viel es nemlich ohne Schaden der Leser und Benutzen des Buchs geschehen kann, damit das Werk nicht zu voluminös und für den Liebhaber zu kostbar ausfalle. Was von andern Schriftstellern schon erläutert wäre, könnte unwiederholt bleiben, und durch eine bloße Rückweisung auf den Schriftsteller und die Seite seines Buchs, wo die Erläuterung anzutreffen ist, erläutert werden; die Belege zu den Behauptungen des V. könnten blos citirt werden, wenn sie in bereits gedruckten Büchern gefunden würden. Nur dann brauchten sie vielleicht in extenso da zu stehen, wenn sie selbst noch einer Erörterung und Berichtigung bedürfen. Auch ein möglichst vollständiges Register über Sachen und Namen würden wir uns vorbehalten; wovon schon das leztere (über die Namen) diesmal sehr brauchbar ausgefallen ist. — Und damit unsre Erwartung und Wünsche desto sicherer in Erfüllung gehen mögen, so müsse es den würdigen Männern, die sich um die morgenländische Litteratur so verdient machen, nie an Muße, Gesundheit und der höheren Unterstützung fehlen, deren sich bisher die orientalische Akademie zu Wien zu erfreuen gehabt hat.

G.

Geographische Beschreibung der Grafschaft Hanau-Münzenberg und Geschichte der Herren und Grafen zu Hanau, nebst einer neuen Landcharte rc. Hanau in Verlag des Waysenhauses 1782. 8.

Der ungenannte Herausgeber dieses mit Geschmack geschriebenen kleinen historisch-geographischen Werks sagt in der Vorrede, daß zwar in der bekannten geographischen Nachricht des Hrn. Engelhards von den Hessencasselschen Landen auch die Grafschaft Hanau sehr gut beschrieben sey, (weswegen sie auch hier zum Grunde gelegt ist,) er schmeichelt sich aber demohngeachtet, daß diese Arbeit jene noch an Genauigkeit übertreffe, so auch die Gegeneinanderhaltung überzeuget. Den V. der darauf folgenden Geschichte der Grafen Münzenbergischer und Lichtenbergischer Linie nennt er, nemlich den Hrn. Regierungsrath Wegener, den jüngern, der sie auch mit vieler Gründlichkeit bearbeitet, und die besten Quellen dazu gebraucht hat.

Die Grafschaft liegt eigentlich im Oberrheinschen Creise und zum größten Theil in dem fetten Strich Landes, so die Wetterau heisset. Sie hat keine zusammenhängende Lage, sondern ist in den Maynzischen, Fuldischen und andern benachbarten Ländern zerstreuet, und besitzet vorzüglich mit Maynz einige Oerter gemeinschaftlich. Nach der mittlern Geographie lag der größte Theil in dem Mayngau, Saalgau und Niedgau.

Die Beschreibung selbst ist nach der Landesverfassung eingetheilt, 1) von der Stadt Hanau, 2) von den zur Grafschaft gehörigen Aemtern, und 3) von den Oertern, so zu keinem Amte gehören, sondern ihre eigne Verfassung haben. Die Stadt erhielte von K. Albrecht im J. 1303 Stadtrecht und gleiche Freyheiten wie Frankfurth. Die regulair gebauete Neustadt ist unter Regierung des Grafen Philipp Ludewigs von vertriebenen Wallonen und Niederländern zu bauen angefangen, und jetzo eine von den saubersten Städten in Deutschland. Sie hat ihre eigene Verfassung und Gerichtsbarkeit mit vielen Privilegien, so sich auf die den ersten Anbauern zugestandene Capitulation vom J. 1601 gründet. In derselben findet man trefliche Gold-, Silber-, Galanterie-, Seiden-, Wollen-, Tobak- und andere Fabriken. Alles übrige ist genau beschrieben: nur hätte der V. billig auch die Anzahl der Häuser

und Einwohner angeben sollen, wovon man die lezten sehr hoch und auf 12000 angiebt, so aber Rec. übertrieben scheinet.

Hierauf folgen die zur Grafschaft gehörigen 13 Aemter, nemlich 1) Büchertha l, so 14 Flecken und Dörfer, auch 6 einzelne Höfe enthält. 2) Bornheimerberg, hat 13 Flecken und Dörfer, in welcher Gegend viel Wein wächst. 3) Windeck 5 Flecken und Dörfer. 4) Rodheim 5 Flecken und Dörfer. 5) Dorheim 4 Flecken und Dörfer, worunter das berühmte und eintragliche Salzwerk zu Nauheim, so Landgraf Wilhelm VIII. angelegt hat. 6) Alten-Haßlau 5 Flecken und Dörfer. 7) Das Freigericht, 5 Flecken und Dörfer, deren Einwohner catholisch, und durch den Vergleich vom J. 1748 von Mäynz an Hanau abgetreten sind. 8) Biber, 6 Flecken und Dörfer, bey dem Flecken Biber ist ein ansehnlich Bergwerk von Silber, Kupfer, Eisen und Kobolt. 9) Lorhaupt, 4 Dörfer. 10) Ortenberg, 7 Dörfer. 11) Steinau, die Stadt Steinau und 2 Dörfer. 12) Schlüchtern, die Stadt gleichen Namens, 9 Dörfer und etliche Höfe. 13) Babenhausen, die Stadt mit einem Schlosse, so von K. Adolff im J. 1294 Stadtrecht erhalten. Es wird hier sehr guter Flachs gebauet, und 7 Dörfer.

Von den Oertern, so zu keinem Amte gehören, und ihre eigne Verfassung haben, ist erstlich die Reichspfandschaft Gelnhausen. Dieselbe gehörte ehemals Churpfalz und Hanau gemeinschaftlich, im J. 1746 aber trat ersteres sein Recht völlig an Hanau ab. Sie bestehet in der ehemaligen Reichsburg Gelenhausen, und in der Stadt gleiches Namens. Die Burg liegt vorderwärts der Stadt auf einer Insel, der Kinzig. Vormals gehörten zu selbiger viele Burgmänner und ansehnliche Reichsgüter. Von den ersten sind die meisten ausgestorben, und die lezten sind verlohren gegangen. Anjetzo ist sie in schlechten Umständen, doch ist ein Burgdirektor mit etlichen Regimentsburgmannen noch darauf S. 44.

Die Stadt liegt an einem hohen Berge, und ist im Jahr 1170 von K. Friedrich I. erbauet, der sie auch gleich den übrigen Wetterauischen Reichsstädten privilegiret hat. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, und hat vortreflichen Weinbau. Hier vermisset Rec. eine Hauptnachricht, nemlich, wie die Pfandschaft an Pfalz und Hanau gekommen, in welchem Jahre es geschehen, und worinn sie eigentlich bestehet ꝛc. Ueber alles dieses ist der V. fortgeschlichen S. 44 45.

S. 45 u. s. w. sind die gemeinschaftlichen Oerter beschrieben: Burg und Stadt Münzenberg an dem Fluß Wetter zur Seite von Buzbach. Das Schloß liegt auf einem hohen Felsen, davon die Rudera weit zu sehen sind, die Stadt aber am Fuß des Berges. Es war das Stammhaus der im J. 1256 ausgestorbenen Dynasten von Münzenberg, und den sechsten Theil der Herrschaft erhielt damals der Dynast Reinhard I. von Hanau, so die Münzenberg. Erbtochter zur Gemahlin hatte. Die übrigen fünf Theile kamen an die Dynasten von Falkenstein, theils durch Erbschaft, theils durch Kauf von den übrigen Miterben. Wie der Falkensteinische Mannsstamm erlosch, kam durch Theilung im J. 1419 von diesen fünf Sechstheilen die Hälfte mit $\frac{5}{12}$ an die Herren von Eppenstein, und die andere Hälfte an die Grafen von Solms; von dem Eppensteinischen Theil aber die Hälfte von $\frac{5}{12}$ im J. 1581 an Churmaynz, so selbige im J. 1684 an Hanau vertauschte. Die andere Hälfte fiel an die Grafen von Stolberg, so daß anjetzo Hanau drey Antheile, Stolberg $\frac{5}{24}$ und Solms $\frac{10}{24}$ Theile besitzet, wovon dem Fürstl. Hause Solms Braunfels die eine Hälfte, und dem Gräfl. Hause Solms Laubach die andere Hälfte zugehöret S. 45 46.

Hieher gehören ferner die Dörfer Treiß und Heuchelheim, das Städtchen Asenheim, die Stadt Ortenberg, Vilbel ein Flecken, die Stadt Rieneck und die Dörfer Praunheim und Burggräfen Rode, an welchen Hanau mehr oder weniger Antheile hat. Auch der Dreieicher Wildbann, so vormals die Dynasten von Münzenberg vom Reiche zu Lehn hatten, ist zum sechsten Theil an Hanau, das übrige an die von Falkenstein, und von diesen an das Haus Isenburg gekommen S. 49.

S. 49 u. s. w. findet man noch Nachricht von den drey Aemtern Schwarzenfels, Brandenstein und Naumburg, so an Hessencassel verpfändet sind. Dieses ist der geographische Theil dieser kleinen Schrift. Der historische fängt mit der Mitte des XII. Jahrhunderts an, und stellet beurkundet einen Heinrich I. so von den Herrn von Buchen abstammet, als den ersten Herrn von Hanau, auf. Reinhard I. erhielte durch seine Gemahlin Adelheid, einer Münzenbergischen Erbtochter, nach dem Absterben des lezten Dynasten von Münzenberg, Ulrichs, den sechsten Theil der Münzenb. Herrschaft im J. 1256. Reinhard II. aber ward von dem K. Sigismund in den

Reichs=

Reichsgrafenstand 1429 erhoben, und brachte 1435 nebst Churpfalz die Reichspfandschaft Gelnhausen an sein Haus. S. 20. Im J. 1458. entstanden 2 Linien, die Hanau Münzenberg. und Hanau Lichtenbergische, wovon die Geschichte S. 24 u. s. w. ausgeführet ist. Die erste starb 1642 mit dem Grafen Johann Ernst aus, worauf die 2te Linie auch hier folgte, so aber mit dem Grafen Johann Reinhard II. 1736 ebenfalls ausstarb, wodurch nach dem Vertrag von 1643 Hessencassel, zum Besitz der Grafschaft Hanau gelangte.

Versuch eines Beweises, daß der Graf Rudolph von Habsburg durch die Einleitung des Burggrafen Friedrich zu Nürenberg im J. 1273 zum Röm. König erwählet worden sey, von S. W. Oetter 2c. Schwabach 1782. 8.

Nach einer weitläuftigen Zuschrift an den gefürsteten gelehrten Hrn. Abt von S. Blasien, so den Abdruck dieses kleinen Werks durch einen ansehnlichen Vorschuß befördert hat, führt der V. in der Vorrede die Ursache an, die ihn bewogen, selbiges zu schreiben. Eine anonymische Schrift unter dem Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die Europ. Mächte in Betrachtung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen, die, so viel Rec. weiß, schon in dem siebenjährigen Kriege erschienen ist, auch einen andern, wie den hier angegebenen Johann Ernst von Fritsch, zum V. hat, hat den Hrn. Oetter, der so gar leicht in Bewegung gesezt ist, aufgefordert, jene Schrift zu widerlegen, und dagegen diesen neuen historischen Satz zu behaupten. Die von ihm angeführte Stelle ist eigentlich von keiner Bedeutung, und von Hrn. Oetter schon in seinen vorigen Schriften widerleget; was hiernächst von der Ableitung des Namens Habsburg in der Vorrede vorgebracht worden, ist theils mit den Haaren hieher gezogen, theils eine Muthmaßung, die dem V. weit scheinbarer eingeleuchtet, wie jedem andern, nemlich der Name soll von dem ersten Erbauer des Schlosses Ab seinen Ursprung haben. Wer würde sich bey dem Vorwurf, und noch dazu in einer kleinen Schrift, so weitläuftig über einen so sehr micrologischen Umstand aufhalten, wovon es jedem leicht ist, eine gleich scheinbare Ableitung anzugeben. Nun kömmt er endlich auf sein Object.

S. 45 u. s. w. sind die gemeinschaftlichen Oerter beschrieben: Burg und Stadt Münzenberg an dem Fluß Wetter zur Seite von Büzbach. Das Schloß liegt auf einem hohen Felsen, davon die Rudera weit zu sehen sind, die Stadt aber am Fuß des Berges. Es war das Stammhaus der im J. 1256 ausgestorbenen Dynasten von Münzenberg, und den sechsten Theil der Herrschaft erhielt damals der Dynast Reinhard I. von Hanau, so die Münzenberg. Erbtochter zur Gemahlin hatte. Die übrigen fünf Theile kamen an die Dynasten von Falkenstein, theils durch Erbschaft, theils durch Kauf von den übrigen Miterben. Wie der Falkensteinische Mannsstamm erlosch, kam durch Theilung im J. 1419 von diesen fünf Sechstheilen die Hälfte mit $\frac{5}{12}$ an die Herren von Eppenstein, und die andere Hälfte an die Grafen von Solms; von dem Eppensteinischen Theil aber die Hälfte von $\frac{5}{12}$ im J. 1581 an Churmaynz, so selbige im J. 1684 an Hanau vertauschte. Die andere Hälfte fiel an die Grafen von Stolberg, so daß anjetzo Hanau drey Antheile, Stolberg $\frac{5}{24}$ und Solms $\frac{10}{24}$ Theile besitzet, wovon dem Fürstl. Hause Solms Braunfels die eine Hälfte, und dem Gräfl. Hause Solms Laubach die andere Hälfte zugehöret S. 45 46.

Hieher gehören ferner die Dörfer Treiß und Heuchelheim, das Städtchen Asenheim, die Stadt Ortenberg, Vilbel ein Flecken, die Stadt Rieneck und die Dörfer Praunheim und Burggräfen Rode, an welchen Hanau mehr oder weniger Antheile hat. Auch der Dreieicher Wildbann, so vormals die Dynasten von Münzenberg vom Reiche zu Lehn hatten, ist zum sechsten Theil an Hanau, das übrige an die von Falkenstein, und von diesen an das Haus Isenburg gekommen S. 49.

S. 49 u. s. w. findet man noch Nachricht von den drey Aemtern Schwarzenfels, Brandenstein und Naumburg, so an Hessencassel verpfändet sind. Dieses ist der geographische Theil dieser kleinen Schrift. Der historische fängt mit der Mitte des XII. Jahrhunderts an, und stellet beurkundet einen Heinrich I. so von den Herrn von Buchen abstammet, als den ersten Herrn von Hanau, auf. Reinhard I. erhielte durch seine Gemahlin Adelheid, einer Münzenbergischen Erbtochter, nach dem Absterben des lezten Dynasten von Münzenberg, Ulrichs, den sechsten Theil der Münzenb. Herrschaft im J. 1256. Reinhard II. aber ward von dem K. Sigismund in den

Reichsgrafenstand 1429 erhoben, und brachte 1435 nebst Churpfalz die Reichspfandschaft Gelnhausen an sein Haus. S. 20. Im J. 1458. entstanden 2 Linien, die Hanau Münzenberg. und Hanau Lichtenbergische, wovon die Geschichte S. 24 u. s. w. ausgeführet ist. Die erste starb 1642 mit dem Grafen Johann Ernst aus, worauf die 2te Linie auch hier folgte, so aber mit dem Grafen Johann Reinhard II. 1736 ebenfalls ausstarb, wodurch nach dem Vertrag von 1643 Hessencassel, zum Besitz der Grafschaft Hanau gelangte.

Versuch eines Beweises, daß der Graf Rudolph von Habsburg durch die Einleitung des Burggrafen Friedrich zu Nürenberg im J. 1273 zum Röm. König erwählet worden sey, von S. W. Oetter rc. Schwabach 1782. 8.

Nach einer weitläuftigen Zuschrift an den gefürsteten gelehrten Hrn. Abt von S. Blasien, so den Abdruck dieses kleinen Werks durch einen ansehnlichen Vorschuß befördert hat, führt der V. in der Vorrede die Ursache an, die ihn bewogen, selbiges zu schreiben. Eine anonymische Schrift unter dem Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die Europ. Mächte in Betrachtung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen, die, so viel Rec. weiß, schon in dem siebenjährigen Kriege erschienen ist, auch einen andern, wie den hier angegebenen Johann Ernst von Fritsch, zum B. hat, hat den Hrn. Oetter, der so gar leicht in Bewegung gesezt ist, aufgefordert, jene Schrift zu widerlegen, und dagegen diesen neuen historischen Satz zu behaupten. Die von ihm angeführte Stelle ist eigentlich von keiner Bedeutung, und von Hrn. Oetter schon in seinen vorigen Schriften widerleget; was hiernächst von der Ableitung des Namens Habsburg in der Vorrede vorgebracht worden, ist theils mit den Haaren hieher gezogen, theils eine Muthmaßung, die dem V. weit scheinbarer eingeleuchtet, wie jedem andern, nemlich der Name soll von dem ersten Erbauer des Schlosses Ab seinen Ursprung haben. Wer würde sich bey dem Vorwurf, und noch dazu in einer kleinen Schrift, so weitläuftig über einen so sehr micrologischen Umstand aufhalten, wovon es jedem leicht ist, eine gleich scheinbare Ableitung anzugeben. Nun kömmt er endlich auf sein Object.

S. 45 u. s. w. sind die gemeinschaftlichen Oerter beschrieben: Burg und Stadt Münzenberg an dem Fluß Wetter zur Seite von Bützbach. Das Schloß liegt auf einem hohen Felsen, davon die Rudera weit zu sehen sind, die Stadt aber am Fuß des Berges. Es war das Stammhaus der im J. 1256 ausgestorbenen Dynasten von Münzenberg, und den sechsten Theil der Herrschaft erhielt damals der Dynast Reinhard I. von Hanau, so die Münzenberg. Erbtochter zur Gemahlin hatte. Die übrigen fünf Theile kamen an die Dynasten von Falkenstein, theils durch Erbschaft, theils durch Kauf von den übrigen Miterben. Wie der Falkensteinische Mannsstamm erlosch, kam durch Theilung im J. 1419 von diesen fünf Sechstheilen die Hälfte mit $\frac{1}{12}$ an die Herren von Eppenstein, und die andere Hälfte an die Grafen von Solms; von dem Eppensteinischen Theil aber die Hälfte von $\frac{5}{12}$ im J. 1581 an Churmaynz, so selbige im J. 1684 an Hanau vertauschte. Die andere Hälfte fiel an die Grafen von Stolberg, so daß anjetzo Hanau drey Antheile, Stolberg $\frac{5}{24}$ und Solms $\frac{10}{24}$ Theile besitzet, wovon dem Fürstl. Hause Solms Braunfels die eine Hälfte, und dem Gräfl. Hause Solms Laubach die andere Hälfte zugehöret S. 45 46.

Hieher gehören ferner die Dörfer Treiß und Heuchelheim, das Städtchen Assenheim, die Stadt Ortenberg, Vilbel ein Flecken, die Stadt Rieneck und die Dörfer Praunheim und Burggräfen Rode, an welchen Hanau mehr oder weniger Antheile hat. Auch der Dreieicher Wildbann, so vormals die Dynasten von Münzenberg vom Reiche zu Lehn hatten, ist zum sechsten Theil an Hanau, das übrige an die von Falkenstein, und von diesen an das Haus Isenburg gekommen S. 49.

S. 49 u. s. w. findet man noch Nachricht von den drey Aemtern Schwarzenfels, Brandenstein und Naumburg, so an Hessencassel verpfändet sind. Dieses ist der geographische Theil dieser kleinen Schrift. Der historische fängt mit der Mitte des XII. Jahrhunderts an, und stellet beurkundet einen Heinrich I. so von den Herrn von Buchen abstammet, als den ersten Herrn von Hanau, auf. Reinhard I. erhielte durch seine Gemahlin Adelheid, einer Münzenbergischen Erbtochter, nach dem Absterben des lezten Dynasten von Münzenberg, Ulrichs, den sechsten Theil der Münzenb. Herrschaft im J. 1256. Reinhard II. aber ward von dem K. Sigismund in den

Reichsgrafenstand 1429 erhoben, und brachte 1435 nebst Churpfalz die Reichspfandschaft Gelnhausen an sein Haus. S. 20. Im J. 1458. entstanden 2 Linien, die Hanau Münzenberg. und Hanau Lichtenbergische, wovon die Geschichte S. 24 u. s. w. ausgeführet ist. Die erste starb 1642 mit dem Grafen Johann Ernst aus, worauf die 2te Linie auch hier folgte, so aber mit dem Grafen Johann Reinhard II. 1736 ebenfalls ausstarb, wodurch nach dem Vertrag von 1643 Hessencassel, zum Besitz der Grafschaft Hanau gelangte.

Versuch eines Beweises, daß der Graf Rudolph von Habsburg durch die Einleitung des Burggrafen Friedrich zu Nürenberg im J. 1273 zum Röm. König erwählet worden sey, von S. W. Oetter 2c. Schwabach 1782. 8.

Nach einer weitläuftigen Zuschrift an den gefürsteten gelehrten Hrn. Abt von S. Blasien, so den Abdruck dieses kleinen Werks durch einen ansehnlichen Vorschuß befördert hat, führt der V. in der Vorrede die Ursache an, die ihn bewogen, selbiges zu schreiben. Eine anonymische Schrift unter dem Titel: Politische Historie der Staatsfehler, welche die Europ. Mächte in Betrachtung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen, die, so viel Rec. weiß, schon in dem siebenjährigen Kriege erschienen ist, auch einen andern, wie den hier angegebenen Johann Ernst von Fritsch, zum V. hat, hat den Hrn. Oetter, der so gar leicht in Bewegung gesezt ist, aufgefordert, jene Schrift zu widerlegen, und dagegen diesen neuen historischen Satz zu behaupten. Die von ihm angeführte Stelle ist eigentlich von keiner Bedeutung, und von Hrn. Oetter schon in seinen vorigen Schriften widerleget; was hiernächst von der Ableitung des Namens Habsburg in der Vorrede vorgebracht worden, ist theils mit den Haaren hieher gezogen, theils eine Muthmaßung, die dem V. weit scheinbarer eingeleuchtet, wie jedem andern, nemlich der Name soll von dem ersten Erbauer des Schlosses Ab seinen Ursprung haben. Wer würde sich bey dem Vorwurf, und noch dazu in einer kleinen Schrift, so weitläuftig über einen so sehr micrologischen Umstand aufhalten, wovon es jedem leicht ist, eine gleich scheinbare Ableitung anzugeben. Nun kömmt er endlich auf sein Object.

Daß der Burggraf Friederich von Nürenberg vielleicht zu der Wahl des Rudolffs vieles beygetragen, und dazu sehr behülflich gewesen, glaubt Rec. gern, und vermutlich andre mehr: daß er aber, wie der V. behaupten will, die einzige Triebfeder gewesen, und das Habsburgische Haus ihm allein das Glück zu danken habe, daß die Kayserl. Würde auf dieses Haus gekommen, davon werden die weitschweifigen Muthmassungen des V. schwerlich einen Kenner überzeugen. Das erste hätte der V. auf 2 Blätter kürzer und auch wahrscheinlicher machen können, da man jetzo solches aus einem tiefen Meer von unausstehlichen Vermuthungen bis zum Ekel mit vieler Mühe schöpfen muß. Man will nur eine Probe von der Art seines Beweises anführen. So spricht er §. 2. von dem Grafen Rudolff — „Er war einer von den ersten Candidaten, der von dem Churfürsten von Maynz vorgeschlagen ward. Dieses geschahe nun vorher niemals (ist dieses wahr?) Es waren allemal einige Candidaten schon im Vorschlag oder im Herzen. Wer verfiel aber auf dem Grafen Rudolff? Oder wer machte, daß man auf ihn verfiel? Ist man ohngefehr auf ihn verfallen? Und verfiel man erst auf ihn, als die Churfürsten in Frankfurth versammlet waren? Dies kann unmöglich geschehen seyn. Gewiß ist die ganze Einleitung durch den Burggrafen Friederich geschehen, den glücklichen Stammvater des höchsten Königl. Chur- und Fürstl. Hauses Brandenburg, der auch zugleich das glückliche Werkzeug ist, welches den Grund zur Hoheit des Hauses Habsburg geleget hat — — Aber hat er dies für sich allein gethan? Hat er sich zuvor mit seinem Vettern, dem Grafen Rudolffen, nicht unterredet? Ja. Er hat dies mit Einwilligung des Grafens gethan, zu dem er in die Schweiz gereiset war, und mit dem er alles abgeredet hatte. Denn dies (dieser) war sein einziger Anverwandter, welcher ihn recommandiren und sein Wohl betreiben konnte. Freylich stehet in den Geschichtsbüchern nichts hiervon —" In diesem Ton ist die ganze Schrift abgefaßt. Nun fängt er (§. 3.) die Negotiation des Burggafen in dieser Sache mit einer Reise desselben nach Bacharach zu dem Churfürsten Ludewig von Bayern und Pfalzgrafen am Rhein, den er im Churf. Collegio den Obmann nennet, au. Von demselben schreibt er ferner S. 6. „Aber, was muß er (der Burggraf) wohl bey diesem Herren zu thun gehabt haben? Verrichtungen, so ihn selbst angingen,

kann

kann er bey ihm nicht gehabt haben — Er muß aber doch eine wichtige Verrichtung gehabt haben. Sollte sie nicht seinen Vetter, den Grafen von Habsburg, betroffen haben? Sollte er diese weite Reise zum Churfürsten nicht um dieses willen gemacht haben; sollte er ihn bey diesem Herrn nicht recommandiret haben? Und sollte der Burggraf von Bacharach aus nicht gar nach Maynz gereiset seyn, da er nicht weit von dieser Stadt entfernt war? Der dasige Erzbischoff war ja die zwote Person, welche der Graf Rudolff zu seiner Wahl höchst nöthig hatte. Ohnfehlbar ist dieses alles geschehen. Denn von ohngefehr ist dieser Graf nicht in Vorschlag gekommen. Wenn man diese Umstände alle in Betrachtung ziehet, so muß man handgreiflich überzeuget werden, daß der Burggraf die Einleitung zur Wahl seines Vettern zum Röm. König bey dem Churfürsten in Bayern und ohnfehlbar auch in Maynz gemacht habe —" Aus diesen 2 Proben kann sich jeder von dem sonderbaren und weitschweifigen Styl des V. überzeugen. Bloß, daß er aus 2 Urkunden S. 9 erwiesen, daß der Burggraf bey dem Churfürsten zu Bacharach 1278 XI. Kal. Sept. gewesen, und S. 12, daß er hernach in der Schweiz bey dem Rudolff war, duraus folgert er alle die zusammengehäufte Umstände und Muthmaßungen. S. 16 und 20 noch mehr dergleichen. Nach der S. 23 sollen auch in der Mark Brandenburg viele Kayserl. Tafelgüter gelegen haben, so die Markgrafen sich angemaßet. Rec. kennet daselbst zu keiner Zeit Kayserl. Tafelgüter. Noch weniger findet man Beweiß, daß bey der Wahl die Churfürsten sich diese ausbedungen haben ꝛc. wie S. 24 steht.

Der Lehnbrief, den der Burggraf von K. Rudolff erhielte, beweiset wohl so viel, daß dieser jenem günstig gewesen, und daß der Burggraf ihm Dienste geleistet, wenn Hr. Oetter aber aus den Worten — aduertentes deuotionem et fidelitatem Friderici Burggrauii — eben die Beförderung seiner Wahl durch ihn erzwingen will, so betriegt er sich sehr, indem dieses gewöhnliche Formale fast in allen dergleichen Lehnbriefen vorkömmt.

Kurz, in den 5 Bogen ist nicht mehr bewiesen, als daß der Burggraf zum Herzog von Bayern gereiset, darauf nach der Schweiz zum Grafen Rudolff. Ferner, nach geschehener Wahl überbrachte ersterer leztern die Nachricht von seiner Wahl, reisete mit ihm zur Krönung, und übernahm mit andern hierauf die Gesandschaft zum Pabst. Aus diesen Sätzen

 folgt

folgt also ganz richtig, daß der Burggraf sich viele Mühe gegeben, und zu der Wahl des Rudolffs vieles beygetragen. Darinnen besteht aber auch alles, wozu der V. so weitschweifig nicht ausholen durfte.

Wir wollen den Hrn. V. in seinem Alter wohlmeynend rathen, als ein Emeritus die Feder niederzulegen, indem seine Art Beweiß zu führen, und seine Schreibart selbst bis zum Ekel ausgedehnt und unausstehlich ist.

Geschichte der preußisch-brandenburgischen Staaten zum Gebrauch für Gymnasien und Schulen. Schwerin und Wißmar, 1782. 7 Bogen.

Ohngeachtet der ungenannte Verfasser verschiedene Unrichtigkeiten in seiner kleinen Schrift hat, so kann man ihm doch nicht absprechen, daß er nach einem guten Plan und mit Geschmack dieses Lehrbuch geschrieben hat. Es ist in zwo Hauptabtheilungen abgefasset. Die erste begreift die Geschichte der ältesten Bewohner der Mark Brandenburg bis zum Hause Hohenzollern 1415, und zerfällt in 4 Abschnitte.

1) Die ältesten bekannten Bewohner der Mark bis auf die Markgrafen aus dem Anhaltischen Hause 1157.
2) Die Markgrafen aus dem Anhaltischen Hause von 1157-1322.
3) Die aus dem bayerschen Hause von 1322-1372.
4) Die aus dem Luxenburgischen Hause von 1373-1415.

Die zweyte Hauptabtheilung enthält die Geschichte der Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern bis auf jetzige Zeit von 1415-1781. und hat 2 Abschnitte.

1) Die Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern bis zur königlichen Würde von 1415-1701 und
2) Die Könige von Preussen von 1701-1781.

Diese Eintheilung ist natürlich und der Geschichte selbst angemessen. Bey dem ersten Abschnitt merket Rec. an S. 6. daß die Longobarden nicht allein in der Alten Mark und einem Theil von Magdeburg, sondern vorzüglich längst der Elbe im Lüneburgischen ihre Wohnsitze gehabt haben. Was der V. S. 8 von den Wenden und Slaven sagt, daß eigentlich die Obotriten (eine Völkerschaft der Slaven in Meklenburg) in die Alte Mark gegangen, ist unerweißlich: indem Gerken in dem

dem Versuch über die Geschichte der Slaven, besonders in Deutschland, hinreichend beweisen, daß die in der Alten Mark wohnhaft gewesenen Slaven niemals eine herrschende Nation daselbst, sondern nur Coloni gewesen. Und diese kamen aus der jetzigen Prignitz, und aus dem Havellande weit näher dahin, als aus Meklenburg, wo eigentlich die Völkerschaft der Obotriten nur die herrschende Nation war. S. 9 ist eine schlechte Muthmaßung in der Note angebracht, nemlich daß die adlichen Geschlechter von Mülkenitz, von Guitzow (soll Quitzou heißen) und von Winterfeld rc. von den slavischen kleinen Fürsten oder Kneesen abstammen. Die zwey ersten Namen scheinen wohl slavischen Ursprungs zu seyn: woher aber ist bewiesen, daß diese Geschlechter eigentlich von fürstlichen slavischen Geblüt sind rc. Der lezte Name ist ganz deutsch, und das Geschlecht selbst völlig von altem deutschen Ursprunge. Dergleichen unerhebliche specielle Anmerkungen gehören in ein klein Lehrbuch gar nicht. Noch unrichtiger ist die Anmerkung S. 11, daß Markgraf Albrecht der Bär, entweder von seiner Liebe zur Bärenjagd oder von seiner Abkunft von dem römischen Geschlechte der Ursiner, den Beynamen erhalten. Beydes ist gänzlich falsch, und nicht werth zu widerlegen, auch würklich von dem V. auffallend. Ob M. Albrecht auch 1106 gebohren ist, ist noch sehr ungewis. (Man siehet hieraus, daß der V. die neuern Schriften nicht gebraucht hat.)

Bey dem 2 Abschnitt ist zwar S. 12 ganz recht angegeben, daß Markgraf Albrecht der Bär der erste erbliche Markgraf von Brandenburg: ob er aber schon Erzkämmerer war, daran zweifelt Rec. gar sehr, der von dem Ursprunge dieser Erzämter einen ganz andern Begrif hat. S. 14. 15 sind auch einige Unrichtigkeiten, und vorzüglich hätte der V. bey den beyden Brüdern Johann *I.* und Otto *III.* so gemeinschaftlich regierten, zulezt sich aber theilten und 2 Linien stifteten, erwähnen müssen, daß diese die Mark empor gebracht, viele Städte gebauet, und besonders die jetzige Neue Mark erworben, und aus einer Wüsteney angebauet haben. Sie haben beyde um die Mark eben so viel, wo nicht mehr Verdienste, wie M. Albrecht der Bär, die noch lange nicht genug von unsern Geschichtschreibern erkannt sind. S. 15 ist schwerlich zu erweisen, was dort von dem hölzernen Kasten, worinn M. Otto *III.* mit dem Pfeil eingesperret seyn soll, stehet.

Bey

Bey dem 3. Abschnitt S. 19. Ob Jacob Rehbock würklich ein Bedienter des ehemaligen Markgrafen Woldemars war, ist noch sehr ungewiß, wie dieser Name selbst. S. 20 Das Jahrgehalt des lezten Markgrafen Otto aus dem bayerschen Hause, und sein Tod als Privatmann ist zwar kurz aber unbestimmt und der Sache nicht angemessen, ausgedrückt.

Hierauf folgt die zwote Hauptabtheilung und der erste Abschnitt. Bey demselben ist S. 26 anzumerken, daß der Heermeister des deutschen Ordens, so die Neue Mark dem Churfürsten Friedrich II abgetreten, nicht Ehrlichshausen, sondern Erlichhausen heist. Was S. 31 von der Litaney und den 70 Edelleuten, so Räubereyen wegen 1506 ihr Leben durch den Scharfrichter verlohren, angeführet worden, davon mögte man wohl Beweis fordern. S. 34 Der Verdacht, womit der Hofjude Lippold bisher beschuldiget worden, fällt nunmehro durch Hrn. D. Möhsen mitgetheilte Nachrichten weg.

Die neuere Geschichte ist verhältnißweise viel weitläuftiger ausgeführet. Billig hätte die alte verdienet, auch etwas weiter bearbeitet zu werden, indem sie würklich zu kurz gefasset, und viel merkwürdiges weggeblieben ist: wo hingegen in der neuern Geschichte verschiedene Kleinigkeiten hätten wegbleiben können. Sollte es dem V. gefallen, diesen nüzlichen und brauchbaren Aufsaz der brandenburgischen Geschichte nochmal umzuarbeiten: so wollen wir ihm rathen, die ältere Geschichte etwas weitläuftiger auszuführen, die bemerkten wenigen Unrichtigkeiten und zweifelhafte Stellen zu verbessern, und auch bey Hauptsachen den Schriftsteller anzuführen, woraus er geschöpfet hat.

Und weil es ein Lehrbuch für Gymnasien und Schulen seyn soll, so würde es dem Lehrer vielleicht auch bequemer seyn, wenn die Nachrichten in kurzen Säzen abgefasset würden; weil sich alsdenn unsrer Einsicht nach besser darüber lesen und commentiren lässet.

Hk.

Neue Briefe eines Engländers auf seiner Reise nach Italien, Genf, Lausanne, Strasburg, Berlin, Deutschland, Senlis und Paris. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Johann Philipp Haug. 1782. 14 Bogen. 8.

Dir

Die Zueignungsschrift des V. Martin Sherlocks an den Grafen von Bristol, Bischof von Derry, (bey welchem er Hausgeistlicher ist,) ist voll Eigenlob für sich sowohl, als für den Bischof: „ich bin stolz auf Ihren Schutz, den Sie nur Würdigen angedeyen lassen. Ihr scharfsichtiges Auge erblickte sogleich meine Lauterkeit" u. s. w. und der kleine Vorbericht enthält zu viel Zuversicht auf den innern Werth seiner Briefe, er sagt: „Die meisten Leser haben so wenig Kenntniß und Geschmack, (d. i. leider wahr,) daß man beynahe ein Thor ist, daß man etwas drucken läßt„ — das stand in seinem freyen Willen. Inzwischen wünscht er, daß seine Leser zur Ausnahme gehören möchten, wären sie aber nicht darinnen begriffen, so sollten sie sein Buch lieber verbrennen, als lesen; denn seine Losung sey Ruhm oder Tod. Der Briefe selbst sind vier und vierzig, voll Kenntniß der alten und neuern Schriften, der Geschichte, Wissenschaften, Künste und voll blühender Einbildungskraft: nur bedauern wir, daß die Uebersetzung in vielen Stellen so unrichtig gerathen, und noch mehr, daß sie so fehlerhaft abgedruckt worden. Diese Stellen anzuführen, würde zu viel Raum erfordern, und doch nichts helfen; jeder Leser wird sie selbst bald finden.

Im ersten bis 15ten Briefe redet der V. von Italien. Es ist das Land der Einbildungskraft, das Land der Dichter und der Mahler, voll Schönheit, nie kann man es genung bewundern. Von Mantua, dem Geburtsorte des Virgils, bis nach Sorrento, dem Vaterlande des Tasso, hat jeder Schritt seine besondere Vorzüge, und jede Selle ist entweder der Aufenthalt irgend eines berühmten Künstlers, oder der Gegenstand der Beschreibung irgend eines großen Dichters, oder der Auftritt einer gewissen merkwürdigen Begebenheit gewesen, die ein berühmter Geschichtschreiber der Nachwelt überliefert hat. Italien ist das schönste Gemälde des Erdbodens. Die Natur hat es in einem glücklichen Augenblicke entworfen, um alle ihre Schönheiten in einem einzigen Werke zu vereinigen; und um ihrem Lieblingsmeisterstücke alle einem Gemählde nur mögliche Vorzüge zu verschaffen, hat sie die kontrastirenden Schönheiten desselben so glücklich zu vertheilen gewußt, daß sie doppelt starke Eindrücke verursachen. Anmuthige abschüssige Anhöhen und fruchtbare Flächen, ansehnliche Flüsse und liebliche Seen, fruchtreiche Hügel und fruchtreiche Thäler sind beynahe wie durch Kunst angebracht. Hier ist eine ganze Kette von unfruchtbaren Ber-

Bey dem 3. Abschnitt S. 19. Ob Jacob Rehbock würklich ein Bedienter des ehemaligen Markgrafen Woldemars war, ist noch sehr ungewiß, wie dieser Name selbst. S. 20 Das Jahrgehalt des lezten Markgrafen Otto aus dem bayerschen Hause, und sein Tod als Privatmann ist zwar kurz aber unbestimmt und der Sache nicht angemessen, ausgedrückt.

Hierauf folgt die zwote Hauptabtheilung und der erste Abschnitt. Bey demselben ist S. 26 anzumerken, daß der Heermeister des deutschen Ordens, so die Neue Mark dem Churfürsten Friedrich II abgetreten, nicht Ehrlichshausen, sondern Erlichhausen heißt. Was S. 31 von der Litaney und den 70 Edelleuten, so Räubereyen wegen 1506 ihr Leben durch den Scharfrichter verlohren, angeführet worden, davon mögte man wohl Beweis fordern. S. 34 Der Verdacht, womit der Hofjude Lippold bisher beschuldiget worden, fällt nunmehro durch Hrn. D. Möhsen mitgetheilte Nachrichten weg.

Die neuere Geschichte ist verhältnißweise viel weitläuftiger ausgeführet. Billig hätte die alte verdienet, auch etwas weiter bearbeitet zu werden, indem sie würklich zu kurz gefasset, und viel merkwürdiges weggeblieben ist: wo hingegen in der neuern Geschichte verschiedene Kleinigkeiten hätten wegbleiben können. Sollte es dem V. gefallen, diesen nüzlichen und brauchbaren Aufsaz der brandenburgischen Geschichte nochmal umzuarbeiten: so wollen wir ihm rathen, die ältere Geschichte etwas weitläuftiger auszuführen, die bemerkten wenigen Unrichtigkeiten und zweifelhafte Stellen zu verbessern, und auch bey Hauptsachen den Schriftsteller anzuführen, woraus er geschöpfet hat.

Und weil es ein Lehrbuch für Gymnasien und Schulen seyn soll, so würde es dem Lehrer vielleicht auch bequemer seyn, wenn die Nachrichten in kurzen Säzen abgefasset würden; weil sich alsdenn unsrer Einsicht nach besser darüber lesen und commentiren lässet.

Hk.

Neue Briefe eines Engländers auf seiner Reise nach Italien, Genf, Lausanne, Strasburg, Berlin, Deutschland, Senlis und Paris. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Johann Philipp Haug. 1782. 14 Bogen. 8.

Die

Die Zueignungsschrift des V. Martin Sherlocks an den Grafen von Bristol, Bischof von Derry, (bey welchem er Hausgeistlicher ist,) ist voll Eigenlob für sich sowohl, als für den Bischof: „ich bin stolz auf Ihren Schutz, den Sie nur Würdigen angedeyen lassen. Ihr scharfsichtiges Auge erblickte sogleich meine Lauterkeit" u. s. w. und der kleine Vorbericht enthält zu viel Zuversicht auf den innern Werth seiner Briefe, er sagt: „Die meisten Leser haben so wenig Kenntniß und Geschmack, (d. i. leider wahr,) daß man beynahe ein Thor ist, daß man etwas drucken läßt„ — das stand in seinem freyen Willen. Inzwischen wünscht er, daß seine Leser zur Ausnahme gehören möchten, wären sie aber nicht darinnen begriffen, so sollten sie sein Buch lieber verbrennen, als lesen; denn seine Losung sey Ruhm oder Tod. Der Briefe selbst sind vier und vierzig, voll Kenntniß der alten und neuern Schriften, der Geschichte, Wissenschaften, Künste und voll blühender Einbildungskraft: nur bedauern wir, daß die Uebersetzung in vielen Stellen so unrichtig gerathen, und noch mehr, daß sie so fehlerhaft abgedruckt worden. Diese Stellen anzuführen, würde zu viel Raum erfordern, und doch nichts helfen; jeder Leser wird sie selbst bald finden.

Im ersten bis 15ten Briefe redet der V. von Italien. Es ist das Land der Einbildungskraft, das Land der Dichter und der Mahler, voll Schönheit, nie kann man es genug bewundern. Von Mantua, dem Geburtsorte des Virgils, bis nach Sorrento, dem Vaterlande des Tasso, hat jeder Schritt seine besondere Vorzüge, und jede Stelle ist entweder der Aufenthalt irgend eines berühmten Künstlers, oder der Gegenstand der Beschreibung irgend eines großen Dichters, oder der Auftritt einer gewissen merkwürdigen Begebenheit gewesen, die ein berühmter Geschichtschreiber der Nachwelt überliefert hat. Italien ist das schönste Gemälde des Erdbodens. Die Natur hat es in einem glücklichen Augenblicke entworfen, um alle ihre Schönheiten in einem einzigen Werke zu vereinigen; und um ihrem Lieblingsmeisterstücke alle einem Gemählde nur mögliche Vorzüge zu verschaffen, hat sie die kontrastirenden Schönheiten desselben so glücklich zu vertheilen gewußt, daß sie doppelt starke Eindrücke verursachen. Anmuthige abschüssige Anhöhen und fruchtbare Flächen, ansehnliche Flüsse und liebliche Seen, fruchtreiche Hügel und fruchtreiche Thäler sind beynahe wie durch Kunst angebracht. Hier ist eine ganze Kette von unfruchtbaren

Ber-

Bergen gezogen, und dort liegt ein trauriger ungeheurer Sumpf; hier ein brennender Vulkan und verschiedene ausgebrannte Berge; entsezliche Abgründe, Gebirge, gespaltene Felsen und ganze durch Erdbeben zertrümmerte Gegenden. Dieses ist der Schatten des Gemäldes, die Einfassung sind das mittelländische Meer und die Alpengebirge und der Luftkreis desselben verschönert durch seine Klarheit alle Gegenstände. Eben so lebhaft schildert der V. Künstler, Gelehrte und Wissenschaften, Sitten und Laster, Herrschaft und Sclaverey. Rom will immer noch herrschen, und im Hauptcharakter haben sich die Römer seit Salusts Zeiten wenig geändert: Ignavissimi homines — — aliud clausum in pectore, aliud promptum in lingua habere: amicitias non ex re, sed ex commodo æstimare: magisque vultum quam ingenium bonum habere — viri pati muliebria; mulieres pudicitiam in propatulo habere. Die Neapolitaner aber sind dagegen die ganz reine oder unreine Natur; beyde sollten den Franzosen mehr nachahmen. —

Der 7te Brief handelt von den Frauenzimmern. Der 8te von den Cicisbeen: das Loos aller Ehemänner in Italien ist Geduld und Verstellung; (tout, comme chez nous,) aber warum verheyrathet man sich denn? Einer von den Alten sagte: Hört einmal an, lieben Leute, die Weiber sind ein Uebel; unterdessen aber, meine Mitbürger, ist man nicht im Stande, sein Hauswesen ohne diesem Uebel gut zu führen: denn man sey verheyrathet, oder nicht, so ist man gleich übel dran.

Der 9te Brief erklärt einige Stellen des Virgils und Horaz, und redet von den Griechen, als der einzigen Quelle des vollkommenen Geschmacks in allen schönen Künsten und Wissenschaften.

Im 10ten, 11ten, 12ten und 13ten Brief werden Regeln gegeben, wie und was man studieren solle. —

Der 14te handelt vom Geschmacke, der 15te vom Lago maggiore und den in ihm liegenden Isola Bella und Isola Madre. Der 16te und 17te Brief beschreibet einige Sitten Genfs und der übrigen Schweiz. Im 18ten ist etwas über Strasburg und ein Vergleich der italienschen und französischen Bildhauerkunst, worin er in neuern Zeiten der leztern den Vorzug giebt. Im 19ten und 20ten sagt der V. vom Könige von Preußen: „Seine Majestät schäzen die Königin, und werden von ihr geschäzt, lieben ihre Brüder und Schwestern, die Gerechtigkeit

und

und die Menschlichkeit; suchen Ruhm in Beschüzung der Schwachen; treiben die Wissenschaften, und bemerken vorzüglich ihre Liebhaber; werden von ihren Unterthanen verehret und von den furchtbarsten Mächten gefürchtet, und suchen überhaupt, sich der Bewunderung ihres Jahrhunderts und der Nachwelt würdig zu machen." Noch folgen einige Anekdoten und eine sehr traurige Erzählung eines besonders unglücklichen verliebten Paares. 21ter Brief von der verstorbenen Kayserin Königin, dem Kayser, dem Prinz von Preussen, den Gesandtschaften, Hofleuten, Kammerherren, Hofdamen, vom Fürsten Kauniz, und von der Kunst zu gefallen. 22ter Brief über Paris, eine interessante Unterredung mit einem Russen. 23ter Brief über das Reisen, voll treflicher Regeln. 24ter und 25ter Brief vom Geschmack. 26ter Brief von der Musik, und daß die Franzosen keine gute Vocalmusik haben, noch jemals haben können, aus dem Mangel der Accentuation ihrer Sprache bewiesen. Der 27te bis 34te Brief sind gleichen Inhalts, und zeigen die Vorzüge der italienischen Sprache zur Musik es werden Mittel angegeben, wie die Franzosen ihre Musik verbessern können. Im 35ten Brief wird der Charakter der Franzosen sehr gut geschildert. Im 36ten Brief wird Paris beschrieben. Was ist Paris? Es ist ein Tummelplaz von Widersprüchen, ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Ergözlichkeiten, die, je näher sie zusammen kommen, desto hervorstechender sie unter einander sind. Es ist ein Land voller Betäubung und Tiefsinn; von großer Einfalt und von gränzenlosen Unternehmungen; eine weitläuftige, unförmliche Stadt, mit Wunderdingen angefüllt, (worunter auch die Petitmaitres gehören,) das Athen von Europa; ein kurzer Auszug der ganzen Welt. Es ist, mit einem Worte, ein Land, wo es wenig Genie, aber viel Wiz, viel Geschmack, und viel, viel artige, aber nicht schöne Frauenzimmer giebt — (Sollte man dies nicht mehr und weniger von jeder großen Stadt in Europa sagen können?) Vom 37ten bis 44ten Brief vertheidigt der V. den Shakespear wider die gemachten ungerechten Beschuldigungen des Voltaire und de la Harpe in einem sehr überführenden glimpflichen Tone. Er läßt den besten französischen Schriftstellern die ihnen gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, zeigt die Vorzüge der alten Dichter, und schließt, daß es unmöglich sey, daß eine freye Nation, die erzogen wird, durch sich selbst zu seyn, durch sich selbst zu denken, zu empfinden, zu handeln, durch diese daher entstehen-

de

de Charaktermannigfaltigkeit dummer Weise fortfahren könne, einen Luftspringer, einen Affen zu bewundern. Dieser Gedanke in der Würklichkeit wäre ein Wunder, woran denkende Köpfe nicht mehr glauben werden. Homer hat seinen Zoilus, und Voltaire seinen Freron gehabt; Bavius war der Feind des Virgils und Pradon des Racine: die Akademie della Kruska hat den Tasso kritisirt, und der Cardinal Richelieu war auf Corneille eifersüchtig; Shakespear aber war über den Neid erhaben: alle mit ihm zugleich und nach ihm lebende Dichter lobten ihn wetteifernd. Die Bewunderung in seinem Lande wächst von Tag zu Tag, und wird in ganz Europa steigen; Hrn. de la Harpe will der V. in einer andern Schrift so behandeln, wie er es verdienet. Ohngeachtet der V. nur erst ein angehender Schriftsteller, (aber bey reifern Jahren) ist, so wünschen wir doch, noch recht viel von ihm zu lesen: an guter Aufnahme wird es gewiß nicht fehlen.

Ag.

Historische, geographische und physikalische Beschreibung des Schweizerlandes, in alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen und mit vielen Zusätzen vermehrt Erster Band. Nebst einer Anleitung für Reisende. Bern, gedruckt bey Hortin, verlegts Haller. 1782. Einleitung von 146, die Artikel von 304 S. in 8.

Herrn Wyttenbachs Anleitung für die Reisenden ist mit größter Genauigkeit und wohl geschrieben. Alsdann folgt unter der Ueberschrift: Eydgenossenschaft, ein Artikel des seligen Tscharners von Aubonne in der Yverduner Encyclopädie, welcher in fruchtbarer Kürze von allen wesentlichen Theilen des eidgenössischen Staatsrechtes einen deutlichen und genauen Begriff giebt. Weil diese Abhandlung im Ganzen über diese Sache das beste ist, was gedruckt worden, mag die Verbesserung einiger Versehen des Verfassers oder Nachläßigkeiten des Uebersetzers den Besitzern angenehm seyn:

S. 24 Die erste Kriegesordnung ist nicht im Jahr 1390 zu Sempach, sondern ihrer Unterschrift nach, im Jahr 1313 zu Zürich abgefaßt worden. S. 27 Als Johann XXIII. von Costanz

stanz floh, war er noch nicht abgesetzt. S. 38. Im Jahr 1404 hatten die von Zug nicht mit einigen Klöstern Streit, wohl aber mit Aegeri, Menzigen und Bar, welche drey Gemeinden das äußere Amt genannt werden. S. 49. Das Rheinthal wird eben so wenig als andere gemeine Herrschaften von allen Cantonen beherrscht. S. 50. Im Frieden zu Basel von 1500 war von dem Rheinthaler Blutgericht keine Rede, sondern von dem Landgericht in Thurgau. S. 69. Der funfzigjährige Frieden mit Oestreich ist nicht von 1314, sondern von 1412. S. 77 werden die savoischen Bündnisse mit Bern von denen mit katholischen Schweizern zu wenig unterschieden. S. 82. Die Vorstellung des Bundes von 1715 ist hier ausnehmend gut patriotisch: Aber, daß er in seiner Absicht schlimmer war, als selbst Ludwig XIV. wollte, ist auch daher zu schließen, daß (nach einer mündlichen Erzählung des Herrn von Torcy an einen Mann von Stande, welcher noch lebt) nicht wenig berathschlaget worden, ob der Hof den Ambassador Grafen de Luc in dieser seiner That nicht gar desavouiren wolle. S. 87. Pius V. nicht Pius IV. herrschte 1568. (Auch S. 93 muß für 1589, 1489. S. 101 1475 nicht 1473, S. 112 aber 1536 nicht 1532, wie auch S. 61 statt 1519, 1529 stehen). S. 115. Von der Behauptung, daß in keinem Canton alles Volk Antheil an der Democratie habe, macht Unterwalden eine Ausnahme, welches Land überhaupt am reinsten die alten Sitten behauptet. S. 143 wird von dem auswärtigen Dienst mit viel Vernunft geurtheilt: aber es hätte zugleich warnend beklagt werden sollen, daß durch eine gefährliche Folge des Verfalls der alten Einfalt in den Sitten die Landgüter der Herren in Leibrenten, ihre Söhne aber aus vaterländischen Junkern allzuhäufig in fremde Officiers verwandelt werden. Hievon ist unter vielen andern die zu häufige Gestattung von Regimentern in auswärtige Dienste eine verderbliche Würkung; denn dadurch werden zwar mehr junge Herren mit Officierstellen versorgt, aber das Land leidet an seiner Bevölkerung: die Schweizer haben beynahe die Hälfte mehr Truppen in fremden Ländern, als die politische Arithmetik gestattet in einem solchen Lande den Waffen zu bestimmen. Es ist merkwürdig, hievon den grossen Haller zu hören, einen Mann, der warlich sein Vaterland liebte: In einem ungedruckten Brief, welchen er den 2ten Junk 1763 zu Roche geschrieben, meldet er folgendes: je regarde avec frayeur l'aveu d'un nouveau régiment: le seul baillage d'Aigle perd par an 70 à 100 hommes; aussi se depeuple-t-il

 à vûe

à vûe d'oeil, & sans les Allemands qui s'y refugient, & sans des Savoyards qui y viennent travailler, on ne sauroit plus comment faire les ouvrages necessaires.

Nach der Abhandlung Tscharners folgen die Artikel bis auf den Buchstaben E, diesen mit eingeschlossen. Sie sind überhaupt wahr: verschiedene hat Herr Wyttenbach, ein unermüdeter Forscher, von richtigem Blick und grossen Kenntnissen berichtiget: über die Alpen hat er einen gemacht, welcher den beyden vortreflichen Vorreden Hallers mit vollem Recht an die Seite gestellt werden darf: mit wenigen Worten hat er die Cretins erklärt (S. 12,) mit wenigen vor Michelli's Karten, welches überaus nöthig war, gewarnt, und eben so richtig über die Badener Würfel geurtheilt (73.), in andern Stellen auf unerforschte Gegenden oder Sachen (welches ein grosses Verdienst) aufmerksam gemacht.

Einige Verbesserungen oder Bemerkungen über verschiedne Artikel sind vielleicht nicht unangenehm.

S. 40. Uri ist im Jahr 835, nicht im fünften Jahrhundert an das Frauenmünster zu Zürich vergabet worden. Es ist schön, im Artikel Appenzell die Würkung der Freyheit hervorleuchten zu sehen. Der Artikel Basel enthält verschiedene Regeln der gesundesten republicanischen Politik. Doch der von Bern übertrift beyde, zumal durch die reichhaltige Schilderung der verschiedenen Erdreiche aller Gegenden, durch sehr gute öconomische Anmerkungen und Vorschläge, und verständige Betrachtungen über Bern selbst, wo zwar der Verfasser, wie andere, mehr die Organisation der Verfassung, als ihre Grundsätze auseinander gesezt. Es ist aber das erstere eben so unzureichend in der Staatskunde, als zur Kenntniß des Menschen die Zergliederung seines Körpers.

S. 68. Die Geschichte der Stadt Aventicum ist nicht richtig beschrieben. Schon Cäsar brachte sie ja unter das römische Reich. Wie kann Cäcina ein mutinischer General genannt werden? Daß Attila in dieses Land gekommen, ist nie bewiesen worden: Wohl ist wahr, daß alle Thaten so gar der weit spätern Hungarn ihm zugeschrieben wurden. Er ist auch sehr vermuthlich der König Etzel in Chriemhildens Rache, obschon er daselbst nicht heldenmäßiger ist, als Carl der grosse im Ariosto.

S. 130. Der Krieg, worinn Burgdorf erobert wurde, wurde vor dem Sempacher Krieg vollendet. S. 137. Nuyts liegt im untern Erzstifte Cöln, und nicht in Geldern.

S. 211

S. 211. Wenn Kaiser Conrad Kleinburgund als ein Erbgut besessen, so war er hierinn ungerecht; indem nähere Erben lebten. S. 242. Den Beweis möchte ich sehen, daß zu Burgdorf ein Schloß aus dem siebenden Jahrhundert stehe. S. 283. Auf daß die hier beklagte Sittenverderbniß im Emmenthal dem Ruhm, den seinen Bewohnern der Artikel Bern gab, nicht widersprechend scheine, muß bemerkt werden, daß dieselbe doch nur ein einiges der zehn Gebote und noch dazu meist nur das den Ehestand betrift. S. 302. Die alten Grafen von Welschneuenburg waren ja nicht aus dem Hause Chalons, sondern die Chalons waren ihre Lehensherrn: und wie kann man von einer Herrschaft schreiben, sie sey gemeinschäftlich an die Häuser Chalons und Oranien gekommen, da das Fürstenthum Oranien selbst im Hause Chalons war?

Kleinere Fehler sind S. 4, 1333 wo 1323 seyn sollte; S. 130 wo 1395 seyn muß, nicht aber 1375, S. 148 wo 1526 und 1584 statt 1528 und 1574, S. 267 wo Charmey nicht Charnan; noch besser, Gerhard von Corbieres, Mitherr von Bellegarde. S. 278. Thengen, nicht aber Tenger. S. 280 Attinghausen statt Oetringhausen. Ich weis wohl, daß diese Versehen vielen klein vorkommen werden, aber die Verfasser müssen an die äusserste Aufmerksamkiet gewöhnt werden, weil sie die Quelle der größten Vollkommenheiten ist.

Im Artikel Bern hätte der Heimatlosen zum Lob der Obrigkeit und Beyspiel für andere gedacht werden sollen. Der Artikel Chaux-de-fond ist gar zu arm. Warum ist bey Cheire die neuliche Entdeckung nicht angezeigt worden?

Als ich, bey Berechnung der unglaublich grossen Anzahl von Theilhabern der höchsten Gewalt in den Städten und Ländern der Schweiz, bedachte, wie sehr eine Würde, die nicht ein einiger willkührlich, sondern ein ehrwürdiger Senat oder ein ganzes freyes Volk ertheilt, gewöhnlich das Gemüth eines Mannes erhebt, — konnte ich mich nicht enthalten, zu glauben, daß die Würde der Menschheit nicht leicht irgendwo von so vielen so lebhaft gefühlt wird, als in kleinen Republiken.

Bg.

Reise des Grafen von Choiseul-Gouffier durch Griechenland. Aus dem Französischen übersezt. Mit Kupfern. Erster Band, zweytes Heft.

Gotha,

Gotha, bey Karl Wilhelm Ettinger. 1782. 116 Seiten in kl. 8.

Wir ließen den Grafen, im ersten Heft, wovon wir in der Bibliothek XLVI. S. 495 f. f. eine Anzeige gegeben haben, auf Scio. Er wollte fast Samos vorbeyschiffen, weil er auf den übrigen Inseln nur so wenig Denkmäler gefunden hatte; aber er entschloß sich, auch das Vaterland des Pythagoras zu sehen. Kaum findet man noch einige Spuren von ihrem alten Glanze; nichts von den köstlichen Bruchstücken, womit das übrige Griechenland bedeckt ist. Einige Steinhaufen sind die einzigen Ueberbleibsel, und vom Tempel der Juno kaum noch eine halb zertrümmerte Säule.

Pathmos, durch die Apokalypse berühmt, ist nichts als ein Felsenklumpen, der blos hier und da einige Theile hat, die einiger Kultur fähig sind. Auf der Spitze des Bergs ist das Kloster des heil. Johannes, dessen Bewohner in der That die Beherrscher der Insel sind; aber sie würden von ihren Staaten nicht den Unterhalt haben, wenn sie nicht noch Besitzungen in den benachbarten Inseln, und Einkünfte, die nie fehlen, in dem Aberglauben der Griechen hätten. Ganz Griechenland wimmelt von diesen Mönchen, deren fast keiner lesen kann, und fast jedes Seeräuberschiff hat seinen Mönch oder Pope bey sich, um das Volk von einer schändlichen Handlung in dem Augenblick loszusprechen, wenn es sich damit befleckt hat. Sie kommen auch wohl gar der Gewissensunruhe der Bösewichter zuvor, indem sie ihnen zum voraus die Vergebung der Missethaten, denen sie entgegen gehn, verkaufen. Der Priester bekömmt allezeit seinen Antheil von der Beute zuerst; und der giebt ihnen im Namen Gottes zur Vergeltung das Recht, auf neuen Raub auszulaufen. Dem weiblichen Geschlecht auf Pathmos legt Tournefort einen zuvorkommenden Charakter bey; der V. aber fand die wildesten und sprödesten Schönen; die Fremden durften sich nur in einer Gasse blicken lassen, so wurden gleich alle Thüren verschlossen.

Cos liegt am Gestade; ihr Hafen ist bequem und die ganze Küste dicht mit Orangen- und Citronenbäumen besezt. Die Schiffer nennen die Insel Stanco, eine Verstümmelung von ἐς τὴν Κῶ, wie Stalimene für Lemnos.

Der größte Theil von Rhodus liegt öde, und die Plackereyen der Türken entvölkern die Stadt täglich noch mehr. Die unglücklichen Einwohner scheuen sich den fruchtbaren Boden zu

bauen,

bauen, und ihre Obrigkeit nützt ihr Elend, um es zu vergrößern, indem sie ihnen zu einem übertriebenen Preis schlechtes Getraide verkauft, das sie aus Karamanien bekömmt und selbst taxiert. Die Gewohnheit, Kriegsschiffe daselbst zu bauen, wird eine Quelle der Bedrückung. Der Nasir, dem das Geschäft übertragen ist, eignet sich den größten Theil der dazu ausgesezten Gelder zu, und läßt die Schiffe kontributionsweise bauen. Alles im Innern der Insel geschlagene Holz, das jezt zu fehlen anfängt, wird durch Frohnen nach Rhodus geschaft, und die Arbeiter, deren Anzahl aber auf denen bey Hof eingerichteten Listen doppelt angegeben wird, empfangen nur das Drittel ihres bestimmten Lohns. Diese Schiffe kommen erstaunlich hoch zu stehen, und sind abscheulich schlecht gebaut, oft schon verfault, ehe sie noch vollendet sind. Zu diesen Mängeln setze man noch ein Mastwerk, das so unvortheihaft, als möglich ist, die Langsamkeit und oft Zaghaftigkeit der Kanonierer, und die gänzliche Unwissenheit derer, die das Schif regieren; so hat man eine richtige Vorstellung von der ottomannischen Seemacht. In andern Händen könnte Rhodus eine der fürtreflichsten Besitzungen werden. Die Schiffe, die von Alexandrien nach Konstantinopel gehen, könnten hier einlaufen, und man könnte hier den Stapelplatz zu einem Schleichhandel mit Kleinasien anlegen. — Auch das Innere der Insel, wenn sie besser bevölkert wäre, würde ungeheure Reichthümer abwerfen. Jezt bringt sie dem Großherrn nur 90000 Piaster ein, wovon man 55500 für die Besoldung der Befehlshaber und die Unterhaltung des Hafens und der Menschen zurückbehält.

Am Golfo von Macri, bey den Alten Telmessicus sinus, findet man noch reiche Trümmer von dem ehemaligen Telmessus, besonders die Ueberbleibsel eines Theater und eine Menge Gräber oder Sarkophagen aus einem grauen Stein, die der V. nach ihren verschiednen Gestalten beschreibt. Das Theater ist, wie gewöhnlich, am Abhang eines Hügels angelegt, von einem grauen, sehr harten Stein.

Maglad, eine Stadt in Carien, auf den Ruinen von Alinda, der Sitz des Aga Hassan Tschausch Ogly, (damals schon achtzig Jahre alt) der sich durch seine Reichthümer und sonderlich durch seinen Muth, von der Pforte unabhängig gemacht hatte. Der V. erzählt seinen Besuch beym Hassan, und seine Unterredung mit ihm.

Der Weg gieng weiter über Eskihissas, das alte Stratonicea, dessen Ruinen auch bemerkt werden, jezt ein unbeträchtliches Dorf, auf Melaso, ehemals Mylasa, deren Lage der V. versichert berichtigt, und sie dem ceramischen Golfo näher gebracht zu haben. Die Inschrift auf dem Schaft einer korinthischen Säule wird Μενάνδρῳ, εὐεργέτῃ und γεγονότι lesen, nicht im Accusatif. So auch S. 72 μνήμειον φιλότιμος, nicht φιλήμος. Die ehemaligen merkwürdigen Gebäude der Stadt und die jetzigen Trümmer. Ein Grabmal bey Mylasa ist abgebildet, und umständlich beschrieben.

Halicarnaß scheinen die Saracenen zerstört zu haben. Die Johanniterritter bemächtigten sich hernach der Stadt, und führten auf den Grundmauern des Pallastes des Mausolus das Kastel S. Pedro auf, das noch vorhanden ist. Die Türken haben daraus Bodrun gemacht. Vom Mausoleum findet sich nicht die geringste Spur mehr. Der Graf Caylus in seinem Memoire über dieses Denkmal soll einer fehlerhaften Lesart im Plinius gefolgt, und daher verschiedne Irthümer in der Zeichnung begangen haben.

Von Bodrun kehrten die Reisenden nach Melaso auf demselben Weg zurück, der sie dahin geführt hatte, und brauchten fünf Stunden, um von da nach Assemkalesi zu kommen, wo man auch jezt nichts weiter als die Ueberbleibsel einer Stadt antrift, die selbst vor Zeiten auf den Ruinen von Jasus erbaut worden. Zulezt noch eine Anmerkung von dem wenigen Schutz, den der Handel in den ottomannischen Staaten genießt. Dieser habe die Entstehung der Karwanen veranlaßt, wo das Interesse verschiedener sich vereinigt, um sich gemeinschaftlich und wechselseitig gegen Gewalt zu schützen.

Mk.

Briefe über Portugal, nebst einem Anhange von Brasilien. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen herausgegeben von M. C. Sprengel, Prof. der Gesch. in Halle. Leipzig bey Weygand. 1782. 8. 290 Seiten.

Leben des Marquis von Pombal, ersten Ministers des Königs von Portugal Joseph I. Aus dem Italiä-

Italiänischen. 5 Theile 8. Leipzig. Schwickert. 1782.

Die neuere Geschichte von Portugal liefert einen sehr auffallenden Beweis, wie schwer es den Zeitgenossen ist, die großen Begebenheiten, die neben ihnen vorgehen, richtig zu kennen und zu beurtheilen. Es läßt sich aber auch sehr natürlich erklären, warum die Geschichte Portugals während der Regierung des vorigen Königs so vorzüglich mit Widersprüchen und Dunkelheiten bedeckt seyn müsse. Dieser schwache Monarch überließ die Regierung ganz seinem ersten Minister Pombal, dessen Absichten auf Vergrößerung der königlichen (mithin seiner eigenen) Gewalt durch Unterdrückung der beyden mächtigsten Stände, des Adels und der Geistlichkeit, gingen, der Portugal der Herrschaft des römischen Stuhls in geistlichen, und Englands in Handelssachen entziehen, dabey eine der am meisten zurückgebliebenen europäischen Nationen cultiviren, und von verjährten Vorurtheilen sie zu Wissenschaften und Aufklärung leiten wollte. Als einen solchen Mann schildern Pombaln selbst seine erbitterten Feinde, und die Geschichte ist hell genug aufgeklärt, um diese seine Absichten deutlich zu entdecken, wenn gleich die Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwandte, mit noch undurchdringlichem Dunkel bedeckt sind. Ihm selbst mußte daran gelegen seyn, dasselbe zu erhalten, da er mit Feinden zu kämpfen hatte, die er nicht immer gradezu angreifen durfte, und es ist natürlich, daß er seine Handlungen in den vielen Schriften, die er theils selbst schrieb, theils schreiben ließ, nicht so, wie sie wirklich waren, sondern so vorstellte, wie er wünschte, daß das Publikum sie ansehen möchte. Im Gegentheil wurden eben diese Handlungen von seinen Feinden in dem gehäßigsten Lichte vorgestellt, nur die unbegränzteste Ehrsucht, Geldbegierde und despotische Herschsucht waren nach ihnen Pombals Absichten, und kein Mittel war zu abscheulich, das nicht zu ihrer Erreichung angewandt wurde. Alle Quellen, aus denen wir uns von den Begebenheiten der Pombalschen Regierung unterrichten können, bestehen aber fast allein in diesen durch Privatinteresse gefärbten Angaben der einen oder andern Parthey. Kein Wunder also, wenn uns die eine den höchsten Adel von Portugal und den in diesem Reiche so vorzüglich geehrten Orden der Jesuiten, als empörerische Unterthanen, die sich zum Königsmorde verbinden, abbildet, die an-

dre aber, sie als schuldlos darstellt, und den abscheulichen Minister als den wahren Urheber des verstellten Anfalls auf seinen Monarchen angiebt, um durch dessen Anschuldigung den ältesten Adel des Reichs und ehrwürdige Geistliche brandmarken und morden zu können. Umständliche und authentische Actenstücke sind nie gedruckt, (die vom ersten Proceß wegen des Königsmordes bekannt gemachte sind nicht vollständig, vom andern unter der itzigen Regierung sind gar keine bekannt gemacht,) und beynahe eben so wenig Nachrichten unpartheyischer Beobachter, denen man trauen könnte. Das Urtheil des Publicums ließ bald mehr von der einen oder andern Parthey nach zufälligen Umständen sich leiten, und wer die Sachen genauer untersuchte, fand immer nur Gründe, — keine Meynung zu haben. Vor 10-15 Jahren stimmten der allgemeine Haß der Jesuiten und die übereinstimmenden Anklagen derselben in so vielen Ländern, so wie die wirkliche Fortschritte, welche Portugal etwas unter den übrigen Mächten von Europa auszeichneten, mehr für ein günstiges Urtheil vom Pombal; izt scheinen sein Fall und die auf mancherley Art durch Exjesuiten verbreitete Nachrichten mehr gegen ihn einzunehmen. Diese leztere Wirkung dürfte besonders auch ein neuerlich in Italien herausgekommenes und auch bereits durch eine von Hrn. Jagemann in Dessau und eine andere in Leipzig herausgekommene Uebersetzung bekannt gewordenes Leben des Marquis von Pombal hervorbringen, wenn nicht der Verfasser seine Partheylichkeit wider Pombal zu merklich gezeigt hätte, als daß er für glaubwürdig gehalten werden könnte. Alle Handlungen des Ministers werden in demselben von der schwärzesten Seite vorgestellt, und den abscheulichsten Absichten beygemessen, Talente und Verdienste werden ihm platt abgesprochen, und wenn etwa eine gute Einrichtung angeführt wird, so nimmt der V. das deshalb ertheilte Lob sogleich wieder mit doppeltem Tadel zurück. Durchaus erscheint der römische Hof, die Geistlichkeit und vorzüglich die Jesuiten in dem vortheilhaftesten Lichte. Man sieht deutlich, daß der V. wahrscheinlich mit zu der Gesellschaft der leztern gehört habe, da er den unter öffentlicher Autorität publicirten Nachrichten als völlig falschen, widerspricht, und selbst einen aufgeklärten Pabst Ganganelli tadelt, und ihm alle Kenntniß der Welt und Politik abspricht, der doch das gute Vernehmen zwischen den römischen und bourbonischen Höfen wieder herstellte, und durch seine erhabenen Eigenschaften

den

den gesunkenen Ruhm der Nachfolger Petri wieder zu heben wußte. Der V. dieser Lebensbeschreibung führt keine authentische Quellen an, aus denen er geschöpft hat, und bemerkt die Mittel nicht, die ihn zu einer genauern Kenntniß des Innern des portugiesischen Kabinets geleitet haben und ihm das Zutrauen seiner Leser erwerben könnten; seine durch das ganze Werk herrschende Partheylichkeit macht ihn vielmehr desselben unwürdig, und sein Buch nur der in demselben aufbehaltenen Actenstücke wegen merkwürdig. Uebrigens scheint der V. blos auf Hörensagen und Volkstraditionen (manche in den ersten Bänden angeführt, werden in den leztern schon wieder zurückgenommen) und auf die Schriften der Jesuiten seine Erzählungen gegründet zu haben, und bey einem unpartheyischen Leser kann das Resultat kein anderes seyn, als daß dieses auch in Deutschland mit vielen Versprechungen neuer Aufklärung angekündigte Werk uns in der neuern portugiesischen Geschichte nicht weiter bringt, und nur in sofern interessant ist, um zu sehen, welche Gerüchte man von diesen merkwürdigen Begebenheiten gehabt, oder eine Parthey davon zu verbreiten gesucht hat. Weit erheblicher, als diese neue Biographie, sind die Briefe über Portugal, welche uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen Gelegenheit gegeben haben. Sie sind ursprünglich im Jahr 1777 englisch herausgekommen, nachher aber ins Französische übersezt worden, hiernach nun von Hrn. Prof. Sprengel deutsch publiciret worden. Nicht nur die gute Aufnahme, welche diese Briefe in andern Ländern, auch in Portugal selbst (wo sie übersezt wurden) fanden, sondern vorzüglich ihr innerer Werth veranlaßten diesen Gelehrten hiezu. Nebst denen im Jahr 1768 gleichfals aus dem Englischen übersezten Nachrichten vom Portugiesischen Hofe, enthalten diese Briefe unstreitig das lezte und lehrreichste über den neuesten Zustand und Geschichte Portugals, denen man noch die von dem Hrn. von Jung seiner portugiesischen Grammatik vorgesezte sehr instructive Vorrede beyfügen kann. Hr. Sprengel hat diesen Briefen noch durch sehr lehrreiche Anmerkungen einen höhern Werth gegeben, in denen er mit seiner bekannten Kenntniß und Genauigkeit aus den lezten und zum Theil in Deutschland seltenen Quellen alles beygebracht, was die Nachrichten des englischen V. erweitern und berichtigen können. Hin und wieder hat er auch denselben abgekürzt, aber auch wichtige im Original nicht befindliche Zusätze gemacht. Unter diese gehört besonders der leztere noch gar nicht bekannte

Gränztractat wegen Brasilien zwischen Spanien und Portugal vom 28ten März 1778, welchen Hr. Sprengel hier zuerst übersezt liefert. Da Rec. Gelegenheit gehabt, diese Uebersetzung mit einer authentischen Copie dieses Tractats zu vergleichen, so kann er versichern, daß sie bis auf Kleinigkeiten ganz richtig ist. Eben so merkwürdig ist ein ganz vom Hrn. Sprengel herrührender Brief über die berühmte Geschichte des angeblichen Königsmordes vom 3ten Sept. 1758, wo man die bis izt besten und wahrscheinlichsten Nachrichten gesammlet findet. Hrn. Sprengels Vermuthung, daß der Angrif wirklich von den Häusern Aveiro und Tavora angestellt, aber nicht auf den König, sondern dessen Liebling Texeira gerichtet gewesen sey, scheint mit allen Umständen sehr zu passen und manche Widersprüche zu heben. Rec. findet sie wenigstens um so mehr glücklich, da er sie selbst gleichfalls beym Lesen der Pombalschen Lebensbeschreibung, und noch ehe er diese Briefe gelesen, gehabt hat. Die im leztern Theile der Lebensbeschreibung enthaltene Erklärung der völligen Unschuld aller des Königsmordes wegen am 12ten Januar 1759 Verdammten, kann dieser Vermuthung nicht entgegengesezt werden. Denn selbst nach der Erzählung des italiänischen Schriftstellers ist es mit dieser Erklärung sehr sonderbar zugegangen. Die Königin verlangte plözlich am 7ten April 1781 die Beendigung dieser Sachen, erst spät am Abend kamen die Richter zusammen, berathschlagten bis an den Morgen, und mit Widerspruch eines Theils derselben wurde dieses Dekret abgefaßt. Die Gründe desselben, die Aussagen, worauf es beruhete, sind nie bekannt gemacht, es wurde auch von dem Procurator Fisci gegen dieses Urtheil appellirt, und eine Revision angestellt, deren Resultat nicht gemeldet wird. Das endlich erfolgte Urtheil der Königin vom 16ten Aug. 1781 sagt nur im allgemeinen, daß Pombal schuldig befunden sey, entfernt ihn vom Hofe, und behält der Krone und Privatpersonen den Regreß an sein Vermögen vor, enthält aber kein Wort von dem schwärzesten aller Verbrechen, einer fälschlichen Anklage des Königsmordes und darauf gegründeten grausamen Hinrichtung der Ersten des Reichs 2c., ein Verbrechen, welches gewiß eine ganz andere Bestrafung verdient hätte. Der italiänische Biograph will zwar dieses damit entschuldigen, daß die Sache der Verurtheilten zu genau mit der Schuld oder Unschuld der Exjesuiten zusammen gehangen habe, und giebt zu verstehen, daß, wenn

nicht

nicht das den leztern angethane Unrecht zu erkennen, der portugiesische Hof die ganze Sache habe lieber im Dunkel lassen wollen. Allein bey dem itzigen Einfluß der Geistlichkeit zu Lissabon, bey der verstatteten Rückkehr so vieler Exjesuiten, und bey dem Interesse so vieler und angesehener Familien, läßt sich dieses nicht denken. Da die Gesellschaft Jesu einmal vom Pabst aufgehoben ist, so könnte es auf keine Art nachtheilige Folgen haben, wenn man auch öffentlich anerkennte, daß einige ihrer Glieder mit Unrecht des Königsmords beschuldigt worden. Ueberhaupt muß das ganze Verfahren gegen Pombal selbst nach der Erzählung des erbitterten Biographen mehr für als wider ihn einnehmen. Ohngeachtet so vieler angestellter Verhöre, so vieler in öffentlichen Schriften ihm gemachten harten Vorwürfe, so vieler gegen ihn verschwornen, nunmehro mächtigen Feinde hat doch nichts, was man öffentlich bekannt zu machen gut gefunden, entdeckt werden können. Kein Wort von seiner falschen Anklage oder gar eigenen Veranstaltung des Königsmordes; kein Wort von seinem Vorhaben, die itzige Königin vom Throne auszuschliessen, und unter der Minorennität des Prinzen von Brasilien sich selbst die Regierung zu erhalten; kein Wort des ihm angeschuldigten Eigennutzes und ungerechten Bereicherung zu Widerlegung der auf detaillirte notorische Facta sich berufenden Defensionsschrift des Ministers, welche merkwürdige Schrift man im dritten Theile der Dohmischen Materialien findet. Die mit so vielem Eifer und Schärfe (sogar der Gebrauch der Bäder, welchen die Aerzte anriethen, wurde nicht gestattet) angestellte gerichtliche Untersuchung beweiset, daß man etwas wichtiges zu finden hofte und wünschte; aber die unterlassene Bekanntmachung eines Urtheils zeigt, daß man nichts gefunden habe; statt einer Criminalsentenz gegen den Staatsverbrecher, erschien nur die Ankündigung der Ungnade der neuen Regentin für den abgedankten Minister, von dem also, bis bündigere Beweise des Gegentheils erscheinen, Rec. noch immer nicht aufhören kann, vortheilhaft zu denken. Wir enthalten uns eines Auszugs aus diesen Briefen, da Jeder, den die neuere portugiesische Geschichte, und also auch die von uns gemachte Bemerkungen über dieselbe interessiren, sie selbst lesen wird. Hr. Sprengel hat seine Verdienste um diese Schrift noch dadurch vermehrt, daß er ihr die interessanten Nachrichten von Brasilien aus der neuesten noch unübersezten Ausgabe von Raynals Hist. phil. des Europeens

dans

dans les deux Indes beygefügt hat. Sie sind zum Theil, besonders in Absicht des neuesten Zustandes, aus neuen Quellen geschöpft, und liefern also sehr erhebliche Zusätze zu der wichtigen Cudena-Leisteschen Beschreibung von Brasilien. Herr Sprengel hat auch diesen Theil des Werks mit eigenen Anmerkungen begleitet, und überhaupt alles gethan, es zu einem classischen über die neueste Geschichte und Statistik von Portugal zu machen, und wir können es als ein solches mit Grunde unsern Lesern empfehlen.

Sb.

10) Gelehrte Geschichte.

Litterarische Abhandlungen von J. C. Bertram. Erstes Stück. Gr. 8. 9 und ½ Bogen. Halle 1782.

Zweites Stück. 12 und ½ Bogen.

Hr. Haupt P. Götze in Hamburg, hat 1777 in einer besonderen Schrift, eine Entdeckung bekannt gemacht, von einer untergeschobenen Bibel, und gezeiget, daß es die von 1550 sey. S. den Anh. zum 25-36 B. dieser Bibl. 1662. S. Hier beweiset Hr. B. mit vielen Gründen, daß sowohl Hr. Götze selbst, als auch Hr. Panzer, der ihm diese Bibel zukommen lassen, in ihrer Nutzung zuweit gegangen. Er hat dasjenige, was Hr. Götze davon geschrieben hat, hier abdrucken lassen, und seine Gegenanmerkungen darunter gesetzt. Hernach giebt er eine Nachricht von den ältesten versiculirten deutschen Ausgaben, und macht zuletzt noch verschiedene andere Bemerkungen über die Bibel-Ausgaben, sonderlich aus Meß-Catalogis bis 1600 bekannt. Das ist kürzlich der Inhalt des ersten Stücks.

In dem Zweyten, wird in der ersten Abhandlung, über die zu Weimar publicirte Augspurgische Confession, vieles, die Geschichte dieser Confession und ihre Ausgaben betreffend, erläutert. In der zweyten; Vom Verf. der Fragstücke Lutheri, wird, aus Walthers Nachricht, wahrscheinlich gemacht, daß

daß die Fragstücke für diejenigen, so zum Sakrament gehen wollen, vom D. Lang zu Erfurt aufgesezt sind, und zugleich werden einige Umstände und Schriften dieses Mannes gemeldet. Die dritte enthält einen neuen Beytrag zur deutschen Bibelgeschichte, welcher eine Fortsetzung des ersten Stückes ist, und worinn der Verf. noch verschiedene Ausgaben bekannt macht, deren Hr. Göze, Panzer und Lock nicht Erwähnung gethan haben. In der vierten, von Schmalkaldischer Subscription der Wittenbergischen Concordie, wird gezeiget, welche Theologen und was sie eigentlich unterschrieben haben.

Eg.

Clarissimi ac Magnifici Viri *Iosephi Stepling* in Univ. Prag. A. A. L. L. et phil. doct. disciplinar. mathem. et phys. Caesareo Regii Praesidis ac Directoris etc. Litterarum commercium eruditi cum primis argumenti. Breslau bey Korn 1782. 662. Octavseiten.

Zuerst Briefwechsel mit dem Philosophen Wolf. Stepling fängt 1743 selbigen an, wie jeder jüngere Gelehrte dergleichen mit einem berühmten anfängt, macht gegen Leibnizens Beweiß seines Kräftenmaaßes die bekannte Einwendung von der Zeit hergenommen. Wolf belehrt ihn, Papin habe solche schon gemacht, verweist ihn übrigens auf Bücher, und äussert, daß er sich izo ganz mit Ausarbeitung des Natur- und Völkerrechts beschäftige. St. theilt W. eine eigne Theorie von den Kräften der Seelen mit. 1) Die Kraft der Seele sey eingeschränkt, und die Einschränkung (limes) unveränderlich, (constans) weil darauf die Individuation ankomme. 2) Der gänzliche Effekt der Seele sey immer vollständig, (plenus) weil nichts sie in ihrer Wirkung hindere. 3) Die Grösse des gänzlichen Effekts der Seele sey immer eben dieselbe, denn sie sey als Grösse eines vollständigen Effekts, der unveränderlichen (1) Kraft proportionirt. (2) Da nun die Kraft der Seele eine vorstellende ist, deren Effekt grösser werde, wenn die Vorstellung kleiner wird: so müssen, wenn eine Vorstellung kleiner wird, die übrigen weniger klar werden, als sie zuvor waren, die ältern weni-

weniger klar werden, wenn eine neue dazu kömmt. W. erinnert, die Einschränkung einer einzelnen Seele läßt sich nur in der Bedeutung unveränderlich nennen, daß ihre vorstellende Kraft an ihren Körper gebunden sey: da die Seele beständig anders modificirt werde, alle Modificationen aber in Veränderung der Schranken bestehn, so lassen sich die Schranken der vorstellenden Kraft in der Bedeutung eben so wenig unveränderlich nennen, als man Geschwindigkeit, welche die Einschränkung der bewegenden Kraft ist, unveränderlich nennen dürfe. Würde ein Stück Wachs, von einer innern Kraft, nach einem gewissen Gesetze, immer in andre und andre Gestalten gebildet, so hätte diese innre Kraft in sofern unveränderliche Schranken, in so fern sie sich nicht auf andre Gestalten erstreckte, und von ihrem Gesetze nicht abgehn könnte, aber in anderer Bedeutung müssen ihre Schranken doch veränderlich seyn, weil sie sich modificiren läßt. St. erwiedert: Er setze die Individuation der Seele nicht darinn, daß ihre vorstellende Kraft gleichsam an einen gewissen Körper gebunden sey, sondern, in einem gewissen und bestimmten Grade, oder, mit einer Art von Erdichtung zu reden, einer Menge von Graden der Kräfte der Seele, die für sich gleichgültig sind, jeden Gegenstand vorzustellen, welche Gleichgültigkeit von Gott nach Gelegenheit der Veränderungen gehoben werde, die sich im Körper ereignen. (St. scheint anzunehmen, was er beweisen wollte: eine Kraft der Seele, so von bestimmter Größe, daß ihre Wirkung allemahl auf einer Seite verliert, was sie auf der andern gewinnt. Dergleichen ist selbst wider die Erfahrung. Wie konnte St. die Menge von Graden der Vorstellungskraft, die er besaß, als er das schrieb, der Menge gleich setzen, die er als Kind besaß?) Wolf beantwortet dieses nicht, der Briefwechsel geräth alsdenn auf die philosophische Sünde, auf den Streit zwischen Protestanten und Römischkatholische, über die Rechtfertigung durch Glauben oder Werke, wo W. äußert, daß man wohl der Katholiken Meynung unrichtig auslege, derselben Lehre widerspreche wohl der unsrigen nicht: daß der Mensch Gott nicht anders gefallen könne, als in Christo. Theologen, denen W. dieses gesagt, hätten ihm Luthern entgegengesezt, aber Luther habe, seiner feurigen Gemüthsart gemäß, seine Folgerungen für Lehrsätze der Gegner ausgegeben, und mehr auf die Ausübung des Pöbels und der Mönche, als auf die Lehre der Kirche gesehn. Wo der Apostel sagt: der Mensch werde durch den Glauben gerecht

ohne

ohne des Gesetzes Werke, sey die Rede vom jüdischen Ceremonial-gesetze. Diese Aeußerung W. wird in dem Inhalt, der diesem Briefe vorgesetzt ist, so ausgedrückt: Wolf erzählt seine Meynung von der Rechtfertigung, die der Meynung der Evangelischen zuwider ist. (Als wenn W. nicht deutlich genug gesagt hätte, daß Luthers Vorwürfe die abergläubische geldschneiderische Werkheiligkeit der Mönche betrafen, die gewiß von aufgeklärten Katholiken nicht gebilligt wird.) St. meldet W. die Lehre des tridentinischen Conciliums von der Rechtfertigung, und empfiehlt ihm Bossuets Darstellung des katholischen Glaubens. W. bemerkt, die Natur werde durch die Gnade nicht zur allerhöchsten Vollkommenheit erhoben, ein Mensch also, dem die Gnade beystehe, (hominem gratia *adiectum* steht 73 S. statt *adiutum*) übe doch, auch mit diesem Beystande nur noch unvollkommne Werke aus, die Gott nicht anders gänzlich gefallen können, als an einem Menschen, der durch den Glauben mit Christo vereinigt ist, dessen vollkommner Gehorsam diesen Mangel ersezt. Bossuets Buch stelle nach der unsrigen Urtheile die katholische Lehre nicht aufrichtig vor. W. bittet also, ihm ein katholisches System anzuzeigen, das er denen, welche so was von ihm verlangten, empfehlen könne; Ludovici Cortonis Compendium, das er in seiner Jugend zu Breslau gelesen, sey nicht nach derselben Geschmacke. St. fährt fort, die katholische Lehre von der Rechtfertigung zu erklären, rühmt Bossuets Aufrichtigkeit, und empfiehlt unter kürzern Lehrbegriffen Joh. Bapt. du Hamel. W. verlangt Bossuets Buch, welches ihm St. sendet, und W. ermahnt, sein Ansehn anzuwenden, daß die Protestanten den Haß gegen den römischen Stuhl, als fast den einzigen Zunder des Zwistes beyseite sezten, und gelassen die Reinigkeit der geoffenbarten Wahrheit untersuchten. Dieser Brief St. ist vom 20. Jul. 1745, und endigt den Briefwechsel mit Wolfen, in welchem außer dem Angeführten auch philosophische, physische, mathematische Gegenstände vorkommen. (*Wydra* Histor. matheſ. in Boh. et Mor. cultæ Prag. 1778; meldet 74 S. in Steplings Leben, St. habe Bossuets Buch Wolfio paulo ante obitum roganti gesandt. Klingt das nicht als hätte W. sich das Buch zur Vorbereitung zum Tode ausgebeten? Aber man müßte W. Schriften wenig gelesen haben, wenn man nicht wüßte, wie gut er die scholastische Philosophie, und die damit so zusammenhängende ältere katholische Theologie gekannt hat. W. starb 9 April. 1754; und hat die neun Jahr über seit St. lezten

Briefe

Briefe so viel bekannt ist, sein Ansehen nicht St. Vermahnung gemäß angewandt.)

Von dem ganzen hier mitgetheilten steplingischen Briefwesel, läßt sich überhaupt sagen, daß St. bald Unterricht erhält, bald ertheilt, damalige gelehrte Neuigkeiten gemeldet werden, u. d. g. Hier wird genug seyn, einiges auszuzeichnen, und die Nahmen der Correspondenten anzuführen. Sie sind: P. Esser, P. Weems, ein Schotte, der nach Engelland als Missionar geschickt ward, wo er in Verhaft kam, weil er aber aus einer vornehmen Familie war, widerfuhr ihm nichts härters als Landesverweisung; er brachte sein Alter zu Prag zu. P. Claudinus, der sich mit der Quadratur des Kreises beschäftigte, wovon ihm St. abräth und dafür Barometerbeobachtungen empfiehlt. St. hat zu Prag bey dreyjährigen Beobachtungen die größte Höhe des Quecksilbers 27 Pariser Zoll 8 Linien gefunden, in einem oben gebognen morlandischen Barometer. P. Hiß, Astronom zu Ingolstadt um 1743. P. Adler; Stepling an einen ungenannten Geistlichen, über einige theologische Fragen. P. Maire, Astronom zu Rom. Leonh. Euler dankt Steplingen für eine der k. preuß. Akad. der W. übersandte Beobachtung einer Mondsfinsterniß, aus deren Vergleichung mit der Berlinischen er Prag etwa 4 Min. östlicher als Berlin setzt. Empfiehlt zum Unterschiede der Längen Sonnenfinsternisse, deren Erscheinungen augenblicklich seyen. P. Wendlinger, Steplingens vormaliger Schüler in der Mathematik, war zu Madrit 1750 Geographus Indiarum Maior, und lehrte mit vielem Beyfall, rühmt der Spanier Eifer für die Mathematik, und des Königs Bereitwilligkeit zu Beförderung der Astronomie. Friedr. Menke entschuldigt sich 1750, daß ein Aufsatz von St. nicht eher in die Leipziger Acta gerückt worden. P. Huberti 1752, damals Prof. d. Math. zu Fulda Fragen über Brennspiegel. St. beschreibt in der Antwort ein paar parabolische Brennspiegel zu Prag. P. Carbrell schreibt 1752: in Ingolstadt hingen die meisten noch dem Aristoteles an, die Peripatetiker fürchteten aber niemand mehr als den Mathematiker, und suchten deswegen die Mathematik verhaßt zu machen. Den Bononischen Akademikern fehle es nicht an Geschicklichkeit, sondern an Lust zu solchen Arbeiten, weil sie zu schlecht bezahlt würden, daher die meisten lieber mit der juristischen Praxis Geld verdienten. Man hoffe Verbesserung vom Pabste. P. Zebrowsky. Christian Reinhard de

Prister=

Pristerlich ist katholisch geworden, weil er gefunden hat, daß die Vorwürfe, die man den Katholischen macht, ungegründet sind, z. E. wegen mehrerer Mittler, der verdienstlichen Werke, der Genugthuung u. s. w. Stepeling an Rollet. R. Antwort französisch mit lateinischer Uebersetzung. Boscowich erläutert unter andern, wie eine Gleichung mögliche Werthe geben kann, da doch die Aufgabe unmöglich ist. Wenn sie nämlich die Bedingung, wodurch die Aufgabe unmöglich wird, nicht mit enthält. Euler erläutert Steplingen auf dessen Befragung, was Moment der Trägheit ist u. d. g. P. Ellinger beschreibt einen Ausbruch des Aetna im März 1765 und ein Erdbeben in der anconitanischen Mark, das nach seinem Glauben durch Wohlthat des h. Hauses zu Loretto ist gemäßigt worden. Die aristotelische Philosophie werde auch dort von Mathematikern vertrieben, und nehme ihre Zuflucht zu den Türken, in Constantinopel werde sie nach dem Averroes gelehrt. P. Zabrowsky brauchte zu Vilna 1756 eine Uhr von Ellicot, deren Pendel bey Aenderungen der Wärme ungeändert blieb. Sie kostete 2000 polnische Gulden. (Ellicot beschreibt zwo dergleichen Vorrichtungen. Philos. Transact. Vol. 47; for 1751, 1752. p. 479.) P. Hell über mehrere astronomische Gegenstände. Bey Gelegenheit der Verbesserung der Studien in den Landen der Kaiserin Königin hatte der P. Joh. Timoni der Ges. Jesu Præpositus Vicarius Generalis erinnert, die ertheilte Freyheit nicht zum Vortrage gefährlicher Lehren zu brauchen. St. schreibt deswegen an T. 1758, und giebt über der angezeigten Lehren Vortrag Erläuterungen; die vorher bestimmte Harmonie ist auch darunter. T. erklärt sich in seiner Antwort, und empfiehlt Vorsichtigkeit. P. Asten. D. Haslinger. P. Tessane K. St. Gedanken über Boscowich Vorstellung von den Elementen der Materie mit einer eignen Vorstellung und B. Antwort. Noch Briefe vom P. Huberti, voll lehrreicher Nachrichten, besonders von astronomischen Werkzeugen. P. Liesganig verlangt 1769 zu Röhren eines Fernrohrs böhmisches Messing, das dem österreichischen vorgezogen werde. Dollond bediene sich zu seinen Fernröhren jetzo nicht des englischen Flintenglas, sondern des böhmischen Fluß oder Strauß. Ein Künstler in Wien verfertige Fernröhre, die er Dollondische nenne, und dazu gewiß böhmisches Glas brauche, halte solches aber geheim, deswegen L. um Nachricht bittet. St. Gedanken über eine ziemlich unvollständige Nach-

 richt

richt von einem Feuer, das bey Beraun aus einem Berge aus zubrechen geschienen. Ebenderselbe von Gewitterableitern, besonders bey Pulvermagazinen.

Bey einigen mathematischen Untersuchungen sind Figuren angeführt. Der Rec. hat aber bey dem Exemplare, das er in Händen gehabt, keine gefunden.

Jedem Briefe ist der Inhalt vorgesezt, und diese Argumente sind wieder besonders mit dem Verzeichnisse der Briefe abgedruckt. Da die meisten Correspondenten Jesuiten sind, so ist diese Sammlung unter andern auch für die gelehrte Geschichte des erloschnen Ordens merkwürdig.

M.

11) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Museum Turicense. Aperuit *Io Iac. Hottingerus.* Turici typis Orellii, Gessneri, Fuesslii et et Socc. 1782. Vol. I. Tom. prior et posterior.

Der Anfang einer Sammlung meist ungedruckter Aufsätze theils verstorbener, theils noch lebender Gelehrten, die von Zeit zu Zeit fortgesezt werden soll. Sie soll vermischten jedoch vorzüglich philologischen, kritischen, litterarischen, exegetischen, antiquarischen Inhalts seyn. Auch einzelne Bemerkungen, Erläuterungen, Berichtigungen der alten Claßiker, wie nicht weniger bereits gedruckte, aber selten gewordne Abhandlungen, die sich durch ihre Güte empfehlen, werden hier ihren Plaz, und vor der Vergessenheit Zuflucht finden. Diese Absicht des Herausgebers verdient allerdings Beyfall und aufmunternde Unterstüzung. Die beyden ersten Stücke dieses Museum, die hier erscheinen, und den ersten Band ausmachen, scheinen uns einer ausführlichen Anzeige würdig. *I. Io. Haspari Hagenbuchii* epistola epigraphica ad Societatem Columbariam Florent. handelt von zwey Inschriften, welche diese Gesellschaft im ersten Theil ihrer Memorie di varia eruditione zuerst bekannt gemacht zu haben glaubte. Die eine steht auf

einer

einer Grabstätte, welche T. ÆLIVS AMINTAS, ein Ohrenarzt, MEDICVS AVRICVLARIVS (eine Benennung, die bisher sonst in keiner Inscription gefunden worden,) für sich, seine Frau ÆLIA LEXIS (denn so zeigt Hr. H., daß statt IEXIS gelesen werden muß) seine Kinder und Freygelaßne errichten ließ. Die andre bezieht sich auf die Erfüllung eines Gelübdes, welches M. AIDIVS oder ÆDIVS (nicht MAIDIVS, wie die Florentiner glaubten) AMERIMNVS, ein Freygelaßner der SERVILIA AVTOLA der ISIS und dem SERAPI oder SERAPIDI (denn beydes wird gefunden) „vermöge eines Traums, EX VISV, gebracht. Diese Inschrift steht aber schon beym Fabretti p. 472, und sogar in Gruteri Sammlung pag. 106. Ueber beyde Inschriften, und beyläufig auch andre, werden kritische Anmerkungen gemacht. Die Sagacität des V. und das entschiedne Verdienst desselben in diesem Fache der Litteratur ist bekannt, und die Mittheilung des reichen Schatzes von Bemerkungen über diesen Theil der Alterthümer, den Hr. Hottinger verspricht, kann den Seguiers, Saxen und Lameys nicht anders als sehr willkommen seyn. II. *Io. Iac. Steinbrychelii* epistola ad Villoisonium V. C. super loco difficili Sophoclis. Die Stelle, über welche dieser französische Gelehrte Hrn. Steinbrüchels Gedanken zu wissen verlangte, ist Antig. v. 793. Grotius verbesserte ἐν ὄμμασιν ἵπτῃ, und Heath schlug ἐν γλήνῃ ψ σοι πίπτεις vor. Beydes verwirft Hr. Steinbrüchel mit starken Gründen: trägt alsdenn zwey eigne Muthmaßungen ἐν ἥμασι πίπτεις, per tela ruis, und nachher ἐν λήμμασι (Rec. fiel ἤπασι ein) π. vor, die er mit viel Witz und Gelehrsamkeit ausschmückt, und wahrscheinlich macht, aber am Ende selbst für unnöthig hält, die Worte: Ἔρως, ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις, ohne die geringste Aenderung, stehen läßt, und erklärt: Amor, qui opibus insultas. Nebenher wird eine verdorbene Stelle in Platons erstem Alcibiades glücklich verbessert, und statt des ganz unverständlichen κορυφὴν sehr plausibel κόρης γλήνην gelesen. Junge, rasche Kritiker können hier lernen, wie man erst eine Stelle auf alle Seiten wenden muß, ehe man mit dem kritischen Messer herausfährt. III. *Iac. Verneti* dissertatio theologica de Christi Deitate. Dieser Gottesgelehrte bemüht sich, zu zeigen, daß die Hypothese des Arius, den er jedoch nicht nennt, von Jesu Person und Natur, die biblische und wahre Lehre sey. Hier sind seine vornehmsten Sätze: El, Elohim, Θεὸς bedeutet ein geistiges, mächtiges, ehrwürdiges Wesen, und ist

ein Nahme der Engel und andrer fürtreflichen Geschöpfe. Wir werden daher auch gelehrt, daß viele Götter seyn. Jesus war fürtreflicher als andre Propheten, er wurde Gottes Sohn, in einem höhern Verstand als andre Menschen, genennt. Es ist wahr, daß die Juden ihrem Meßias κατ' ἐξοχὴν den Nahmen Sohn Gottes beygelegt zu haben scheinen. Allein sie scheinen in ihrem Meßias etwas mehr als einen bloßen Menschen erwartet zu haben, welches besonders aus der bekannten Stelle des zweyten Psalms erhellet. (Dieser Vermuthungsgrund ist sehr schwach. Die Meynung, daß der Meßias kein bloßer Mensch seyn werde, ist lange so alt nicht. Ague redet von einem solchen Wesen, das κατ' ἐξοχὴν Sohn Gottes heißt; aber daß er den Meßias meyne, ist nicht erweislich. Bey griechischen Juden werden allererst deutliche Spuren von dieser Meynung angetroffen. Der Uebersetzer des 110. Psalms hat wohl den Meßias unter dem Helden dies Lieds verstanden. Er übersezt den 8ten Vers so: Ich habe dich aus dem Leibe gebohren, ehe der Morgenstern war. Philos und anderer Ideen vom Logus sind bekannt.) Jesus ist ein fürtreflicher Geist, der vor der Schöpfung bey Gott war. Er selbst bezeugt dies von sich, und der Evangelist Johannes bestätigt es. Paulus lehrt, daß er diesen Stand, worin er vor der Schöpfung gewesen, mit einem weit niedrigern vertauscht, und ein Mensch geworden sey: er lehrt ferner, daß Gott die Welt durch ihn geschaffen habe. Gleichwohl ist Christus nicht Ein Wesen mit Gott, sondern von Gott abhängig, wie er es selbst bezeugt. Nach seiner Himmelfahrt ist er zum Haupt und Herrn der Schöpfung geordnet worden. Er ist fürtreflicher und von höherer Natur als die Engel, auch nicht gleich ihnen geschaffen: sein Ursprung hat etwas geheimnißvolles. (Es dürfte manchen eben nicht scheinen, daß dieses durch hinlängliche Zeugnisse dargethan werden könne. In der Apokalypsis wenigstens, wenn man ihr Zeugniß gelten läßt, heißt er der Anfang, oder das erste der Geschöpfe Gottes, und Paulus nennt ihn πρωτότοκον πάσης κτίσεως, welches beweißt, daß er zu den erschafnen Dingen gerechnet worden, auch wohl so viel heißt als πρῶτος πάσης κτίσεως) Gott hat ihm von seiner Weisheit und Macht ein großes Maaß mitgetheilt, und ihm gebührt große Verehrung, doch geringere als Gott dem Vater. Ungeachtet der V. die Hypothese des Arius wohl vertheidigt: so ist doch nicht erweislich, daß sie die älteste Idee von der Person und

und Abkunft Jesu war, da sie zu wenig einfach, und eine Frucht des kabbalistischen und gnostischen Systems von den Gott untergeordneten Intelligenzen zu seyn scheint. Vielleicht daß der Logus der Platoniker, oder die Mittelsperson zwischen Gott und dem Universum, Gelegenheit zu dieser Lehrmeynung gab. So viel ist gewiß, daß der V. des Evangelium Johannis in der höhern Gnosi, oder dem System einiger besserer Gnostiker initiirt zu seyn scheint; daher er wohl viel Rücksicht darauf genommen, und die Lehre von Christus damit zu vereinigen gesucht haben dürfte. Und Paulus scheinet auch mit Platos Lehren nicht ganz unbekannt, auch in der Kabbalistischen Philosophie bewandert. IV. *Breitingeri* Epistola ad Cardinalem Ang. Mar. Quirinum. Ueber die Controvers des Cardinals mit D. Kiesling, die Absichten und Gesinnungen des Pabst Paul III. gegen die Protestanten betreffend. Die Parthey und die Lehre derselben mußten dem Pabst äußerst verhaßt seyn, und er ließ daher weder List noch Gewalt unversucht, sie der römischen Hierarchie wieder zu unterwerfen. Kiesling hatte also in der Hauptsache recht. Allein dem Cardinal hätte er nicht einräumen sollen, daß von der Geschichte der Reformation wenige Urkunden, außer was Sleidan, de Thou, und Sarpi erzählen, auf uns gekommen seyn. Schon das Archiv der Zürcherschen Kirche enthält eine erstaunliche Menge meist noch ungedruckter Documente, welche die Geschichte der Glaubensverbesserung in Frankreich, England, Polen und Ungarn ungemein beleuchten können. Nachricht von dem Parisischen Codex der Minnesinger, dessen Ausgabe Br. damals besorgte.

V. Oratio Professionis eloquentiæ adeundæ causa dicta ab *Io. Iac. Hottingero*, von der besten Unterrichtungsmethode in der Rhetorik. Lesenswerth und die Schreibart schön.

VI. Epistola P. *Hachenbergii* ad I. H. Heideggerum de rebus ad Labadiam pertinentibus. Eine aufgeweckte und lesenswerthe Erzählung von einer Zusammenkunft, welche der V. in Erfurt mit dem bekannten Labadie gehabt, worin manches vorkömmt, das zu näherer Kenntniß derer dient, welche die Beförderung practischer Frömmigkeit affectiren, oder durch Conventikuln und Aufrichtung von Privatkirchen zu erreichen suchen. Man weiß, daß es in unsern Zeiten an solchen so wenig als in den vorigen fehlt; eadem semper auditur fabula.

VII. *Io. Iac. Steinbrychelii* Observationes ad Euripidis Hecubam bis v. 680, die im zweyten Stück bis zum Ende fortgesezt werden. Beyde zeigen vertraute Bekanntschaft mit den griechischen, besonders den tragischen Schriftstellern, und behutsame Kritik, die mehr Ehre darin sucht, eine schwere Stelle aufzuklären, als mit Muthmaßungen auf Unkosten des Autors zu glänzen. Sie sind daher reicher an wichtigen Bemerkungen über den Dichter und die Sprache, als an gewagten Emendationen, wiewohl Verbesserungen des Euripides, und bey Gelegenheit auch anderer Schriftsteller nicht selten sind. Musgravens Vermuthungen werden überall geprüft, oft gebilligt, aber weit öfter abgewiesen. Und beyde Aufsätze sind eine ausführliche Beurtheilung der Anmerkungen eines Heath, Musgravens und Brunks, z. B. v. 164. Ποίαν — στείχω; ποῖ δ᾽ ἥσω; πῶ τις θεῶν κ. τ. λ. will Musgrave: ποῖ δ᾽ ἥσω πόδας; τίς θεῶν; κ. τ. λ. Hr. Steinbrüchel liest mit der kleinsten Aenderung ποῖ δ᾽ ἵζω; π. τ. θ. und der 147. und 935. Vers der Barnesischen Ausgabe beweisen diese Muthmaßung. 263. Ἐς τήνδ᾽ Ἀχιλλεὺς — τείνει φόνον, will Musgrave τίνει, und die gemeine Lesart wird gerettet. Gut ist die Erklärung von v. 489. 490, wo Musgrave (schon Reiske) für ἄλλως lesen will αὔλως, die Construction ist: ἢ δόξαν τήνδε ὅλως, ἁπλῶς, οὐδεν ἄλλως ἢ ψευδῆ, κεκτῆσθαι μάτην κ. τ. λ. V. 612. will Musgrave, Polyxena werde νύμφη ἄνυμφος genennt, weil sie dem Achilles vor seinem Tode versprochen worden: Hr. St. zeigt, daß gewaltsam sterbende Mädgen so genennt werden. 649. Ist R. die Uebersetzung der schweren Stelle zu Anfang des Ajax im Sophokles aufgefallen, da er sie mit andern Uebersetzungen verglich.

Die zweyte Abtheilung enthält I. Hagenbuchs Schreiben an Pococke, worin er dem Engländer seine Bemerkungen über dessen griechische und lateinische Inschriften mittheilt. II. Schreiben von eben demselben an H. Cannegieter über einige Inscriptionen, worin der seltne Geschlechtsnahme Traianius vorkömmt, der meist nur in den Inschriften von Lactora gefunden wird, die hier aus einer getreuen Handschrift richtiger als in Gruters Sammlung mitgetheilt werden. Die von der Julia Clementina, welche vom Trajanius Nundinius das Tauropolium empfangen, war bisher unedirt. III. Cannegieter an Hagenbuch über die drey Pompejanos, welche im dritten Jahrhundert das Consulat bekleidet, desgl. über eine Inschrift zu Lausanne: SOLI genio LVNAE sacrum &c. (Siehe in Thesauro

saurs Murat. p. 1054: I) CCR. ist Colonia Claudia Rauricorum. CONVENTVS HEL. ist Territorii Helvetici. Daß Lausannenses genennt werden Vicani, beweißt nichts gegen ihr römisches Bürgerrecht; warum sollte sonst Publius Clodius Curator Lausannensium von der Tribu Cornelia gewesen seyn? Im Verfolg werden auch andre helvetische Inscriptiones erklärt. IV. *I. Iac. Zimmermanni* vindiciae Anaximandri et Anaximenis. Die beyden Philosophen werden von der Anschuldigung des Atheismus freygesprochen. Doch ist mehr nicht bewiesen, als die bloße Möglichkeit, daß sie einen Weltschöpfer geglaubt, und die Unstatthaftigkeit derjenigen Zeugnisse, die wider sie angeführt werden. V. *Hottingeri* Schola grammatica super nobili illa Virgiliana forma, *vina coronare*. Beym Virgil heißt der Ausdruck, mit Blumen umkränzen, und nicht blos bis an den Rand erfüllen, wie beym Homer. Rec. empfiehlt diese Abhandlung jungen Philologen hauptsächlich auch um der Methode willen. VI. *Steinbrychelii* continuatio Observationum ad Euripidis Hecubam — ist wieder voll gesunder Kritik und guter Anmerkungen über den Dichter. Man sehe besonders v. 704 799 und vergleiche damit den ersten Theil der Bibliotheca critica. 830. Wird die Richtigkeit der alten Lesart κεῖνος δ' ἐγώ, gegen Hrn. Bruncks κεῖνος δὲ σὺ gründlich bewiesen. 837. Ist allerdings πολιαῖς bey κόμαισι zu verstehen, das der Dichter auszudrücken unnöthig fand, da ja die Masque schon graue Haare zeigte. Man muß sich die Person der Hekuba so vorstellen, wie sie auf dem Theater erschien, und nie vergessen, daß Schauspiele zunächst nicht zum Lesen gemacht sind; also fällt Musgravens κνήμαισι oder κόραισι ganz weg. St. sezt zur Bestätigung obiger Anmerkung hinzu, daß eben diese Ellipsis im Orestes 549. vorkömmt: νῦν δὲ σὴν ταρβῶ τρίχα, ohne Zweifel πολιάν: denn Orestes sagts zum alten Tyndarus. VII. *Leibnitii* Epistola ad Jablonskium. Etwas über die Charakteren des Hohi der Chineser, worunter diese große Geheimnisse suchen, wenn sie schon, allem Ansehen nach, blos eine Art von Zahlen sind, die große Aehnlichkeit mit den Zahlzeichen der Leibnitzischen Dyadik haben: Ueber die Charaktere und Buchstaben der Alten überhaupt. VIII. *Hottingeri* Specimen observationum criticarum ad Velleium Paterculum. Der Hr. V. gedenkt den Vellejus mit kurzen kritischen und erklärenden Anmerkungen heraus zu geben. Die Proben, die er hier voranschickt, erwek-

sen Verlängen nach dem Ganzen. Die Erklärungen sind licht-voll, und die Verbesserungen leicht und glücklich. Nur ein paar Beyspiele: II. 18, 4. Vna vrbs Attica pluribus annis eloquentiæ, quam vniversa Græcia, operibusque floruit. Hr. Hottinger wirft das que weg, und erklärt die Stelle: Plures sunt anni eloquentiæ, quibus Athenæ floruerunt, quam eloquentiæ opera, quæ vniversa Græcia protulit. XXV, 4. Post victoriam, qua descendens montem Tifata cum C. Norbano concurrerat Sylla, gratis Dianae solvit. Gezwungen und hart zieht Burmann qua auf Victoriam, und Hr. Ruhnken setzt quia dafür. Wie natürlich ist aber mit H. regione darunter zu verstehen: An eben dem Ort, wo er gesiegt hatte, brachte er der Göttin seinen Dank. XXVIII, 3. Vt in qua civitate petulantis convicii iudicium histrioni ex alto redditur, in ea iugulati civis R. publice constitueretur auctoramentum. H. liest exacto, und R. ist ihm res: die Habseligkeiten der Ermordeten würden zum Preiß, zur Belohnung seiner Ermordung bestimmt. Bey auctoramentum muß, aus dem vorhergegangen iugulati, cædes verstanden werden. CXXXV, 4. Giebt er für major pars ordinis eius *Catonem* prosequeretur domum, ganz unverbesserlich, Ciceronem. Rec. wünscht übrigens mit dem Herausgeber, vt ætas nostra ab errore, quo litteras humaniores, qua labore multaque rerum doctrina constant, præ domesticis nescio quibus deliciis paulo ante aspernabatur, libri et ad reconditiorem doctrinam pertinentis et latine scripti ferre possit lectionem.

Mr.

Theophrast's Charaktere griechisch. Mit einem deutschen Wortregister versehn. Magdeburg bey Creuz 1782. 5 Bogen.

Der Abdruck des bloßen Textes erschien schon 1780. Nun sind noch 2 Bogen Wortregister hinzugekommen, das Hr. Subconr. Reide in Magdeburg angefertigt hat. Es ist, wie billig, deutsch, wie in der Strothischen Chrestomathie und dem Gedikischen Lesebuch. Wir würden indessen jedem Schulmann rathen, dem Anfänger lieber mit einem von diesen beyden Elementarbüchern, besonders dem letztern, als mit den Charakteren

ren

ren des Theophrast zu beschäftigen, die für den ersten Anfang zu schwer sind, und zu viel Kenntnisse von den Gebräuchen und Sitten der Griechen voraussetzen.

Ik.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Zehenter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1782. 292 Seiten in 8.

Zuerst theilt Hr. D. Storr Supplemente zu Wettsteins Varianten aus der philoxenischen Uebersetzung mit. Berichtigt hatte der V. schon ofte in seiner ersten Abhandlung Wettsteins Angaben; hier giebt er eine Sammlung von Varianten, die bey jenem fehlen. Hr. D. Bruns setzt seine Curae Hexaplares in librum IV. Regum fort; und mit diesem Stück ist die Abhandlung geschlossen. Hr. Hofr. Tychsen über die Quelle, aus welcher die Handschrift der arabischen Version in den Polyglotten geflossen. Wir können in der Kürze aus dieser lesenswürdigen Abhandlung keinen Auszug geben. Von Hrn. D. Köhlers kritischen Anmerkungen über die Psalmen enthält das hier abgedruckte achte Stück nur die Anmerkungen über den 65sten und 66sten Psalm. Im zweyten Verse des ersten Psalms hätte der V. gar wohl aus einigen alten Uebersetzern am Ende בירושלם annehmen dürfen; das Wort konnte, weil שלם vorhergeht, leicht herausfallen. Und wir hätten, das דומיה nach der Erklärung des Moses Kimchi, den ganzen Vers so übersezt: Gott, dir gebühret Lob in Zion; dir bezahlet man Gelübde zu Jerusalem. Und den gleich folgenden Vers: Du erhörest (שומע nemlich אתה) Gebet: darum kömmt alles Fleisch zu dir. Im 4ten Verse möchten wir mit den LXX. גברו ממנו (denn so haben sie, ὑπερεδυνάμωσαν ἡμᾶς) lesen: Die Sündenlast drückt uns hart; aber du vergiebst uns unsre Uebertretung. Hr. M. Joh. Christ. Förster über die Feuer- und Wolkensäule 2. B. Mos. XIII, 21. Wir können diesem Einfall nicht Beyfall geben; und wer wird es können? Die Feuersäule (der V. behält diese gewöhnliche, aber gewiß falsche Uebersetzung) soll gar kein Wunder, sondern ein würklich eigentliches Feuer gewesen seyn, das des Nachts einem Theil des Heers und besonders den Voranziehenden den Weg helle machte, und des Tags, da es vor den starken Sonnenstralen

nicht gesehen werden konnte, (wer wird denn bey Tage ein Feuer vor den Sonnenstrahlen nicht sehen können?) durch den aufsteigenden Rauchdampf gleichsam eine dicke Wolke bildete u. s. f. Wir würden nur Zeit und Papier verderben, wenn wir noch etwas gegen diesen Gedanken sagen wollten. Hr. Prof. Schelling über eine arabische Bibelausgabe von 1752. Hr. Prof. Aurivillius zu Upsal hat schon diese Ausgabe in einer Dissertation de rariori quadam editione versionis Bibliorum Arabicae, beschrieben, zu welcher und überhaupt zur nähern Kenntniß der Ausgabe, der V. noch einiges hinzufügt. Die Ausgabe ist bey der Congregation de propaganda fide, eben so wie die ältere römische von 1671, veranstaltet worden; aber das Werk ist über den zweyten Tom hinaus nicht fortgesezt und nie vollendet worden. Von Reiskens Briefen über das arabische Münzwesen, denen der Herausgeber auch hier manche nützliche Erläuterung beygefügt hat, redet der siebende von den Besonderheiten der türkischen, persischen und mongolischen Münzen. Nicht bloß die türkischen Ortokiden, wie Hr. Prof. F. erinnert, haben Münzen mit Bildern schlagen lassen, sondern auch die Zenkhiden, die Seldschukiden, die Atabeken und das Geschlecht Saladins und Almalek Aladels. Der achte und die folgende drey Briefe handeln von dem Nutzen, den die arabische Münzwissenschaft in der Geschichte hat, der an Beyspielen gezeigt, und viele von Kehr in der Erklärung arabischer Münzen begangene Versehen bemerkt werden. Von einem Ungenannten folgt eine Fortsetzung des im siebenden Bande angefangenen Etwas übers Hohelied, das viel Gutes zur Erklärung dieser Lieder enthält, aber in einer dem Recensenten etwas fremden Sprache. Den lezten Aufsaz, auch von einem Ungenannten, über Matth. XXVIII, 19. konnte er gar nicht lesen.

Mo.

Xenophontis Oeconomicus, Apologia Socratis, Symposium, Hiero, Agesilaus, Epistolarum Fragmenta, recensuit et *Bachii* suisque notis explicavit *Jo. Car Zeunius*. Lipsiae, sumtibus Casp. Fritschii. 1782. 1 Alph. 6 Bogen in gros 8.

Die

Die Manier, nach welcher der Herausgeber den Xenophon behandelt, kennen die Leser schon aus unsrer Anzeige der übrigen von ihm besorgten Schriften des Xenophon. Da er sich darinne auch hier gleich geblieben ist, so können wir auch unser Urtheil nicht ändern. Wenn ihm die Anzeige von seiner Cyropädie verdrossen hat, und zwar so sehr, daß er meinte, sie könne nicht ganz von demselben Verfasser herrühren, weil allgemeines Lob mit besonderm Tadel gemischt war, so bedauern wir voraus, daß wir ihm jezt noch nicht mehr willfahren können. Im Ganzen genommen ist die gegenwärtige Ausgabe der kleinern Schriften des X. die vollständigste und genaueste, die wir haben. Ausser den Hülfsmitteln, welche auch bey den übrigen Schriften gebraucht waren, hat er sorgfältig die alten Uebersetzungen zu Rathe gezogen, und doch wirklich manche Spur von einer bessern Lesart darinn entdeckt, und so gar einige wenige daraus aufgenommen, so hartnäckig er sonst die gemeine Lesart wider Verbesserungen der Handschriften und der Gelehrten vertheidigt, so daß er seine Zuflucht zu wunderbaren Ellipsen und allerhand Figuren nimmt, die nur in der Rhetorik der elenden Scribenten Platz finden können. Ueber dergleichen Stellen wollen wir also nicht mit ihm streiten, denn wir würden zu weit in der Kenntniß von der Urkraft der Partikeln und in andern grammatikalischen Spitzfündigkeiten nachbleiben. In der Grammatik und Rhetorik sucht Hr. Z. seines gleichen; daher die Noten so trocken und so leer von historischen Erläuterungen und Sacherklärungen sind. Uns scheint es auch, daß die gegenwärtige Arbeit noch mehr als die übrigen für eigentliche Anfänger bestimmt sey; warum hätte er sonst so viele alltägliche Anmerkungen des Bach stehn lassen, welche freylich zu ihrer Zeit mehr Verdienst der Neuheit hatten? Warum so viele Erklärungen der Partikeln, Berufungen auf den Viger und Hoogoveen, warum so viele rhetorische Analysen, und so viele Uebersetzungen von Stellen, die theils leicht zu verstehen sind, oder die doch der geübtere Leser leicht fassen kann? Warum so viele Citationen bey Gemeinplätzen, die keines Beweises und keiner Anmerkung bedürfen, wie z. B. De liberorum parentumque amore cf. Memorab. II. 2. und auf eben der Seite 242. De causis hujus amoris (fraterni) vide Memorabilia II. 3. Doch wir wollen nun nach der Reihe der Bücher einige Proben auszeichnen, welche unser Lob und unsern Tadel bestätigen mögen. Oeconom. I. 7. Die Verbesserung ὅτι τί für ὅτι τοι billigen wir

ganz

ganz; weil hier nach der Ursache gefragt wird, auch die andere §. 6. wo Hr. Z. φέροιτο lesen will; denn φέροι ist nach dem Sprachgebrauche des Verfassers unrichtig. III. 14. sagt Sokrates zum Kritobulus, er wolle ihn zur Aspasia führen, oder ihm die Aspasia empfehlen, welche ihn von den Kenntnissen eines Frauenzimmers besser unterrichten würde, als er es thun könne. συστήσω δὲ σοι ἐγὼ καὶ Ἀσπασίᾳ. Hier lieset Löwenklau συστήσω δὲ σε καὶ Ἀσπασίᾳ, und das mit Recht; denn eigentlich heißt das συστῆσαί τινά τινι einen vorstellen und empfehlen, entweder als Schüler einem Lehrer, wie hier, oder einen Niedrigen einem Obern, wie in der Cyropädie IV, 5. 58. Hr. Z. wird auch ungeachtet seiner großen Belesenheit kein Beyspiel weder aus dem Xenophon noch aus einem andern gleichzeitigen Schriftsteller auffinden können, wo die Redensart umgekehrt stünde, wie hier. Was Bach in der Note sagt: nihil interest. utrum dicas, ego tibi Aspasiam scilicet magistram commendabo, an ego te Aspasiae (discipulum) commendabo. ist eigentliche Sophisterey. Freylich Empfehlung ist es in beyden Fällen; nur schade, daß das Verhältniß der Personen hier in allen Sprachen einen Einfluß auf die Wortfügung hat und haben muß. Und dennoch billigt Hr. Z. diese Anmerkung und sezt noch hinzu: Camerarii versione: atque ego te Aspasiae conciliabo, deceptus est Leounclavius. Bey der Stelle VIII. 12. διὰ πολλῶν — ξυλίνων σκευῶν καὶ πλεκτῶν ὁρμίζεται ναῦς καὶ ἀνάγεται, διὰ πολλῶν δὲ τῶν κρεμαστῶν καλουμένων πλεῖ finden wir weiter keine Anmerkung, als diese: Si quis partes navis antiquae cognoscere velit, is adeat Schefferum de Militia navali. So ganz ohne Seitenzahl führen Sie das Buch an? Wer weiß denn also, ob darinne ein Wort von denjenigen erkläret wird, die hier allerdings dem Leser unverständlich sind? In dem Register finden wir eben so wenig Erläuterung. Ist dieses Verfahren billig, von der Liebe der Eltern gegen Kinder und dergleichen, Stellen zur Erläuterung zu citiren, und bey solchen dunkeln Worten ganz stille zu schweigen? Die Worte X. 3. ἐπιδεικνύουσα ἀργύριον κίβδηλον δηλοίην σε, wo Brodaeus δηλοίην σοι las, vertheidigt Hr. Z. und übersezt sie: imponerem tibi, te in fraudem illicerem. Wollte man, sagt er, einwenden, daß dies ein dichterisches Wort sey, so antworte er, daß X. bekanntlich viele dichterische Worte brauche. Dawider haben wir nun freylich nichts; aber es giebt noch einen Einwurf, den Hr. Z. nach Belieben künftig beantworten mag, wenn er kann.

Wo

Wo ist ein Beyspiel und zwar im Activo, von δηλεῖν wo es betrügen heißt? Die angeführte Glosse des Hesychius, δηλήσονται, ψεύσονται, βλάψουσι, beweist nichts für δηλεῖν, und beym Theokrit kommt das Wort ebenfalls nur im Medio vor. Auch müßte noch ein unbezweifeltes Beyspiel für die Bedeutung ψεύδεσθαι angeführt werden: denn hier sind die beyden Worte schon so verdächtig, und sollten wohl ganz wegbleiben. XVIII. 5. ὅπως δὲ τὸ δεόμενον κόψωσι, καὶ ὁμαλιῶσιν ὁ ἀλοητὰς, τίνι τοῦτο; daß hier ein Wort fehle, ist ganz deutlich. Löwenklau setzte daher δῶμεν hinzu; aber Hr. Z. verwirft dieses und alle übrige Einschiebsel: Equidem intelligendum arbitror ποιοῦσι, adeo ut τίνι sit dativus seu ablativus per quem hoc faciunt? Eiusmodi ellipsin non esse raram docet Schwebel ad L. Bos p. 451. Immerhin mag er sich auf dergleichen Gewährmänner berufen, wir halten die Ellipsis hier für unmöglich, und zwar in der Art, wie Hr. Z. ποιοῦσι suppliren will. Lieber wollten wir doch δῶμεν als eine Ellipse annehmen. Auch sind ἐπαλῶται auf der nemlichen Seite nicht, wie in dem Index steht, trituratores, denn das sind die Ochsen, sondern die Leute, welche die Halme unterlegen, damit sie gleichförmig ausgetreten werden. XVIII. 8. wird gelehrt, daß man die Körner, welche von der Spreu gereiniget worden sind, auf einen Haufen zusammen πρὸς τὸν πόλον bringen müsse. Bach und Ernesti haben sich über das Wort πόλος sehr den Kopf zerbrochen, und doch nichts herausgebracht. Hier gefällt uns die kurze und natürliche Erklärung des Herausgebers: πόλος est arvum, indicatur igitur ea pars areae, quae est in extrema area proxima arvo. Eben so stimmen wir ihm bey, wenn er XX. 24. οἷον vor ὅταν σκάπτονται setzen will: aber nicht in dem Symposio I. 10. πρὸς τὸ γοργότερόν τε ὁρᾶσθαι καὶ φοβερώτερον φθέγγεσθαι καὶ σφοδρότεροι εἶναι φέρονται. Wo Stephanus γοργότεροι lesen wollte. Hr. Z. widerspricht ihm, ohne zu bedenken, daß γοργὸς ὁρᾶν und ὁρᾶσθαι nur trux aspectu, torvus aspectu, hingegen γοργὸν ὁρᾶν torvum tueri heiße. Im letztern Sinne meynen wir, daß die Griechen allemal ὁρᾶν nicht ὁρᾶσθαι sagen; und also fände hier ὁρᾶσθαι nicht statt; nimmt man aber an, daß die erstere Wortfügung hier gebraucht werde, wie Hr. Z. wirklich in seinem Index thut, wo es heißt: γοργότεροι ὁρᾶσθαι, vultu torvo et terribili esse, Symp. I. 10. so muß γοργότεροι schlechterdings im Nominativo nach der Grammatik stehn. V. 7. streitet Sokrates im Scherze mit dem Kritobulus um den Rang der Schönheit und

und es heißt: Ueber den Mund, sprach Kritobulus, mag ich also auch nicht mit dir streiten. Denn wenn er zum beissen gemacht ist, so kannst du allerdings damit mehr als ich beissen Und weil ich dickere Lippen habe, erwiederte Sokrates, muß mein Kuß nicht weicher als der deinige seyn? Sonach, sprach Kritobulus, muß ich einen häßlichern Mund als der Esel haben. Dies ist Wort für Wort der Inhalt des Textes, den auch Hr. Z. durch die Unterscheidungszeichen des Dialog so abgetheilt hat, daß man sich in der Person des sprechenden nicht irren kann. Und dennoch hat er sich so weit vom Sinne verirrt, daß er in der Note sagt, es scheint nach dieser Stelle, Sokrates habe eines Esels Kinnbacken gehabt? Videtur adeo Socratis os simile fuisse asini mandibulae. Könnte er böse werden, wenn wir hier mit ihm so sprächen, wie er mit verdienten Leuten? Kann er hier eine Ausflucht finden, so soll es uns lieb seyn. Hiero IV. 10. πολλὰς ἂν καὶ τοῦτο ἐξορμήσειεν ἔργον ποιῆσθαι τῦ σκοπεῖν τι ἀγαθὸν. Hier hat Stobaeus τὸ σκοπεῖσθαι. Hr. Z. sagt: ad vulgatum est melius, τῦ enim refertur ad ἔργον ποιεῖσθαι. Wenn ἔργον ποιεῖσθαί τι gesagt wird, etwas zu seinem Geschäfte machen: so muß auch nothwendig, wenn ein Infinitivus folgt, τὸ stehen nicht τῦ. Hr. Z. wird kein einziges Beyspiel vom Gegentheil auffinden. Auf seine neue Dialektik lassen wir uns nicht ein; denn damit kann man alles so hinzu und hinweg demonstriren, wie der Fuchs in Gellerts Fabeln. XI. 12 heißt es: πολλοὶ δὲ πρὸ τῶν αὑτῶν ἰδίων ὥσπερ τῶν ἰδίων μαχόμενοι, ohne daß wir dabey etwas angemerkt finden. Entweder muß an der ersten Stelle ἰδίων weggestrichen, oder in der zweyten τῶν ἑαυτῶν ἰδίων gesezt werden. Den Agesilaus hat Valkenair dem Xenophon abgesprochen; aber er hatte nur hier und da in seinen Schriften einzelne Winke gegeben, und seine Meinung nicht ganz mit allen Gründen vorgetragen, deren er vermuthlich mehrere hatte. H. Z. vertheidiget dagegen das Ansehn und die Autorität dieser Schrift, und beruft sich zum Theil auf eine Widerlegung des Valkenair, die wir zwar auch gelesen haben, aber deren Verfasser wir einem Valkenair nicht entgegen stellen möchten. Doch ohne uns jezt in eine Untersuchung darüber einzulassen, so wollen wir nur eine Stelle unsern Lesern vorlegen, welche H. Z. ganz mit Stillschweigen übergangen hat, und die uns wo nicht ganz wider die Autorität des Buchs, doch wenigstens sehr bedenklich scheint. H. Z. wird uns wohl in den Dessauischen Berichten dereinst darüber belehren: I. 2. περί μεν ἂν

ευγε-

εὐγενείας αὐτοῦ τί ἄν τις μεῖζον καὶ κάλλιον εἰπεῖν ἔχοι, ἢ ὅτι ἔτι καὶ νῦν τοῖς προγόνοις ὀνομαζομένοις ἀπομνημονεύεται, ὁπόστος ἀφ' Ἡρακλέους ἐγένετο, καὶ τούτοις οὐκ ἰδιώταις, ἀλλ' ἐκ βασιλέων βασιλεῦσι; Dies kann doch nach unsrer Grammatik nichts weiter heißen, als: Von seiner Geburt kann man nichts größeres und schöners sagen, als daß bis jezt die sogenannten Abkömlinge noch zu erzählen wissen, in welchem Gliede er vom Herkules abstammte. Und diese Abkömlinge sind nicht gemeine Menschen, sondern Könige von Königen gezeugt. Nun denke man sich hierbey, daß Xenophon mit dem Agesilaus zu gleicher Zeit gelebt, und unter ihm gedient hat. Wie konnte er da sagen: noch jezt erinnern sich die πρόγονοι die Zahl der Glieder, in welcher Agesilaus vom Herkules abstammte? Sollten die Lacedämonier dies sobald nach dem Tode ihrer Könige vergessen haben? Kurz, alles ist hier so gesagt, als wenn von einem Manne die Rede wäre, der lange vorher gelebt hätte. Und dann, welches Lob der Geburt! Kam es denn darauf an, wie viel Agesilaus an der Zahl Ahnen vor sich hatte, oder vielmehr darauf, daß er vom Herkules abstammte? In der beygefügten Note wird zwar gesagt, daß die Nachkommen oder Enkel des Herkules das Lacedämonische Reich gestiftet haben, aber warum wird das Wort πρόγονοι nicht erklärt, welches hier einen besondern Sinn hat, wie das beygefügte ὀνομαζομένους zeigt? Aber nun erfragt es sich: wie können die Abkömmlinge des Herkules πρόγονοι heissen? Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch sollte vielmehr ἀπογόνοις stehn, denn jene sind die Ahnen? Noch eine Note von Bach findet sich an dieser Stelle bey προγ. ὀνομαζ. Dativi consequentiæ seu absoluti, vide Cel. Ernesti ad Memorab. I. 3. 2. Sollte wohl Bach und auch H. Z., der die lächerliche Note stehn ließ und mit aufnahm, die ganze Stelle verstanden haben? — Von der häußlichen Mäßigkeit giebt der Verf. VIII. §. 7. das Beyspiel von dem Hause und der Thüre des Agesilaus. Die Thüre, sagt er, sollte man glauben, wäre noch dieselbe, welche Aristodemus nach seiner Rückkehr in der Eile für sein Haus stellte, ἥνπερ Ἀριστόδημος ὅτε κατῆλθε λαβὼν ἐπεστήσατο. Denselben Umstand drückt Plutarch in der vom Herausgeber selbst angeführten Stelle durch ἃς ἐπέθηκεν Ἀριστόδημος aus. Und dennoch sezt derselbe im Index: ἐφίσταμαι λαβὼν somtum mihi exstruo. Agesil. VIII. 7. dicitur de eo, qui ex materia facile parabili et statim obvia sibi exstruit. Wo hat Hr. Z. diese Bedeutung

jemals

jemals gefunden? Eben so zweifeln wir an der Erklärung von IX. 1. ὡς καὶ τὸν τρόπον ὑπεστήσατο τῇ τοῦ Πέρσου ἀλαζονείᾳ, wovon es im Index heißt: moribus et instituto vitae discrepabat a Persarum regis fastu. Wenigstens sollte er zeigen, wie diese Bedeutung aus der gewöhnlichen abgeleitet werden könne. Was helfen sonst dergleichen Register, welche für den Anfänger allein sind? Er glaubt auch, daß ἐφίεσθαι mit dem Accusativ verbunden werden könne; denn so lieset er XI. 14. ἐφιέμενος δόξαν, und so ebenfalls χρῆσθαι; denn §. 11. lieset er: καὶ τὸ μεγαλόφρον οὐ σὺν ὕβρει — ἐχρῆτο. Das Beyspiel aus der Cyropädie VIII. 1. 5. ὅτι αὐτῷ ἐπ' ἀγαθῷ χρήσεται, quo utatur ad suum ipsius commodum, müssen wir ganz anführen: ὅτι οὐ μὴ δυνήσεται Κῦρος εὑρεῖν, ὅτι αὐτῷ μὲν ἐπ' ἀγαθῷ χρήσεται, ἡμῖν δ' οὔ. Daß hier, wie gewöhnlich, εἰς zu ὅ, τι verstanden werde, und die Person ἡμῖν aus dem vorhergehenden, zeigt die Stelle, welche kurz vorher geht: παρέχωμεν τε ἡμᾶς αὐτοὺς χρῆσθαι Κύρῳ ὅτι ἂν δέῃ. Aber freylich auch im Index der Cyropädie finden wir χρῆσθαι τι ἑαυτῷ ἐπ' ἀγαθῷ, aliquid ad suum ipsius usum adhibere. Und sonach müssen wir dem Herausgeber wohlmeinend rathen, ehe er sich noch allzusehr in die Philosophie der griechischen Sprache vertieft, und ehe er sich etwan an den Feldzug des Cyrus macht, lieber noch einmal den Syntax durchzustudieren; denn die viri doctissimi, denen seine Art den Xenophon zu erklären nicht misfallen hat, meinten es mit ihm eben nicht sehr gut, sie waren entweder Schmeichler, oder fürchteten sich vor seiner Sprache, in welcher er mit Gelehrten spricht, oder endlich sie verstanden nicht, was sie beurtheilen wollten.

Th.

Alexanders von Aphrodisias Abhandlung von dem Schicksal, und von der Freyheit des Willens. Zürich bey Orell, Geßner, Fueßlin und Comp. 1782. in 8. 132 Seiten.

Außer dem Alexander findet man hier auch noch Ammonius's Hermias's Anmerkungen über den achten Abschnitt des zweyten Buchs Aristoteles's, von dem Satze, oder Vortrage des Urtheils, wo gelegentlich dieselbe Materie abgehandelt wird; zuletzt auch noch litterarische Anmerkungen des Uebersetzers; eigentlich

gentlich sollte es wohl heissen: philosophische. Die Uebersetzung ist fließend, und so weit sich, ohne das Original dabey zu haben, urtheilen läßt, treu; wenigstens zusammenhängend und deutlich. Einige kleine Fehler hat sich indeß der Uebersetzer hie und da zu Schulden kommen lassen. Sogleich auf dem Titel Aphrodisias: es heißt doch gewöhnlich Aphrodisium. S. 4. Nicht eine Rühmbegierde ist es, was uns zu diesem gelehrten Streite antreibt u. s. w., deutlicher, und dem Sprachgebrauche gemäßer, was mich antreibt. Ebendas. mit die Pünkten einsenden; richtiger die Punkte. S. 5. Anaxagoras von Klazomenen; eigentlich Klazomenä. Ebendas. denn nachdem die Umstände beschaffen sind, haben (die Menschen) von dem Schicksale bald die, bald diese Meynung; für bald diese, bald jene; oder bald die eine, bald die andere. S. 7 würden doch für die Aristotelische Abtheilung der Ursachen besser die alten Nahmen gestanden haben, materielle, formelle, und Endursachen; denn Ursachen, die sich verhalten, als der Stoff, als die Gestalt, die das Verhältniß des Endzwecks haben, versteht so leicht niemand. In den Anmerkungen wird Hr. Ploucquet widerlegt und dadurch der Indeterminismus bestritten, sogar zur Nothwendigkeit erhoben; wie uns dünkt, nicht mit dem meisten Rechte. So lange nicht erwiesen ist, (und dies leugnet auch der Verf. nicht ganz) daß die Seele sich bey Entschließungen bloß leidend verhält, daß nicht sie durch eigene Kraft und Thätigkeit die Bewegungsgründe abwiegt; daß endlich sie blos einer Waage gleicht, durch nichts in die Beschaffenheit der Antriebe wirkt: läßt sich keine Nothwendigkeit der Entschließungen, keine Gleichheit der Wirkungen mit den Bewegungen eines Körpers durch den anderen, keine mechanische Nothwendigkeit im Entschließen behaupten. Man denkt meistens nicht daran, daß die Bewegungsgründe nichts sind, als Thätigkeiten der Seele, Mittel, auf sich selbst zu wirken, mithin zwischen ihnen und Gewichten in Waagschalen die Aehnlichkeit äußerst entfernt ist. Die Hauptschwierigkeit liegt wohl eigentlich da: daß man zeige, herrschende Neigungen, Leidenschaften, Triebe, Gewohnheiten, Arten die Dinge anzusehn und zu beurtheilen, nebst allen andern mehr, was uns zum Handeln und zum Entschließen bewegt und reizt, sey nicht blos von Einwirkungen äußerer Umstände, sondern auch mit von eigenen Thätigkeiten, eigenen selbstgemachten, freywillig entworfenen Entschlüssen abhängig.

Aristoteles Brief an Alexander den Großen über die Welt, aus dem Griechischen übersezt von J. G. Schulthess. Zürch bey Orell, Geßner, Fueßlin und Comp. 1782 in 8. 75 Seiten.

Herr Schulthess übersezt doch jezt etwas geschmeidiger, und mit mehrerm Feuer, auch dem Originale näher, als in seiner Bibliothek griechischer Philosophen. Dennoch ist man mehr Annäherung zur Urschrift, mehr Genauigkeit zu fordern berechtigt. So drückt er gleich den Anfang folgendergestalt aus: „Ueberhaupt, o Alexander, dünkt mich die Philosophie eine göttliche Beschäftigung, besonders wenn sie sich zur Betrachtung der Urwesen empor schwingt, und ihre Natur ergründet." Die Urschrift scheint vielmehr folgendes sagen zu wollen: Oft kommt mir, o Alexander, die Philosophie als etwas göttliches und erhabenes vor; da vornemlich, wo sie allein sich zum Anschauen wahrhafter Wesen erhebt, und was hierin Wahrheit ist, zu ergründen strebt. Οντα wird durch Urwesen gegeben, das wären aber wohl eher αρχαι; dem Plato und seinen Nachfolgern sind sie die Ideen jener wandelbaren Modelle und Muster aller sublunarischen Dinge, zugleich aber auch selbst wahre Substanzen. Andere ähnliche Stellen übergehen wir, um über die Anmerkungen noch ein Wort sagen zu können. Diese sind aus Batteux, doch nicht allein, sondern oft mit Wiederlegung. Unser V. nemlich ist mit mehrern der Meynung, gegenwärtiges Werkchen sey ächt, und sucht darum, alles ihm entgegengesezte zu Boden zu schlagen. Uns scheint noch folgendes bedenklich: 1) die οντα gehören nicht in die Aristotelische Philosophie, so wie sie hier genommen werden, weil Aristoteles dergleichen gar nicht annimmt, der Platonischen Ideen Substantialität leugnet, und ihnen nur unvollkommenes Daseyn zugesteht. 2) θειος und δαιμονιος von einander besonders zu unterscheiden, und als verschiedene Benennungen von Vortreflichkeit zu gebrauchen, ist nie dem Aristoteles, wohl aber den neuern Platonikern gebräuchlich. 3) Betrachtung der wahren Wesen θεα των οντων, geht auf die Neu-Platonische, oder Eclectische Anschauung, und ist kein Aristotelischer Ausdruck. 4) Am Ende werden auf gut Platonisch alle Beynahmen vom Jupiter physisch erklärt, ja er selbst zum Inbegriffe aller Dinge gemacht: so etwas kommt in Aristoteles Schriften nicht vor; auch findet man nicht, daß

die

die Aristoteliker sich in solche Religionsmischung eingelassen hätten. Schwerlich erlaubte auch das System sie, denn Aristoteles höchste Gottheit ist unausgedehnt, untheilbar, bewegt alles ohne Bewegung; wie läßt sich von der sagen: sie sey Alles? Endlich die angeführten Orphischen Verse enthalten sichtbar Eclectische Lehren, und sind allem, was man von Orphischen Lehren aus Aristoteles selbst und Plato weiß, durchaus entgegengesezt.

III.

Aegyptiaca seu veterum scriptorum de rebus Aegypti commentarii et fragmenta. Collegit *Frid. Andr. Stroth* — Pars I. *Herodoti* Lib. II. cum parte Libri II. et reliquorum Librorum fragmentis. Gothæ sumtibus Car. Guil. Ettingeri 1782. 13 Bogen in 8.

Der fleißige V. macht hier den Anfang eines neuen Unternehmens. Er will nach und nach die in den griechischen Geschichtschreibern zerstreuten Nachrichten von den vornehmsten alten Völkern sammlen, und macht hier den Anfang mit den Aegyptern. Dieser Theil aber ist nur der erste der die Aegypter betreffenden Collectaneen, und enthält, wie schon der Titel sagt, blos die hieher gehörigen Auszüge aus dem Herodotus. Ein zweyter Theil aber wird das erste Buch Diodors und Fragmente seiner übrigen Bücher, ein dritter das 17. Buch des Strabo, und ein vierter des Plutarch Buch von der Isis und dem Osiris, und Fragmente aus dem Jamblich, Arrian, Euseb, u. a. selbst aus den LXX. und dem Josephus enthalten. Dann ist der Verf. Willens, auf gleiche Art auch Aethiopica, Libyca, Indica, Judaica und Germanica zu liefern. Der Hauptvortheil einer solchen Arbeit erstreckte sich nun wohl zunächst auf das Studium der alten Geschichte, und gewährte denen, die sie aus den Quellen bearbeiten wollen, eine Erleichterung durch Zusammenstellung dessen, was sie selbst mühsam in den alten Geschichtschreibern aufsuchen müßten. Aus diesem Gesichtspunct sammelte schon Stritter vor 12 Jahren aus den Byzantinischen Geschichtschreibern die Nachrichten von den Völkern an der Donau. Allein diese Absicht scheint Hr. Stroth

bey seinem ähnlichen Unternehmung nicht gehabt zu haben: sondern er rechtfertiget sein Vorhaben mit eben den Gründen, womit sonst Chrestomathiensammler ihre Arbeit entschuldigen: Geschichtschreiber wären vor andern prosaischen Schriftstellern, vor Philosophen und Rednern, für die Jugend am brauchbarsten; ihre Werke aber wären zu stark und zu kostbar, um auf Schulen gelesen zu werden, und ohne daß nach einem halben Jahr die neuen Zuhörer, mitten im Lauf der Begebenheiten, mit zu lesen fortfahren müßten. Deswegen habe er denn einen Auszug aus denselben nach den Völkern veranstaltet, von einer Stärke, daß jedes Bändchen in einem halben Jahr geendigt werden könne. Dieser Gebrauch läßt sich nun freylich auch von einer solchen historischen Chrestomathie machen, wenn anders die Schüler mit jedem halben Jahre ein neues griechisches Lesebuch, den Bogen für einen Groschen, sich anschaffen können, welches aber auf vielen Schulen wohl der Fall nicht seyn möchte: dann würden aber doch die ganz kurzen Stellen, wo der Nahme Aegypten vorkommt, wie hier welche mit aufgenommen worden sind, zu einer griechischen Sprachübung zu wenig Anziehendes haben. Gegenwärtiges Bändchen ist nach dem Wesselingischen Text des Herodotus abgedruckt: und nur da, wo Hr. Str. von demselben abzuweichen für nöthig fand, oder wo Wesselings Noten dem, der sie hierbey nachschlagen würde, zu wenig Licht geben, hat er kurze Noten beygefügt, welches hauptsächlich S. 107 bey einer schweren Stelle des II. Buchs sehr glücklich geschehen ist. Auch sind die Marginalien und Randanmerkungen, worin auf andre Schriftsteller verwiesen wird, seine Arbeit. Der griechische Druck ist schön und correct. Daß übrigens Hrn. Stroths Aegyptiaca ein Buch von ganz anderm Inhalt sind, als des berühmten *Witsii* Aegyptiaca, braucht nach dem, was wir bereits gesagt haben, nicht erst noch besonders erwähnt zu werden.

Titi Livii Patauini Historiarum libri qui supersunt omnes. Tomus VII Mannhemii, cura et sumptibus Societatis literatae. 1780. (1781.) 17 Bogen in 8. Tomus VIII. 1780. (1781.) 17 Bogen. Tomus IX. 1780. (1781.) 18 Bogen. Tomus X. 1780. (1782.) 21 Bogen.

Scri-

Scriptores rei rusticae veteres latini. *M. Porcii Catonis* (sollte wohl heißen *M. Porcius Cato*) de re rustica. *M. Terentii Varronis* (nemlich Libri III. oder Terentius *Varro*) de re rustica, curante *J. Math. Gesnero*. Mannhem. cura et sumpt. Societ. lit. 1782. 21 Bogen.

L. Junii Columellae de re rustica. Libri XII. Curante *J. Math. Gesnero*. Tomus I. Ibid. ap. eand. 19 Bog. Tomus II. 1 Alph. 4½ Bog.

Palladii Rutil. Tauri Aemiliani (Libri XIV.) de re rustica. Curante *Gesnero*. e. a. 18 Bogen.

Vegetii Renati artis veterinariae s. mulomedicinae libri IV. Curante *Gesnero*. Ibid. a. e. 1 Alph.

D. Magni *Ausonii* Burdigalensis Opera, ex edit. in usum Delphini. Mannhem. cura et sumpt. soc. lit. 1 Alph. 3 Bogen.

M. Valer. Martialis Epigrammatum libri ad optimos codices nuperrime recensiti et castigati. Tom. I. 22 Bogen. Tom. II. 17½ Bogen. Mannhem. 1782.

P. Papinii *Statii* Opera ex recensione *Jo. Frid. Gronouii*. Tom. I. 1 Alph. 6 Bogen. Tom. II. 21 Bogen. Mannhem. 1782.

Da sich die Herrn Mannheimer allmählig gefallen lassen, die Quellen ihrer Nachdrücke auf den Titeln anzugeben, so hat man auch weiter nichts mehr nöthig zu sagen, als daß sie heraus gekommen sind. Der Livius ist mit dem zehnten Bändchen noch nicht geendigt, sondern man wird wohl noch zwey Theile zu erwarten haben. Das heißt doch eine recht wohlfeile blos zum Besten der lieben Jugend besorgte Handausgabe. Die Schriftsteller von der Landwirthschaft hätten nicht ohne den allernothwendigsten erklärenden Nötchen abgedruckt werden sollten: denn der bloße

Text ist kaum erwachsenen, geschweige jungen Humanisten durchgehends brauchbar. Und wie die Wahl so zeitig auf den Ausonius, zumal nach der jüngst vorher erschienenen Baseler Ausgabe, gefallen ist, da noch so viele bessere Dichter zurück sind, können wir auch nicht begreifen. Die wenigen freyen Stellen, die in der zum Grund gelegten Ausgabe in usum Delphini weggelassen sind, sind hier nicht ergänzt worden, folglich ist der Abdruck des Ausonius nicht vollständig. Hingegen sind die weit häufiger vorkommende freyern Sinngedichte des Martial alle ohne die mindeste Abkürzung geblieben — welches doch wenigstens einen Mangel an Plan und Gleichförmigkeit verräth und zu erkennen giebt, daß man abdrucken läßt, was man findet, ohne zu wissen, was man ergänzen oder weglassen soll. Uebrigens sind die auf dem Titel erwähnten Pariser Handschriften nicht von dem Mannheimer Herausgeber, wie man ohnedem nicht glauben wird, sondern zu der neusten Pariser Ausgabe verglichen worden, die man hat abdrucken lassen, und man hat nur diesen Theil des Originaltitels zum Aufputz oder zur Täuschung hier beybehalten.

Der erste Band des Statius, der mit dem Kopf des Domitian geziert ist, enthält blos den Gronovischen Text der Thebais; der zweyte aber die Achilleis und die fünf Bücher der Wälder — und um vermuthlich dem Band seine Stärke zu geben, der ausserdem zu schwach ausgefallen wäre, da man sich einmal vorgenommen hatte, den Statius zu theilen, *Jer. Marklandi* notas et emendationes in P. Papin. Statii Syluas, auszugsweise auf fünftehalb Bogen. Auch ist zum erstenmal ein Verzeichniß von Druckfehlern angehängt — vermuthlich um keinen andern die Prämie verdienen zu lassen, die man anfangs auf einen Druckfehler gesezt hatte. Und dieser blosse Nachdruck des Statius kostet 18 Groschen sächsisch Geld. Könnte wohl eine neu bearbeitete Ausgabe des Dichters mit den nöthigsten Noten und Index viel höher kommen? Wie sehr handelt man doch dem ersten und einzigen Gesichtspunkt, unter dem sich dieses ganze Nachdrucksinstitut empfehlen ließ, das Studium der Alten durch wohlfeile Handausgaben zu befördern, durch die, selbst den Augen unangenehme, Ausdehnung des Drucks entgegen!

Pf.

12) Deut-

12) Deutsche Sprachlehre.

Grundriß einer Geschichte der menschlichen Sprache, nach allen bisher bekannten Mund- und Schriftarten, mit Proben und Bücherkenntniß, von J. C. C. Rüdiger. Erster Theil. Von der Sprache. Leipzig 1782. 8. 134 Seiten.

In der Einleitung zeiget der V. den Nutzen, welchen eine Betrachtung der menschlichen Sprache, mit Uebersicht aller bekannten Mund- und Schriftarten, nach ihrem Ursprung und Ausbildung, Verschiedenheit, Verwandtschaft, Schicksalen und gegenwärtigen Zustande schaffen kan, und handelt von den Schriften, so verschiedene Gelehrte hierüber geliefert haben. Da es diesen noch an der Vollständigkeit fehlet, wozu die neueren Nachrichten Stoff geben, und einige Gelehrten zu bessern Werken über diesen Gegenstand Hofnung gemacht haben, die aber vielleicht nie zu Stande kommen, oder wegen ihrer Kostbarkeit nicht so gemeinnützig werden könnten, als zu wünschen wäre: so ist er dadurch veranlasset worden, diesen Grundriß herauszugeben, welcher als Vorläufer jener grössern Werke dienen kann.

Das erste Hauptstück handelt vom Begrif, Ursprung, Ausbildung und Studium der Sprache überhaupt. Der V. zeiget erstlich, was durch die Sprache, sowohl in einem weitläuftigen als engerem Sinn, zu verstehen sey, und träget die verschiedenen Meynungen von ihrem Ursprunge vor. Darauf äußert er seine Gedanken hierüber S. 27 f. f. Sobald Menschen lebten, empfanden und handelten, äußerten sie starke, lebhafte Empfindungen durch Laute. Das ist die erste Stufe der Sprache, die noch in der völlig gebildeten Sprache, in Ausrufungen u, dergl. übrig ist. Da sie den Trieb zur Nachahmung mit den Thieren gemein hatten, so gaben die vielen hörbaren Erscheinungen der Natur ihnen Gelegenheit, durch ihre vorzügliche Organisation eine Mannigfaltigkeit von Lauten hervorzubringen, die sie mit den Begriffen jener hörbaren Dinge verbanden, und die dadurch zu Benennungen derselben und zu Wörtern wurden. Das war die zweyte Stufe. Die

Verwandtschaft aller Empfindungen mit gewissen Lauten, und der hörbaren mit anderen Gegenständen, machten, daß auch auf diese jene Laute übertragen, und ihnen als Benennungen zugeeignet wurden. Hiedurch ward schon die Sprache zum einfachen, sinnlichen Leben brauchbar, welches man ihre dritte Stufe nennen kann. In der Folge mußten die Begriffe, Gedanken und Kenntnisse der Menschen durch öftere Beobachtung und Erfahrung immer mehr zunehmen. Sie bekamen auch abgezogene, allgemeine, geistige Begriffe u. s. w. Diese zu bezeichnen, brauchten sie neue Ausdrücke, und machten sie sich durch Uebertragung vom sinnlichen, und so wurde die Sprache auf ihrer vierten Stufe vollständig. Nach dieser Vorstellung bedurfte es weder eines überlegten Vorsatzes, eine Sprache zu erfinden, noch einer willkührlichen Verabredung und Uebereinkunft.

Es ist wahrscheinlich, daß alle Sprachen von einer herkommen. Diese erste einzige Sprache aber mußte, bey Ausbreitung der Menschen, durch weitere Ausbildung und Vermehrung, durch Verschiedenheit des Klima, der physischen Lebensart, des davon abhängenden physiologischen Charakters, Temperaments und Sprachwerkzeugés, nothwendig sehr verändert werden, wodurch dann eine Menge von Mundarten hervorgebracht wurde, und die wurden endlich zu besonderen Haupt- oder Stammsprachen, welche sich wieder in Mundarten theileten. §. 37. f. f.

Zur vollkommneren Ausbildung der Sprache gehöret vorzüglich ihre künstliche Behandlung durch Sprachkunde. Die genaue Kenntniß anderer verwandten und ganz fremden Sprachen hat auch einen vortheilhaften Einfluß auf die Vervollkommnung der einheimischen. Sie wird mit fremden Ausdrücken durch Nachbildung, oder wenn sie schon vermischt ist, durch Aufnahme bereichert. §. 51. f. f.

In der Art, die Kenntniß fremder Sprachen zu erlangen, hat man zu lange des rechten Weges verfehlet. Die Natur zeiget ihn bey der Muttersprache selbst, in Uebung und öfteren Gebrauch, der sich hinterher durch Regeln befestiget; aber die Gelehrten haben es umgekehrt, und in der Ausbildung derjenigen Sprachen, welche ihres Nutzens, oder zufälliger Umstände wegen, sehr häufig getrieben sind, hat sich der menschliche Geist zu Ausschweifungen hinreissen lassen. §. 54. f. f. Aus dem besondern Sprachstudium erwächst zulezt das allgemeine, wobey man

man aber die Grenzen überschritten und schwärmerische Lehrgebäude errichtet hat. Man ist tiefer in das physische und mechanische der Sprache eingedrungen, und hat den Gebrauch ihrer Werkzeuge entwickelt, ihren Ursprung, Wachsthum, Zertheilung und Veränderung erklärt, und es endlich zur Kunst gebracht, auch Stumme darin zu unterrichten. Andere haben die Sprache mehr nach allgemeinen Begriffen behandelt, die Richtigkeit ihrer Gründe untersucht, und Anleitung zu ihrer Verbesserung gegeben. Einige sind endlich so weit gegangen, eine allgemeine Sprache erfinden zu wollen. Das ist kürzlich der Inhalt des ersten Hauptstückes.

Aus dem zweyten, von den besondern Sprachen und Mundarten, läßt sich kein Auszug verfertigen, und was der V. darin leistet, sagt er selbst im 62. §. Nachdem er vorher kurz die verschiedenen Meynungen über die erste und älteste Sprache angeführet hat, fährt er so fort: „Ohne mich auf solche Streitigkeiten weiter einzulassen, befolge ich in der Uebersicht aller bekannten Sprachen die Ordnung ihrer Ausbildung und Bekanntschaft für uns. Verwandte lasse ich nach Alter, Wichtigkeit und Reinigkeit auf einander folgen, und vermischte stelle ich zu denen, wovon sie das meiste haben, und wo sie den Uebergang machen. So oft mich aber diese Gründe verlassen, folge ich, gleich meinen Vorgängern, der Lage der Länder. Durchgängig gebe ich, der Kürze wegen, zur Ausführung nur Winke, zur Probe nur einzelne Wörter, vorzüglich die so bequemen Zahlen, zur Kenntniß der Bücher nur die Titel der vornehmsten." Nach diesem Plane handelt er in dem ersten Abschnitte von den morgenländischen Sprachen 28. S. In dem zweyten sind die abendländischen 34. S. In dem dritten die Germanischen 51. S. 4) Sarmatische 62. S. 5) Tschudisch-Jugorische 68. Seite. 6) Nordwestliche Sprachen Asiens. 74. S. 7) Südöstliche Sprachen Asiens 85. S. 8) Südländische 99. S. 9) Afrikanische 108 S. 10) Amerikanische Sprachen. Man kann also hier die Uebereinkunft der Sprachen und Mundarten sowohl, als ihre Abweichungen, in verschiedenen Wörtern mit einem Blick übersehen.

Die Lehre von der Interpunktion oder dem richtigen Gebrauche der Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen,

zeichen, als eine Beilage zu seiner deutschen Sprachlehre, herausgegeben von M. Johann Friedrich Heynatz. Zweite, durchgängig verbesserte Ausgabe. 8. 5 Bogen. Berlin 1782.

Da wir die erste Ausgabe dieser nützlichen Schrift nicht bey der Hand haben, so können wir auch nicht anzeigen, worin eigentlich die Verbesserungen dieser zweyten bestehen. Hr. H. hat die Lehre von richtiger Setzung der Unterscheidungszeichen mit vieler Gründlichkeit abgehandelt. Er zeiget, daß die alten Griechen und Römer vor dem vierten Jahrhunderte von keinen Unterscheidungszeichen gewußt haben, und giebt von der Zeit ihrer Einführung alle Nachricht, welche er davon bey den Schriftstellern gefunden hat. Darauf handelt er §. 3. von dem Nutzen der Abtheilungskunst, §. 5. von der Anzahl und den Benennungen der Abtheilungszeichen, und bestimmt in den folgenden genau, wo jegliches zu gebrauchen ist, welches er zugleich durch Beyspiele deutlich macht.

In dem 11. §. zeiget er, daß die jetzige Art zu interpunctiren noch unvollkommen sey, und hält dafür, es würde gut seyn, noch einige neue Zeichen anzunehmen. Am Ende hat er einen Anhang einiger Beyspiele zur eignen Uebung in der Interpunktion beygefüget. Es würde unnöthig seyn, wenn wir, zu Empfehlung dieser Schrift, ein mehreres sagen wollten, da die gute Aufnahme, so sie gehabt hat, schon genugsam beweiset, daß sie sich selbst empfiehlet.

Tz.

Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache, zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen, von Joh. Christoph Adelung. Erster Band. Leipzig, 1782. gr. 8. 2 Alph. 11 Bog.

Man siehet schon aus dem Titel, daß Hr. A. dieses Buch zur Erläuterung seiner Sprachlehre geschrieben hat, und er führet davon alles weitläuftiger und vollständiger aus, was er in der Sprachlehre hat kürzer fassen müssen, daher er auch hier eben die Zahl und Ordnung der §§. beybehalten hat, wodurch das Nachschlagen erleichtert wird. Dieser erste Theil gehet bis §. 452, von dem Verbo impersonali. So unpartheyisch wir

bis-

bisher die Adelungischen Schriften beurtheilet haben, wollen wir es auch jezt thun, und unsern Lesern sagen, daß dieses Lehrgebäude vor allem, was bisher in der Sprachlehre geschrieben worden, einen ganz ungemeinen Vorzug hat, und von einem jeden Deutschen, welcher seiner Muttersprache gründlich lernen will, mit allem Fleiße gelesen zu werden verdienet; indessen aber glauben wir doch auch, daß nicht alles, was Hr. A. behauptet, unwidersprechliche Wahrheit ist. Sprachkenner, welche nichts ohne Prüfung annehmen, werden noch vielleicht manches zu berichtigen finden, und wir selbst würden eins und das andere anmerken, worin wir ihm nicht beypflichten können, wenn nicht das Vorurtheil, so er einmal gegen diese Bibliothek gefasset hat, ihn hinderte, unsere Gründe mit genügsamer Kaltblütigkeit zu prüfen.

Da der Recens. seiner Sprachlehre sich die Freyheit genommen hat, einige Anmerkungen dabey zu machen, S. 47. B. 1. St. 266 S. so nimmt es Hr. A. auf, als ob ihm zu nahe geschehen wäre, und kann sich so gar nicht enthalten, in seiner Antwort hin und wieder auch einige niedrige und spöttische Redensarten einfließen zu lassen, welche sehr leicht auf eben die Weise erwiedert werden könnten, wenn sie nicht in gelehrten Schriften unanständig wären. Der Rec. vermeidet also billig dergleichen.

Hr. A. hat hier in der Vorrede die ihm so mißfällige Recension seiner Sprachlehre abdrucken lassen, und seine Antworten in Noten darunter gesezt, ich würde aber viel zu weitläuftig seyn müssen, wenn ich alle diese Noten durchgehen, und ihre Schwäche zeigen wollte. Es würde auch dem Zwecke dieser Bibliothek zuwider seyn; vielleicht aber habe ich an einem anderen Orte dazu Gelegenheit, denn ich glaube noch immer gute Gründe zu haben, womit ich dasjenige, was ich gesagt habe, behaupten kann. Zum Beweis will ich hier nur kürzlich eins und das andere anführen.

Ich übergehe die drey ersten Nummern, weil sie eigentlich keine Antwort auf meine Anmerkungen enthalten. Da ich bey demjenigen, was Hr. A. von dem Sprachgebrauche sagt, eine Einschränkung gewagt habe, nemlich er stehe auf der obersten Stufe, wenn er allgemein ist; wenn er aber in den Provinzen verschieden ist, so müsse durch die Analogie und Etymologie ausgemacht werden, welche von ihnen Recht hat und welches der gute Gebrauch ist: so antwortet Hr. A. No. 4. darauf:

Nichts weniger als dieses, und No. 5. will er meine Einschränkung aus einer irrigen Vorstellung von der hochdeutschen Mundart herleiten. Ich muß mich also erklären, daß ich diejenige verfeinerte Mundart dadurch verstehe, welche jezt durch ganz Deutschland, sowohl im anständigen und erhabenen Vortrage, als besonders in den Schriften gebräuchlich ist. Der Oberdeutsche und der Niederdeutsche, der Schwabe und der Pommer, reden und schreiben hochdeutsch, wenn sie diese Mundart gebrauchen, so bald aber jemand die Eigenheiten seiner Provinz mit einmenget, sagen wir: es ist nicht hochdeutsch. Wenn nun in dieser Mundart etwas allgemein gebräuchlich ist, so gebe ich, eben wie Hr. A. dem Gebrauche die oberste Stelle; Wenn aber der Gebrauch in den Provinzen und bey den Schriftstellern verschieden ist, so glaube ich, es müsse durch die Analogie und Etymologie ausgemacht werden, welche Recht hat und welches der gute Gebrauch ist. Darauf antwortet er nun No. 5: Ein Sprachgebrauch, welcher durch ganz Deutschland und in allen Provinzen allgemein ist, ist ein Unding. Ich muß mich wundern, wie Hr. A. hier dieses behaupten kann, da er doch selbst 98. S. sagt: Der herrschende allgemeine Gebrauch, ist der höchste Gesetzgeber in allen Sprachen, und also einen allgemeinen Gebrauch erkennet. Es ist allerdings in unzähligen Dingen ein allgemeiner Gebrauch, denn was würde sonst die ganze Sprache seyn? Unsere Vorfahren sagten: die Vätere, Engele, Leibe, jezt aber ist der Gebrauch ganz allgemein, daß man im Hochdeutschen sagt: Väter, Engel, Leiber. In ganz Deutschland sagt man, das Weib, ob es gleich eine Person weiblichen Geschlechts bedeutet, der Gebrauch ist allgemein und dergleichen Beyspiele könnte ich eine Menge anführen. Ein allgemeiner Gebrauch ist also kein Unding.

Bey einem getheilten Sprachgebrauche sagt Hr. A. selbst 110 S. entscheidet die Analogie oder Sprachähnlichkeit alles das, was jener unentschieden läßt. Ist dieses nicht eben das, was ich gesagt habe? Hier aber, da er siehet, daß ich aus diesem Grunde, die Aussprache der virrte, virrtel, warrlich, und die Plurale Böden, Bögen, Fäden, und den falschen Unterschied zwischen Kaufläden und Fensterladen, bestreite: nimmt er dasjenige zurück, was er an einem andern Orte zum Behuf seiner Meynung behauptet. Alles, was er in dieser 5ten Note von 2 bis 6 sagt, fällt von sich selbst weg, denn ich urtheile nicht nach dem Gebrauche und den Eigenheiten einiger Provinzen

zen, sondern nach dem hochdeutschen Sprachgebrauche, welcher in dem anständigen Vortrage und in den Schriften befolget wird, und der Einwurf, daß man in einigen Provinzen zweynzig, dreyzig sagt, ist gar nicht meiner Meynung zuwider, weil hier der allgemeine hochdeutsche Sprachgebrauch entscheidet, welchen ich mit ihm auf die oberste Stufe gesezt habe, indem jedermann zwanzig, dreyßig schreibt, und man daher Gottscheden, welcher die Schreibart dreyzig einführen wollte, widerleget hat. Daß D. Luther hochdeutsch geschrieben hat, wird ihm wohl niemand absprechen, er schrieb aber nicht, Böden, Bögen, Wägen, sondern Boden, Bogen, Wagen, und noch jezt ist der Gebrauch bey diesen Pluralen getheilt; sollte nun hier nicht billig, die eben auf der 110. S. dieses Lehrgebäudes angeführte Regel zu gebrauchen seyn, und die Analogie entscheiden müssen? Das erste ist sächsischer Sprachgebrauch, indessen da ihn viele Schriftsteller angenommen haben, so erkläre ich ihn nicht gänzlich für Unrecht, sondern ich behaupte nur, daß das lezte, dem Sprachgrunde nach, besser sey, weil es den Grund der Analogie für sich hat, da hingegen für das erste kein anderer Grund ist, als blos der sächsische Gebrauch, dem viele Schriftsteller folgen.

Da ich von der Aussprache der virrte u. s. w. gesagt, sie habe nicht den geringsten Grund für sich, so antwortet Hr. A. No. 10: „Wir wollen sehen. Wenn in alten abgeleiteten Wörtern zu der gedehnten Sylbe des Wurzelwortes ein Ableitungsconsonant kommt, so gehet die gedehnte Sylbe gern in die geschärfte über, sehen, Sicht, stehen, Stand, bären, Bürde, drey, dritte u. s. w." Allein, wer siehet nicht, daß dieses eine blosse Ausflucht und gar kein Beweis ist? Denn in allen angeführten Wörtern bekommt der Vokal auch das Zeichen der Schärfe, nemlich den doppelten Consonannten, in den Wörtern vierter, viertel, wahrlich, hingegen, behält er das Zeichen der Dehnung, und doch soll er geschärft ausgesprochen werden. Warum? „Weil bey der geschärften Aussprache eine dunkle Analogie befolget wird," sagt Hr. A. Allein wir schärfen ja in keinem andern Worte den Vokal, welcher das Dehnungszeichen bey sich hat, und auf gleiche Weise könnten diejenigen, welche die Wörter, lieb, lieblich, Trieb, Triebsand oder gut, Blut, hüten, und dergleichen geschärft aussprechen, dieses als eine Ursache anführen, weil die gedehnte Sylbe oft in eine geschärfte übergeht, so befolgten sie hierinn eine dunkle Analogie. Daß nun hievon der Rec., wie Hr. A. es ausdrückt, nichts witterte,

tetze, ist ganz natürlich, aber der Ausdruck ist niedrig und in der edlen Schreibart, unter Gelehrten unanständig. Das Wort wittern, ist aus der Jägersprache genommen, welche es von den Thieren gebrauchet, sonst gehöret es in die niedrige Sprechart. Hier zeiget es in dem ganzen Zusammenhange ein aufgebrachtes Gemüth, welches nicht sowohl die Wahrheit sucht, als nur im Unwillen antworten und widerlegen will.

Ich habe gesagt, „die Eigennahmen richten sich im Plural nach den Appellativis, mit welchen sie einerley Endung haben, wobey ich besonders auf die Eigennahmen in e gesehen, als Menke, Hässe u. d. g. und Hr. A. hält mir No. 26. die Wörter vor, Geist, Bauer, Dach, Blatt, Holz, Horn, Huhn, welche dann, als Eigennahmen, auch Geister, Dächer, Blätter u. s. w. haben müßten; allein diese behalten, wie alle mit Mann zusammengesezte Namen, den alten Plural in e. Man sagte ehemals, die Manne, statt Männer, und dieser Plural bleibt in den Eigennahmen, die Volkmanne, Feldmanne, Hermanne. Auf gleiche Weise sagte man ehemals, die Geiste, Dache, Blatte u. s. w. und wenn diese Wörter Eigennahmen werden, so behalten sie ebenfals diesen alten Plural. Das Wort Bauer hat auch im Plural die Bauer, Erbauer, Anbauer, und daher kommt der Plural in den Eigennahmen, die Bauer. Also sind alle diese Beyspiele mir nicht zuwider.

Diejenigen, welche Hr. A. No. 23. gegen das, was ich gesagt habe, anführet, gehören gar nicht zur Sache. Ich habe von der Declination geredet, wenn zwey oder mehrere Adjective mit einem Substantiv verbunden werden, und halte dafür, daß alsdann das erste im Genit. s bekommt, und die anderen alle ein n haben. Gutes alten süßen Weines, Altes und neues Testamentes sey besser, als alten und neuen (man kann auch sagen altes und neuen Testaments, aber das erste Adject. fodert im Gen. s.) Gutes weißen Hafers, sey richtiger, als guten weissen Hafers. Nun wirft mir Hr. A. ein, ich würde auch sagen müssen, um deines großes Fleißes willen u. s. w. Dieser Einwurf aber ist in der That ungegründet. Hier hat ja das erste, nemlich das Pronom. Adj. dein, das s des Genitivs, welches ich bey dem ersten ausdrücklich fordere, und das folgende muß ein n bekommen. Hr. A. aber will auch dem ersten ein n beylegen, und sagt guten weißen Hafers. Würde er auch wohl sagen: um deinen großen Fleißes willen? In den übrigen Beyspielen ist das nothwendige s des Genitivs durch ir-

gend

gend ein anderes Wort schon angezeigt, daher es bey den Adjectiven wegfällt. Doch ich will aufhören, hier ein mehreres zu Vertheidigung meiner Recension anzuführen. Unpartheyische Sprachkenner werden zwischen uns urtheilen.

Am Ende behauptet Hr. A., „daß, was gut und richtig Hochdeutsch ist, allein aus dem Sprachgebrauche der südlichen Chursächsischen Lande bestimmt werden kann." Allein darin wird er gewiß vielen Widerspruch finden, und es würde daraus folgen, daß wir alle Chursächsische Eigenheiten als das beste Hochdeutsch annehmen müssen, und die Königl. Preuß. Lande würden Chursächsisch lernen müssen. Meinem Erachten nach kann man im Hochdeutschen nur das für gut und richtig halten, was entweder dem Sprachgrunde, oder dem ganz allgemeinen Gebrauche gemäß ist, denn daß ein allgemeiner Gebrauch kein Unding ist, habe ich oben gezeigt, und Hr. Fulda hat vollkommen Recht, wenn er in den Grundregeln der teutschen Sprache 28. S. sagt: „Die wahre einzige Quelle der Sprache ist die Natur und das Wesen der Sprache selbst, so wie es die Geschichte der Wortbildung, der Wortabänderung und der Wortverbindung giebt. — Ein Schriftsteller kann sich einen Anhang machen, eine Mundart kann insgemein angenommen werden, Fehler können Mode seyn, aber vor dem Angesicht des ganzen Sprachkörpers alles Raums und alles Alters, wenn dieser widerspricht, können sie in die Länge, oder wenn ja, ohne Scham vor der Wahrheit nicht bestehen."

T.

13) Erziehungsschriften.

Kinderzeitung. Viertes, Fünftes, Sechstes und Siebendes Bändchen; oder 1781 zweytes, drittes und viertes; 1782 erstes Quartal, jedes von 13 Bogen, in 8. Nürnberg in der Felßeckerschen Buchhandlung.

Da wir von dieser Kinderzeitung schon zweymahl ausführlicher geredt haben: so können wir diesmals ihre Fortsezzung nur ganz kurz anzeigen. Denn Einrichtung und Fehler sind

sind noch die nehmlichen, und wir wollen nicht abermals rügen, was wir schon an den ersten Bänden getadelt haben. Der eigentlichen Zeitungsnachrichten sind noch immer die wenigsten, worunter jedoch die meisten gut erzählt und gut erklärt sind; läppische Kinderbriefe an den Herausgeber, durch ihn selbst veranlaßt, mit Randglossen und Gutachten über erzählte Nachrichten, oder Antworten auf aufgeworfene Fragen, verderben noch immer den meisten Raum, der nuzbarer und sparsamer angewendet werden könnte. Die eingerückten Gedichte, die folgends gar nicht in eine Zeitung gehören, sind unleidlich schlecht; z. E. der helle Mond:

Die liebe Sonne war
Am Horizont verschwunden,
Und Gott hatt' Sternchen wunderbar
Am Himmel angezunden, —
Die brannten so friedlich
Und brannten so hell —
Ihr Abglanz schwamm lieblich
Im silbernen Quell.

Und in dem Gedicht an eine Mutter. B. VII. S. 144:

Ist mein Liebchen dann mein Weib,
O so segne meine Frau —
Mit der Liebe Thränenthau.

Wie unschicklich in dem Munde eines Kindes an seine Mutter! Die Epiphoneme, womit der V. jede Erzählung beschließt, sind äusserst platt; und die ewigen Anreden und Aufforderungen an seine jungen Leser, ihm über alles, was er sagt, ihre Gedanken und Urtheile, und was sie sonst über die Sache wissen, zu schreiben, und die freudige Bereitwilligkeit, jeden Bettel, jedes Schulerercitium, (z. E. von dem goldenen Vließ des Jason, bey Gelegenheit des davon benannten Ordens, mit allen Fehlern,) jeden Schülerbrief eines Nürnbergschen Secundaners, zu Ausfüllung eines halben Bogens anzuwenden, erregen allmählig wahren Eckel. R.

Lectüre für die kleine Jugend, zum Unterricht, Vergnügen und Veredlung des Herzens. Dritter Theil. Gießen, bey Justus Friedr. Krieger. 1782. 22 Bogen in 8.

Wir

Wir glauben, es schon bey der Anzeige der ersten Theile bemerkt zu haben, daß das Buch, wie so viele andre Bücher dieser Art, sehr wenig eigene und neue Aufsätze enthalte, sondern größtentheils aus andern Schriften zusammengetragen sey, übrigens aber in gewissen Gegenden, wohin nicht viel neue Schriften zu kommen pflegen, seinen guten Nutzen haben möge. Eben dies gilt nun auch von diesem dritten Theil: eigen scheinen ihm nichts als einige schlechte Gedichte und die Kinderbriefe zu seyn, wir wollen daher den Inhalt der übrigen Aufsätze nur kurz angeben. Sittenregeln, in Ansehung der Leibesstellung, der Kleidung, über Tisch und im Umgang; sehr gut, zum Theil aus dem Reccardschen Lehrbuch genommen. Fragen, die man nach dem Morgen- und Abendgebet an sich thun soll; (die ersten aber kann man sich größtentheils nicht beantworten) Einige Briefe von Kindern. Räthsel mit der Auflösung. Von einigen ägyptischen Thieren, dem Hippopotamus, Krokodil, Ichneumon, Kameel, der Gazelle, dem Strauß, Ibis, vom Thierdienst überhaupt etc. Vom Sclavenhandel. Gesammelte Nachrichten von den Affen. Von den Landthieren. Von den Merkwürdigkeiten des alten Babylons. Geschichte der Lady Joh. Grey. Die Folgen des Eigensinns, eine Erzählung, (die jede junge Leserin dieses Buchs wohl beherzigen sollte.) Heinrichs Wohlthätigkeit gegen arme Gefangene (solche romantische Beyspiele der Wohlthätigkeit, wo Kinder mit Banknoten in der Hand nicht blos aufstoßenden Elenden helfen, sondern ausdrücklich Elende in Gefängnissen und Häusern aufsuchen, und Hunderte wie Einheiten weggeben, verliehren die Glaubwürdigkeit und folglich auch ihren Nutzen.) Geschichte des Fräuleins von Bergstädt — (Geschichte der Besserung eines eigensinnigen Mädchens) Von dem Gewebe der Spinnen, ein sehr unterrichtender Aufsatz. Vom Nutzen der Arbeit, ein Aufsatz, der mehr verspricht als er leistet. Der Frühlingstag auf dem Lande, und Beschreibung einer kleinen ländlichen Frühlingsreise, haben beyde die gute Absicht, auf Scenen, Beschäftigungen und natürliche Dinge, die uns der Frühling darbietet, die Empfindsamkeit junger Leser rege zu machen, unter andern auch Unterricht von Bienen und Ameisen. Vom Aberglauben; ein Muster einer entweder höchst verworrenen, oder durch unzählige Druckfehler verstellten Erzählung, von zufälligen bösen Folgen der Thorheit sich wahrsagen zu lassen. Beyspiel einer seltenen Ehrlichkeit und Dankbarkeit in einer

kleinen Geschichte — eines Waisenknaben, der zum Anfang eines kleinen Gewerbes im Scherz auf halben Gewinn einen Louisd'or erhielt, und nun nach erworbenen großen Vermögen im Ernst theilen wollte. Weniger nicht als 132 Räthsel mit ihren Auflösungen, die freylich größtentheils herzlich elend sind.

Die Entdekkung von Amerika, ein angenehmes und nüzliches Lesebuch für Kinder und junge Leute von J. H. Campe. Zweyter Theil. Hamburg bey Carl Ernst Bohn. 1782. 1 Alphab. in 8. nebst einer Karte von Mexico.

Dieser Theil enthält versprochenermaßen die Entdeckungsgeschichte von Mexico durch den Abentheurer Kortes. Und die Erzählung ist durch die Bearbeitung Hrn. Campens so unterhaltend, so pragmatisch und lehrreich geworden, daß wir würklich lesbegierigen jungen Leuten kein für sie interessanteres, und zugleich nüzlicheres und moralisch besseres Unterhaltungsbuch in die Hände zu geben wüßten. Fast hat uns dieser Theil noch besser als der erste gefallen: wenigstens sind wir auf keine Stelle gestoßen, die uns, wie im ersten, eine Erinnerung abgenöthigt hätte. Rührend und dringend ist besonders der Zuruf an die jungen Prinzen, die dieses Buch lesen, wegen künftiger Schonung des Menschenblutes. Gewundert aber hat es uns, daß Hr. C. seinen jungen Zuhörern und Lesern, die sich so sehr für den Kortes sowohl als Montezuma intreßiren, gar nichts von dem hieher gehörigen Gedichte des sel. Zachariä erwähnt, oder gar seine Erzählung nicht zuweilen mit den Worten des epischen Dichters unterbrochen hat.

Kleine Kinderbibliothek herausgegeben von J. H. Campe. Neuntes Bändchen. Auch unter dem Titel: Hamburgscher Kinderalmanach auf das Jahr 1783, oder Weihnachtsgeschenk für Kinder, in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen, die ihrer Fähigkeit angemessen sind. Hamburg, 1783, in der Heroldschen Buchhandlung. 11 Bogen in klein 8.

In

In der Vorrede macht Hr. C. fürs künftige nur etwan alle Jahre zu einem neuen Bändchen dieser Kinderbibliothek Hofnung, da bisher die Fortsetzung derselben halbjährig erfolgt war, und das theils wegen seiner zunehmenden Geschäfte, theils weil ihm der bisherige Beyfall, womit das Publicum dieselbe aufgenommen habe, die Verbindlichkeit auflege, bey der Auswahl der jedesmaligen Aufsätze eine immer grössere Strenge und Sorgfalt zu beweisen, und deswegen nicht eher ein neues Bändchen erscheinen zu lassen, bis sein Vorrath zweckmässiger Aufsätze groß genug geworden sey, um unter den bessern die besten wählen zu können. Schon der gegenwärtige neunte Band ist vorzüglich reich an, wo nicht neuen, doch wohlgewählten Aufsätzen. Wir rechnen hieher: die Unterredungen vom Thau, von den göttlichen Absichten bey Reichthum und Armuth; die Gespräche S. 31 und Leonore und Charlotte von den Folgen der empfindsamen Lectüre — (wo wir uns recht entsinnen, aus den Unterhalt. f. K. und Kinderfreunde,) der Kanarienvogel, (eben daher) das Gericht über Kinder; Mittel, sein Leben zu verlängern, (durch bessern Gebrauch der Zeit) die große Höhle bey Castleton; zwey Erzählungen aus Cooks lezter Reise, von den Verirrungen zweyer Officiers und der sie suchenden Matrosen auf der Schildkröteninsel, und von dem Tod des wackern Mannes. Unter den Gedichten hat uns das auf den Geburtstag des Hrn. C. R. Walchs in Göttingen, von seinem kleinen Vetter am besten gefallen. Die zwey schlechtesten sind: der fromme Wunsch S. 4 und die Gelassenheit S. 172.

Lehrbuch, darin ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird. Zum Gebrauch in Schulen. Erste Abtheilung. Mit Kupfern. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, im Verlag der Realschulbuchhandlung, 1782. 1 Alph. 1 Bog. nebst zwey Bogen Vorrede in 8.

Dieses Lehrbuch ist gleich bey seiner ersten Erscheinung 1765 mit demjenigen Beyfall aufgenommen worden, den es verdiente. Es hat zwar, wie es nicht anders seyn kann, auch

seine Tadler gefunden, die Disproportion der Theile, Lehrart, und einige Unvollständigkeit an demselben gerügt haben: der Rec. aber ist allemal auf Seiten derer gewesen, die dieses Lehrbuch für eins der reichhaltigsten und nützlichsten Schulbücher gehalten haben, wodurch sehr viel gute Kenntnisse auf Schulen, wo es eingeführt ist, unter der Jugend verbreitet werden können, und das zugleich auch in den gewöhnlichern Classen des Schulunterrichts, z. B. im Rechnen und zur Noth auch in der Geographie und Historie, andre Handbücher entbehrlich macht. Da nun itzt die sechste Auflage davon veranstaltet werden sollte, hat der V. desselben Hrn. Cons. Rath D. Reccard in Königsberg, wegen seiner anderweitigen Geschäfte, dem von der Verlagshandlung zur Besorgung dieser Auflage erbetenen Hrn. Prof. Hecker zu Bützow, uneingeschränkte Vollmacht, zu allen den Veränderungen ertheilt, die er dabey zu machen für nöthig finden würde. Und dieser Erlaubniß hat er sich denn dermaßen bedient, daß er die drey Kapitel von der Naturlehre, Arithmetik und Geometrie, nicht nur mit einer Menge neuer Begriffe, Sätze, Wahrnehmungen, Erläuterungen u. s. w. sehr stark vermehrt, sondern sie so gar dergestalt umgeschmolzen und erweitert hat, daß sie den vorigen Ausgaben fast gar nicht mehr ähnlich sehen. Der Geometrie hat er drey Abschnitte, von den Progressionen und Logarithmen, von der Rechnung mit Logarithmen und von der ebenen Trigonometrie, angehängt. Daraus ist denn aber erfolgt, daß der Herausgeber nöthig fand, das durch seine Zusätze anschwellende Buch in zwey Theile zu zerschneiden, wovon der erste, den wir vor uns haben, sich mit den vorerwähnten Anhängen der Geometrie endigt. Er enthält also das, was in den vorigen Ausgaben ohngefähr ein Drittheil des Ganzen ausmachte. Es ist also für die zweyte Abtheilung, die Mechanik, Optik, Baukunst, Astronomie, mathematische Geographie, Chronologie, Gnomonik, Naturhistorie, Historie mit ihren Unterabtheilungen, politische, Kirchen- und Gelehrtenhistorie und Geschichte der Natur, und endlich die Geographie, noch übrig; und es sollte uns sehr wundern, wenn dieses alles, wie jedoch Hr. H. in der Vorrede zu versprechen scheint, nicht die Gränzen einer zweyten und lezten Abtheilung überschreiten sollte: wenigstens wird seine verbessernde Hand, wenn sie alles das hinzusetzen will, was sich in manchem Abschnitte hinzusetzen läßt, vielen Reiz finden, aus dem übrigen Theil des Lehrbuchs abermahls zwey Abtheilungen zu machen.

Ob aber bey diesen Erweiterungen das Buch selbst als ein Lehrbuch für Schulen betrachtet, gewinnen werde, ist eine andere Frage, die wir fast nicht behaupten möchten. Des V. mühsamer Fleiß und Einsichten, sind aus seinen Umarbeitungen der Naturlehre, Arithmetik und Geometrie, gar nicht zu verkennen; es ist auch nicht zu leugnen, daß das Buch an innern Reichthum der Materien, für den, der es zum eignen Unterricht brauchen will — denn auch diesen Gebrauch hat es, wie wir gewiß wissen, bisher gehabt — sehr gewonnen habe. Aber ist es deswegen auch, das was es seiner Bestimmung nach zuerst seyn soll, ein besseres Schulbuch geworden? Ein Lehrbuch, das den ersten Unterricht in mehrern Wissenschaften enthält, durch Zusetzung dessen, was der erste V. seinem Plan gemäß weglassen mußte, zu erweitern, ist wirklich so schwer nicht. Allein besteht es denn auch mit dem für ein Buch dieser Art so nothwendigen Zweck der Kürze und Wohlfeilheit? Muß eben alles, was der Kenner und Gelehrte weiß, in einem Buch für Anfänger gesagt werden? Ist der Schulunterricht das non plus ultra in natürlichen und mathematischen Kenntnissen? Im Grund haben ja doch nur die Lectionen auf Schulen in der Naturlehre, Naturgeschichte und Mathematik hauptsächlich die Absicht, der Jugend dadurch einen Reitz zu verschaffen, sich hierin auf der Universität nach weitern Kenntnissen umzusehen, welches gemeiniglich von denen verabsäumt wird, die auf der Schule davon keinen Vorschmack bekamen. Bey der Realschule zwar, für die dieses Lehrbuch zunächst bestimmt ist, fällt dieser Einwurf weg, da ihre Schüler unmittelbar in die Stände des bürgerlichen Lebens übergehen, ohne vorher auf der Universität einen weitern Unterricht zu genießen. Hier also kann die Vervollständigung des mathematischen Theils desselben, zweckmäßig und nützlich seyn; für andre Schulen und Gymnasien aber, wo es bisher eingeführt war, gewiß nicht. Und welch einen Unterschied für die Brauchbarkeit eines Schulbuchs macht es nicht, wenn nun der eine und kleinere Theil desselben um ein Drittheil theurer verkauft wird, als vorher das ganze Buch? Wie sehr muß nicht diese bey neuen Auflagen ungewöhnliche Vertheurung forthin den Gebrauch dieses sonst beliebten Buchs auf Schulen erschweren? Und über das alles hat dennoch die Geometrie, bey allen den vielen Zusätzen, womit sie bereichert worden ist, einen Mangel behalten, der, wenn doch einmal die Gränzen des Buchs erweitert werden sollten, am ersten hätte gehoben werden können,

 den

den Mangel an Beweisen der geometrischen Lehrsätze. Denn wir unsers Theils sind immer noch der Meynung, daß das Formelle der Geometrie, in soferne sie eine praktische Logik ist, Auffindung deutlicher Begriffe zeigt, und dadurch, daß sie nichts ohne Beweis lehrt, zur Gründlichkeit gewöhnt, ihren Vortrag auf gelehrten Schulen nothwendiger mache, als das Materielle derselben und als die bloße historische Kenntniß der geometrischen Lehrsätze und Aufgaben. Doch haben wir bisher diesen Mangel an Beweisen dem Lehrbuch, dessen Kürze wir ehrten, nicht zum Fehler angerechnet, sondern sie, wie es jeder Lehrer gethan haben wird, stillschweigend ergänzt.

Zf.

Abriß und ausführliche Erklärung aller Künste und Wissenschaften für erwachsene Personen, ursprünglich aus dem Französischen nach teutscher Art verändert und mit häufigen Zusätzen vermehrt mit (5 Blätgen abscheulicher) Kupfern. Dritte durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig und Frankfurth 1782. 8. 1ter Abschnitt 29 Bogen, 2ter Abschnitt 23 Bogen.

Die Herausgeber unterschreiben sich in einer an den Grafen Max von Lamberg gerichteten Zuschrift M. C. H. und H. G. H., und müssen, eben dieser Zuschrift zu Folge, in Brünn in Mähren sich aufhalten. Im ersten Abschnitt werden in 12 Unterabtheilungen nachfolgende Sachen vorgetragen: 1) Von den Reisen. 2) Von der Geographie. 3) Von der Schiffarth. 4) Vom doppelten Buchhalten. 5) Von der Rechenkunst. 6) Von der Handlung. 7) Von der Geschichte: alles zusammen macht noch nicht ganz 7 Bogen aus, mithin fällt das auf dem Titel gebrauchte Wort ausführlich gewiß weg. 8) Die Kaiserthümer in Europa. 9) Von den Königlichen Häusern in Europa, deren die Verfasser 12 angeben. 10) Weitere Fortsetzung der Geschichte. 11) Von den Republiken. 12) Von den Kuhrfürstenthümern. Der zweyte Abschnitt ist noch ergiebiger, und enthält in 23 Bogen gar 53 Artikel, z. B. von der Wappenkunst, von den Ritterorden, vom Krieg und der Kriegskunst, von der Mathematik, Mechanik,

nik, Geometrie, Philosophie, Staatskunst, Oekonomie und Ackerbau, Rechtsgelehrsamkeit, Moral, Theologie, Fabel und Göttergeschichte, Metaphysik, Physik, Astronomie, Nordschein und Luftzeichen, Electricität, Donner und Blitz, Sternschnuppen, Wolken Nebel und Thau, Schnee Eis Hagel und Regen, Ebbe und Fluth, Erdbeben, Wasser, Metalle und Edelgesteine, Optik oder Sehekunst, von den Sprachen, von der Redekunst, Logik, Poesie, Tonkunst, vom Tanze, Fechten, von der Chronologie, Arzneykunst, Apothekerkunst, Chymie, Kräuterkunde, Wundarzneykunst, Anatomie, vom menschlichen Körper, von den schönen Künsten überhaupt, von der Zeichnungskunst und Malerey, Bildhauerkunst, Architectur, Kupferstecherey, Aezkunst, Steinschneiderkunst, Formschneider: Buchdrucker: Gartenkunst. Dank sollten es die Leser dem Rec. allerdings wissen, daß er sich die Mühe genommen hat, diese Namen alle abzuschreiben, denn nun wissen sie doch, was sie in dem Buche suchen konnten, aber was sie finden werden, das ist eine andere Frage. Grobe Unwissenheit allenthalben! Tournefort wird etliche mal Turnedfort genennt, es kann also kein Druckfehler seyn, aus Richard und Robert Morison macht er eine Person. Die Insel Ferro heißt hier die Eiseninsel, der Ocean Ozian, l'Horison sensible & rationale heißt hier der erkenntliche und der wahre Gesichtskreiß, der Kontinent oder das feste Land; das Lothringsche Reich wird auch Asturalien genennt, so wie America Westindien; kaum sollte man es glauben können, daß solches Geschmiere zum Unterricht für erwachsene Personen hätte aufs Pappier geklekt werden können. Die Definitionen sind wahre Meisterstücke des Unsinnes. Hier ist die Beweis. Frage: Wovon handelt die Schiffarth? Antwort: Von der Art, ein Schiff auf den Wässern, sonderlich auf dem Meer zu führen. Frage: Was ist der Kompaß? Antwort: Dies ist ein auf vier Zapfen gleich aufstehendes Gehäuse, worin eine mit Magnet bestrichene Nadel hängt, welche über einer, in Gestalt einer Rose, gezeichneten Charte ruhet, worauf die vier Hauptwinde in 32 Abtheilungen bemerkt sind, — sollte man mehr Dummheit in ein paar Zeilen anbringen können? Die Rechenkunst ist, nach diesem herrlichen Werke, die Kunst, leicht und mit Kürze zu zählen. Metalle bestehen aus glänzenden Theilen, die aus der Erde gediegen und sich hämmern und ausdehnen lassen. Der Tanz ist die Kunst, regulirte Schritte zu machen, und den Körper auf eine anständige und angenehme Art

zu tragen und zu bewegen — Das macht der V. gut, seiner Definition einen Gedankenstrich anzuhängen, denn nun kann man dabey denken was man will. Wir könnten noch mehr solche Herrlichkeiten anführen, aber denn müßten wir das Buch ganz abschreiben, und die gegebenen Pröbgen werden vermuthlich auch erwachsene Bauern abschrecken, solches Zeug zu kaufen und zu lesen. Und dennoch ist es die dritte Auflage, und das im Jahr nach Christi Geburth 1782.

Rz.

Treuholds Briefe an Elisen über die einer Dame anständigen Kenntnisse. Erster Band. Wien 1782. 8. 36 Bogen.

Der V. scheint eine Encyklopädie für ein Frauenzimmer von Stande zum Zwecke zu haben, wenigstens läßt er sich das in den ersten beyden Briefen merken. So lange es nun nur bey den Vorschlägen bleibt, geht es noch ganz erträglich, und man wird würklich von dem Vorschlag gereizt, aber die Ausführung entspricht dem guten Willen keines Weges. Vor dem dritten Brief steht: Erstes Fach von den schönen Wissenschaften und Künsten. Er selbst, der dritte Brief, ist überschrieben: Von dem Endzweck und dem Ursprung der schönen Wissenschaften und Künste, und der V. erlaubt sich Vermuthungen über die Entstehung der Mahlerey, der Ton- und Dichtkunst, ohne, wie er selbst gesteht, zu glauben, daß eben diese die Veranlassung zu den ersten Versuchen gewesen seyn müßten — Je nun — warum schrieb er es denn? Der vierte Brief ist überschrieben: Kurze Geschichte der schönen Künste, ihre Verschiedenheit; er enthält auf ganzen 14 Seiten ein von Wort zu Wort abgedrucktes Stück aus dem Artikel: Künste der Sulzerschen allgemeinen Theorie der schönen Künste — Wie leicht es doch ist, Schriftsteller zu werden —! Nun kömmt des ersten Faches erstes Päkchen: Von der Redekunst. Fünfter Brief: Kurzer Begrif der Redekunst. Hier versichert der V. nach seinem Ausdruck, daß die menschliche Vernunft ohne die Hülfe der Sprache die muthigsten Unternehmungen zu ihrer Ausbildung fruchtlos sehen würde — Das wußte ja wohl jeder Leser ohnehin, ohne es in so gesuchten Ausdrücken versichert zu erhalten. Drey Wissenschaften beschäftigen sich, nach

des Verf. Meynung, mit der Sprache, nehmlich die Sprach- Rede- und Dichtkunst. Hier soll es nun vorläufig der mittlern gelten, und der V. fängt an, hauptsächlich aus französischen und italiänischen Schriftstellern, häufige Stellen zu Beyspielen abdrucken zu lassen, welche der Herausgeber, der von dem V. unterschieden zu seyn scheint, eben nicht schlecht übersezt hat. Dem Leser wird das zum Ekel, und dem Schüler, den er bilden will, unnütz. Denn wenn er für Deutsche schrieb, konnte er doch auch deutsche Beyspiele anschaffen; sie waren ja wohl noch zu finden — Mein gutes, edles, stolzes Herz schlägt laut empor beym süssen Namen Vaterland! — und dann wird es einem so ärgerlich, wenn es von einem Lehrer für Deutsche nur so über die Achsel angesehen wird. Bey der Redekunst giebt der V. viele, aber würklich sehr triviale und abgedroschene Regeln, unter andern die poßierliche Regel: daß ein Redner die Sache kennen müsse, wovon er sprechen will — das wüßte ja wohl ein Kind. Im 6ten Briefe von der Wohlredenheit will der V. seiner Schülerin die kleinen Kunstgriffe der Redner und Schriftsteller bekannt machen, mit denen sie die Sprache nach ihrem Gefallen und Absichten herumdrehen und formen, und der grauhaarigte V., er giebt sich selbst dafür aus, macht zum Beweis dieses Herumdrehens und Formens seiner Elise S. 72 ein so gedrechseltes Kompliment, welches sie kaum von einem Wäscher von 20 Jahren erwarten konnte. Der V. verschaft seinen Reden durch Lebhaftigkeit, Stärke, Kühnheit, Schimmer, Reichthum, Feinheit und Naivetät des Ausdrucks einen höhern Reiz — Sulzer und andere mehr nehmen nun die angeführten Wörter zwar in ganz anderer Bedeutung, aber die schrieben auch keine Encyclopädie für Frauenzimmer. Der 7te Brief enthält die Fortsetzung des vorigen, und handelt von der Kühnheit: es wäre freylich besser gewesen, wenn der V. gerade zu den Sulzerschen Artikel hätte abdrucken lassen. Kühn ist nach unserm V. ein ungewöhnlicher Ausdruck, der einen Gedanken mit fremden und uneigentlichen, doch anpassenden Farben mahlt. Zu Beyspielen solcher kühnen Gedanken wählt er Malherbe und Boileau, wenn der erste sagt: Prends ta foudre Louis! und lezterer: Le chagrin monte en croupe — Diese zwey Beyspiele waren kurz, wir konnten sie anführen, und dadurch beweisen, daß Treuhold wirklich sich selbst nicht versteht, daß er nirgends bestimmte feste Begriffe habe, und daß die Jugend zu bedauern sey, die sich aus sol-

chen Episteln erbauen soll. Der 8te Brief von den Tropen, ist ebenfalls mit französischen und fremden Beyspielen bespickt — doch wir gerathen ins weitläuftige, und wollen also nur noch ganz kurz den Inhalt der Briefe anzeigen. Der 9te Brief von den Figuren oder Wendungen, der 10. 11. und 12te von den Sachfiguren. Im zweyten Hefte der 13te Brief von der Verschiedenheit der Schreibart, und von der einfachen insbesondere; zu Beyspielen, ein Stück aus Gellerts moralischen Vorlesungen und 2 Canzonetten vom Metastasio — wunderbare Zusammenkunft — Der 14te von der hohen, und der 15te von der mittlern Schreibart, der 16te und 17te von den Briefen, 18. Beyspiele von Beyleidsbriefen, 19. Empfehlungsschreiben und Danksagungen, 20. von Geschäftsbriefen, 21. Ermahnungsschreiben, 22. von den Briefen des Witzes und der Gelehrsamkeit, 23. Briefe des Herzens — wenn man aber keins hat? — 24. vom Ceremoniel in Briefen, 25. vom Ceremoniel im Deutschen — alles so herrlich, steif und ungeschmackt als in dem besten Briefsteller von 1701, der 26te und und 27te von den berühmten Briefen, 28 / 29te von den Franzosen, 30te von den Deutschen — nehmlich Briefstellern. O ha!

S.

Von Erziehungsschriften der Alten (der Kirchenväter). Bey der lezten Prüfung der mittlern Schulen zu Fuld am 18. 20. 25. 26. des Herbstmonats, 1782.

Was haben die Katholiken nicht schon alles aus den sogenannten heiligen Vätern bewiesen! und was werden sie noch alles aus ihnen beweisen! In Wien bewies man, daß jede neue vom itzigen Kaiser vorgenommene Abänderung des Kirchenwesens schon in den Schriften der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte enthalten, und aus demselben entlehnt seye: und hier will ein durch die Patristik und jesuitische Schwärmerey ganz zerrütteter Kopf (P. Hildebrand ein Exjesuit, welcher, wie wir hören, leider Direktor der mittlern Schulen in Fuld ist) beweisen, daß die Patres diese von allen Seiten großen und unnachahmlichen Männer, (S. 23.) immer so gute ja wohl bessere Pädagogen wären, als Aristoteles und Basedow;" denn in (aus) allen Schriften eines Plato, Isokra-

tes,

tes, Cicero, Seneka ꝛc. dieser heidnischen Götzenknechte, kömmt doch kein Ganzes heraus, und von den Griechen wurden gar handgreifliche Laster (der Diebstahl*) in den Erziehungsplan mit aufgenommen (S. 2.)" Und nun erst unsere moderne Pädagogik? „Ach! seufzt P. Hildebrand, in diesen Tagen des Unglaubens und der Ausgelassenheit, welche ein neuer Schriftsteller" (etwan P. Merz in Augsburg oder P. Gruber Exjesuit im München, oder P. Fast in Wien? Denn Jesuiten werden nur von Jesuiten citirt,) „als Vorboten des neuen Heidenthums überzeugend betrachtet; in denen der Satan nicht in einen Engel des Lichtes verkleidet, sondern in seiner ganz teuflischen Wuth offenbar herumgehet" (doch wohl nur den PP. Exorcisten, den Exjesuiten und Franziskanern sichtbar,) „da soll unserer Jugend erlaubt seyn, alles zu lesen, zu sehen, zu hören und zu betasten." (Ja freylich waren Vernunft und Sinne stets ein großer Stein des Anstosses für ein Christenthum ad mentem Patrum et Monachorum: wie wesentlich ist also für Mönchspädagogik der Grundsatz: Man erziehe den künftigen Katholiken gleich in der Kindheit zum dummen stumpfsinnigen Menschen, damit man ihn besser regieren kann.) „Die Thränen brechen mir aus, wie dem klagenden Jeremias, als Sion inwendig von seinen Lastern und von Chaldäern ringsherum bekämpft wurde (S. 16.)" Auch das kann der patristische pädagogische Exjesuit nicht leiden, „wenn die Eltern dulden, daß ihre Söhne, wenn sie nach der Schule, wie vom Joche abgespannte Thiere nach Hause kommen, in den Erholungsstunden herumlaufen und spielen, S. 19.)" Für die Studirenden zeichnet er aus dem heil. Cyprianus „zwo ganz vorzüglich merkwürdige Erziehungspunkte aus; nemlich: das Reich Gottes bestehe nicht in weltlicher Weisheit und Wohlredenheit, sondern im Glauben des Kreuzes: und: die Gläubigen müssen mit Klugheit einfältig seyn." (S. 19). Für die bürgerliche Erziehung bringt er (statt des Versinnlichungsunterrichts durch Vorweisung der Sachen und derer Bilder) ein schönes Buch in Vorschlag; des Marc. Scandaeus Artifex Evangelicus, in welchem aus der Schrift und den Vätern alle Gleichnisse, die von Handwerkern entlehnt werden, sorgfältig zusammengetragen worden (S. 23.) Endlich

*) Nach der damaligen Sitte war das Gewöhnen zum kriegerischen Beutemachen so wenig Laster, als das mit Ruthen streichen strafbare Unbarmherzigkeit.

chen Episteln erbauen soll. Der 8te Brief von den Tropen, ist ebenfalls mit französischen und fremden Beyspielen bespickt — doch wir gerathen ins weitläuftige, und wollen also nur noch ganz kurz den Inhalt der Briefe anzeigen. Der 9te Brief von den Figuren oder Wendungen, der 10. 11. und 12te von den Sachfiguren. Im zweyten Hefte der 13te Brief von der Verschiedenheit der Schreibart, und von der einfachen insbesondere; zu Beyspielen, ein Stück aus Gellerts moralischen Vorlesungen und 2 Canzonetten vom Metastasio — wunderbare Zusammenkunft — Der 14te von der hohen, und der 15te von der mittlern Schreibart, der 16te und 17te von den Briefen, 18. Beyspiele von Beyleidsbriefen, 19. Empfehlungsschreiben und Danksagungen, 20. von Geschäftsbriefen, 21. Ermahnungsschreiben, 22. von den Briefen des Witzes und der Gelehrsamkeit, 23. Briefe des Herzens — wenn man aber keins hat? — 24. vom Ceremoniel in Briefen, 25. vom Ceremoniel im Deutschen — alles so herrlich, steif und ungeschmackt als in dem besten Briefsteller von 1701, der 26te und und 27te von den berühmten Briefen, 28 : 29te von den Franzosen, 30te von den Deutschen — nehmlich Briefstellern. O ha!

S.

Von Erziehungsschriften der Alten (der Kirchenväter). Bey der lezten Prüfung der mittlern Schulen zu Fuld am 18. 20. 25. 26. des Herbstmonats, 1782.

Was haben die Katholiken nicht schon alles aus den sogenannten heiligen Vätern bewiesen! und was werden sie noch alles aus ihnen beweisen! In Wien bewies man, daß jede neue vom itzigen Kaiser vorgenommene Abänderung des Kirchenwesens schon in den Schriften der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte enthalten, und aus demselben entlehnt seye: und hier will ein durch die Patristik und jesuitische Schwärmerey ganz zerrütteter Kopf (P. Hildebrand ein Exjesuit, welcher, wie wir hören, leider Direktor der mittlern Schulen in Fuld ist) beweisen, daß die Patres diese von allen Seiten großen und unnachahmlichen Männer, (S. 23.) immer so gute ja wohl bessere Pädagogen wären, als Aristoteles und Basedow;" denn in (aus) allen Schriften eines Plato, Isokrates,

tes, Cicero, Seneka rc. dieser heidnischen Götzenknechte, kömmt doch kein Ganzes heraus, und von den Griechen wurden gar handgreifliche Laster (der Diebstahl*) in den Erziehungsplan mit aufgenommen (S. 2.)" Und nun erst unsere moderne Pädagogik? „Ach! seufzt P. Hildebrand, in diesen Tagen des Unglaubens und der Ausgelassenheit, welche ein neuer Schriftsteller" (etwan P. Merz in Augsburg oder P. Gruber Erjesuit in München, oder P. Fast in Wien? Denn Jesuiten werden nur von Jesuiten citirt,) „als Vorboten des neuen Heidenthums überzeugend betrachtet; in denen der Satan nicht in einen Engel des Lichtes verkleidet, sondern in seiner ganz teuflischen Wuth offenbar herumgehet" (doch wohl nur den PP. Exorcisten, den Erjesuiten und Franziskanern sichtbar,) „da soll unserer Jugend erlaubt seyn, alles zu lesen, zu sehen, zu hören und zu betasten." (Ja freylich waren Vernunft und Sinne stets ein grosser Stein des Anstosses für ein Christenthum ad mentem Patrum et Monachorum: wie wesentlich ist also für Mönchspädagogik der Grundsatz: Man erziehe den künftigen Katholiken gleich in der Kindheit zum dummen stumpfsinnigen Menschen, damit man ihn besser regieren kann.) „Die Thränen brechen mir aus, wie dem klagenden Jeremias, als Sion inwendig von seinen Lastern und von Chaldäern ringsherum bekämpft wurde (S. 16.)" Auch das kann der patristische pädagogische Erjesuit nicht leiden, „wenn die Eltern dulden, daß ihre Söhne, wenn sie nach der Schule, wie vom Joche abgespannte Thiere nach Hause kommen, in den Erholungsstunden herumlaufen und spielen, S. 19.)" Für die Studirenden zeichnet er aus dem heil. Cyprianus „zwo ganz vorzüglich merkwürdige Erziehungspunkte aus; nemlich: das Reich Gottes bestehe nicht in weltlicher Weisheit und Wohlredenheit, sondern im Glauben des Kreuzes: und: die Gläubigen müssen mit Klugheit einfältig seyn." (S. 19). Für die bürgerliche Erziehung bringt er (statt des Versinnlichungsunterrichts durch Vorweisung der Sachen und derer Bilder) ein schönes Buch in Vorschlag; des Marc. Scandaeus Artifex Evangelicus, in welchem aus der Schrift und den Vätern alle Gleichnisse, die von Handwerkern entlehnt werden, sorgfältig zusammengetragen worden (S. 23.) End-

lich

*) Nach der damaligen Sitte war das Gewöhnen zum kriegerischen Beutemachen so wenig Laster, als das mit Ruthen streichen strafbare Unbarmherzigkeit.

lich meint der V., des Clemens Alexandrinus Pædagogus (ein Buch für damalige bärtige Katechumenen) könnte (statt aller Emilen und Sophien) für die Erziehung der Jugend absonderlich benüzt werden, (S. 20.) „Denn jener ganz neue und schon von seiner Entstehung verdammte Satz, daß man die Kleinen noch nicht mit der Religion (das heißt mit dogmatisch-scholastischen Kirchenmeinungen) belästigen soll, ist Gift für die Erziehung. Als wenn es unter den Religionen eine Wahl gäbe (nach Paulus giebts doch eine Prüfung: und der Vorschlag zu einem Handbuch geprüfter Glaubenssätze, dergleichen sich Julie *) in reifern Verstandesjahren zu ihrer Belehrung, Ueberzeugung und Beruhigung zusammenschrieb, verdiente immer aus dem Roman ins Archiv der ausübenden Erziehungskunst übertragen zu werden): „da nur ein Gott ist, der schon die wahre (die katholische, alleinseligmachende) bestimmet hat. Stürben die Kinder nicht doppelt, nemlich auch der Seele nach, des ewigen Todes, wenn sie nach aufgegangener Vernunft (nach den katholischen Kasuisten ist sie bey jedem Kinde im siebenten Jahre schon ganz dem Keime entwachsen) vor jener Wahl den Geist aufgäben? Leute, die so etwas nur denken, oder noch mehr, wenn sie ihren bösen Gedanken der Welt kund machen, sind nicht gelehrt genug, Erziehungsgebäude aufzuführen: denn sie sind nicht gelehrt genug, wenn sie aus Unwissenheit solche Mißgeburten dachten: und wenn sie es besser wüßten, so sind sie Erzbösewichter und Handlanger des Satans, (vortrefliche Widerlegung! wenn der Herr Exjesuit Macht hätte, würde er wohl diese Handlanger des Satans den Handlangern der Inquisition übergeben, damit sie ein wenig am langsamen Feuer gebraten würden.) S. 6. Summa: unsre Pädagogik ist mit jener der Kirchenväter gar nicht in Vergleichung zu bringen: denn im 2ten und 3ten Jahrhunderte waren schon „große Lehrmeister der Erziehung, Oerter der Erziehung und wohleingerichtete Schulen, Regeln der Erziehung, Folgen der gelehrten, bürgerlichen und heiligen Erziehung (S. 23-26.) —

Wir glaubten, es sey nützlich, etwas aus diesem Programm auszuzeichnen. Man macht von den Schulanstalten in Fuld in den Zeitungen viel Wesens. Es mag auch da wohl gute Absicht seyn. Der fürstliche Kanzler Hr. von Kayser ist uns als ein treflicher Mann bekannt, und uns ist auch ein Mitarbei-

*) S. Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen.

arbeiter an den niedern Schulen, Hr. Trimbach gerühmt worden. Aber wie kann es mit den Schulanstalten eines Orts beschaffen seyn, wenn ein solcher hirnloser Kopf wie P. Hildebrand, Direktor der mittlern Schulen ist? Wie ist da Aufklärung oder Bildung des gesunden Menschenverstandes zu denken?

Rga.

Magazin für die Erziehung und Schulen, besonders in den Preußischen Staaten. Ersten Bandes zweytes Stück. Halle, bey Johann Jacob Gebauer, 1782. 12 Bogen in 8.

Es besteht aus Recensionen der in den Preußischen Staaten gedruckten Schul- und Erziehungsschriften, aus Schulnachrichten und aus Aufsätzen über solche Materien, welche Erziehung und Unterricht betreffen. Unter den leztern zeichnet sich des Hrn. Director Gedicke Abhandlung über die geographische Methode vortheilhaft aus; worin er mit vielem Recht behauptet, daß keine Gedächtniß- sondern Imaginationsmethode zu Erlernung der Geographie gebraucht werden sollte, das heist, wie es Rec. versteht, daß man dabey nicht blos zum Zweck haben müsse, Namen und Beschaffenheiten der Städte und Länder dem Gedächtniß einzuprägen, sondern ein sicheres und angemessenes Bild von ihrer Lage und gegenseitigen Verbindung in der Seele des Lehrlings zu erzeugen. Die Nachricht von der veränderten Neu-Ruppinischen Schule ist zwar bereits gedruckt, wird aber doch Auswärtigen, welche die erste nicht gesehen haben, nicht unwillkommen seyn. Ueberhaupt aber würde es diesen wohl lieber seyn, noch ungedruckte zuverläßige Nachrichten von den Schulen im Preußischen zu erhalten; da die Augen von Deutschland auf das, was daselbst in jedem Fache unternommen wird, aufmerksam gerichtet zu seyn pflegen.

Tz.

Fibel, erster Theil. Dessau 1782. in der Buchh. d. G. Zum Gebrauch der Fibel. eb. das.

Nicht

Nicht leicht bin ich angenehmer überrascht worden, als durch die Erscheinung dieser Fibel. Ich hatte es oft gefühlt, daß unsere neuen Fibeln, obgleich zum Theil von berühmten Männern, und die der Sache nachgedacht hatten, noch nicht sind, wie sie seyn sollten. Man hatte freylich den christlichen Glauben, die zehn Gebote und das Vaterunser herausgelassen, weil die Kinder es nicht verstehn; aber man hatte schöne Gedanken in Prosa und in Versen hinein gesezt, die sie eben so wenig verstehn. Hingegen der V. der gegenwärtigen Fibel urtheilt ganz richtig so: „Des Beschreubenden muß in einer Fibel wenig seyn, und mehr Wiederholung dessen, was das Kind bis; kursivisch von Eltern und Lehrern gehört hat. Moralische Sentenzen, welche erst eine Erklärung voraussetzen, sollten nicht zum Lesenlernen gebraucht werden. Anstatt dem Schüler den Saz: Liebe deine Eltern! zu lesen zu geben. lieber solche Sätze, die ihn an seine hülfbürftige Kindheit erinnern, und dadurch an die Eltern, die ihm Hülfe leisteten, als: „Wie ich noch nicht gehn konnte, da wurde ich von einem Orte zum andern getragen; oft trug mich mein Vater, oft trug mich meine Mutter u. s. w." Aus solchen Sätzen besteht denn nun auch diese ganze Fibel; und daß eine Fibel aus solchen Sätzen bestehen müsse, hat man vielleicht darum bisher nicht gefunden, weil es so gar simpel ist, daß es, nun eine solche Fibel da ist, scheint, als könne jedermann es den Augenblick finden. Vielleicht hat dieser und der auch schon die Idee gehabt, aber sich nur geschämt, so etwas Kindisches zu schreiben. Als wenn man mit den Kindern nicht ein Kind werden müßte! Ich will noch ein paar Lectionen aus dieser Fibel aller Fibeln abschreiben. Die erste: „Ich sitze und habe ein Buch in der Hand. Ich sitze neben dir. Worauf sitzest du? Auf einem Stuhl. Auf einer Bank. Wir sitzen neben einander auf Stühlen. Ich sehe noch mehr Stühle. Hie und da stehen Stühle. Siehst du die Stühle auch stehen? Ja." Eine der folgenden: „Wer gab dir das Butterbrod? die Mutter. Sie schnitt das Brod mit dem Messer ab. Sie bestrich das Brod mit Butter. Wo war die Butter? Auf einem Teller. Woraus wird die Butter gemacht? Die Butter wird aus Milch gemacht." Noch eine: „Ich gehe auf zwey Füssen. Der Hund geht auf vier Füssen. Die Katze geht auf vier Füssen. Das Pferd geht auf vier Füssen. Die Henne geht auf zwey

Füssen.

Füssen. Wie viel Füsse hat das Schaf? Wie viel Füsse hat die Ziege? Wie viel Füße hat der Ochse?"

Man wird es vielleicht ohne mein Erinnern schon vermuthen, daß es bey einer Fibel, die aus lauter solchen Sätzen besteht, keiner Bilder brauche, um den Kindern Lust zum Lesen zu machen. Wirklich erleichtern die Bilder das Lesenlernen nicht. Sie machen blos, daß die Kinder ein Buch, worin sie den kleinsten Theil nur verstehn, weniger hassen. „Die Kinder, sagt der V., nehmen die Bilderfibel gern in die Hand. Aber man versuche es, ihre Aufmerksamkeit von dem Bilde auf die todten Buchstaben zu lenken; es wird schwer halten. Das Bild hat für das Kind mehr Reiz, als man mit aller pädagogischen Geschicklichkeit je in die todten Buchstaben bringen kan. Das Bild während dem Lesen bedecken, heißt: das Kind nur gieriger darnach machen."

„Wie reizen wir also, fährt der V. fort, die Kinder zum Lesen? Mir deucht, wenn wir ihnen eine solche Fibel in die Hände geben, worin sie von Sachen lesen, die ihnen Vergnügen machen. Also, von ihren Spielen, von genossenen oder nahen Vergnügen; vom Eßbaren und Trinkbaren; von Dingen, die zunächst um die Kinder sind; von Handlungen, die sie verrichten können, und zwar von solchen, die man sie gleich verrichten lassen kann; von Thieren, die das Kind kennt; von den Stimmen dieser Thiere, die man sie nachahmen läßt u. s. w.

Dies sey genug von dem Materiellen dieser Fibel, um von dem Formellen auch noch etwas sagen zu können. Das Format ist sehr kleines Oktav; das Papier ist weiß; die Seiten sind nur bis 10 paginirt, weil das Kind während des Gebrauchs dieser ersten Fibel nur bis 10 soll zählen lernen, ob es gleich schon im Numeriren, Addiren u. s. w. geübt wird. Die ersten drey Seiten sind mit recht grober Schrift gedruckt, die Zeilen sehr weit auseinander, die Wörter gleichfalls, die Sylben in den mehrsylbigten Wörtern getrennt, aber Sylbe von Sylbe nicht so weit, als Wort von Wort, und nach und nach werden die Sylben immer näher gerückt, bis sie endlich, wie in andern Büchern dicht beysammen stehen. Alle Wörter sind mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt, ausgenommen die schon mehrmals da gewesenen Substantiven, weil nemlich vorausgesezt wird, daß das Kind die Wörter nun schon kennt, und weil es so unvermerkt die großen Buchstaben lernt. Unterscheidungszeichen sind in dieser ersten Fibel gar nicht. Dem Kinde, das die Worte

nicht

nicht lesen kann, nutzen ja die Zeichen nichts. Wenn der Lehrer die Sätze richtig vorliest, so gewöhnt er das Kind zum richtigen Lesen. Erst dann, wann das Kind alles in der Fibel lesen kann, führt der Lehrer die Zeichen ein. Wenn das Kind im Lesen nicht inne hält, so sagt der Lehrer: Damit du hier etwas inne haltest, so will ich dir einen Punkt u. s. w. hermachen. So lernt der Schüler den Werth der Zeichen, aber keinesweges dadurch, daß es die Erklärung der Zeichen in der Fibel liest. In Ansehung der Orthographie ist die Campische Methode befolgt, doch mit der Ausnahme, daß die einsylbigen Wörter die, wie, sie rc. so gedruckt sind, wie gewöhnlich, nemlich mit dem überflüßigen e am Ende. — Die folgenden drey Seiten sind mit etwas kleinern Lettern und mit kleinern Räumen zwischen Zeilen und Wörtern gedruckt; die dann folgenden bis zu Ende aus wieder.

Die Methode des Herrn B. ist — Doch die will ich bey ihm selbst nachzulesen überlassen. Ich habe genug von dieser Fibel gesagt, um verständige und Hülfe suchende Lehrer und Eltern aufmerksam darauf zu machen. Möchte doch der zweyte Theil bald erscheinen: Der Bogen zum Gebrauch der Fibel ist in größerm Format, damit keiner ihn unbedachtsam mit der Fibel zusammenbinden lasse. Den Vorschlag, die Begriffe von Jahr, Monat, Woche, den Kindern deutlich zu machen, ist sehr artig. Was auf dem lezten Bogen der Fibel nur auf einer Seite bedruckt ist, soll vermuthlich ausgeschnitten und den Kindern hingegeben werden, daß sie für sich herausbringen, was darauf steht, denn es sind kleine angenehme Nachrichten und Aufträge.

Ein Jahr früher als diese so brauchbare Fibel ist auch zu Dessau, aber in der Buchhandlung des philanthropischen Instituts herausgekommen:

Kleines Buch zum Lesenlernen ohne Buchstabiren, das mir bey weiten nicht so gefällt, wie die Fibel. Man höre nur folgende Sätze: Mich kränkt keines Sinnes Raub, d. i. ich habe meine Sinne alle. Das versteht gewiß mancher Knabe nicht, der schon den Kornelius exponirt, vielweniger ein Leseschüler. Ich bin froh und fern von Gram. Die zweyte Hälfte dieses Satzes versteht ein Kind nicht. Die philosophischen Betrachtungen in der fünften und siebenten Lection sind schlechterdings nicht für Kinder. Ich will doch die fünfte hersetzen, damit der Leser sie mit denen aus der Fibel vergleichen könne:

thune: „Wie freue ich mich, daß ich ein Mensch bin (das Kind hat sich gewis nie darüber gefreut) daß ich sehen, hören, schmecken, riechen und fühlen kann, daß ich also fünf Sinne habe, daß ich weis, was dies und das ist, was groß und klein, was schwarz und weis, was roth, gelb, grün und blau ist; daß ich denken oder mir vorstellen kann, was ich gesehn, gehört, geschmeckt, gerochen, gefühlt habe, und mir vorstellen kann, wie es war 1. schön oder häßlich, 2. laut oder leise, 3. süß oder bitter, 4. wohlriechend oder stinkend, 5. weich oder hart, und daß ich also das Angenehme und Gute hoffen, vermuthen und suchen, und das Unangenehme und Böse fürchten, verabscheuen und meiden kann, und daß ich an eine Sache denke, wann mir ihr Name nur gesagt wird, und daß ich zu sprechen weis über das, was ich denke, und daß ich die Gedanken anderer Menschen aus den Worten, die ich lese, erkennen kann, und daß ich hoffen darf, künftig auch etwas, das ich denke, schreiben zu lernen, daß ich einen menschlichen Geist, eine menschliche Seele habe, die schon etwas verständig ist, und durch Achtung geben verständiger werden wird, und daß ich einen so geschickten Körper habe, wie andre Menschen, nicht einen solchen, wie ein Wurm, wie ein Hund, wie ein Affe hat." Um des Himmels willen, wo hat der Verfasser hingedacht, als er diesen meilenlangen, philosophisch-psychologisch-praktisch-syllogistischen Perioden in eine Fibel setzte. Man hat Mühe, daß man zwölfjährige Knaben solche Betrachtungen wirklich anstellen läßt, und hier sollen Leseschüler sie machen! Ich sage wirklich anstellen, denn das papageienmäßige Nachbeten, wann mans ihnen vorgesagt hat, rechne ich für nichts. Bey den Wörtern denken, Gedanken, vermuthen, verständig, Geist, Seele, denkt sich das Kind nichts, und findet kein Vergnügen, diese unbekannten Wörter auszusprechen, die kein Bild, keine Empfindung in ihm erwecken. Da wird also das Lesenlernen eben so schlecht von Statten gehn, wie beym christlichen Glauben und beym Sacrament der heil. Taufe.

Zu diesem Büchlein gehört, laut der umgekehrten Seite des Titelblats, eine Anweisung zum Gebrauch desselben, die mir aber noch nicht zu Gesichte gekommen ist, aber ich zweifle, daß sie etwas enthalten könne, wodurch obige Stelle den Kindern brauchbar werde.

Vereinigte fromme Wünsche aller rechtschaffenen Schulmänner (die vermüthlich erst 2440 zur Erfüllung gedeihen werden) aufgesezt von Johann Christian Meier, Rektor der Domschule. Erstes Stück. Stade — Friedrich 1782.

Wer nicht leiden kann, daß man für die bessere Erziehung heisse Wünsche thut, daß man die Fehler und Mängel der bisherigen aufdeckt, ob man schon nicht gleich ein ausführbares Mittel anzugeben weiß, wie sie von Grund aus zu verbessern seyn; wer ferner nicht leiden kann, daß man sage: es werde mit der Erziehung nicht eher gut werden, als bis sie ganz eine Angelegenheit des Staats geworden sey: der wird sich an dieser Schrift blos ärgern, wo alles dieses mit vieler Lebhaftigkeit und großen Nachdruck geschieht. Hr. M. schreibt wie ein lebhafter Mann, der sich warm für eine Sache interessirt, im Umgang mit Freunden reden würde, hyperbelt ein wenig, tautologisirt ein wenig, braucht Kraftsprache, Ausdrücke und Redensarten, die man eher dem Munde als der Feder verzeiht, die ihm wenigstens die feinen, kalten Leute, wider die er auch gelegentlich eifert, nicht verzeihen werden, wenn sie anders seine Schrift lesen sollten. Die Stelle des Livius S. 9 ist von Hrn. M. wohl nur aus dem Gedächtniß angeführt, wenn es anders die seyn soll: donec ad hæc tempora, *quibus nec vitia nostra, nec remedia pati possumus*; perventum est; wie hätte er sonst den Livius sagen lassen können, daß die verdorbenen Römer weder den Arzt, noch die Gegenmittel vertragen konnten. Das ist kein Gegensatz; aber, weder unsere Laster, noch die Mittel dawider, ist einer, und giebt einen schönen Sinn, da das andere so gut als keinen giebt.

Eine Schrift, wie diese, von einem Manne, der dreyßig Jahr einem Schulamte vorsteht, der die Gebrechen des Schul- und Erziehungswesens so von Grund aus kennt, der heilig versichert, daß er seine lauten Klagen nicht in seinem Namen führe, weil es ihm an seinem Orte wohl gehe, eine solche Schrift ist in unsern Zeiten zu merkwürdig, als daß ich nicht noch ein wenig dabey verweilen sollte.

S. 5. fromme Wünsche schreiben, heisse nichts anders, als mit sehr entfernter Hofnung besserer Zeiten sich trösten wollen. S. 6. Der erste fromme Wunsch guter Schullehrer: daß

daß unverständige, nicht wohlwollende Eltern freywillig oder durch höhern Zwang veranlaßt, wenigstens nur erst aufhören möchten, die Wirkungen der Schullehrer zu hindern. — Dabey wird denn freylich vorausgesezt, daß die Wirkungen der Schullehrer alle vernünftig und gut sind. — S. 7. Sehr viele Menschen erhalten nicht die ihnen angemessene Stelle in der Welt, weil die Eltern für sie wählen. S. 11. Das meiste Verderben in allen Ständen habe seinen ersten, eigentlichen und wahren Ursprung in der schlechten Erziehung, welche die meisten Eltern ihren Kindern geben oder geben lassen. Dieser Punct sey der allerschwerste und kitzlichste, und seine Abänderung gehöre vorzüglich mit zu den frommen Wünschen. S. 12. In Absicht des zu ertheilenden Unterrichts müssen viele Eltern aus Mangel besserer Einrichtung sich eine verordnende Gewalt anmaßen in Dingen, wovon sie selber nichts verstehn, müssen junge, unerfahrne, und nicht selten von nöthigen Kenntnissen, Sitten und Tugenden entblößte Hauslehrer halten, die nie öffentlich geprüft worden sind. S. 13. Noch izt haben Eltern die Macht, ihre Kinder in die Schule zu schicken, oder nicht. Auch die rechtschaffensten Schulmänner müssen bis izt in der Disciplin noch gar zu oft Rücksicht auf die Eltern nehmen. Noch izt schicken Eltern ihre Söhne nach der Universität, wann sie wollen. Mit unsern Studirenden hören wir noch bis izt da schon auf, wo wir erst recht anfangen sollten, und fangen da erst an, wo wir längst aufgehört haben sollten.

S. 14. Den zweyten frommen Wunsch habe Hrn. M. die altrömische und französische Erziehung mehr als Millionen Male ausgepreßt. Er wolle eben nicht die Erziehung der Alten auf Kosten der unsrigen erheben, weil jene auch noch ihre auffallenden Mängel hatte, aber doch sey sie der unsrigen weit vorzuziehen. Das möchte ich nun nicht so entscheidend sagen, wie Hr. M. und andere. Wir kennen das Alte zu wenig, wir sehen es in einem Nebel, den theils die Entfernung, theils unsere Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen um uns herziehe. S. 25. Es müssen, sollen und werden Zeiten kommen, (deren eben nicht zweydeutige Vorläufer zur innigen Freude derer, die auf die Zeichen der Zeit merken, schon da seyen,) wo Götter dieser Erde die göttliche Maxime der alten Perser in ihrem ganzen Umfange anschauend einsehen, und ihre Maßregeln darnach nehmen werden, daß Kinder nicht allein den Eltern, sondern auch dem Staat angehören, und daß alsdann erst die

Vereinigte fromme Wünsche aller rechtschaffenen Schulmänner (die vermüthlich erst 2440 zur Erfüllung gedeihen werden) aufgesezt von Johann Christian Meier, Rektor der Domschule. Erstes Stück. Stade — Friedrich 1782.

Wer nicht leiden kann, daß man für die bessere Erziehung heisse Wünsche thut, daß man die Fehler und Mängel der bisherigen aufdeckt, ob man schon nicht gleich ein ausführbares Mittel anzugeben weiß, wie sie von Grund aus zu verbessern seyn; wer ferner nicht leiden kann, daß man sage: es werde mit der Erziehung nicht eher gut werden, als bis sie ganz eine Angelegenheit des Staats geworden sey: der wird sich an dieser Schrift blos ärgern, wo alles dieses mit vieler Lebhaftigkeit und großen Nachdruck geschieht. Hr. M. schreibt wie ein lebhafter Mann, der sich warm für eine Sache interessirt, im Umgang mit Freunden reden würde, hyperbelt ein wenig, tautologisirt ein wenig, braucht Kraftsprache, Ausdrücke und Redensarten, die man eher dem Munde als der Feder verzeiht, die ihm wenigstens die feinen, kalten Leute, wider die er auch gelegentlich eifert, nicht verzeihen werden, wenn sie anders seine Schrift lesen sollten. Die Stelle des Livius S. 9 ist von Hrn. M. wohl nur aus dem Gedächtniß angeführt, wenn es anders die seyn soll: donec ad hæc tempora, *quibus nec vitia nostra, nec remedia pati possumus*; perventum est; wie hätte er sonst den Livius sagen lassen können, daß die verdorbenen Römer weder den Arzt, noch die Gegenmittel vertragen konnten. Das ist kein Gegensatz; aber, weder unsere Laster, noch die Mittel dawider, ist einer, und giebt einen schönen Sinn, da das andere so gut als keinen giebt.

Eine Schrift, wie diese, von einem Manne, der dreyßig Jahr einem Schulamte vorsteht, der die Gebrechen des Schul- und Erziehungswesens so von Grund aus kennt, der heilig versichert, daß er seine lauten Klagen nicht in seinem Namen führe, weil es ihm an seinem Orte wohl gehe, eine solche Schrift ist in unsern Zeiten zu merkwürdig, als daß ich nicht noch ein wenig dabey verweilen sollte.

S. 5. fromme Wünsche schreiben, heisse nichts anders, als mit sehr entfernter Hofnung besserer Zeiten sich trösten wollen. S. 6. Der erste fromme Wunsch guter Schullehrer:

daß

daß unverständige, nicht wohlwollende Eltern freywillig oder durch höhern Zwang veranlaßt, wenigstens nur erst aufhören möchten, die Wirkungen der Schullehrer zu hindern. — Dabey wird denn freylich vorausgesezt, daß die Wirkungen der Schullehrer alle vernünftig und gut sind. — S. 7. Sehr viele Menschen erhalten nicht die ihnen angemessene Stelle in der Welt, weil die Eltern für sie wählen. S. 11. Das meiste Verderben in allen Ständen habe seinen ersten, eigentlichen und wahren Ursprung in der schlechten Erziehung, welche die meisten Eltern ihren Kindern geben oder geben lassen. Dieser Punct sey der allerschwerste und kitzlichste, und seine Abänderung gehöre vorzüglich mit zu den frommen Wünschen. S. 12. In Absicht des zu ertheilenden Unterrichts müssen viele Eltern aus Mangel besserer Einrichtung sich eine verordnende Gewalt anmaßen in Dingen, wovon sie selber nichts verstehn, müssen junge, unerfahrne, und nicht selten von nöthigen Kenntnissen, Sitten und Tugenden entblößte Hauslehrer halten, die nie öffentlich geprüft worden sind. S. 13. Noch izt haben Eltern die Macht, ihre Kinder in die Schule zu schicken, oder nicht. Auch die rechtschaffensten Schulmänner müssen bis izt in der Disciplin noch gar zu oft Rücksicht auf die Eltern nehmen. Noch izt schicken Eltern ihre Söhne nach der Universität, wann sie wollen. Mit unsern Studirenden hören wir noch bis izt da schon auf, wo wir erst recht anfangen sollten, und fangen da erst an, wo wir längst aufgehört haben sollten.

S. 14. Den zweyten frommen Wunsch habe Hrn. M. die [illegible] und französische Erziehung mehr als Millionen Male ausgepreßt. Er wolle eben nicht die Erziehung der Alten auf Kosten der unsrigen erheben, weil jene auch noch ihre auffallenden Mängel hatte, aber doch sey sie der unsrigen weit vorzuziehen. Das möchte ich nun nicht so entscheidend sagen, wie Hr. M. und andere. Wir kennen das Alte zu wenig, wir sehen es in einem Nebel, den theils die Entfernung, theils unsere Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen um uns herziehn. S. 25. Es müssen, sollen und werden Zeiten kommen, (deren eben nicht zweydeutige Vorläufer zur innigen Freude derer, die auf die Zeichen der Zeit merken, schon da seyen,) wo Götter dieser Erde die göttliche Maxime der alten Perser in ihrem ganzen Umfange anschauend einsehen, und ihre Maßregeln darnach nehmen werden, daß Kinder nicht allein den Eltern, sondern auch dem Staat angehören, und daß alsdann erst die

Regenten väterliche Sorge für ihre Finanzen, Kriegsheere, hohe und niedere Bedienungen ꝛc. tragen, wenn sie sich die christliche Erziehung der Kinder als eine der ersten Hauptpflichten empfohlen seyn lassen. Verglichen mit S. 26, wo gewünscht und gehoft wird, daß die Fürsten der Erde und die Gewaltigen im Lande ꝛc. das wichtige Werk der Erziehung besser fördern mögen, als bisher, alles äußerlichen Scheingepränges ungeachtet, geschehen sey. Die Heroen der Erde seyn große Kriegshelden, Politiker mit Adlersblicken, aber — hier, sagt Hr. M., ist eine große Lücke; und ich sage, daß ich sie nicht ausfüllen mag. — Viele bisher gemachte Einrichtungen haben noch nicht die erwünschten Wirkungen hervorgebracht, obgleich eine Morgendämmerung dadurch entstanden sey. Minister und hohe Staatsmänner werden durch Hoheit, Rang, Würde, glänzendere Angelegenheiten zurückgehalten, sich in eine mühsame Untersuchung des Details der Erziehung und des Schulwesens einzulassen, wozu noch oft Mangel an dazu erforderlichen Kenntnissen komme. S. 27. Das Schul- und Erziehungswesen sey ein dürres, unfruchtbares, nahe an dem Pol liegendes Grönland, Island und Lappland, und — wieder eine Lücke, wie Hr. M. sagt. Die Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten müsse aufs ganze Land, auf hohe und nidrige, deutsche und lateinische, Stadt- und Dorfschulen sich erstrecken, sonst werde nichts daraus. Es müssen Männer darüber gesezt werden, die es verstehn, deren Element das Schul- und Erziehungswesen sey, die, gleich Land- und Feldmessern, alles selber bereisen und besehn und anordnen, und deren einziges und angelegentliches Geschäfte es seyn müsse. S. 28. Hier wird wider die pädagogischen Pfuscher und Quacksalber geredet. S. 29 und 30 davon, daß viele zum Schulleben ohne Neigung, Talente und Anlage kommen; daß mancher Prediger als Schulmann unendlich mehr Nutzen hätte stiften können, und auch bey der Schule geblieben wäre, wenn ein Zentner nicht schwerer wäre als ein Pfund; und wenn 2 mal 2 eben so viel machte, als 3 mal 4. Ein jedes Uebel müsse in seiner ersten Quelle aufgesucht werden, sonst seyn alle Gegenmittel unwirksam, oder wohl gar schädlich. Eine stupende Gelehrsamkeit mache noch lange keinen Schulmann aus. Ein guter, gründlicher, faßlicher, angenehmer Unterricht, eine spielende und doch ernsthafte, eine leichte und doch schwere, das Nachdenken anstrengende Lehrart habe eben so unfehlbare Wirkungen auf den Verstand

[illegible] und Willen der Lernenden, als eine wohlbesetzte Tafel auf die hungrigen und gut verdauenden Magen einer Tischgesellschaft. S. 31. Wir haben so viel vortrefliche Schulbücher, aber gar zu wenig Lehrende, und noch weniger Lernende. (Zu Elementarbüchern gehören auch Elementarmänner); aber Elementarmänner können auch ohne Elementarbücher recht gut in ihrem Amte fortkommen. (Aber ich denke doch, daß sie mit guten Elementarbüchern noch viel besser fortkommen werden.) Plutarchs Schrift von der Erziehung wider Hrn. Gedicke in Schutz genommen. S. 32. Eine merkwürdige Stelle aus den neuen Staatsbegebenheiten vom Jahr 1776. S. 33 f. Noch gar zu viel Schulmänner denken ganz zu klein und geringschätzig von ihrem Amte und Stande; stolz und trotzig sollten sie seyn auf ihre Würde; sollten dreiste denen widersprechen, die von Schulen und Erziehung sprechen, ohne etwas davon zu verstehn; sollten den grossen Schwarm von Mäcenen und Hochgeneigten Gönnern abdanken, die gar oft Analfabäten seyn. Trauriges Beyspiel eines mißmuthigen Schulmanns, der von einem angesehenen Prediger, seinem Vorgesezten, zur Verzweiflung gebracht ward, nachdem er 37 Jahr der Schule treu gedient hatte. S. 38. Kinder zu unterrichten und zu erziehn sey eine solche unbeschreibliche und unaussprechliche, mit beständigem Gram, Kummer, Verdruß und mit den allerkochendsten Schmerzen verbundene Last, daß man sagen könne: Engel in Menschengestalt würden unter einer solchen Last ermüden und erliegen. Drey fromme Wünsche, sagt Hr. M. S. 39, wolle er wie in einem Bündel oder [illegible] Nüsse zusammenfassen: Undank der Eltern und Jünglinge, Sklavarbeit und Mäuschenkost, wie es Luther in seinen Tischreden nennet, und Verachtung und Geringschätzung der Schulmänner. Ueber diese drey Puncte wird weitläuftig kommentirt, und mit vieler Freymüthigkeit. S. 45. 46. Ueber des Freyherrn von Zedlitz Aeusserung, die Besoldung der Schullehrer betreffend. S. 47 meynt Hr. M., daß nicht sowohl durch Verminderung der lateinischen Schulen, wie Hr. Heyne will, als durch Verminderung der Klassen und der Schulmänner dem Schulwesen wirklich aufgeholfen würde. Ich wäre neugierig zu sehn, wie er diesen Satz ausführen und behaupten würde. S. 50. Drey merkwürdige Beyspiele von ansehnlichen Vermächtnissen an Schulen in unsern Zeiten. — An manchen Orten, z. E. zu Kassel, habe man angefangen, wenigstens dem Rector und Conrector

gleichen Rang mit den Predigern zu geben; an andern Orten haben sie ihn sogar über die neuankommenden Prediger, wie z. E. zu Verden. S. 60. Im lezten Decennio sollte in einer namhaften Stadt ein neuer Conrector gewählt werden. Die Wahl geschah von einigen Predigern und einigen alten ehrwürdigen Bürgern. Um desto sicherer zu gehn, ward man eins, den Rector rufen zu lassen, und vorher seine Meynung anzuhören über die Subjekte, die er kenne. Ehe nun aber der Rector gerufen wird, berathschlagen beyde Partheyen in Gegenwart des Aufwärters, der sich selbst bey der Erzählung noch darüber ärgerte, ob dem Rector ein Stuhl gesezt werden, oder ob er stehend seine Aussage thun sollte. Ein Geistlicher wars, der diese Frage aufwarf, und nach vielen Debatten erhielt, auf Anrathen eines alten Predigers, der Aufwärter Befehl, einen alten schäbigten Stuhl nicht weit von der Thür hinzupflanzen. "Das übrige Beleidigende, sezt Hr. M. hinzu, übergehe ich; denn die Herren hatten alle das Podagra und hatten steife Nacken. S. 64. Das Volk braucht den Prediger um des Himmels und seiner Seelen Seeligkeit willen, den Juristen um seiner Güter und den Arzt um seiner Gesundheit willen. Den ersten betrachten sie als Unterhändler zwischen ihnen und Gott; den andern scheuen sie wie den Teufel und beten ihn an, wie die Indianer, damit er ihnen nicht schade, oder zünden ihm wenigstens auch ein Wachslicht zu Ehren an; und der Arzt ist auch ein Engel, wenn er hilft, aber ein Teufel, wenn er Geld haben will; inzwischen bleibt er als Engel und Teufel in Ehren und Würden, denn er ist unentbehrlich. Was ist nun der arme Schulmann? Mir kommt er vor wie der heilige Antonius von Padua, der Schweine und des andern Viehes Patron, dem man so lange ein Lichtlein vor die Nase sezt, als man Schweine und anders Vieh hält."

Man wird aus diesen Proben den Inhalt und Ton dieser Schrift genugsam kennen lernen.

Der Kinderbeobachter. Erstes Bändchen. Baireut — Lübeck — 1782. 182 Seiten in 8.

Der Titel dieses Buchs lügt eben so wie der des Jugendbeobachters ehmals. Es ist ein Lesebuch für Kinder, worin keine Sylbe von Beobachtungen an Kindern, oder von Regeln

gen solcher Betrachtungen vorkommt. Der Inhalt ist: Das mildthäthige Kind, der bestrafte muthwillige Knabe, die kleine Betrügerin, die Schulkrankheit, ein Schauspiel in einem Aufzuge, der kleine Lügner, die kleine Hanswäscherin, Karolinchens Aufenthalt auf dem Lande, etwas von zwo Jüdinnen, das Kunst- und Naturalienkabinet. Und wenns nur noch so was taugte. Aber gleich das erste Stück ist ein fades, geschmack- und zweckloses Ding. Man höre nur eine Probe vom Styl: S. 2. „Kindern kleidet die Mildthätigkeit vorzüglich gut. Hat sie einmal in ihren Gemüthern Wurzel gefaßt, so ist gar kein Zweifel, daß sie sich bey reifern Jahren in denselben ausbreiten, und sie, so zu sagen, wie ihr Schatten, allenthalben verfolgen werde." Einmal sagt der Vater zu seinem Sohn: Halts Maul, Junge! Und dieser Junge wird urplözlich aus einem abgefeimten Bösewicht ein herrlicher guter Junge, den der Vater herzt und küßt. Im zweyten Stück macht sich Philipp über seinen Lehrer gegen Karln lustig, und will dem lezsteren Käfer in die Parucke setzen. Der wird es gewahr, schimpft ihn einen Lotterbuben, erklärt ihm das vierte Gebot, giebt ihm einen Product und zeigt es seinem Vater an, der ihn auch noch ausppeitscht, worauf er sich denn bekehrt. In der Schulkrankheit gebietet Hr. R. der Magd, daß sie Fritzen wecken soll, und Madam R. verbietet es ihr, und eben diese Madam R. verzärtelt ihr Söhnchen äußerst. Dergleichen muß man den Eltern zu lesen geben, aber nicht Kindern. Zwar sagt der Herausgeber auch nirgends, daß er für Kinder geschrieben habe. Mag also sein Buch lesen wer da will, für mich ist es nicht. Ich kann nur nicht umhin, hier abermal die von mir und andern schon oft gemachte Erinnerung zu wiederholen, daß doch nicht jeder als pädagogischer Schriftsteller pfuschern sollte, der zur Noth eine Periode drechseln kann. Fühlen solche Leute denn nicht, wie weit ihre Siebensächelchen von den Schriften eines Rochau, Weiße, Salzmanns und anderer Jugendfreunde abstehn? Thäten sie nicht viel besser, diese für sich zu studiren und mit ihrer Jugend zu lesen, als selbst so ungewaschenes Zeug zu Markte zu bringen?

Hz.

Lehre Jesu Christi — zum Gebrauch für Regiments- und Garnisonschulen von Joh. Heinr. Siegism. Koblank,

gleichen Rang mit den Predigern zu geben; an andern Orten haben sie ihn sogar über die neuankommenden Prediger, wie z. E. zu Verden. S. 60. Im lezten Decennio sollte in einer namhaften Stadt ein neuer Conrector gewählt werden. Die Wahl geschah von einigen Predigern und einigen alten ehrwürdigen Bürgern. Um desto sicherer zu gehn, ward man eins, den Rector rufen zu lassen, und vorher seine Meynung anzuhören über die Subjekte, die er kenne. Ehe nun aber der Rector gerufen wird, berathschlagen beyde Partheyen in Gegenwart des Aufwärters, der sich selbst bey der Erzählung noch darüber ärgerte, ob dem Rector ein Stuhl gesezt werden, oder ob er stehend seine Aussage thun sollte. Ein Geistlicher wars, der diese Frage aufwarf, und nach vielen Debatten erhielt, auf Anrathen eines alten Predigers, der Aufwärter Befehl, einen alten schäbigten Stuhl nicht weit von der Thür hinzupflanzen. Das übrige Beleidigende, sezt Hr. M. hinzu, übergehe ich; denn die Herren hatten alle das Podagra und hatten steife Nacken. S. 64. Das Volk braucht den Prediger um des Himmels und seiner Seelen Seeligkeit willen, den Juristen um seiner Güter und den Arzt um seiner Gesundheit willen. Den ersten betrachten sie als Unterhändler zwischen ihnen und Gott; den andern scheuen sie wie den Teufel und beten ihn an, wie die Indianer, damit er ihnen nicht schade, oder zünden ihm wenigstens auch ein Wachslicht zu Ehren an; und der Arzt ist auch ein Engel, wenn er hilft, aber ein Teufel, wenn er Geld haben will; inzwischen bleibt er als Engel und Teufel in Ehren und Würden, denn er ist unentbehrlich. Was ist nun der arme Schulmann? Wie kommt er weg? wie der heilige Antonius von Padua, der Schweine und des andern Viehes Patron, dem man so lange ein Lichtlein vor die Nase sezt, als man Schweine und anderes Vieh hält."

Man wird aus diesen Proben den Inhalt und Ton dieser Schrift genugsam kennen lernen.

Der Kinderbeobachter. Erstes Bändchen. Baireut — Lübeck — 1782. 182 Seiten in 8.

Der Titel dieses Buchs lügt eben so wie der des Jugendbeobachters ehmals. Es ist ein Lesebuch für Kinder, worin keine Sylbe von Beobachtungen an Kindern, oder von Regeln

gelt solcher Beobachtungen vorkömmt. Der Inhalt ist: Das mildthätige Kind, der bestrafte muthwillige Knabe, die kleine Betrügerin, die Schulkrankheit, ein Schauspiel in einem Aufzuge, der kleine Lügner, die kleine Hauswäscherin, Karolinchens Aufenthalt auf dem Lande, etwas von zwo Jüdinnen, das Kunst- und Naturalienkabinet. Und wenns nur noch so was taugte. Aber gleich das erste Stück ist ein fades, geschmack- und zweckloses Ding. Man höre nur eine Probe vom Styl: S. 2. „Kindern kleidet die Mildthätigkeit vorzüglich gut. Hat sie einmal in ihren Gemüthern Wurzel gefaßt, so ist gar kein Zweifel, daß sie sich bey reifern Jahren in denselben ausbreiten, und sie, so zu sagen, wie ihr Schatten, allenthalben verfolgen werde." Einmal sagt der Vater zu seinem Sohn: Halts Maul, Junge! Und dieser Junge wird urplözlich aus einem abgefeimten Bösewicht ein herrlicher guter Junge, den der Vater herzt und küßt. Im zweyten Stück macht sich Philipp über seinen Lehrer gegen Karln lustig, und will dem letztern Käfer in die Parucke setzen. Der wird es gewahr, schimpft ihn einen Lotterbuben, erklärt ihm das vierte Gebot, giebt ihm einen Product und zeigt es seinem Vater an, der ihn auch noch auspeitscht, worauf er sich denn bekehrt. In der Schulkrankheit gebietet Hr. N. der Magd, daß sie Fritzen wecken soll, und Madam N. verbietet es ihr, und eben diese Madam N. verzärtelt ihr Söhnchen äußerst. Dergleichen muß man den Eltern zu lesen geben, aber nicht Kindern. Zwar sagt der Herausgeber auch nirgends, daß er für Kinder geschrieben habe. Mag also sein Buch lesen wer da will, für mich ist es nicht. Ich kann nur nicht umhin, hier abermal die von mir und andern schon oft gemachte Erinnerung zu wiederholen, daß doch nicht jeder als pädagogischer Schriftsteller pfuschern sollte, der zur Noth eine Periode drechseln kann. Fühlen solche Leute denn nicht, wie weit ihre Siebensächelchen von den Schriften eines Rochau, Weiße, Salzmanns und anderer Jugendfreunde abstehn? Thäten sie nicht viel besser, diese für sich zu studiren und mit ihrer Jugend zu lesen, als selbst so ungewaschenes Zeug zu Markte zu bringen?

Hz.

Lehre Jesu Christi — zum Gebrauch für Regiments- und Garnisonschulen von Joh. Heinr. Siegism. Koblank,

Koblank, Feldprediger. Berlin, Decker. 1782. 8. B.

Die Absicht des V. geht nach der Vorrede dahin, die jungen Seelen der Soldatenkinder schon früh auf ihren künftigen Beruf aufmerksam zu machen, daher habe er geglaubt, dem Vortrage der Pflichten des Christenthums eine andre Wendung geben zu müssen. Wir müssen bekennen, daß wir es nicht einsehn, wie Soldatenkinder andere Religionsbedürfnisse hätten, als jedes Bürgerkind, zu geschweigen, daß ein großer Theil von ihnen nie Soldat wird. Der ganze Unterschied besteht darin, daß das eine in der Gesellschaft von Bürgern, das andre in der Gesellschaft von Soldaten, Gebrauch von Religionserkenntnissen machen soll: Haben beyde das gut gefaßt, was Christenthum ist, so folgt die Anwendung selbst, und der Feldprediger hat nachher in seinen Vorträgen, denn dies ist sein Beruf, die lokale Anwendung weiter zu machen. Wozu also eine andere Wendung für Kinder? Wird nicht das junge Gemüth, wenn der ganze Unterricht auf ein kriegerisches Verhältniß gelenket wird, zu sehr erschüttert, und wenn er ganz treffend eingerichtet ist, dagegen eingenommen werden? Weil aber nun einmal der Veränderung halber für Soldatenkinder hat geschrieben werden sollen, so muß es der Leser doch wissen, was dieser neue Versuch eigentlich für Werth habe.

Wir gedenken, wenn ein Religionsunterricht für Kinder von solcher Erziehung nützlich werden sollte, so müsse er folgende Eigenschaften haben: Die Sprache darin müsse ungekünstelt und leicht, die Gedanken richtig, jeder schwere Begriff entwickelt, und hinlänglich erwiesen, die Gründe einer jeden Pflicht völlig gerechtfertiget seyn, und Ordnung des Vortrags müßte schlechterdings beobachtet werden, wenn man der Fähigkeit der Kinder zu Hülfe kommen will. Zum Unglück aber hat der V. alle diese Erforderniße nicht erfüllt, und so gerne wir auch wollten, können wir das nicht thun, warum er seine Amtsbrüder in der Vorrede bittet, die vorkommenden Mängel, als das allgemeine Gebrechen der Menschheit zu entschuldigen.

Damit aber der V. nicht glaube, wir thäten ihm Unrecht, so wollen wir jedem gerügten Fehler den Beleg hinzufügen.

Was die gekünstelte Sprache des V. betrift, so kann sie einem Kinde ohnmöglich verständlich seyn, wenn es hört, Sache des Herzens, Spiegel der Vollkommenheit, sanfter Friede, Freu-

Freude des Himmels, ein aufs vollkommenste geordnetes Ganze, Pracht der Welt im Großen und Kleinen, inniger Trost, Erhebung zu Gott, wundervolle Absichten der Natur. Dies sind Mittel, das Ohr zu kitzeln, aber einem Kinde können sie nicht nützlich seyn.

Auch finden wir nicht durchgängige Richtigkeit der Gedanken: Gott mache S. 17. alles mit der leichtesten Mühe S. 25. Unglück und Noth seyen immer Begleiter schlechter Handlungen. S. 22. Erlösung bestehe darin, daß uns Gott die Strafe der Vergehungen erließe.

Die vorgetragenen Begriffe sind gleichermaßen nicht entwickelt, und ohne Beweise geblieben. Zwar sieht man es deutlich genug, daß sich der V. nach dem Lehrbuche des Hrn. D. C. N. Dietrich stark gerichtet habe, aber da, wo jenes Beweise führt, schweigt dieses stille. Wir wollen nur einige Beweise anführen, wie wenig es die Sache des V. ist, Begriffe zu verdeutlichen und zu beweisen: „Christi Tod sey ein Mittel der Begnadigung und Besserung: im Tode desselben liege unsere Versöhnung mit Gott; die Himmelfahrt Jesu sey ein Beweis, daß wir eine freudigere Wohnung jenseits des Grabes bekommen würden." Das alles schreibt er, ohne die geringste Auskunft darüber zu geben. Hierzu wollen wir noch ganz kürzlich die Lehre vom heiligen Geiste fügen. „Der H. Geist sey zehn Tage nach der Himmelfahrt Jesu ausgegossen. Die Apostel wurden mit außerordentlichen Gaben fremde Sprachen zu reden und Wunder zu thun, ausgerüstet — Der H. Geist, der mit dem Vater und Sohne aufs genaueste verbunden ist, muß uns zu allem Guten unterstützen, und uns Segen und Beystand zur Ausübung unsres Christenthums verleihen. Wenn wir den Vater darum bitten, will er uns denselben geben." Wie weiß das Kind nun, was der H. Geist ist. So sind auch die Lebenspflichten nicht mit gehörigen Gründen unterstützt; die Beweise hiervon sind überall auffallend. Endlich fehlt es auch an Ordnung, und z. B. ist die Einigkeit Gottes mit dem Begriffe der Selbstständigkeit vermischt, wenn der V. sagt: „er habe sein Daseyn und seine Vollkommenheiten niemand zu verdanken, er besäße es von sich selbst, und bedürfe keines Dinges zu seiner Fortdauer."

Was das System des V. betrift, so scheint er sich zuweilen den neuern Vorstellungen nähern zu wollen, aber die auf die Nachkommen fortgepflanzte Sünde Adams, die Hölle, in der als

einem Orte der Quaal ewige Strafen angekündiget werden, gewöhnliche Begriffe von Inspiration, Erlösung u. s. w. retten ihn wieder von dem Vorwurfe der Neuerung. Vielleicht ist es unsren Lesern nicht unangenehm, wenn wir noch die Pflichten der Soldaten in der Garnison und dem Felde, oder eigentlich den Unterricht eines Feldpredigers in der preußischen Subordination hierhersetzen, ohne mit unsrem Urtheile darüber vorzugreifen. Dahin gehören nach dem V., 1) „tapferer Muth bey allen Gefahren des Königs, und wahre Gottesfurcht. 2) Uebung in der Gottseligkeit, 3) Beywohnung des öffentlichen Gottesdienstes, 4) öfterer Gebrauch des h. Abendmahls, 5) Gehorsam gegen den König, der nicht nur das gröste Recht über das Leben des Soldaten hat, ihn die Zeit seines Lebens erhält, versorget, und wenn er nicht mehr dienen kann, sich seiner annimmt, 6) Ehrerbietung gegen den vorgesezten Hauptmann, 7) genaue Erfüllung seines Berufs, weil er sehr ehrwürdig ist, 8) Haltung des Eides, 9) Nüchternheit und weise Mäßigung seiner Begierden, die Zufriedenheit mit seinem Solde hervorbringen würden, 10) Liebe gegen seine Kameraden, 11) Geduld und Gelassenheit bey den härtesten Strafen und drückendsten Beschwerden.“ Im Felde findet er folgende Pflichten nothwendig: „Der Soldat sey tapfer und unerschrocken, wenn er zur Ehre seines Königs ins Feld zieht, sey mitleidig gegen seine sterbenden Kameraden, menschlich gegen Feinde, großmüthig im Treffen, bete, wenn es zum Treffen kommt, und sterbe endlich den Tod fürs Vaterland.“ Schwerin, Keith, Winterfeld, Kleist, müssen ihm Muster der Nachahmung seyn.

Zum Beschluß folgt der Glaube, zehn Gebote, Vater unser und der Soldateneid.

Aus dieser Darstellung kann denn wohl ein jeder abnehmen, daß dies ohne Ordnung und Zweckmäßigkeit verfaßte Lehrbüchlein wohl zu dem Gebrauche nicht tüchtig sey, den sich der V. in der Vorrede so zuversichtlich verspricht, es nemlich eingeführt zu sehen.

U.

Lesebuch zur Bildung eines edlen Herzes in der Jugend, von einem Ihrer (sollte heissen: Jugend- oder Kinderfreund —) Freunde. Frankfurth und Leipzig, bey Garbe. 1782. 8. 322 Seiten.

Eine

Eine sehr gut gerathene Sammlung von Anecdoten, Fabeln, Poesien, Erzählungen, Räthseln, Unterredungen rc. Die erste aus Lichtwehr wiederhohlte Fabel hat Rec. wieder mit Freuden gelesen, und sich an das Vergnügen erinnert, womit er sie oft in seiner Jugend hergesagt hat. Das billigen wir vorzüglich, daß nach der Erzählung vom Delinquenten einige von den Lehren selber angehängt sind, wozu die Erzählung Anlaß giebt. Nur hätte auch noch eine Reflexion beygebracht werden sollen zur Rechtfertigung der Vorsehung, die doch Anlaß gab zum ersten Unglück des Nabe. Auch am Ende andrer Historien hat der ungenannte Sammler einige Bemerkungen hinzugesetzt. Der Inhalt der meisten Briefe ist dem Kindesalter angemessen. In der Wahl der Poesien hätte der Herausgeber mehr Schärfe beweisen sollen, um den Geschmack gleich an guten Mustern zu üben. Statt der Feenmärchen und Morgenländischen Geschichten hätten wir lieber mehrere Sachen aus dem gemeinen Leben genommen. Aus der Naturgeschichte ist wenig eingerückt, von Bibel und Religion spricht der Sammler selten. Gegen die Grausamkeit, Thiere zu martern, ist ein artiger Aufsatz hier. Manches ist uns freylich schon in ähnlichen Büchern vorgekommen. Fehlerhaft ist zuweilen die Orthographie, z. B. Larfe statt Larve rc. Am Ende haben wir noch einiges aus der Naturgeschichte gefunden, das sehr zweckmäßig vorgetragen ist. Aber die Auflösung der bäurischen Räthsel haben wir vergeblich erwartet.

Tr.

Kurzes Lehrbuch der Naturgeschichte für Kinder und Kinderfreunde. Nürnberg und Leipzig in der Weigel- und Schneiderischen Kunstbuchhandlung. 1782. 16½ Bogen stark.

Der V. hat zwar den läppischen Ton glücklich vermieden, den einige Kinderlehrer aus der guten, aber dadurch gewiß nicht erleichterten Absicht, Kindern dadurch faßlicher zu werden, angestimmt haben; aber fast sollten wir fürchten, er gehe manchmalen für seine Lehrlinge zu hoch, und überlasse öfters selbst dem Kinderlehrer, dem mehrmalen auch Bücher angezeigt werden, in welchen er ausführlichere Nachrichten findet, zu viel zum eignen Nachdenken und weiterer Ausführung.

Zuerst

zuerst etwas für die Kinder von der Zeitrechnung und ihren astronomischen Grundsätzen, der Eintheilung der Zeit bey verschiedenen alten und neuen Völkern. Den Winter schwächlich, den Tod der belebten Natur nennen, widerspricht dem, was der V. selbst davon sagt, und kann leicht bey Kindern falsche Eindrücke zurücklassen. Dann etwas von der Stellung der Erde gegen die Sonne; von vorbedeutenden Zeichen der Witterung; sehr gut gesammlet; aber was soll dies alles in einem Lehrbuch der Naturgeschichte? Uns dünkt, der V. hätte seinem Kinde einen andern Namen sollen. Etwas von der Oberfläche der Erdkugel, ihren Mineralien und Gewässern; ein kurzer Umriß der physikalischen Erdbeschreibung und der Mineralogie; daß man höchst wenige Metalle gediegen finde, ist unrichtig; von funfzehen metallischen Körpern giebt es nur eines, von denen sich ohne alle Einwendung sagen läßt, man habe sie bis jezt nie gediegen gefunden; auch möchten wir nicht behaupten, daß die Kristallenbildung das untrüglichste Kennzeichen eines jeden so gestalteten Körpers seye. Etwas vom Erdgewächsen; und hier die Vermuthung, Ambra könnte vielleicht aus Bäumen im Meer hervor gequollen seyn; vom Leben der irdischen Schöpfung; von Würmern; von Insekten, die der V. etwas gezwungen Schnittlinge nennt, von Vögeln; von Fischen und ähnlichen Wasserthieren u. s. w.; Schlangen und Eidechsen; von Säugthieren; auf diese die Beschreibung einiger asiatischen Völkerschaften, die hier in ihrer Tracht auf sechs Platten vorgestellt sind; dies scheint uns nun freylich so wenig als der angehängte Kinderalmanach und die beygefügte Gedichte, nicht zum Lehrbuch der Naturgeschichte zu gehören.

Mb.

Ueber die Liebe gegen das andre Geschlecht. Ein Lesebuch für Mädchen und Jünglinge. Winterthur, bey Heinr. Steiner und Compagnie. 1782. 21 Bogen in 8.

Wenn die Absicht dieses Buches ist, Unterricht und Rath über eine Leidenschaft zu geben, die so grossen Einfluß auf Glück und Unglück dieses Lebens hat, und die Jugend vor einer Klippe zu warnen, woran schon so manches jungen Menschen Glück, Gewissen, Ehre, Gesundheit und Zufriedenheit des

Alters

Alters, gescheitert ist: so ist sie zwar herzlich gut gemeint; dann aber müßte die Bestimmung des Buchs, ein Lesebuch für die Jugend zu seyn, nicht blos auf dem Titel, sondern in dem Inhalt und der Einkleidung desselben sichtbar seyn; sein Inhalt müßte nicht sowohl Pathologie der Liebe, als praktisch seyn, und Ausschweifungen der Liebe sowohl, als vertrauliche Vorschläge, ihrer Entstehung vorzubeugen, ihre Richtung zu lenken oder ihre Uebermacht zu schwächen, und das Herz von ihren Wunden zu heilen, in Beyspielen und Geschichten darstellen. Psychologischer Vortrag von der Liebe, dergleichen das Buch größtentheils ist, ist für Mädchen und Jünglinge zu abstract zum Hören, geschweige denn zum eignen Lesen. Das Buch ist übrigens, die vielen Wiederholungen abgerechnet, dennoch nicht übel geschrieben, und kann, wo nicht jungen Leuten selbst, doch Erziehern und Lehrern, nützlich seyn. Sein Inhalt ist dieser: Nach einem Eingang von der Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß und dem Einfluß der Leidenschaften und der Liebe insbesondere, auf Glück und Unglück, beschreibt der V. sehr psychologisch, die Liebe und ihre Kennzeichen, und den Unterschied zwischen lieben und verliebt seyn. Die erste Urquelle der Liebe gegen das andere Geschlecht sey thierisches Bedürfniß; eine Liebe aber, die blos darauf gegründet sey, ersterbe mit der ersten Befriedigung: dies sey die Liebe der Thiere und thierischer Menschen. Bey aufgeklärten Menschen hingegen träten feinere Bedürfnisse ein, die sie durch ihre Liebe zu befriedigen suchten, daher ihre Liebe nicht blos thierisch sey, sondern freundschaftliche Zuneigung wirke. Bey rohen Menschen entstehe die Liebe plötzlich, bey aufgeklärten nach und nach — wir dächten, nicht immer, jede leidenschaftliche; nicht auf Wahl und Grundsätze, sondern auf sinnliche Eindrücke gebaute Liebe auch feiner und aufgeklärter Menschen kann plötzlich entstehen. Uebergang der thierischen Liebe zum Wahnsinn. Ueberspannung der Liebe, sonderlich durch Nachahmung empfindsamer Romanhelden; schädliche Folge davon. Daß die Liebe nicht unwiderstehlich und allmächtig sey, nur die thierische Liebe roher Menschen, und der erste Eindruck körperlicher Schönheit sey es, nicht die Liebe gesitteter Menschen, die nach und nach entstehe, folglich auch unterdrückt werden könnte — Was hilft alle Theorie von dem, was seyn, oder nicht seyn soll, wenn die Erfahrung entscheidet, was würklich ist? und diese zeigt deutlich, daß auch in dem aufgeklärtesten Volke die Liebe oft unwiderstehlich wirke,

wo

wo bliebe sonst die poetische Wahrheit unsrer Romane? Auch widerspricht sich der V. hier immer selbst, wenn er S. 162. schreibt: „Ist die Leidenschaft der Liebe bis auf den hohen Grad gestiegen, daß wir den ausschließenden Besitz des geliebten Gegenstandes für ganz unentbehrlich zu unsrer Glückseligkeit halten: so möchte es vielleicht ganz unmöglich seyn, diese Leidenschaft auszurotten, oder auch nur zu schwächen und bis zur Unschädlichkeit zu mildern." Und auch dies ist zu allgemein behauptet. Denn was Zeit, Trennung und Veränderung der Leidenschaft bewirken können, ist nicht ganz unmöglich. — Vorstellungen, wodurch man einer Liebe widerstehen könne. — (Den Gedanken: du bereitest dir durch deine Liebe, Schande, Unglück und Unsegen deiner Eltern, haben schon manche gehabt, die aus Pflicht eine Liebe bekämpfen wollten, und doch damit nichts ausgerichtet: Der V. hätte daher tiefer in die Natur des Menschen eindringen und würksamere Mittel vorschlagen sollen: am meisten mußte er warnen, die Einbildungskraft viel mit dem Gegenstand seiner Liebe zu beschäftigen, durch die allein die Liebe ihre unwiderstehliche Stärke erhält.) Verschiedne Gestalten der Liebe nach unterschiedenen Zeiten und Moden, besonders von der Chevallerie und Galanterie. Einfluß der Leidenschaft der Liebe auf Charakter und Zufriedenheit des Menschen. Lenkung und Bildung derselben. Einige mit ihr verwandte Triebe, Schamhaftigkeit, welche der V. weil sie die wilden Nationen nicht kennen, für kein natürliches, sondern erst durch gesellschaftliche Verbindungen angenommenes Gefühl hält; und Eifersucht. Ueber die Ehen. Von unnatürlichen Ausartungen einer gehinderten Liebe gegen das andere Geschlecht, und Mitteln, ihnen vorzubauen, gedenkt der V. nichts. Er nennt sich zum Schluß der Vorrede, Johannes Kern, zu Ulm.

Zf.

---

14) Nachtrag zu der Naturlehre und Naturgeschichte.

D. *Aug. Chr. Reuss* Beschreibung eines neuen chemischen Ofens. Nebst drey Kupfertafeln. Leipzig, bey Hilschern. 1782. S. 76.

Der

Der V. erwirbt sich ein wahres Verdienst um die deutsche Scheidekünstler durch die Bekanntmachung dieses Ofens, den er bey seinem edinburgischen Lehrer Black kennen gelernt, und mit welchem er einige sehr merkwürdige, die Grade der Hitze genauer, als bisher bestimmende und in eine Tabelle gebrachte Versuche angestellt hat. Der Ofen ist nach seiner äußern und innern Gestalt, Größe und Verhältniß seiner Theile und Oefnungen auf das genaueste beschrieben und gezeichnet, und hat den großen Vortheil, daß man darinn leichter, als in jedem andern Ofen, jeden beliebigen, auch einen sehr hohen Grad des Feuers geben kann; dies geschieht vornemlich durch acht Register von acht verschiedenen Durchmessern in abnehmender Verhältniß. Der Ofen ist elliptisch und aus Eisenblech gemacht, welches nach innen zu zuerst mit einem Kütt aus sechs bis sieben Theilen Sand und einem (oder wenn er unrein ist, zween) Theilen Thon; und dann noch mit einem Kütt aus drey Theilen Kohlenstaub und einem Theile gemeinen aber reinen Thons beschlagen.

Rz.

Physicae experimentalis elementa praelectionum causa in lucem edita a *Jo. Dan. Titio.* Lips. apud I. Fr. Iunium. 1782. 8. 19 Bogen stark.

Der V. hat sich die für ihre Zeiten vortrefliche Kraftische Beschreibung physicalischer Versuche zum Muster gewählt, um sie aber für unser Zeitalter nicht mangelhaft zu lassen, mehrere seit dieser Zeit in der Naturkunde gemachte Entdeckungen beygefügt, sonst aber, in der Stellung dieser Versuche eben die Ordnung gewählt, der er in seinen Grundsätzen der theoretischen Naturlehre folgte, auch sich hier noch, um die Versuche zu erklären, als einen strengen Verfechter des Eulerischen Aethers und anderer Eulerischen Meynungen gezeigt. Auch ist in dem Eingang die Natur und Erforderniße der Versuche schön erläutert und Anleitung gegeben, wie man sie anstellen, und daraus folgern solle. Der V. unterscheidet am experimento das tentamen, welches ohne genug bestimmten Endzweck und das periculum, das nur mit Gefahr, Beschwerlichkeit und Schaden angestellt wird; wir können kaum glauben, daß der V. die viele wichtige und lehrreiche Versuche, womit in unsern Zeiten die Natur-

Naturlehre, vornemlich aber die Lehre von der Elektricität und Luft bereichert worden ist, unter die leztere zählt, die er ausdrücklich von seinem Lehrvortrag ausschliessen wollte; und doch müßten wir uns wundern, warum sie der V. so gar wenig genüzt hat, wenn er uns nicht in der Vorrede selbst sagte, daß er schon dreyßig Jahre lang Naturkunde lehrt.

Musei *Gottwaldiani* testaceorum, stellarum marinarum, et coralliorum, quae supersunt tabulae. Die Conchylien, Seesterne und Meergewächse der ehemaligen Gottwaldischen Naturaliensammlung nach den vorhandenen neun und vierzig Kupfertafeln mit einer kurzen Beschreibung begleitet von J. Sam. Schröter. Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Buchhandlung. 1782. Fol. 16 Bogen stark.

Die Herausgeber vermehren in der That dadurch, daß sie auch diese Reliquie für die Welt nicht verlohren gehen lassen, ihre Verdienste um diejenige Liebhaber der Naturgeschichte, die ihr Vergnügen in der Kenntniß der Gewürme des Meers finden; freylich sind die Kupfer nicht so fein, als in manchen andern dergleichen Werken, und manche Art mehr als einmal gestochen, dafür bekommt man aber auch hier um einen sehr billigen Preis 892 Abbildungen, welche der Herausgeber in dem zugleich mit ausgegebenen Texte erklärt, beschrieben, und die Benennungen der besten Schriftsteller in jedem Fache beygefügt hat. Brauchbarer aber wäre, wie uns deucht, dieser Text geworden, wenn der Herausgeber nicht der Ordnung der Kupfer gefolgt wäre, sondern sich an ein System, z. B. das Linnéische gehalten, und dann in der Beschreibung auf die Numer und Buchstaben des Kupfers bezogen hätte. Daß nicht alle Geschlechter von Conchylien und Korallen hier vorkommen, dürfen wir kaum erinnern.

D. M. El. Bloch's Abhandlung von der Erzeugung der Eingeweidewürmer und den Mitteln wider dieselben; eine von der königlich dänischen Societät

cietät der Wissenschaften zu Copenhagen gekrönte Preisschrift, mit zehn Kupfertaf. Berlin, bey Hesse. 1782. 4. S. 54.

Der V. hat sich schon in diesem noch so öden Felde der Naturgeschichte als einen Mann gezeigt, von welchem sich viele Aufklärung hoffen läßt; der erste Abschnitt beschäftigt sich blos mit der Naturgeschichte dieser sonderbaren Würmer, die ohne von aussen hineingekommen zu seyn, sich in den Leibern von Fischen, Vögeln und Säugthieren finden, und nach einigen hier beygebrachten Beobachtungen zuweilen ganz entwickelt mit ihnen auf die Welt kommen. Er theilt sie zuerst in breite, und in runde: Unter den erstern stehen die Geschlechter, Riemenwurm (Ligula), Doppelloch (Fasciola), und Bandwurm, von welchem der V. vier mit Hacken versehene Arten, und sechzehn andere, so wie von beyden ersten Geschlechtern nur zwo Arten anführt. Unter den runden Würmern stehen die acht übrigen Geschlechter, der Blasenwurm mit drei Arten, der Krazer (Echinorgachus) mit zwo Arten, der Spulwurm mit vier Arten, der Schwanzwurm (Trichuris), ehemals von Röderern entdeckt, mit einer Art, der Fadenwurm mit drey Arten, der Nelkenwurm (Caryophyllus) mit einer Art, der Kappenwurm (Cucullanus) mit zwo, und das Eingeweide-Infusionsthier, (Chaos intestinalis) auch mit zwo Arten. Die Beschreibungen sind kurz und gedrängt, aber so wie die Zeichnungen, deutlich; das Urtheil über die Beschreibungen, Zeichnungen und Meynungen anderer freymüthig, aber bescheiden, und wo wir es wenigstens vergleichen konnten, treffend. Der zweete Abschnitt betrift die Entstehung der Eingeweidewürmer: man findet sie niemalen ausserhalb des thierischen Körpers, aber bey neugebohrnen noch säugenden, so gar bey noch ungebohrnen Thieren, viele unter ihnen in Theilen, worzu ihnen der Zugang von aussen ganz verschlossen ist, ganz frisch in Theilen, bey deren beständiger Bewegung und Druck Thiere von anderer Natur zu Grunde gehen müßten: sie gedeihen innerhalb des Körpers der Thiere am besten, sterben hingegen außerhalb desselbigen bald; ihr ganzer Bau ist für ihren Aufenthalt eingerichtet, einige findet man nur in einzelnen Thierarten; sie sind ungemein fruchtbar, die meiste an Eyern, und lassen sich nicht aus einem Thiere in das andere versetzen: da nur die Eyer aller Thiere, da sind, wo

wo die junge Brut Nahrung findet, und die Thiere, welche einerley Nahrung geniessen, verschiedene Würmer haben, so ist es wohl ungezweifelt, daß sie ihnen angebohren sind. Hierauf gründet nun der V. die Art den Uebeln, welche die Würmer erregen, vorzubauen oder abzuhelfen. Wasser, mit Quecksilber gekocht, Sabbadillsaamen und andere hat der V. kraftlos befunden, die meist andere hochgepriesene Wurmmittel wirken als abführende Mittel; das meiste Zutrauen sezt der V. in ein Pulver aus einem Scrupel Salmiak, einem halben Scrupel Jalap, und zween Granen Ingwer, das er alle zwo Stunden nehmen, und mit bittern Mitteln abwechselnd läßt, und in ein Gemenge aus einem halben Loth englisches gefeiltes Zinn und einem halben Scrupel Jalape, die mit einem Syrup angemacht und so alle vier Stunden gegeben werden.

P. Campers kleinere Schriften, die Arzneykunst und fürnemlich die Naturgeschichte betreffend. Erstes Bändchen, aus dem Holländischen übersezt, mit vielen neuen Zusätzen und Vermehrungen des Verfassers bereichert und mit einigen Anmerkungen versehen, herausgegeben von S. F. M. Herbell. Leipzig, bey Crusius. 1782. 8. mit 4 Kupferpl. 10 Bogen stark.

Für die deutsche Naturforscher, deren die wenigste diese Schriften, welche über einige Theile der Naturgeschichte so vieles neues Licht verbreiten, in der ersten Ausgabe lesen können, ein sehr schätzbares Geschenk. Zuerst ein Auszug aus zwo für den Zergliederer, Physiognomen und Zeichner gleich wichtigen Vorlesungen, welche der V. in der Mahlerakademie zu Amsterdam hielt. Gleich stark als Zergliederer und als Mahler zeigt er die bisher im Ausdruck des Alters und der Nationen begangene Fehler, insbesondere die Fehler des Ovals und seiner Eintheilungen durch das Kreuz: bey dem Kinde ist der Kopf vornemlich von hinten breiter und zu oberst glätter, die Augenhöhlen stehen nicht so weit von der untern Kinnlade ab, und die Stirne läuft nach der Nase hin einigermaßen einwärts glatt hinab; im Menschen vom mittleren Alter ragt die Stirne oberhalb der Augen weiter hervor; beyde Kinnbacken sind länger, der untere

schie=

schiefer und von den Augenhöhlen viel weiter entfernt; bey dem Greise ragt die Stirne unmittelbar über den Augen noch weiter hervor, und scheint noch mehr nach hinten zu weichen; die Kinnbacken werden kürzer, der untere springt vorwärts und nach oben, die Lippen ziehen sich einwärts, die Seitenmuskeln des Mundes werden schlaffer und runzelicht. Der Grund der Verschiedenheit in den Gesichtszügen verschiedener Nationen, selbst verschiedener Thiere beruht in dem Winkel, den eine grade durch die beyde Ohrenhöhlen bis auf den Boden der Nase gezogene Linie mit einer andern geraden Linie macht, die die Hervorragung des Stirnknochens oberhalb der Nase berührt, und bis auf den am meisten hervorragenden Theil der Kinnbacken gezogen wird; so ist er bey dem Vogel am kleinsten, bey dem Affen von 42°, 50° bey dem Mohren und Kalmucken von 70°, bey dem Europäer von 80° und bey der höchsten Schönheit in den Antiken von 100°. Bey dem Mohren liegt die Stirne hinten weit mehr über und der obere Kinnbacken mit der Zahnlade steht mehr hervor; bey dem Kalmucken ist der Kopf ohne alle Künsteley schmal, die Jochbeine stark hervorragend, Kinnladen und Beißmuskeln groß und stark, die Augen etwas länglicht gebildet. Wann der angegebene Winkel über 100° gehe, so seye es ein Ungeheuer, wie man an einem in Thon boßirten Kopfe leicht versuchen kann. Auf diese folgt die Rede über den Ursprung und die Farbe der Schwarzen, die zugleich eine Schutzschrift für die ursprünglich ganz menschliche Natur dieser unserer von einigen Neuern zur Abstammung von Affen herabgewürdigte Mitmenschen enthält, so wie die meisten Schriften des V., mit ausnehmender wohlverdauter Belesenheit in alten und neuen Schriftstellern über Naturkunde, Geschichte und schöne Künste: ihr Blut hat eben die Farbe, wie das Blut der Europäer, und ihr Gehirn ist ehr noch weißer. Wärme des Himmelsstrichs, den wir bewohnen, ist Ursache der Farbe, allein daß Menschen aus entfernten Gegenden, die in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte unter den Menschen gewöhnliche Farbe annehmen, darzu werden Jahrhunderte erfordert; die portugiesische Juden z. B. sind viel schwärzer, als die deutschen und pohlnischen. Schon die Nahrung verändere die Bildung, und auf dem Lande seyen die Menschen nicht so schön, als in den Städten, (dieses ist offenbar, wenigstens allgemein nicht richtig, hat doch der Landmann sonst weniger verderbliche Sitten und Gewohnheiten, welche die Menschennatur veredlen, als der Stadtbürger im Durchschnitte). Der Mohr

wo die junge Brut Nahrung findet, und die Thiere, welche einerley Nahrung geniessen, verschiedene Würmer haben, so ist es wohl ungezweifelt, daß sie ihnen angebohren sind. Hierauf gründet nun der V. die Art den Uebeln, welche die Würmer erregen, vorzubauen oder abzuhelfen. Wasser, mit Quecksilber gekocht, Sabbadillsaamen und anders hat der V. kraftlos befunden, die meist andere hochgepriesene Wurmmittel wirken als abführende Mittel; das meiste Zutrauen sezt der V. in ein Pulver aus einem Scrupel Salmiak, einem halben Scrupel Jalap, und zween Granen Ingwer, das er alle zwo Stunden nehmen, und mit bittern Mitteln abwechselnd läßt, und in ein Gemenge aus einem halben Loth englisches gefeiltes Zinn und einem halben Scrupel Jalape, die mit einem Syrup angemacht und so alle vier Stunden gegeben werden.

P. Campers kleinere Schriften, die Arzneykunst und fürnemlich die Naturgeschichte betreffend. Erstes Bändchen, aus dem Holländischen übersezt, mit vielen neuen Zusätzen und Vermehrungen des Verfassers bereichert und mit einigen Anmerkungen versehen, herausgegeben von S. F. M. Herbell. Leipzig, bey Crusius. 1782. 8. mit 4 Kupferpl. 10 Bogen stark.

Für die deutsche Naturforscher, deren die wenigste diese Schriften, welche über einige Theile der Naturgeschichte so vieles neues Licht verbreiten, in der ersten Ausgabe lesen können, ein sehr schäzbares Geschenk. Zuerst ein Auszug aus zwo für den Zergliederer, Physiognomen und Zeichner gleich wichtigen Vorlesungen, welche der V. in der Mahlerakademie zu Amsterdam hielt. Gleich stark als Zergliederer und als Mahler zeigt er die bisher im Ausdruck des Alters und der Nationen begangene Fehler, insbesondere die Fehler des Ovals und seiner Eintheilungen durch das Kreuz: bey dem Kinde ist der Kopf vornemlich von hinten breiter und zu oberst glätter, die Augenhöhlen stehen nicht so weit von der untern Kinnlade ab, und die Stirne läuft nach der Nase hin einigermaßen einwärts glatt hinab; im Menschen vom mittleren Alter ragt die Stirne oberhalb der Augen weiter hervor; beyde Kinnbacken sind länger, der untere

schie-

schiefer und von den Augenhöhlen viel weiter entfernt; bey dem Greise ragt die Stirne unmittelbar über den Augen noch weiter hervor, und scheint noch mehr nach hinten zu weichen; die Kinnbacken werden kürzer, der untere springt vorwärts und nach oben, die Lippen ziehen sich einwärts, die Seitenmuskeln des Mundes werden schlaffer und runzelicht. Der Grund der Verschiedenheit in den Gesichtszügen verschiedener Nationen, selbst verschiedener Thiere beruht in dem Winkel, den eine grade durch die beyde Ohrenhöhlen bis auf den Boden der Nase gezogene Linie mit einer andern geraden Linie macht, die die Hervorragung des Stirnknochens oberhalb der Nase berührt, und bis auf den am meisten hervorragenden Theil der Kinnbacken gezogen wird; so ist er bey dem Vogel am kleinsten, bey dem Affen von 42°, 50° bey dem Mohren und Kalmucken von 70°, bey dem Europäer von 80° und bey der höchsten Schönheit in den Antiken von 100°. Bey dem Mohren liegt die Stirne hinten weit mehr über und der obere Kinnbacken mit der Zahnlade steht mehr hervor; bey dem Kalmucken ist der Kopf ohne alle Künsteley schmal, die Jochbeine stark hervorragend, Kinnladen und Beißmuskeln groß und stark, die Augen etwas länglicht gebildet. Wann der angegebene Winkel über 100° gehe, so seye es ein Ungeheuer, wie man an einem in Thon boßirten Kopfe leicht versuchen kann. Auf diese folgt die Rede über den Ursprung und die Farbe der Schwarzen, die zugleich eine Schutzschrift für die ursprünglich ganz menschliche Natur dieser unserer von einigen Neuern zur Abstammung von Affen herabgewürdigte Mitmenschen enthält, so wie die meisten Schriften des V., mit ausnehmender wohlverdauter Belesenheit in alten und neuen Schriftstellern über Naturkunde, Geschichte und schöne Künste: ihr Blut hat eben die Farbe, wie das Blut der Europäer, und ihr Gehirn ist ehr noch weißer. Wärme des Himmelsstrichs, den wir bewohnen, ist Ursache der Farbe, allein daß Menschen aus entfernten Gegenden, die in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte unter den Menschen gewöhnliche Farbe annehmen, darzu werden Jahrhunderte erfordert; die portugiesische Juden z. B. sind viel schwärzer, als die deutschen und pohlnischen. Schon die Nahrung verändere die Bildung, und auf dem Lande seyen die Menschen nicht so schön, als in den Städten, (dieses ist offenbar, wenigstens allgemein nicht richtig, hat doch der Landmann sonst weniger verderbliche Sitten und Gewohnheiten, welche die Menschennatur verunedlen, als der Stadtbürger im Durchschnitte). Der Mohr

 ist

ist im Mutterleibe nicht schwarz, ob er gleich sonst seine ganze Gesichtsbildung mit auf die Welt bringt. Wird das schwarze Häutchen, worinn der Grund dieser Farbe liegt, verlezt: so wird es, so wie bey schwarzen Thieren das Haar, nie wieder schwarz sondern weiß; was ihm und den Haaren die Farbe giebt, scheint sich in der Jugend aus dem Blute abzusondern. Kurze Nachricht von der Zergliederung eines jungen Elephanten. Andere alte und neue Zoologen berichtigt, und Aristoteles öfters gegen seine Nachfolger gerechtfertigt. Keine Thränenpunkte konnte der V. nicht entdecken. Der Elephant saugt mit dem Maul. Das Lamm, das Kalb, und das junge Reh käuen nicht ehr wieder, als bis sie Gras gefressen haben. Wann dem Elephanten bey Plinius eine lingua lata zugeschrieben wird, so liest der V. lieber alta, weil sie tief liegt, aber nicht breit ist: das Zeugungsglied ist doch, wider Aristoteles, der Größe des Thiers ziemlich gemäß, und der Rüssel nicht knorpelicht, sondern ganz fleischig: Im Herzen keine Spur eines Knochen, aber ein deutlicher Herzbeutel darum: In der Leber eine sehr weite Gallenröhre, die in eine im Zwölffingerdarm liegende Gallenblase führt; so wie sie auch bey dem Adler zwischen der Leber und dem Darme liegt: das Gehirn ist nicht so klein, als man insgemein glaubt, auch nach dem V., des Cartes Muthmaßung von dem Sitz der Seele nicht so ungereimt; wie bey den meisten grasfressenden Säugthieren, haben auch hier die Geruchsnerven grosse Höhlen. Abhandlung über die Bildung der grossen Knochen der Vögel und deren Verschiedenheit: in besondern Arten bey dem Gänseadler und dem Kronvogel fand der V. den Oberschenkelknochen und bey der Eule und dem westindischen Raben den Armknochen voll Luft, die durch eigene bald da bald dort befindliche natürliche Oefnungen aus Brust und Bauch hineinkommt; bey dem Auerhan und Storch sind Arm- und Oberschenkelknochen, bey der Lerche, welschen und gemeinen Hünern, die Armknochen voll Luft, bey dem Sperling, der kleinen Mewe, der Holzschnepfe, Arm- und Oberschenkelknochen voll Mark, bey dem Adler und der Eule sind so gar alle Knochen, welche die Brust umschliessen, selbst das heilige Bein und die Hüftbeine hohl und offen, so daß die Luft aus Brust und Bauch in sie hineindringen kann; die Knochen des Vorderarms hingegen in allen Vögeln mit Mark angefüllt. Eulen und Krähen haben statt des Marks zwischen den Tafeln der Hirnschaale Luft; im Straus, Casuar, Penguin, Taucher, haben die Armknochen keine Oefnung, durch

welche

welche die Luft hineinkommen könnte, doch fängt bey dem Casuar die Höhle zwischen dem Darmbeine und dem heiligen Beine Luft auf, und bey dem Straus und der Trappe alle übrigen Knochen, vornemlich aber der Oberschenkelknochen, wiewohl hier die Oefnung an einer andern Stelle ist; bey der Nebelkrähe und den Hünern schien ihm Luft in die Körper der Halswirbelbeine, bey dem Straus, Nasehornvogel, Reiger, der Rohrdommel und Nebelkrähe, in die untere Kinnlade zu kommen; bey der Löffelgans drang zwar die Luft in alle Knochen der Brust und des Bauchs, auch in den Oberschenkelknochen, und das heilige Bein, oder der Schenkelknochen war mit Mark angefüllt; bey ihr, auch bey Reigern und Adlern sind die Schwungfedern bis ans Ende hohl: bey Schwanen, Enten, Gänsen, Penguins empfangen die Knochen des Haupts keine Luft, weil ihnen dadurch das untertauchen leichter wird; die Luft dringt bey den Vögeln zwischen den Knochentafeln der Stirne und dem Pflugscharknochen; der Hirnschädel und die ganze untere Kinnlade empfangen sie durch die Eustachische Trompete, die Halswirbelbeine durch die Röhren aus der Vorhöhle der Brust, die Armknochen und Luftsäcke zwischen den Brustmuskeln unmittelbar aus der Brusthöhle, die Schenkelbeine durch häutige Röhren aus den Lufthöhlen oberhalb des Eingeweides; bey Vögeln, welche keine Luft in ihren Knochen haben, scheint die Natur, wie bey den Fledermäusen, durch desto stärkere Brustmuskeln für ihre Bestimmung gesorgt zu haben. Daß das Mark zum Wachsthum der Knochen nichts beytrage, sieht man daraus, daß z. B. gebrochene Armknochen junger Hühner wieder zusammen wachsen. Die Schenkelknochen des Tauchers haben eine schwatze, abfärbende Beinhaut, und keine Kniescheibe, sondern hochaufsteigende Fortsätze. Im folgenden Brief sucht der V., wie es ihm auch leicht war, zu beweisen, daß er diese Entdeckungen vor Huntern gemacht habe. Der Hahn und Straus, die Steineule und Nebelkrähe haben für die beyde eustachische Röhren nur eine gemeinschaftliche Oefnung. Bey dem Casuar ist der mittelste Nagel an den Zehen der längste, und noch einmal so lang als die andere. Daß nicht Kälte den Stahl hart macht, beweist der V. durch einen Versuch, in welchem er schnell zur kirschrothen Glut gebrachten Stahl nicht nur in Quecksilber, sondern auch in kochendem Oele sehr schnell federhart werden sahe, da er in kochendem Wasser weich blieb. Ueber die Zeugung der amerikanischen Kröten; hier brütet die Sonne die sich selbst überlassene Eyer aus. Auch bey

der Plalmuschel liegen die Eyer zwischen der innersten und zweyten Platte ihres Gehäuses. Zulezt noch Anmerkungen über das Singen der männlichen Frösche: der Frosch athmet so viel Luft ein, als er kann, und drückt sie durch die Oefnung der Luftröhre unten gegen die Zunge, da wird nun die Luft durch eine hervorragende Erhöhung gleichsam entzweygetheilt, damit sie in gleicher Menge und Kraft in zwo Blasen, die nun stark ausgedehnt werden, gedrückt werde, nur wird sie durch die fleischige Haut der Blasen wieder nach der Zunge und dem Munde gepreßt, und so bildet sie mit Hülfe der durch die ganze Brust und Bauch verbreiteten Lungen den hellen Klang. Die Kröten haben diese Blasen nicht, auch viele unsrer einheimischen Frösche nicht, den amerikanischen sind sie klein oder fehlen ganz.

Ichthyologiae veterum specimina ad Virum Clarissimum M. E. Blochium autore *Ioh. Gottl. Schneider*. Francof. ad Viadr. typis Winteri. 4. S. 22.

Mit wahrem kritischem Scharfsinn, einer grossen Belesenheit in den Alten, und einer zwar nicht, wie es scheint, durch eigene Beobachtung erworbenen, aber gewis nicht geringen, Sprachkundigen und Auslegern der Alten so oft mangelnden Kenntnis der Natur beleuchtet der V. einige Stellen des Aristoteles, die von Fischen handeln, vergleicht seine Beschriebungen mit den Beschreibungen neuerer Naturforscher eines Bleon, Ascan, Pallas, Brünniche, zeigt wie die Nachschreiber dieses grossen griechischen Weisen, Plinius und Aelian ihn manchmal verstümmelt, wie sowol sie, als spätere Naturforscher und Philologen Gaza, Rondelet, Gronov ihn falsch umschrieben und ausgelegt haben, und wie überhaupt richtige Kenntnis der alten Sprachen, und fleißiges Lesen der alten Schriften vielmehr Einfluß auf die Aufklärung der Naturgeschichte haben würde, als man sich insgemein vorstellt. Aristotelis Βελονη seye Syngnathus acus Linn. (nicht Belone, die bey Linné nicht vorkommt), obgleich spätere Schriftsteller den Linneischen Esox Belone darunter verstanden; seine σφυραινα sey der Linneische Esox Sphyraena, sein Βατραχος Linnés Lophius piscatorius, sein καλλιωνυμος der Linneische Uranoscopus. Gelegentlich bemerkt er auch,

daß

daß in der teutschen Uebersetzung von Bohadsch, wo von den Eiern einer Rochenart die Rede ist, tibialia sehr lächerlich durch Schenkelbänder übersezt ist.

Ew.

Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, Dritter Band. Mit Kupfern. 1782. S. 504.

Auch dieser Band enthält außer der Lebensbeschreibung des verstorbenen Dr. Brumbey, und Nachrichten und Auszügen aus Briefen auswärtiger Freunde, fünf und zwanzig Abhandlungen von sehr mannichfaltigem Innhalte. H. Prof. Camper erzählt, daß, wenn man bey dem Schnitt des Schenkelbruchs, den ersten Schnitt schräg gegen die weisse Linie zu, erweitere, man die arteria epigastrica nicht treffe. Der Roz der Pferde seye nicht ansteckend; die Unterkinnladendrüsen sind sehr stark aufgeschwollen, die Nase inwendig voll Geschwüre, und die Pulsadern in derselbigen mit Polypen ausgefüllt, welche sich in Aeste verbreiteten; auch der innere Bau der Meerschweine giebt ihnen ein Recht zu der Classe der Säugthiere. D. Reineggs beschreibt das Wasser des Euphrats an der Quelle zum Erstarren kalt; auch er rügt mehrere Fehler, die Tournefort in der Beschreibung seiner Reise nach den Morgenländern begangen habe. Der Graf von Mattuschka bemerkt, daß der graue Reiher nicht das Weibchen des blauen, sondern nach aller Wahrscheinlichkeit der junge noch nicht vierjährige Vogel ist; in einem gepflasterten Hofe nährte er sich von Sperlingen. Der opalisirende Muschelmarmor bricht bey Bleiberg in einem 15–20 Klafter mächtigen Mergelschiefer. Herr Lindheim hat in dem kristallisirten Asbest von Gmündt in Kärnthen, wie an Kalk, Bittersalzerde, Kieselerde, Eisen und eine Spur von Kalkerde in 240 Theilen eines isländischen Chalcedons, der an undurchsichtigen Stellen am Stahl kein Feuer gab, 200 Theile Kieselerde, 20 Th. Kalkerde, 2 Th. Alaunerde, einen Th. Eisen, und 11 von fixer Luft, Wasser, brennbarem Wesen und Braunstein; in einem siebenbürgischen Stangenschörl, der viele Aehnlichkeit mit dem freybergischen Stangenspat hat, $\frac{1}{13}$ Alaunerde, $\frac{37}{60}$ Kieselerde, $\frac{11}{60}$ Kalkerde, $\frac{1}{20}$ Bittersalzerde, $\frac{1}{30}$ Kristallwasser, und $\frac{1}{65}$ Eisen; in einem gleichfalls

falls siebenbürgischen Sternschörl $\frac{2}{3}$ rohe Kalkerde und $\frac{1}{3}$ Kieselerde. H. Prof. Hagen im rothen Theile des Bluts, und dem, was nach der Destillation in starkem Feuer davon zurückbleibt, Gewächslaugensalz, Kalkerde und Phosphorsäure. Der sogenannte Krös oder Kragenstein ist, auch nach chemischen Untersuchungen, eine Art Alabaster. 1776 haben 6150 Centner Bleibergisches gemeiniglich sogenanntes Villacher Bley nur 9 Loth und 3 Quentchen Silber auf dem Treibheerd gegeben. Hr. Pr. Otto beschreibt den natterförmigen Nadelfisch, eine vom Linné noch nicht beschriebene Art; Hr. Boddaert den Sargus mit einer Art Beutel unter jedem Auge (palpebratus); Hr. Hofr. Hein einen Todesfall bey einem Kinde von dem Saamen des Stechapfels. Den Beschluß der Auszüge macht ein sehr reichhaltiger Auszug aus einigen Güldenstädtischen Briefen, die Naturgeschichte der caucasischen Gebirge und Georgiens betreffend; im Vorgebirge des caucasischen Gebirgs Eisenstein, Schwefel, Vitriol, Bergöl und, wiewohl selten, in Quarzgängen Spuren von Kupferkies und Bleyglanz. Daß der in Georgien häufig unter das Brod gebackene Samen von Sommerlolch Taumel erregt, hat Hr. G. sehr oft beobachtet; die pontische Azalea ist auf den mittlern caucasischen Alpen vom kaspischen bis zum schwarzen Meer sehr gemein; sie vergiftet die Ziegen, und den von den Bienen bereiteten Honig. Oleander, Eisenhütchen, und andere Arten dieses Geschlechts kommen da gar nicht vor, wohl aber gemeine Zeitlosen. Nun die Abhandlungen selbst. 1) Dr. Weiß von der Gesellschaft gekrönte Schrift über das Anstecken der Viehseuche S. 1–41. Schon 6 Jahre alte Giftmaterie steckte noch an. Natürlich krankes sowohl als geimpftes Vieh leidet sehr an den Verdauungswerkzeugen; schon am zweiten Tage nach dem Impfen, hatte der dritte Magen seine Bewegung verloren; auch hat der V. den Genuß des Fleisches von krank geschlachteten Vieh unschädlich gefunden. Zuletzt ein Verzeichnis des am 15ten Oct. 1769 bis in den Oct. 1781 im Ostfries- und Harlingerlande verreckten und wieder gebesserten Rindviehe. II. Hrn. Hofr. Gleditsch Beytrag zur Geschichte der einheimischen Futterkräuter in der Mark Brandenburg überhaupt, und insbesondere des grossen deutschen Sand- und Feldspergels. S. 42 – 23. III. O. F. Müller von der rothen Wassermilbe, die sehr wohl von der Wasserspinne unterschieden werden muß. S. 83 – 93. nebst einer darzu gehörigen Zeichnung. IV.

J. F.

J. F. W. Herbst Beschreibung der Flinder oder Helleflynders laus S. 94 – 102. Auch mit einer Zeichnung einer neuen Art Schildfloh, welcher der V. von ihrem gewöhnlichem Aufenthalte der Hillbutte, den Beynahmen hippoglossi gibt. V. Hn. Hofr. Gleditsch neue Bemerkung über das Geschlecht und die Art der ächten Balsampflanze von Mecca. S. 103 – 131. Ein blühender Zweig davon aus Mecca selbst durch Achmet Effendi, Dr. Reineggs und Pr. Hacquet an die Gesellschaft gekommen; die Blume insbesondere stimmt mit der Linnéischen Beschreibung der Anigris nicht überein; die Krone fällt bald ab, und besteht aus fünf Blättchen; die Staubfaden sind länger als Kelch und Krone, und sitzen am erstern fest; ihre Anzahl ist zehen. VI. u. VII. Hrn. Pr. Fuchs fortgesetzter Beytrag zur Geschichte merkwürdiger Versteinerungen S. 132 – 160. mit Zeichnungen. Kettensteine, Versteinerungen einer Art von Röhrenkorallen; ästige Entrochiten, baumförmig und kriechend; alle in Kalkarten; eine versteinte Röhrenkoralle in Jaspachat, Netzkoralle in feinem Feuerstein, Holzwurzeln in Hornstein, Knochen verschiedener Thiere in einem andern Gestein, die meiste aus der Gegend von Potsdam. VII. Hrn. Fr. Wilkens Nachricht von einem birnförmigen mehrfarbigen seltenen Kieselbunde, einer von Linné und selbst von Klein und Leske nicht beschriebenen Art des Seeapfels mit einer Zeichnung. S. 161 – 171. VIII. Botanische Bemerkungen fortgesetzt von J. J. Reichard, S. 172 – 176. Sie betreffen den warzigen und den kleinen Becherschwamm, zwo neue Arten, die hier auch abgezeichnet erscheinen. IX. Hr. Hofr. Gleditsch kurze Nachrichten von einem seltenen Raupenfraße im Jahr 1780, besonders in der Mark Brandenburg und in Pommern. S. 177 – 182. Es waren die Raupen von der Linnéischen Gammaeule; ihre angenehmste Nahrung war Hederich. X. K. O. Frh. v. Jh. Nachricht von besonders anzulegenden und zu unterhaltenden Rindenschlägen, um die Eichen in den Forsten zu schonen S. 183 – 189. Der V. schlägt auch die Rinde der zahmen und Roßkastanie, und nach Erfahrungen die Rinde der Weißtanne zur Lohe vor: räth auch den Gerberbaum in dieser Absicht anzupflanzen; die Schläge sollen aus harten und weichen Laubholze bestehen, in 16 – 20 Jahren abgetrieben, und ein Jahr, ehe man sie abtreibt, geschält werden. XI. C. E. Weigel Beschreibung einer Schlange. S. 190 – 193. Sie gehört unter das Geschlecht der Aalschlange, das V. lieber Schuppenschlange nennen würde; sie

 hat

hat vieles mit dem Linneischen Anguis Cerastes gemein, nur hat sie keine so hervorragende Zähne, von ihrer langen Schnautze nennt sie V. die Langnasige. XII. Hr. D. Fr. v. Paulla Schrank zoologische Wahrnehmungen. S. 194 - 198. Sie bestätigen die Linnéische und St. Müllerische Beschreibung des Bienenwolfs und der von Linné in seiner Fauna beschriebenen Bachstelze (Acredula). Ein Krähenkopf mit einem Kreuzschnabel zugleich abgebildet. XIII. Hrn. Hofr. Opitz Beschreibung eines Kindes, dessen Zunehmen und Wachsthum widernatürlich war. S. 199 - 201. Schon im ersten Jahre, noch mehr aber, ehe es vier volle Jahre erreichte, war es außerordentlich stark und ungefähr 200 Pfund schwer. XIV. Ebend. Beobachtung über die langsame Verwesung des an der Seuche gestorbenen und mit der Haut verscharrten Rindviehes. S. 202 - 205. Nach 19 Jahren fand er das in Mauersand verscharrte Vieh noch nicht verwest. XV. Hrn. D. Weis Versuch und Anweisung, den Cartuffelbau zu verbessern. S. 206 - 218. Er räth, sie durch die Augen an den Wurzeln fortzupflanzen. XVI. Hrn. Hofr. Brinkmann Bemerkung über die Erdtoffeln. S. 216 - 217. Die rothen haben zwischen dem Oberhäutchen und der Haut einen scharfen Saft, der vielleicht den Grund der diesem Gewächse zugeschriebenen schlimmen Wirkungen sey. XVII. Hrn. Domh. v. Rochow physikalische Bemerkungen über die im Jahr 1781 am 24 und 25. May eingefallene plötzliche Kälte. S. 241. Der V. beschreibt ihre Wirkung auf Gewächse und Menschen. Hr. D. Brand zugleich den Stand und den Wind des Barometers und Thermometers; Hrn. Oberconsistorialrath Silberschlag sucht die Ursachen dieser Kälte auf. XVIII. H. J. Bode Beytrag zur Geschichte des Gichtschwamms mit einer Zeichnung. S. 242 - 246. den Hrn. Pr. Gleditsch in der XX. Abh. S. 251 - 270. erläutert. XIX. Ebend. Beschreibung eines neues Schwammgeschlechtes, Ascidium oder Schlauchschwamm, auch mit einer Zeichnung und Erläuterung von Hrn. Pr. Gleditsch. S. 247 - 250. Es zeichnet sich durch ein hohles auswendig Saamen tragendes Köpfchen auf einem haarzarten Stiele aus, und scheint der Hallerischen Trichia sehr nahe zu kommen. XXI. Hrn. Gr. W. v. Mellin Beschreibung des Kiulas (Cacia capensis), nebst einer Zeichnung. S. 271 - 284. sehr genau, lehrreich und unterhaltend zugleich. XXII. Hrn. Consist. R. Silberschlag Abhandlung von Prüfung und richtiger Angabe der Feuersprützen, mit Zeichnungen. S. 285 - 345. Eine auf sehr genaue Rechnungen

gegründete Prüfung. XXIII. J. E. Bode über die Entdeckung eines neuen Planeten, nebst Zeichnung. S. 390 - 371. Ein Deutscher, Herschell entdeckte ihn 1781 zuerst zu London zwischen den Hörnern des Stiers und den Füßen der Zwillinge in der Milchstraße, etwa einen Grad südwärts bey dem 132sten Stern des Stiers; daß er kein Komet unsers Sonnensystems sey, und jenseits der Saturnsbahn um die Sonne läuft, beweist der V. sehr bündig, er giebt ihm den Namen Uranus. XXIV. Blochs ornithologische Rhapsodien mit Zeichnungen. S. 372 - 379. Sie betreffen die Trappe, den Haubentaucher und einige Entenarten bey deren Weibchen die Luftröhren ganz gerade sind, so wie sie überhaupt bey diesen Vögeln keine labyrinthische Gänge, sondern blos einen leeren Raum haben. Zuletzt noch etwas von den Schleimröhren der Vögel, die von der Speiseröhre ausgehen. XXV. Meyer Versuche zur näheren Kenntniß des Wasssereisens (Hydrosiderum) eines neuen Metalles. S. 380 - 393. Es wird vornemlich aus Sumpferzen gewonnen, und hat eine weiße Erde in sich, von welcher sich aber ein Theil in dem daraus geschmiedeten Stangeneisen schon wieder verlohren hat: der V. hat es mit verschiedenen Metallen zusammengeschmolzen aber nur mit Eisen, Kobolt und Kupfer vereinigte es sich; es ist auch sehr spröde.

Zb.

Des Herrn Baron Karl Degeer Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von A. E. Goeze. Sechster Band. Mit dreyßig Kupfertafeln. Nürnberg bey Raspe 1782. 4. Bogen, 25.

In diesem Bande sind die zweyflügelichten Insekten nebst den Geschlechtern des Blattsaugers und der Schildlaus abgehandelt. Balancirstangen allein abgeschnitten, brachten in dem Versuche des Uebers. die Fliege im Fluge nicht aus dem Gleichgewicht; wohl aber, als die Deppelmuschel auf einer, noch mehr auf beyden Seiten abgeschnitten wurde. Unter den Fliegen von welchen der V. die Geschlechter Stratiomys und Nemotelus absondert, kommt hie der Dickkopf, die Rothfleckichte, die

Walze

Walze, die Buckelfliege, der Baumrüssel, die Herbstfliege, die Bartfliege, der Gelbling, die Schwammfliege, der Fuchs, die die Fichtenfliege, die geringelte, die bienenförmige, die mantisartige, die surinamische, die grüne Fliege mit gelbem Kopf, die geringelte, gelbgefleckte, kupfergrüne, kupferfarbige, goldne, rostfarbige, gegürtelte und gelbschenkelichte, die braungelbe, raubfliegenartige und getigerte Stiletfliege und der Mohr; unter den Pferdefliegen die gestreifte, die nebelichte, und die gescheckte; unter den Raubfliegen, der Grünbukel, und die schwarze; unter den Stechfliegen, die schwarze; unter den Erdmücken, der Braunflügel, die gefleckte, die Wintermücke, die Schwammmücke, die Lerchenschwammmücke, die schneckenartige, die Amphibienmücke, die zweifarbige, die aurorafarbige Erdmücke, die schwarze Wasser-, die schwarze Mistmücke, die Fichtenmücke, die Lotusblumenmücke, die Markusfliege mit rostfarbigen Hüften, die Kloakmücke und der grose Rothkopf; unter den Schildläusen die gepuderte Erlenschildlaus, als neue Arten vor; überhaupt ist auch dieser Band reich an eigenen Beobachtungen.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Zweiten Bandes 6tes Stück, 1782. Bog. Ss-Bbb.

Dieses Stück, mit welchem der zweite Band beschlossen ist, fängt mit Hrn. J. A. de Luc's System über die Wärme, nebst einigen neuen Beobachtungen von Hrn. Pictet in Genf, ausgezogen aus den von dem erstern herausgegebnen Briefen an. S. 643-680. II. Eine Uebersezung der chemischen Probschrift des Hrn. Juliaans von dem cayennischen Federharze. S. 680-738. Zuerst die Naturgeschichte dieses getrockneten Saftes (unter den Pflanzen, welche einen solchen geben, finden wir doch unsern einheimischen europäischen Mistel nicht;) man kann, da es etwas von der Oberfläche mit hinwegnimmt, damit auch Rothstift, schwarze und bunte Kreide, auch Reiskohl, von Papier und Pergament abwischen. Versuche über seine Ausdehnbarkeit. Drey Pfunde an ein Stück von einem Zoll und einer Linie gehängt, dehnten es auf drey Zoll und zwo Linien aus, wurde es nur noch um eine Linie länger, so riß es; ein Stückchen von zween Zollen wurde von zehen Pfunden acht Zolle und vier Linien lang, riß aber nun entzwey.

Ver-

Verhalten in verschiedenen Graden der Wärme und Kälte; zu Auflösungsmitteln; im Feuer. Weingeist löste nur sehr wenig davon auf, wenn es vorher geschmolzen war; mehr aber, heftiger, und mit röthlicht dunkelgelber Farbe, jedoch ohne sich zu entzünden, er mochte nun rein, oder mit Vitriolöl versezt seyn, rauchender Salpetergeist; durch die Destillation erhielt er laugenhaften Geist, und als das sich fast ganz in Weingeist auflöste, und mit mineralischen Säuren sehr erhizet, aber, und auch da nur das dünnere, mit keiner, als mit einem Gemenge aus Salpetergeist und Vitriolöl in Flamme ausbrach. Vitriolöl löste es, vornemlich wenn es in das Feuer gesezt wurde, mit schwarzer Farbe, und mit einem starken Geruch nach brennendem Schwefel auf. Die Auflösung in Salpetergeist lies nach einiger Zeit zart rhomboidalische Kristallen niederfallen. Salzgeist wirkte nur wenig darauf, und veränderte seine Farbe kaum; selbst die Ausdünsten Königswassers gar nichts wirkte Essig, gemeines feuervestes Laugensalz, Blutlauge, Kieselfeuchtigkeit, Seifensiederlauge, Salmiakgeist, Hirschhorngeist, Seife, Honig und viele Mittelsalze, mit welchen der V. Versuche gemacht hat, höchst gereinigter Weingeist, versüßter Vitriol- und Salzgeist; mehr wirkte versüßter Salpetergeist. Salpeteräther, Mandelöl, Olivenöl, Leinöl, Eyeröl lösten es bey einer gelinden anhaltenden, Terpentinöl, Anisöl, Fenchelöl, Bernsteinöl, Cajeputöl, Kampferöl, und Kardemomöl, Bergöl, Dippelisches Oel, das destillirte Oel des Harzes selbst, Copaivabalsam, Koripabalsam, Viperschmalz, nur in einer etwas stärkern Hize, Wunderbaumöl, Kalkwasser, Schwefelleber und Harn gar nicht auf. Den Beschluß macht die Fortsezung der neuern noch nicht übersezten Theile von Buffons Vögelgeschichte.

Voets Käferwerk übersezt und mit einigen Anmerkungen begleitet von G. W. Franz Panzer. Nürnberg, verlegt von Val. Bischoff, Kupferstecher. III. Platten und 2 Bogen 4.

Der deutsche Insektenliebhaber wird Hrn. P. und B. Dank wissen, daß sie ihm bey der täglich mehr zunehmenden Menge kostbarer Insektenwerke dieses Werk in einem billigern Preise liefern, und nur bedauern, daß auch hier mehrere vorkommen, die schon bei Röseln und in andern in Deutschland gangbaren Insekten-

sektenabbildungen eben so gut vorkommen. In diesem Hefte sind 23 Erdkäfer abgebildet, und bis auf den lezten beschrieben; den Anfang macht der Goldkäfer, welchen die Insektenkenner ohne Noth in mehrere Arten zertheilt haben; von den übrigen wollen wir nur diejenigen nennen, von welchen uns noch keine Abbildungen bekannt sind, und hier die auch vom Ueb. gewählte Göz'sche Namen beibehalten. Hier kommen also das ostindische Waisenkindlein, der ostindische Goldkäfer, der ostindische rothe Tiger, der ostindische schwarz und weis gefleckte Blumenkäfer, der ostindische Gürtelkäfer, der ostindische Sammtkäfer, der rothbraune weispunktirte Kopfkäfer, der braunrothe, der fahlbraune Blumenkäfer, der deutsche Trauerkäfer, der Windelkäfer, der amerikanische gelbe Harlekin, und der Einsiedler vor. Die Abbildungen geben den Röselischen nichts nach; die Anmerkungen betreffen die Vergleichung mit andern entomologischen Schriftstellern, denen der V. zum Theil Komplimente bis zum Ekel macht.

Mh.

Jos. Lieutaud's Zergliederungskunst nach der neuesten mit verschiedenen historischen und kritischen Bemerkungen vom Herrn Portal vermehrten Ausgabe übersezt, und mit einigen Anmerkungen und Zusäzen versehen. Leipzig, bey Junius. 8. I. B. 1782. mit Kupfern 1½ Alph.

Dieses Werk eines eben so grossen Arztes als Zergliederers, der es schon vor vierzig Jahren zum erstenmale herausgab, und nachher mit eigenen und fremden Beobachtungen und Entdeckungen vermehrte, verdiente seiner Vollständigkeit und Deutlichkeit wegen schon längst durch eine gute Uebersezung unsern deutschen Aerzten bekannter und brauchbarer zu werden; es enthält nicht nur eine sehr gute Beschreibung aller Theile, die sich, wo sie nicht wirklich Licht davon borgt, nicht leicht in Zootomie und Pathologie verläuft, eine mühsame Vergleichung der Beobachtungen und Synonymien, Erzählung der verschiedenen Meynungen und Streitigkeiten, nebst einer lichtvollen Beurtheilung und eine vortrefliche Anleitung zum Zergliedern, sondern auch eine mit vieler Belesenheit in Alten entworfene Ge-

schichte

schichte der wichtigern Entdeckungen, die freylich manchen neuern Zergliederern um einen Theil seines angemaßten Ruhms bringt, diese Vorzüge hat der Ueb. in so ferne erhöht, daß er insbesondere die Geschichte der Entdeckungen und die Bücherkunde in seinen Zusätzen bis auf unsere Zeiten fortgeführt hat.

Dieser Band enthält nur die drey ersten Theile der Zergliederungskunst, nemlich die Lehre von den Knochen, Muskeln und Gefäßen. Einige neue Bemerkungen von Campern und die mikroscopische Wahrnehmungen eines Fontana über den Bau verschiedener Theile des thierischen Körpers scheinen dem Ueb. entgangen zu seyn. Daß Berengarius immer nach seiner Vaterstadt, nicht offen nach seinem eigenen Namen genennt wird, ist freylich ein sehr gewöhnlicher, aber doch immer ein Fehler.

Ew.

---

15) Nachtrag zu der Geschichte, Statistik und Erdbeschreibung.

Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke. Leipzig, bey Johann Philip Haug. 1782. Zehn und einen halben Bogen Octav.

Der uns unbekannte V. dieser mit Geschmack und Beurtheilung geschriebenen Geschichte zeigt nicht nur eine unsern neuern historischen Schriftstellern ungewöhnliche Anlage einen Gegenstand pragmatisch zu behandeln, der dem Anschein nach, wie geschmacklose Jahrzahlenklauber wähnen, und alle die, die Geschichte zur blosen Registermacherin erniedrigen, nicht eigentlich in ihr Gebiet gehört, sondern auch eine wohl verdaute Belesenheit und Bekanntschaft mit Schriftstellern, die nicht mehr allgemein gelesen werden. Allerdings hat wohl mancher Sittenbeobachter und Freund der deutschen Geschichte, den Grund der so oft unsern Vorfahren gerügten Neigung zum Trunk entwickelt gewünscht, den er hier zum erstenmal ausführlich behandelt lesen kann, wenn er gleich noch einige vom Verf. übergangene Veranlassungen des Entstehens und der Abnahme der deutschen Völlerey näher erörtert wünschen möchte. Der V. wählt

wählte zu Anfang seiner Geschichte den rechten Gesichtspunkt, daß die Deutschen wie alle wilden Völker bey ihrer Bekanntwerdung mit ausgebildeten Nationen starke Getränke lieben, weil sie die Einbildungskraft anfeuern, und Ruhm und Vergessenheit, das höchste Gut des Wilden so sehr befördern, und daß Missionarien und Gesetzgeber Jahrhunderte lang dies Uebel vergebens bekämpften, bis Carl der fünfte, neue Arten der Vergnügungen, Thee, Caffee und Chocolade, diesen uralten Hang zum Trinken besiegten. Dies ist ungefähr in der Kürze der Hauptinhalt dieser Schrift, welche noch in einem besondern Abschnitt, den Einfluß dieser Neigung auf die Religion, Sprache, Prachtsucht und die Verfassung der Deutschen zwar nicht erschöpft, doch aber dem Forscher angenehme Veranlassungen giebt, diesem und ähnlichen Einflüßen weiter nachzuspüren. So viel Vergnügen uns auch die Durchlesung dieser wohlgeschriebenen Geschichte gemacht hat, und so sehr wir zur Ehre unsrer Litteratur wünschen, daß ein baldiger Vertrieb den V. belohnen möge, nicht vergebens zur Erweiterung der deutschen Geschichte geschrieben zu haben: so wollen wir doch bey dieser Gelegenheit einiges bemerken, das der V. bey einer künftigen Umarbeitung dieser Schrift, denn der Gegenstand philosophisch bearbeitet, verdient sie gewis, annehmen oder verwerfen kann. Zuerst ist wirklich die Hauptfrage nicht genug beantwortet, und ins Licht gesetzt, wie kam es, daß die Deutschen so vorzüglich geneigt zum Trunk waren, da doch andere Nationen so gut wie sie und eben so lange in den Stand der Wildheit standen, und wie Polen, Ungarn, Britten und Russen, ihre barbarische Epoche hatten. Bey Auflösung derselben wird der V. bald finden, daß die Völlerey der Deutschen bis ins sechszehnte Jahrhundert nicht größer wie der angeführten Völker ihre war, wie selbst das angeführte Beyspiel am Hofe Heinrichs des achten beweiset, und andere noch mehr beweisen würden, wenn wir so viel Beobachter dieser Völker, als deutscher Sitten hätten. Um bey England zu bleiben, so eifern die Kirchengesetze eben so häufig, wie in Deutschland, gegen die Völlerey der Geistlichen. In der Kirchenordnung des Erzbischof Edmund von Canterbury, vom Jahr 1202, wird das Zutrinken den englischen Geistlichen verboten, oder andere unter den Tisch zu trinken. Vorher lies König Edgar der Angelsachsen nach Wilhelm von Malmesbury Bericht, in den Trinkgeschirren Abtheilungen von metallenen Buckeln machen, das übermäßige Trinken zu verhüten. Wer von der Völlerey am Hofe Christian

des

des Dichters von Dänemark Beyspiele lesen will, wird sie in reichlichem Maaß in Hanels, des englischen Abgesandten Briefen, und Ogiers dänischer Reise finden. Daß auch am burgundischen Hof stark getrunken worden, beweisen die vielen goldnen und silbernen Trinkgeschirre in dem vom Matthäi publicirten Inventarium. Aus dem Gesagten erhellt, daß die Schilderungen der deutschen Trinksucht von Welschen gemacht wurden, die wie Spanier und Italiener früher polirt waren, und andre Arten der Vergnügungen, Spiel z. E. als blos Berauschungen kannten. Zweytens hat der V. eine Ursach des Wachsthums und der Verminderung des starken Trinkens nicht gehörig erläutert. Die Deutschen, wie alle Barbaren, die wenig Vergnügungsarten kannten, liebten den Wein: so bald aber die Vornehmen, die Höfe, unter Max. I. u. Carl V. mit feinern und geistigern Vergnügungen gewohnten Nationen, Italienern und Spaniern, in Verbindung kamen; so entstanden Nachahmungen ihrer Sitten, Verbrüderungen gegen Trinkgelage, und Temperanzorden, die freylich nur allmählig wirken konnten, weil Obrigkeiten damals der Zeiten nicht so viel Gewalt als jezt hatten. Ueber den Punct, warum die Chevallerie, die doch so viel zur Verfeinerung der Sitten beytrug, so wenig in der Neigung der Deutschen zum Trunk ändern konnte, hätten wir gern einige Aufklärung gelesen. Zu den Mitteln, die die Völlerey allmählig in Abnahme brachten, würden wir noch das Tabackrauchen gerechnet haben, welches als ein neues Bedürfniß und neuer Zeitvertreib, wirklich hin und wieder die Trinkgelage verminderte. Wir könnten hier füglich unsere Anzeige schliessen: weil wir aber durch einige Auszüge des Details und verschiedene uns beym Lesen aufgefallene Bemerkungen gewiß den Geist dieser kleinen Schrift deutlicher darzustellen hoffen; so wollen wir noch einige von den in unserm Exemplar gezeichneten Stellen ausheben. S. 5 verfehlt der V. bey der Anlegung der Weinberge durch Geistlichen bey manchen Stiftern, den rechten Grund. Nicht um des Weins willen beym H. Abendmahl, denn dazu war so viel nicht nöthig, sondern weil die ersten slavischen und nordischen Bekehrer aus Weinländern kamen, und nach vaterländischen Sitten in ihren neuen Wohnsitzen leben wollten, ward von ihnen der Weinbau versucht. — Carl der große eiferte schon in seinen Capitularen häufig gegen die Trinkgelage und das Besuchen der Schenken. In einer hohenlohischen Lehnsurkunde wird von den Vasallen gefordert, mit dem großen Lehnsbecher, ein Oh-

Ohringer Maaß haltend, Bescheid und damit vollends die Probe zu thun, ob er auch ein deutschgebohrner von Adel, und dem Vaterlande hiernächst gute Dienste leisten könne. — Der letzte Graf von Görz war ein solcher Liebhaber vom Trinken, daß er oft des Nachts aufstand, seine Kinder zum Trinken zu ermuntern, und wenn sie lieber schlafen wollten, auszurufen pflegte, das seyn nicht seine Kinder, denn sie könnten eine ganze Nacht ungetrunken bleiben. — Den Beweis, daß die Landsknechte den Hang zum Saufen unter den niedern Ständen ausgebreitet, hätten wir gern gelesen. Er war gewiß, schon seit den ältesten Zeiten, unter den Deutschen dieser Classe. Aus der ehemaligen Gewohnheit Becher bey feyerlichen Gelegenheiten zu schenken, scheint uns nicht geradezu Ermunterung zum Trunk zu fließen. Ausser Bechern wurden auch andere güldene und silberne Kostbarkeiten dargebracht, und denn waren die Bedürfnisse damals noch nicht so mannichfaltig, man hatte noch keine Uhren, Dosen rc. zu verehren, und silberne Becher waren bey der Seltenheit des Glases ein vorzügliches Hausgeräth. Die Gläser, welche Bischof Salomon von Constanz seinen Gästen schenkte, und der Mönch von S. Gallen cara munera nennt, erhielten diesen Ehrennamen nicht, weil sie Trinkgeschirre, sondern weil sie von Glas waren, welches damals noch wenig in Europa verfertigt ward. — Nach dem Fränkischen Einlagerrecht durfte der Schuldner keinen Gast laden; kam einer, so stand der Wein in einem bedeckten Geschirr auf dem Tisch, und darauf ein weiß Federlein. Wer trinken will, mag solche aufheben, und durch solch Federlein trinken. Auf der Hochzeit der sächsischen Prinzessin Anne zu Leipzig 1561 mit dem Prinzen von Oranien giengen 3600 Eimer Wein und 1600 Fässer Bier auf. Die Bemerkungen über den Einfluß der deutschen Trinksucht auf unsere Sprache sind aus dem interessanten Aufsatz über den Durst der alten Deutschen entlehnt, der wohl verdient hätte, so gut wie andre Schriftsteller unter den benutzten Quellen zu stehen. Unter den Orden, deren Glieder die Mäßigkeit unter einander einschärften, hat der V. ausser dem hessischen Temperanzorden eine ältere vom Kärnthischen Landeshauptmann von Dietrichstein zu gleichem Zweck gestiftete St. Christophs Gesellschaft und ihre Statuten nahmhaft gemacht. — Nach Daniel Eremitas Erzählung trank Landgraf Moritz von Hessen an seiner Tafel in Gegenwart des spanischen Gesandten, des Königs von Spanien Gesundheit. Noch im vorigen Jahrhundert bezeichneten berühmte Trinker

große

große Gläser und Becher mit ihren Namen und der Anzeige, wenn und wie oft sie diesen auf einen Zug ausgeleert, oder ließen in den Wirthsstuben zum Andenken dort verrichteter Thaten ihr Wappen mahlen oder aufhängen. Daß die Jesuiten, wie der Vf. will, den ersten Thee zuerst in Europa eingeführt hätten, erinnern wir uns sonst nirgendwo gelesen zu haben. Sehr unterhaltende Züge von den alten deutschen Trinkgelagen enthalten Grandidiers Nachrichten, von einer 1588 im Schlosse Veld von Johann v. [illegible] gestifteten Trinkgesellschaft, wodurch dieser Aufsatz sehr interessant hätte gemacht werden können. Keiner ward in dieser Gesellschaft aufgenommen, der nicht den Ordensbecher [illegible] austrinken konnte. In den Registern dieser Gesellschaft, [illegible], finden sich viel Fürsten und Herren, die das Ordenshorn ausleerten, ehe das Schloß [illegible] ward, welche diese Ritter bis auf ganz neue Zeiten fortgepflanzt haben. Unter den alten Gliedern unterschrieben sich Christoph von Wangen, Franz von Landsberg, und Johann Christoph von Landsberg. Cornu quod [illegible] ebiberint, insignes scribunt Nobilitatis viri.

Dg.

Nordische Miscellaneen, von Aug. Wilh. Hupel, Viertes, Fünftes, Sechstes Stück. Riga, bey Hartknoch 1782. 8.

Die Hauptartikel dieser drey Stücke enthalten beträchtliche Zusätze, Ergänzungen und Berichtigungen zu Gadebusch livländischer Bibliothek von Hrn. Fischer, und eine Beschreibung der russischkaiserlichen Armee. Die kürzeren Aufsätze betreffen die Staatseinkünfte aus Lief- Ehst- und Finland von 1730 bis 1790, die Frohndienste, die russischen Bergwerke, die Streitsachen zwischen dem Herzog Karl von Kurland und der kurländischen Ritterschaft vom J. 1758, und allerley andre historische, politische, ökonomische, geographische, literarische rc. meistens nützliche, zum Theil jedoch nur Liefländer interessirende Gegenstände, auch Nachträge zu den vorigen Stücken. Unter andern findet man hier folgende wirklich merkwürdige Nachricht: Eine liefländische Edelfrau sahe während ihrer Schwangerschaft dem Tanzen eines Bären zu. Plötzlich riß das Thier

sich

sich los, lief auf die Dame zu, umfaßte sie. Man trug sie ganz betäubt in ihr Zimmer. Sie kam hernach mit einer gut gebildeten Tochter nieder. Aber dieses, jetzt 12jährige Kind hat keine Sprache, zeigt keine menschliche Fähigkeit, isset und handelt wie ein Bär, hat eine Bärenstimme, einen wilden, drohenden Blick — so daß es scheint, seine Seele müsse in dem Augenblick des seiner Mutter begegneten Schreckens eine Umformung erlitten haben. — Eine sonderbare psychologische Erscheinung, die Philosophen und Aerzten, von welchen letztern einige die Möglichkeit des Einflusses von Schrecken und ähnlichen während der Schwangerschaft sich ereignenden Vorfällen auf das verschlossene Kind ganz leugnen wollen, Stoff zu weiterem Nachdenken darbietet.

I. Geschichte der Insel Minorca, — — nach des Kapitän Armstrongs Beschreibung — — mit Zusätzen und fünf auf einem Imperialbogen zusammengetragenen Karten von — — W. C. Prätorius. Altona 1781. 14 Bogen 8.

II. Kurze Beschreibung der Insel Minorka, des Forts S. Philipp und der Stadt und Festung Gibraltar. Nebst einem Kupfer von Gibraltar und S. Philipp. Leipzig, bey Kummer, 1782. 8. Bogen 8.

Beyde Schriften stimmen, da ihre Verfasser oft einerley Quelle, nämlich Armstrong's in der Sammlung der Reisebeschreibungen ins Deutsche übersetzte History of the Island of Minorca, gebraucht haben, der Verfasser der letztern auch wohl die erstere schon genützt haben mag, in vielen Stellen fast wörtlich mit einander überein. Doch hat, ein paar Artikel und die hübsche Charte ausgenommen, No. II. den Vorzug vor der ersten, weil in derselben mehrere Nachrichten, besonders in Ansehung der neueren Zeiten, zu Rathe gezogen sind, und sie in gedrungener Kürze mehr Merkwürdiges enthält, als die erste, in welcher verschiedenes nicht eigentlich hieher gehöriges mit eingemischt ist. In einem Umfange von etwa 62 englischen Meilen enthält Minorka 36000 Einwohner. Die

Kron-

Kroneinkünfte betragen nach No. II. nicht mehr als 4050 Pf. Sterling. In der ersten Schrift wird zwar diese Summe aus Armstrong ebenfalls angegeben, zugleich aber aus einem englischen Zeitungsblatte vom Jahr 1781, welches der Verfasser der zweyten nicht gekannt zu haben scheint, bemerkt, daß die Insel jährlich 15000 Pf. Sterling reiner Einkünfte bringe; und das ist nicht unwarscheinlich. Die Exporten der Insel betragen jährlich 45000 Pf Sterl., wovon der Wein der wichtigste Artikel ist, als für welchen allein 27000 Pf. eingenommen werden. Die Importen belaufen sich auf 71200 Pf. Sterl. folglich wäre eine jährliche Einbuße im Handel von 26200 Pf. Allein das Geld, was zur Besoldung der Besatzung und zu andrem Behuf durch englische Schiffe hereingebracht wurde, überstieg diesen Verlust um ein Ansehnliches, daß demnach die Minorkaner, bey aller ihrer Faulheit, bisher reich geworden sind. So steht in der ersten der hier angezeigten Schriften, und dies ist glaublicher, als was in der zweyten gesagt wird, daß die ausgeführten Waaren zusammen nur 18000 Pf., die eingeführten hingegen 71000 Pf. Sterl. ausmachten, da doch der Verfasser selbst vorher angemerkt hat, daß der Wein größtentheils ausgeführet würde und allein 27000 Pf. abwerfe. Von S. 73 an ist in dieser leztern Schrift von der Geschichte und Beschaffenheit der Stadt Gibraltar, der Wichtigkeit dieser Vestung für Großbritannien, und von den Charten, welche die Straße von Gibraltar und die Stadt vorstellen, kurz und gut genug gehandelt.

Observations faites pendant un voyage en Italie par le Baron de R..., (Riesch.) Dresde 1781. II. Tomes 8.

Nüzliche und angenehme Nachrichten. Im ersten Theile handelt der Verfasser von den Produkten und dem neuesten Zustande der Regierungsform, des Justizwesens, der Hofverfassung, Polizey, Industrie, Bevölkerung, Finanzen, Kriegswesens etc., kurz von der Statistik von Savoyen und Piemont, von Genua, Mailand, Parma und Piacenza, Modena, Pisa Lucca, Livorno, Florenz, Rom, Bologna, Loreto und Neapel. Im zweyten werden einige besonders merkwürdige Kunstwerke in Italien beschrieben.

Tw.

Beschreibung der königlich dänischen Residenzstadt Kopenhagen und der königlichen Landschlösser durch E. C. Hauber. Dritte und sehr vermehrte Auflage. Kopenhagen, 1782. bey Pelt 16 B. 8.

Ist kurz, aber brauchbar und ihrem vornehmsten Zwecke, deutschen Reisenden, die Kopenhagen besuchen, eine Anleitung zu geben, gemäß eingerichtet. In wie fern diese Auflage sich von den beyden vorhergehenden unterscheide, können wir nicht bestimmen, da wir keine Gelegenheit gehabt haben, sie unter einander zu vergleichen. Die ganz neu hinzugekommene Nachricht vom Observatorio S. 81-86. ist dem Herausgeber vom Hrn. Prof. Bugge mitgetheilet worden.

Um.

Merkwürdige Briefe und Schriften der berühmtesten Generäle in Amerika, nebst derselben beygefügten Lebensbeschreibungen. Herausgegeben von Johann Zinner — Augsburg, bey Kletts Wittwe und Frank. 1772. 352 S. 8.

Aufgewärmte, unschmackhaft zubereitete Sachen, deren Sammler sich wohl etwas zu viel zugetrauet zu haben scheint.

Tw.

Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie, nach Gebauerscher Lehrart. Von Johann Georg Meusel — Zwote, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Fritsch. 1782. 640 S. gr. 8.

Daß die gegenwärtige Ausgabe dieses brauchbaren Handbuchs ihrem Titel entspreche, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der sie, wie der Recensent gethan hat, mit der ersten, im Jahr 1775 erschienenen vergleichen will.

R.

Chro-

Chronologisch-historische Tabelle der aeltern und neuern Scandivanisch-Daenischen Geschichte von *F. W. Fhr. v. W. J.* (vielleicht Wedel-Jarlsberg) Kopenhagen, MDCCLXXX. 2. B.

Zur Erinnerung an einige Hauptsachen in der dänischen Geschichte, noch mehr aber zur geschwinden Uebersicht der Folge der skandinavischen und dänischen Regenten und Könige haben wir diese Tabelle ganz nützlich gefunden.

Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten. Aus dem Französischen übersetzt. Sechster, siebenter, achter Band. Augsburg, bey Matthäus Riegers sel. Söhnen. 1781. 1782. Zusammen ungefähr 4 Alph. 8.

Enthalten in des V. bekannten Manier den Beschluß der alten, und den Anfang der neuern Geschichte bis an, und zum Theil in das 15te Jahrhundert. Ganz unbefriedigend schlüpft C. im VIII. Bande S. 142 143. über die Aufhebung der Tempelherren hinweg: „Man klagte diese kriegerischen Mönche vieler Laster an, man verfolgte sie seit mehrern Jahren, und man hatte sie 1307 gefangen nehmen lassen. Waren sie unterdessen wirklich aller der Abscheulichkeiten schuldig, welche man ihnen aufbürdete? oder hatten ihre Reichthümer den Neid und die Habsucht ihrer Feinde gereizet? Dieses ist eine sehr zweifelhafte Frage. Uns aber ist genug, daß wir wissen, daß es Tempelherren gegeben habe, und daß nun keine mehr sind.“ In einem kurzen, eine weitere Erklärung voraussetzenden Compendium kann das hingehen. Aber in einem so ausführlichen Werke heißt dies doch wohl recht à la françoise die Geschichte behandelt. Mit dem siebenden Bande, dem ersten der Geschichte der neueren Zeiten, hat dies Werk einen neuen Uebersetzer bekommen, durch welche Veränderung es, wo nicht gewonnen, doch nichts verloren zu haben scheint; wie es denn auch von dieser Seite nicht viel zu verlieren hatte.

Historisches Tagregister der vornehmsten hochlöblichen Lebens- und Regierungsbegebenheiten und

Zufälle des großmächtigsten Monarchen Königs Friederich des vierten, weyland König zu Dännemark und Norwegen rc. hochlöblichen Andenkens, von Seinem freudenvollen Geburtstage den 11ten Oct. 1671 bis Seinem trauervollen Todestage den 12ten Oct. 1730. Woben gefügt eine Beschreibung derer historischen Medaillen, so bey verschiedenen Gelegenheiten gemünzet worden. Aufgesezt und verfasset von Andreas Bussäus und vermehrt sowohl mit einem Anhange von Medaillen, als auch mit einer Beschreibung der Münzen des höchsterwehnten Königs. Copenhagen, 1782. bey Pelt. 1 Alph. 5½ Bogen 7.

Der Titel, welchen wir deswegen ganz abgeschrieben haben, zeigt schon, was für eine Sprache in diesem Buche herrsche. Es ist ein äußerst trocknes, in abschreckender, unreiner Schreibart verfaßtes, freylich sehr vollständiges, aber auch manche ganz unnütze und durchaus niemanden, nicht einmal Dänen interessirende Kleinigkeiten enthaltendes Register, das gleichwohl in der Geschichte des großen nordischen Krieges und der besondern Regierungsgeschichte, Friedrichs IV. einigen Nutzen haben kann.

Miscellaneen literarischen Inhalts — herausgegeben von Georg Theod. Strobel. Sechste Sammlung. Nürnberg, in der Bauerschen Buchhandlung. 1782. 8. 16 Bogen.

Enthält *I. Bibliotheca Melanchthoniana.* Herr St. hat 760 Schriften von Melanchthon und verschiedne Ausgaben derselben, und 362 zur Erläuterung seiner Geschichte gehörige Werke und Werkchen zusammengebracht; gleichwohl ist, wie er selbst gesteht, seine Sammlung noch nicht vollständig. Vorzüglich wünscht er, Melanchthons Loci comm. theolog. Viteb. 1521. 4. zu bekommen. *II.* Nachricht von Georg Frölich, vom Hrn. Am Ende. Liefert angenehme Beyträge zur Geschichte des Lebens und der Schriften eines sehr thätigen, einsichts-

[illegible]vollen und bisher unverdienter Weise vergessenen Mannes, und giebt einen neuen Beweis, wie wenig genau und wie unbefriedigend das Jöchersche Gelehrtenlexicon in manchen Artikeln ist. *III.* (Neun sehr lesenswerthe, bisher) Ungedruckte Briefe Johann Christoph Wagenseils an seinen Lehrer Nikol. Rittershausen zu Altdorf. Im zweyten heist es unter andern: „Exploravi genium Nobilium Austriae (W. hat bekanntlich als Hofmeister mit jungen österreichischen Grafen fast ganz Europa durchreiset), et studiis eum parum amicum deprehendo ac sapientiae: domi litteris quomodocunque leuiter tinguntur, et in exoticas deinde terras currunt malesani transfugae, ad ineptiarum omnium potius, quam solidioris doctrinae ciuilis mercatum.“ So ging es zwar im J. 1657; sollte es aber nicht bey manchem deutschen und englischen Edelmanne noch heut zu Tage zutreffen? *IV.* Vom Doctorat Luthers. Zeigt die Unwahrheit der Anekdote, als ob Staupitz Luthern für das Geld, welches der Augustiner Peter Biber für seine eigne Doktorpromotion Staupitzen gegeben, zum Doktor habe creiren lassen. *V.* Von Carions Leben und Schriften. *VI.* Melanchthon von Albrecht Dürer. Gesammelte Urtheile Melanchthons von diesem berühmten Maler, welchen eine merkwürdige Stelle aus einem noch ungedruckten Schreiben Pirkheimers an Joh. Tzarte, worin Dürers Tod seiner bösen Ehefrau Schuld gegeben wird, und ein paar Epitaphia auf Dürer von Eoban Heß und Thomas Venatorius beygefügt sind. *VII.* D. Jacob Heerbrands auf den Tod Melanchthons gehaltene Rede zu Tübingen. 1560. *VIII. Addenda ad Bibliothecam Melanchthonianam.* Sie enthalten noch 38 Schriften vom Melanchthon oder Ausgaben derselben, und 15 seine Geschichte erläuternde Artikel.

Uw.

Geschichte der neuesten Genferischen Unruhen. — Nebst authentischen Beylagen. Mannheim, bey Schwan 1782. 17 Bogen. 8.

Diese Schrift entspricht ihrem Titel und giebt über die letzteren Unruhen in Genf ziemlich hinlängliche Auskunft.

R.

Beyträge zur Erweiterung der Geschichtkunde. Herausgegeben von Johann Georg Meusel. Zweyter Theil. Augsburg, bey Stage 1782, 20 Bogen 8.

Wir lassen es bey einer bloßen Inhaltsanzeige bewenden, da die hier gelieferten Abhandlungen keine Auszüge füglich verstatten, und von jedem, dem daran gelegen ist, ganz gelesen werden müssen. Auch wird niemand die auf die Lesung derselben verwendete Zeit zu bereuen Ursach haben. Man findet aber in diesem Theile folgende Stücke: I. Johann Gottlieb Böhmens Beyträge zur Sächsischen Geschichte. II. Joseph Helwigs Versuch zu Bestimmung der Erwählungs- und Krönungstage des Königs und Kaysers Siegmunds. III. Am Ende: nähere Untersuchung des Alters der Bücherprivilegien. IV. Grundzüge einer ältern Erdbeschreibung der Niederlande, oder Geschichte ihrer Flüsse; aus einer lateinischen, von der Akademie zu Brüssel 1774 gekrönten Abhandlung des Hrn. Prof. Heylen zu Löwen, in Auszug gebracht von Friedrich Eckard. V. Von den ausgestorbenen Grafen von Wilnau oder Wilnowe. VI. P. E. Spießens Beytrag zur Geschichte Pabsts Julius des dritten. VII. J. K. Fäsi zwente Abhandlung über die Geschichte des kaiserlichen und königlichen Hauses von Luxenburg. Der Anfang dieser Materie steht im Geschichtforscher. Etwas zu hart hat Hr. F. doch wohl den Kaiser Wenzel behandelt. — VIII. Einige Anekdoten von dem berühmten Historiker, Johann Georg von Eckhart. Ein nicht zu verachtender Beytrag zu den im Historischdiplomatischen Magazin befindlichen Nachrichten von diesem Gelehrten. IX. Von der Stadt und Landeshauptmannschaft Hof unter den karolingischen, fränkischen und sächsischen Kaisern. X. Bescheinigungssätze daß in Stadt und Amt, oder in der Herrschaft Römhild, circa merita caussarum sive in decisoriis niemals das Sachsenrecht, sondern je und alle Wege die beschriebenen gemeinen kaiserlichen Rechte üblich gewesen sind, und noch sind.

Tw.

D. Franz

D. Franz Dominicus Häberlins neuste deutsche Reichsgeschichte. — — Eilfter Band. Halle, bey Gebauer 1782. 1 Alphab. 19 Bogen 8.

Handelt die Geschichte der Jahre 1579 - 1581 und zum Theil auch von 1582 in des Verfassers längst bekannten Methode ab. Die Geschichte der drey wichtigsten Begebenheiten des 1582sten Jahrs in Absicht auf Deutschland, nämlich des Reichstages zu Augsburg, des Kalenderstreits, und des Anfangs der Cölnischen Unruhen ist für den nächsten Band verspart worden.

Um.

Gegenwärtiger Zustand von Bengalen. Historisch, politisch und statistisch vorgestellt von W. Bolts. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen von S. In zwey Theilen, mit einer Landkarte. Leipzig, bey Böhme 1780. 24 Bogen 8.

Eine ziemlich gute Uebersetzung von einer Uebersetzung eines in seiner Art wirklich erheblichen Buchs, mit welchem die als Anhang zum Schlözerischen Briefwechsel herausgekommene Geschichte des neuen Reichs der Britten am Ganges verglichen zu werden verdienet. Daß die bey dem Original befindlichen Belege weggelassen sind, ist nicht zu billigen. Sie interessiren nicht blos den Englischen Leser, wie der Uebersetzer meynt, sondern jedweden, der sich von dem Verfahren der Englischen Ostindischen Kompanie in Bengalen gründlich belehren will.

R.

Von Breslau. Dokumentirte Geschichte und Beschreibung. — Zweyten Bandes. Erster Theil. Breslau, bey Korn 1781. 1 Alphab. 10½ Bogen 8.

Dieser eben so beyfallswürdige Theil als seine Vorgänger enthält den 37sten bis 67sten Brief. In den 4 ersten wird eine kurze Uebersicht der nächst vorherabgehandelten Periode

angestellet und viel Lesenswerthes von der damaligen Justizpflege, Beschaffenheit der Religion, Literatur und sonstigen Verfassung beygebracht, und in den übrigen die Breslauische und Schlesische Geschichte bis über die Hälfte des 15ten Jahrhunderts fortgeführet, Viele Stellen der ältern Geschichtschreiber klärt der Verfasser zu völliger Zufriedenheit unbefangener Leser auf, und eben so oft ergänzt, oder berichtiget er neuere, einen Schirach, Wagner, Pelzel u. a. m. Häberlins deutsche Reichsgeschichte erscheint hier als die Quelle mancher concentrirten Nachrichten und angestaunten Bemerkungen in Schmidts Geschichte der Deutschen. „Von des Hrn. v. Schirach Lebensbeschreibung Königs Johann von Böhmen heißt es: „Welcher Tausendkünstler in der Geschichte ist vermögend, dergleichen (vorher führt sie der Verf. an) Aufschneidereyen, davon diese Biographie vollgestopft ist und gleichsam wimmelt, mit der Wahrheit zu vereinigen?„ Ein Urtheil, das von mehreren Schirachischen Biographien gelten kann. Bey diesem Theile sind, ob es gleich der Titel verspicht, keine Kupfer befindlich.

Uw.

Johann Adrian Bolten, Predigers zu Wöhrden, Ditmarsische Geschichte. Mit Kupfern. Flensburg und Leipzig, in Kortens Buchhandlung. Erster Theil 1781. 448 Seiten; Zweyter Theil 1782. 499 Seiten 8.

Eine sehr brauchbare, auch ziemlich gut geschriebene Geschichte, deren Verfasser überall eine große Belesenheit und gesunde Kritik zeigt. Der erste Theil enthält, ausser der Einleitung, in welcher die Quellen der ditmarsischen Geschichte angezeigt und beurtheilet werden, eine ditmarsische historische Bibliothek verzeichnet, und vom Ditmarser Namen und Wappen gehandelt wird, die zwey ersten Perioden der ditmarsischen Geschichte, deren die erste bis an die Kriege Karls des Großen mit den Sachsen und die damit verknüpfte Einführung der christlichen Religion, die zweyte bis an die Regierung Heinrichs des Vogelstellers reicht. Jede derselben zerfällt in drey Abschnitte; im ersten wird die Geschichte selbst, im zweyten der Religionszustand, und im dritten die Verfassung des Landes

des und der Einwohner vorgetragen. Im zweyten Theile ist ebenfalls in drey Abschnitten, der dritte, bis an die berühmte Schlacht bey Bornhöwede im J. 1227 reichende Zeitraum, und die erste Abtheilung des ersten Abschnittes des vierten Zeitraums, welcher sich bis zur völligen Eroberung Ditmarsens durch K. Friedrich II. von Dännemark erstreckt, abgehandelt worden. Diese Abtheilung geht bis zur Gelangung des Oldenburgischen Hauses zum dänischen Thron im Jahr 1448. Wo es nöthig war, sind erläuternde genealogische Tabellen beygefügt. Die gut gestochenen Kupfer stellen ein Wappen der Ditmarser in ihrer Freyheit, einige noch übrige Opferaltäre, einen Götzenhain, ditmarsische Runenschriften, einige berühmte ditmarsische Vestungen oder Burge, und ditmarsische Siegel und Wappen vor.

R.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand von Holland. Aus dem Französischen. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1782. Zwey Theile. Zusammen 30 Bogen 8.

Diese schon aus der Urschrift bekannten Briefe des Abt Pilati gewähren, hie und da etwas zu spielenden Witz und sichtbare Partheylichkeit für die Holländer abgerechnet, eine lehrreiche und unterhaltende Lectüre, und sind einem sachkundigen Uebersetzer in die Hände gefallen, der auch einige Erinnerungen hinzugefügt hat. Schade, daß derselben so wenig sind; manchmal wäre dazu noch wohl Gelegenheit gewesen.

R.

Dännemarks und Norwegens natürliche und politische Verfassung von Andreas Schytte — — Deutsch übersezt mit einigen Zusätzen und Anmerkungen — — Erster Theil. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1782. 15½ Bogen.

Ein brauchbares Buch, bis jezt noch das beste, was wir über Dännemarks und Norwegens Statistik haben. Nach einer

etwas

etwas langweiligen Vorrede, worin von den Gegenständen der Statistik überhaupt geredet und manches nicht eigentlich hieher gehöriges eingemischt ist, handelt der Verfasser in der Einleitung von Dännemarks Namen, Lage, Größe, dem Ursprunge der nordischen Völker und dem Charakter der ältern nordischen Völker; in der ersten Abtheilung von Dännemarks, und in der zweyten von Norwegens natürlicher Beschaffenheit. So weit geht dieser erste Theil. Es sind noch fünf Abtheilungen zurück, welche den zweyten ausmachen werden. Der Uebersetzer hat gute Anmerkungen beygefügt, die bisweilen mehr werth sind, als der Text.

Tw.

Bibliotheca historica, instructa a *B. Burc. Gotthelf Struvio*, aucta a B. *Christ. Gottlieb Budero*, nunc vero a *Jo. Georg. Meuselio* ita digesta, amplificata et emendata, ut paene novum opus videri possit. Voluminis I. Pars I. Lipsiae, apud heredd. Weidmanni et Reichium, MDCCLXXXII. $25\frac{1}{4}$ Bogen 8.

Statt des ut paene novum opus videri possit, konnte mit allem Recht auf den Titel gesezt werden, ut plane [illegible]. Denn die Struvisch-Budersche historische Bibliothek ist wirklich durch Hrn. Meusels Berichtigungen und Vermehrungen zu einem ganz neuen, dem Liebhaber der Geschichte sowohl, als dem Historiker von Profession unentbehrlichen Werke umgeschaffen worden. Der gegenwärtige Theil enthält vier Kapitel. Das erste handelt von der Geschichte der Geschichte, Historiographie, Historiomathie, historischen Bibliothekschreibern und Biographien berühmter Historiker; das zweyte in 16 Abschnitte getheilte beschäftigt sich mit der allgemeinen Geschichte; im dritten werden in 2 Abschnitten die Miscellaneenschreiber und Sammler zur Universalhistorie, und ihre Werke, einzelne hieher gehörige Dissertationen ꝛc. nahmhaft gemacht; und im vierten die Schriften von dem Ursprung und den Wanderungen der Völker aufgezählet.

M.

16) Kriegs-

16) Kriegswissenschaft.

Carte de la Moldavie pour servir à l'histoire militaire de guerre entre les Russes et les Turcs. Levée par l'Etat Major sous la direction de *F. G. de Baur*, Marechalgeneral de logis, Lieutenant General des armées de S. M. Imp. de toutes les Russies 1782.

Diese sehr schöne Charte bestehet aus 6 Sections 20⅞ Rheinl. Duod. Zoll hoch und 32⅛ Zoll breit. Der Maasstaab von 7 Rußischen Wersten oder einer ord. deutschen Meile ist gerade 1 Rheinl. Duodecimal Zoll lang. Die Berge, Gründe und Flüsse sind sehr deutlich, und die Berge nach ihren verschiedenen Verhältnissen der Höhen gezeichnet, die Schrift ist ungemein deutlich und alle übrige Situationen fleißig gestochen. Nicht allein giebet sie eine genaue Kenntniß der Moldau, sondern sie kann auch vieles zur Berichtigung der Gränzen mit Pohlen, und diesem Lande, beytragen. Die Lage der Moldau nach dieser Charte weichet sehr von der Lage ab, die wir bis jetzt in den Charten von dieser Provinz finden. Sie fänget sich hier mit den 42. Grad der Länge an und gehet bis zu 47. Gr. 52. M., und die Breite ist von 45. Grad 9 M. bis 48. G. 52 M. Die Gränze der Moldau mit Pokutien ist ganz verschieden von der Gränze, der in 25 Sections herausgekommenen Polnischen Charte, sie gehet hier von der Dniester bis Sniatyn am Pruth, da wo der Geremusch Fluß in Pruth fället, längst ersteren Fluß gehet sie herauf bis Ustrik, von da längst am Podelik Fluß der bey Mareniz in den Geremusch fället, und begreifet noch das ganze Stück, welches auf gedachter Polnischen Charte, Campum longum Dolne Polu benannt ist, und daselbst noch zu Pokutien gerechnet wird. Auch hat dieses Stück hier eine andere Lage, dann es erstreckt sich seiner Länge nach von Morgen gegen Abend, in der Polnischen Charte aber von Mitternacht gegen Mittag. Das Gebürge dieses Theiles stößet an das Carpatische Gebürge, und ist sehr dominant gezeichnet. Die Gränzen mit Podolien und Pokutien, wie auch

[illegible] z. B. von Kaliur bis an die Gränze von Prokutien sind 100 Werste und von Kaliur bis Raschkow 117 Werste in der polnischen Charte, in gegenwärtiger findet man die erste Entfernung 140 und die leztere 145 Werste. Die erste Section gegen Norden gehet vom 42. bis zum 45. Grad der Länge und von 48. G. 13 M. Breite bis 47. G. 26 M. Die zweyte daran stoßende gegen Morgen endiget sich mit dem 47. G. der Länge. Die dritte gehet bis zum 46. G. 32 M. Breite und schließt sich an den Gränzen von Siebenbürgen. Das Gebürge längst diesen Gränzen ist ungemein fleißig gezeichnet. Der Schochloi Berg ist daselbst die höchste Höhe und erstrecket sich bis an den Bestriz Fluß. Die vierte Section gehet die Dinester herunter bis Palanka längst der Oczakowischen Tartarey. Die fünfte Section gehet wieder längst der siebenbürgischen Gränze fort, und noch an einem kleinen Theil der Gränzen der Wallachey, sie endiget sich in der Breite von 45 G. 9' und die 6te Section gegen Morgen begreifet den größten Theil von Besarabien, und gehet von Ackermann längst dem schwartzen Meer bis zur Mündung der Donau bey Brahilow.

Zu wünschen wäre es wohl, daß etwas von den angränzenden Ländern beygezeichnet wäre, statt daß diese Gegenden ganz weiß gelassen sind, es würde auch der Charte mehr Deutlichkeit geben, wenn die Gränzen stärker aufgezeichnet wären, weil man sie an einigen Orten von den Märschen der Truppen fast nicht unterscheiden kann. Die Haupt- und fahrbaren Wege sind deutlich in dieser Charte verzeichnet, diejenigen aber, welche von einem Dorf zum andern gehen, sind in den mehresten Gegenden weggelassen, vermuthlich sind sie nicht fahrbar. Daß die Dörfer nicht nach ihrer eigentlichen Figur in Plattriß gebracht sind; dazu ist wohl der Maasstab zu klein gewesen: alle diese kleinen Mängel werden aber durch die genaue und fleißige Zeichnung der Situation überwogen. Empfehlen dürfen wir diesen vortreflichen Beytrag der abbildenden Geographie nicht, dann alle Arbeiten dieser Art, die wir von dem Hrn. Generallieutenant von Baur haben, haben schon längst den lauten Beyfall aller Kenner erhalten. Diese Charte ist zugleich ein unterrichtender Beytrag zur Geschichte des Krieges zwischen den Türken und Russen in dem Jahre 1769 und 1770, dann man findet darinn alle Operrationen, Märsche und Bewegungen, welche die rußische Armee in diesen Feldzügen vorgenommen hat, wozu man an

an der Seite der Charte die nöthigen Erklärungen findet. Vielleicht könnte manchen unsrer militärischen Leser nicht unangenehm seyn, einen Auszug aus diesem Renvoy hier zu finden, weil sie sich dadurch eine Uebersicht von allen Bewegungen der rußischen Armee in diesen Feldzügen vor Augen stellen können.

Feldzug 1769. Die rußische Armee brach den 11ten April unter dem Feldmarschall Pr. Gallizin von ihrem Sammelplatz, Mikowze, in Podolien auf, bezog den 14ten das Lager bey Kalus; 3 Batt. von der Reserve deckten die Brücke und den Uebergang über die Dniester. Den 14ten gieng das Corps der Reserve über, den 15ten die Armee, und bezog mit der Reserve das Lager bey Gerbitschane; die leichten Truppen giengen bey Bakata über und lagerten bey Nowoseliza. Den 16ten nahm die Armee das Lager bey Komankifzy und die Reserve bey Kawlikefzy, den 17ten aber bey Nelopewetz, die leichten Truppen bey Wendkofzy, die Armee bey Nowoseliza, den 18ten gieng die Reserve bis Tankefzy, den 19ten stand die Armee auf den Höhen von Chotin, den 21ten brach die Armee wieder auf und gieng auf ihrer ersten Route zurück über die Dniester und bezog die Cantonierungsquartiere in Podolien. Den 23ten Junii verließ die Armee diese Cantonirungen, gieng bey Ustie über die Dniester und rückte den 24ten 5 Werste in die Moldau vor, den 25ten gieng der Marsch nach Gustawan, den 26sten die Reserve nach Kutscheriew, die Armee den 27. nach Sadubramez, die Reserve aber bey Rawanzy. Die Armee nahm den 29ten das Lager bey Rakitenzy, die Reserve aber bis Sankefzy, den 30ten rückte die Armee nach Gerleni. Den 1sten Junii. nach Paschkifzy, den 2ten war die Schlacht bey Chotin. Den 2ten August paßirete die rußische Armee bey Okop die Dniester, den 6ten kam sie vor Chotin bey dem Dorfe Garwitowzy. Die Nacht von 22 bis 23. gehen die Türken über die Dniester auf der Brücke bey Chotin und werden gänzlich geschlagen. Den 9ten verlassen sie Chotin.

Feldzug 1770. Den 12ten May versammelte sich die Armee bey Schwanez Chotin gegen über, den 15ten gieng sie über die Dniester, den 24sten nach Tankefzy, den 26sten nach Liptschani am Pruth, den 28sten nach Posorita am Pruth, den 30sten nach Armasch, den 31sten zwischen den Defile von Chirdfzy und dem Pruth, den 3ten Junii an dem Fluß Kamenta, den 4ten bey Tabor, den 6ten nach Anger, den 7ten zwischen den Fluß Girla und dem Defile von Isevor, den 8ten zwischen die

 Flüße

Flüße Girla und Scholtow, den 9ten zwischen den Pruth und den Rasin von Boileschki, den 10ten bey Markarischki am Pruth, den 12ten bey Scoposeu an den Hyronowa, den 16ten rückte die Armee in das Lager bey Podolin und Kosmeschti, den 17ten attaquirte die Armee das Retrangement der Tartaren am Pruth, hierauf marschirete sie den 18ten in das Lager zwischen dem Pruth und dem Fluß Lapuschna, den 22sten nahm das Corps des Prinzen Repnin das Lager bey dem Fluß Savata, der Gen. Bauer an dem Fluß Syrma, die Armee aber bey dem Ausfluß des Flusses Lapuschna. Hierauf rückte Gen. Bauer und Prinz Repnin, den 23. an den Ausfluß des Flußes Savata; Die Armee aber bey Wetrischoy am Pruth, Gen. Bauer blieb den 27sten stehen, Prinz Repnin aber nahm das Lager bey dem Fluß Savata. Repnin und Bauer rückten d. 30sten am Fluß Zyganta, die Armee aber am Fluß Tyetscha. Den 4ten Julii rücketen die Corps von Potemkin, Bauer und Repnin zwischen den Fluß Larga und Zyganken, die Armee aber bey Bektisch am Pruth, den 7ten wurden die Türken am Pruth geschlagen, den 8ten gieng General Bauer und Repnin bis Poleni, die Armee rückte den 10ten am Pruth, die Corps aber von Bauer und Repnin bis Gritschenen, den 11ten nahm die Armee das Lager bey Alimatsa am Saltscha, den 13ten bey Murasitul, den 17ten bey Gritschenen, den 21sten wurden die Türken mit ihren Retrangements am Kagul getrieben, den 5ten Aug. nahm die Armee das letzte Lager bey Asanaga am See Talpuch. Fürst Repnin wurde mit seinem Corps nach Ismael und Kilia detachiret, den 10ten Sept. Igelstrom nach Ackermann, und der Graf Brusse belagerte Brabilow. Der Stich dieser Charte machet Hrn. Leonhard Schenk in Amsterdam viel Ehre und die schönen Verzierungen auf dem Titel der Charte sind von Hrn. Schleyn gestochen und sehr gut gerathen. Man siehet darauf einen rußischen Officier mit ausgezogenen Degen gegen den Türken, welcher von Rußland in dem Bilde eines Frauenzimmers zurückgehalten wird, da sich das türkische Reich der Gnade der Kaiserin Elisabeth unterwirfet. Man kann nicht sagen, ob es durch einen Zufall oder ob es mit Fleiß geschehen, daß der in der Hauptgruppe vorgestellte rußische Officier, wo wir nicht irren, sehr dem Fürsten Orlow ähnlich siehet.

It.

17) Ka-

17) Kameral- und Policeywissenschaft.

Johann August Schlettweins Archiv für den Menschen und Bürger. Vierter Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. 8. 1 Alph. 9½ B. mit Einschluß des Registers über den dritten und vierten Band.

Wir fahren fort, auch den Inhalt dieses Theils des obigen Werks ganz kurz anzuzeigen, und einige Anmerkungen über selbigen hinzuzufügen.

I. Sätze, welche allgemeine Evidenzen für alle Berufe in der menschlichen Gesellschaft zu seyn scheinen.

D. Ueber die Gewerbs- und Handelsfreyheit. — Eine uneingeschränkte Vertheidigung derselben nach dem physiokratischen Lehrgebäude. Handel und Gewerbe müssen freylich einen völlig zwanglosen Gang gehn, so lange sie nicht durch falsches Interesse auf Irrwege geführt werden, die der Wohlfarth des Staats zuwider sind. Diese aber darf ohnmöglich einer verderblichen Freyheit aufgeopfert werden. II. Etwas über die Schrift, Sachsens Wohlfahrt, durch einen billigen und festen Getraidepreis versichert. — Dient zur Widerlegung derselben, und enthält genug an wahren Gründen, um ihr Beyfall zu geben, wenn man gleich nicht mit allen darin vorgetragenen Lehren übereinstimmt. III. Fragen über die Aufhebung der Klöster. IV. Der herrschende Geist der Freude bey glücklichen Länder- und Völkerbegebenheiten. V. Erfüllung meiner in den Jahren 1775 und 1776 öffentlichen gethanen Wünschen und Bitten an die Grossen für die Juden. VI. Gedanken und Vorschläge von der besten Erziehung des Landvolks in Absicht auf die Landwirthschaft. — Vorschläge, deren Ausführung ihrem ganzen Umfange nach schwerlich jemals möglich zu machen seyn möchte. VII. Die jährlichen Staatsrevenüen des Churfürstenthums Sachsen, nach dem physiokratischen System. Ein abermaliger Ausfluß des unersättlichen Reformationstriebes ihres Verfassers. Wer in der Sache weitere Untersuchungen anstellen und dieses Verfassers Träume einsehen will, den verweisen wir zugleich auf ein sehr treffliches Buch, auf Hungers

Geschichte der Abgaben in Sachsen. VIII. Große edle Entschließung der Königin von Frankreich für das arme nothleidende Volk. Ist aus den Zeitungen bekannt. IX. Prüfung der Bemerkungen über Herrn Neckers Finanzoperationen. X. Kurzer Inhalt der Verordnungen Sr. königl. Hoheit des regierenden Großherzogs Peter Leopold von Toskana, welche die Einführung des physiokratischen Systems betreffen. XI. Politisch-ökonomische Verfassung von China — Stimmt mit dem physiokratischen Systeme überein. Aber von dieser Seite betrachtet kann China wohl ohnmöglich gegen andere Reiche in Vergleichung gestellt werden, da es ganz eingeschlossen liegt, und beynahe gar keinen Passivhandel treibt, sondern sich fast alle Bedürfnisse selbst verschaft. XII. Kameralgutachten über einige wichtige Gegenstände der praktischen Münzkunst und Münzarithmetik. XIII. Erneuerter und erweiterter Wunsch eines redlichen Mannes für Frankreich und seinen König. — Geht, wie leicht zu errathen, auf Einführung der physiokratischen Grundsätze, denn weiter weiß der V. nichts. Wir dürfen uns hier nicht darüber einlassen, ob solche dorten in allen Stücken gut angebracht seyn würden, sondern empfehlen nur, was den Gebrauch des einzigen Territorialimpostes anlanget, das Bedenken des redlichen Türgot hiergegen, in dem Anhange zu seiner Abhandlung über das Finanzwesen, zur weiteren Beherzigung. Uebrigens scheint es uns, sehr viel gewagt zu seyn, wenn der V. S. 189 : 190. die Moheauische Angabe der Volksmenge in Frankreich verdächtig zu machen sucht, da doch solche auf so sehr gründliche Data mit äußerster Vorsicht wider alle Irrthümer gebauet worden, denen sonst dergleichen Berechnungen unterworfen sind. XIV. Zwey Kameralgutachten, wider eine angerathene Selbstführung eines fürstlichen Kammerguts. XV. Sr. hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Herrn Markgrafen von Baden Karl Friedrichs kurzer Abriß von den Grundsätzen der politischen Oekonomie. — Ganz aus dem Systeme der Physiokraten zusammengewebt, mit allen darinn liegenden Wahrheiten und Irrthümern. Hiedurch aber verliehrt dieser Aufsatz nichts an seinem Werthe, der immer unschätzbar bleiben wird, wenn nur andere Regenten daraus lernen möchten, daß der Vorzug ihrer erhabenen Würde, lediglich in der Macht bestehe, die Glückseligkeit ganzer Völker zu befördern, und keine Entdeckung für sie wichtiger seyn könne, als gründliche Kenntniß der hiezu dienenden Mittel. XVI. Anhang und Wunsch des

Ueber-

Uebersetzers in Absicht auf die politische Gebürfniß des Badischen Landes. — Berechtiget zu neuen Zweifeln gegen die Möglichkeit einer allgemeinen Anwendung des physiokratischen Systems, da es sich schwerlich anders, als aus dieser erklären läßt, daß in einem Lande, dessen Regent jene Grundsätze angenommen hat, bey dem ohnleugbaren besten Willen für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, und bey hinlänglicher Gewalt gute Wünsche in Erfüllung zu bringen, dennoch Einrichtungen fortdauren, die den ersten Grundsätzen der Physiokratie entgegen sind. XVII. Staatshauptbilanz sämtlicher Cassen der kaiserlichen königlichen Staaten von 1768. XVIII. Anmerkungen über selbige. — Ein abermaliger Wiederhall der so oft von dem V. ohne Erfolg geschehenen Empfehlungen des physiokratischen Systems. XIX. Ueber die Armenanstalten in Basel. Ein Deputationsbedenken im Bürgermeister und Rath der Republik. XX. Gutachten an Sr. hochfürstl. Durchlaucht den regierenden Herrn Markgrafen von Badendurlach über die Errichtung einer Kunst- und Handwerksschule. XXI. Weiteres Gutachten über den nemlichen Gegenstand. XXII. Ueber die Bevölkerung. XXIII. Vierte Fortsetzung der Anmerkungen über die Badische Kammerordnung, von dem Bergbau. XXIV. Etwas über Großbritaniens amerikanischen Krieg — Eine sehr entbehrliche Demonstration, daß das Geld, den dieser traurige Krieg den Engländern gekostet, viel besser hätte angewendet werden können. XXV. Sammlung einiger Früchte aus einem praktischen Collegio. — Enthält sechs Gutachten über verschiedene Kameralfragen, die Hr. S. von einigen seiner Zuhörer hat ausarbeiten lassen. So sehr dergleichen Uebungen Beyfall verdienen, so wenig wünschten wir doch, daß mehrere solche Exercitia in ein Archiv für den Menschen und Bürger aufgenommen werden möchten, da sie nichts als trockene Anwendung der Theorie ihres Lehrers in sich fassen. Ueberhaupt bedauren wir es, wenn ein Werk von so unermeßlichen Gränzen mit gar zu häufigen Wiederholungen einerley Gegenstande überladen wird. Das ewige Auskramen einer und derselben Waare kann ja ohnmöglich ihren Werth erhöhen. Vielmehr bleibt solche zulezt ganz unbemerkt, der Leser schlägt seine Blätter, wenn er überall die Worte einziger Impost, und allgemeine Handlungsfreyheit findet, schleunig hintereinander um, denn er hat eben diese Sache schon hundertmal lesen müssen. XXVI. Das gewisseste Mittel wider die Unredlichkeit und Untreue der Staatsbe-

dienten. — Mehre Gottesfurcht — Dieß ist freylich das beste — aber im Grunde ists nichts mit dem ganzen Aufsatze; denn wie macht man es, daß alle Staatsbedienten gottesfürchtig werden? XXVII. Die Wirkungen der väterlichen Warnung des Großherzogs von Toskana, wider den Luxus. — Scheinen zu sehr aufs andere Extrem zu fallen. XXVIII. Bemerkung und Verbesserung zu dem Aufsatze im dritten Bande des Archivs, über das Neckersche Finanzsystem. — Enthält die Anzeige eines Irrthums, dessen Bekanntmachung dem Hrn. S. zur Ehre gereicht.

Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Policey- und Kameralwissenschaft, von Johann Beckmann. Sechster Theil, nebst Register über die drey lezten Theile. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhök. 1782. 474 S. in 8.

Dieser sechste Theil enthält nebst dem Register über den zweyten Band, funfzehn Aufsätze.

I. Instruktion für die Churpfalzbayerische obere Landesregierung in München, vom J. 1779. Die Instruktion dieses neuen für Bayern äußerst nützlichen Kollegiums, wie Hr. Pr. Moshammer zu Ingolstadt, der sie eingeschickt hat, versichert, verdiente, den Ausländern bekannt gemacht zu werden, das bisher weder durch das Münchner Intelligenzblatt, noch sonst geschehen war.

II. Ueber die Geschwindstellung der Leckhähne bey Gradierwerken, von Hrn. G. H. Hollenberg. Auf Salzwerken, die dieser neuen Erfindung entbehren, ist es bekanntlich sehr mühsam, eine lange Reihe von Hähnen jedesmal so zu stellen, wie der Wind es erfordert. Die sogenante Geschwindstellung, wodurch alle Hähne auf einmal zum Fließen oder zum Aufhören gebracht werden, die der V. auf einigen Salzwerken fand, und deren Erfinder unbekannt ist, ist hier durch eine Zeichnung erläutert, und der V. giebt, auch mit Beyfügung einer Zeichnung, noch eine mögliche Geschwindstellung an, wo die Hähne nicht, wie in jener, aufhören zu fließen, sondern die Sohle nach Verrükkung des Tropfkastens eine andre Richtung erhält.

III. Ver-

III. Verzeichniß aller in des Königs von Großbritannien deutschen Landen befindlichen Papiermühlen. Die Aemter oder Gerichte, wo sich Mühlen befinden, sind nach dem Alphabet geordnet, und überall ist, wo es bekannt war, das Jahr der Errichtung und der Ertrag angegeben. Ueberhaupt sind 34, nemlich sieben herrschaftliche und 27 Privatmühlen im Lande. Den meisten fehlt es nicht an Absatz, sondern an Materialien, besonders zu feinem Papier.

IV. Von der Einrichtung und den Vortheilen der Briefgüter. Von Hrn. Kammerrath Martin zu Darmstadt. Diese lebenslängliche Verleihung oder sogenannte Briefgüterleihe, ist noch wenig bekannt; aber es werden wichtige Vortheile dadurch erhalten. Ein Gut wird in verschiedne, z. E. eins von 200 Morgen, in 20 Theile zerschlagen; der bisherige Ertrag wird aus 15 Jahren in Eins berechnet, und dabey Mißwachs u. d. g. mit in Anschlag gebracht. Der solchergestallt gefundene jährliche Ertrag wird als Pacht auf diese Parcelen vertheilt, und alsdenn jeder Theil dem Meistbietenden gegen ein Angeld zugeschlagen, und für ihn und seine Frau ein Brief darüber ausgefertigt. In einem Amte in der Wetterau wurden auf diese Weise 13 Güter, die vorhin um den halben Nutzen verpachtet waren, verliehen, wobey über den als ständig aufgesetzten Pacht, 7 bis 8000 Gulden Laudemiengelder erhalten, und aus denen als entbehrlich verkauften Gebäuden ebenfalls ein Ansehnliches gelöst, damit wieder andere Güter angeschaft, und diese eben so behandelt. Gleichwohl gestehen die jetzigen Beständer dieser Güter, daß sie jezt so viel Früchte davon ziehen, daß sie nicht ein Drittheil davon zu Bestreitung des Pachts nöthig haben, dagegen sie vorher die Hälfte dazu verwenden mußten. Auch ein Formular eines Briefs zu einer solchen Verleihung ist beygelegt.

V. Bemerkungen auf einer Reise durch Franken. Nur einiges, was die Fabriken angeht, weil man insgemein Franken nicht sehr reichlich damit versehen glaubt, wollen wir aus diesem reichhaltigen Aufsatze auszeichnen. Die Seidenzucht fängt nach und nach auch an, bekannt zu werden. Im Würzburgischen wird sie von einer besondern Societät betrieben, und der Herr Graf von Pichler hat zu Fährenbach auf eigne Kosten eine ansehnliche Maulbeerplantage angelegt, die ihm schon manches Jahr 7 bis 10 Zentner Gespinnste abgeworfen hat. Die Seide wird meistentheils roh ausgeführt. Zu Neuhaus im Bambergischen wird sehr schöne Leinwand von allerley Art in Menge

verfertiget. Spiegelfabriken sind in Lohr, Würzburg, Nürnberg, Fürth, Erlangen und Schweinau. Würzburg hatte eine Tobaksfabrik; sie machte aber keine gute Waare, stützte sich blos auf ein Monopol und zerfiel von selbsten, als der damalige Fürst dieses Monopol gleich mit dem Anfang seiner Regierung aufhob. Glashütten findet man zu Bischofsgrün, Goldkronach und Schleichach im Steigerwalde; die zu Sohlenhofen aber ist aus Holzmangel eingegangen. Das Schleichacher Glas ist schöner und besser, als das böhmische, aber auch höher im Preise. Blaue Schmalte wird im bayreuthischen Amt Lauenstein, Berlinerblau zu Hembofen im Bayreuthischen, und zu Vestenbergsgreuth unweit Schwarzenberg bereitet. Herr Kunstmann, der Besitzer des dortigen ansehnlichen chymischen Laboratoriums, verfertigt auch Salmiak, Scheidewasser, Zinnober, Schwefelblüte, Vitriolöl und Hirschhorngeist, welche Produkte er auf der frankfurtischen Messe in Menge absezt. Wollenzeugfabriken, Färbereyen und Druckereyen finden sich zu Wunsiedel, Hof, Schwarzenbach an der Saal und im würzburgischen Zuchthause. Strümpfe und Mützen werden besonders zu Erlangen, Schwabach, Windsheim und Wilhermsdorf in Menge aus Wolle und Baumwolle verfertigt, und allein in Erlangen sind 700 gangbare Strumpfweberstühle, die noch mehr Waaren absetzen könnten, als sie zu liefern im Stand sind, weil der amerikanische Krieg große Bestellungen veranlaßt. Zu Erlangen werden auch sehr schöne Hüte aus Wolle, Hasen- Biber- und Fischotterhaaren in Menge bereitet und ausgeführt. Rothenburg und Windsheim haben kürzlich Arbeitshäuser angelegt, worinnen viele Wolle und Baumwolle verarbeitet wird. Bayreuth, Nürnberg, Erlang und besonders Schwabach haben ganz ansehnliche Zitz- und Kattunfabriken, Fahrenbach und Burgbernheim aber blose Druckereyen. Nähenadeln werden in Schwabach, Weissenburg und Pappenheim verfertigt. Goldne und silberne Borden zu Weissenburg, und leonische Borden zu Pappenheim. Zu Nürnberg finden sich besonders viele Rothgießer und Rothdrechsler, schöne Glocken- Stück- und Schriftgießereyen, Messing- Kupfer- und Flittergoldhämmer. Fast alle Waaren, die Nürnberg liefert, verfertigt man auch zu Fürth und Schweinau, und am leztern Orte besonders viel papierne Tabaksdosen; Fürth hat vorzüglich viele Goldschläger. Farbholzmühlen findet man zu Nürnberg, Marktbreit und Kitzingen; Papiermühlen zu Rothenburg und Schambach im Pappenheimischen, und vermuthlich

sich noch viel mehrere in Franken. Viele Dratzieher, Dratspinner, Puppenmacher, Glasschleifer und Brillenmacher haben Nürnberg und Fürth. Grüne Wagenschmier wird nur zu Nürnberg bereitet. Pech- und Theerbrennereyen fand der V. im Eichstädtischen und im Steigerwalde. Marmor wird zu Altdorf, im Bayreuthischen Zuchthause und zu Würzburg zu Altären, Särgen, Kaminen, Tischblättern, Trinkgeschirren, Tobacksdosen, Kugeln und Bettwärmern verarbeitet. Zu Kontaderauth im Bayreuthischen werden Tabacksdosen aus weißem Quarz und Uhrengehäuse von grünem Jaspis verfertigt. Zu Nürnberg verfertigen die Alabasterschneider mancherley Gefäße und Figuren aus weißem Alabaster. Zu St. Georgen am See im Bayreuthischen, zu Bruckberg und zu Krailsheim im Anspachischen wird gutes Fayence, an den beyden ersten Orten auch feines Porcellan verfertigt, wozu man die Erde aus Passau bringt. Auch Nürnberg hat eine Fayencefabrik. Zu Sohlenhofen werden vorzüglich schöne Pflaster- und Treppensteine, auch Tischblätter von weißem marmorähnlichen Schiefer verfertigt. Mühlensteine macht man zu Wendelstein im Anspachischen. Die Mennigbrennerey der Herren Förster und Gleiz zu Nürnberg, im Rolhofen, liegt schon auf bayrischen Grund und Boden. Sie liefert, der einfachen Anstalten ungeachtet, bessere Waare, als selbst die englische ist. Franken unterhält mit Obersachsen, Hessen, Thüringen, Bayern, Schwaben und Westphalen, einen Aktiv, und mit Holland, Niedersachsen und Oesterreich einen Passivhandel. Die eingehenden und ausgehenden Waaren. Der Handel mit Chursachsen und Bayern ist der einträglichste, und daher kursirt in Franken auch meistens sächsische und bayrische Münze.

VI. Von der Verfertigung des Kupfervitriols, so wie sie in der Fabrik bey Lyon getrieben wird. Der Aufsatz, vom Hrn Brisson, Aufseher der Manufakturen in Lyon, ist aus dem Journal de l'agriculture, du commerce, des arts et des finances, vom Monat May 1778, von Hrn. Walbaum aus Lübeck übersetzt. Der Centner Kupfervitriol kostet in dieser Vitriolsiederey 65 Livres, und der V. meynt, daß man ihn nach einer andern bekannten Methode wohl nicht werde so rein und so wohlfeil liefern können. Der Herausgeber giebt in einem Zusatz noch eine Nachricht von zwo Siedereyen dieser Art in Rußland, aus Georgis Reise.

VII. Von der Stadtwache zu Kirchheim unter Teck im Wirtembergischen. Der V. sieht es als eine sehr vortheilhafte Einrichtung an, daß seit 1765 diese Frohndienste nicht mehr von Bürgern umwechslungsweise, sondern von sechzehn beständigen Stadtsoldaten versehn werden, die mit herzoglicher Genehmigung dazu bestellt worden sind, und besoldet werden.

VIII. Nachricht von den Gewerben zu Krenzach. Krenzach ist ein überaus nahrhaftes Dorf im markgräflich badischen Oberamte Rötteln, eine Stunde von Basel. Die Nachricht von dem gar vielfältigen Verdienst der Einwohner dieses Orts ist vom sel. Prof. Sander zu Karlsruhe.

IX. Nachricht, wie viel der Reichsthaler in Deutschland, vornemlich in den braunschweiglüneburgischen Landen und im Stifte Hildesheim gegolten hat. Aufgesetzt von J. Hohnhorst zu Klausthal.

X. Oktroy für die königl. dänische ostindische und guineische Handelsgesellschaft auf 20 Jahre. Friedensburg, den 5ten Jul. 1781.

IX. Von Vermehrung der Futterkräuter, ohne die schon bekannten Kleesorten. Der V. dieses Aufsatzes, Hr. Prof. Hadelich zu Erfurt, empfiehlt zur Fütterung das Grasekorn, oder gemeinen Roggen als Futterkraut zu bauen, wobey die Brache bleibt, und doch der Acker zugleich als die beste Wiese benutzt wird, und das künftige Jahr die beste Erndte giebt. Der Acker wird im November oder December, wenn er gestürzt worden, vor Winter umgeackert, den Winter über mit Dünger, Mergel, Ruß oder Gyps gebessert, im März gerührt, im April oder May schon gevierårt, folglich bekömmt er alle Arten, die ein Brachacker haben muß; und das zu einer Zeit, da der Landmann und sein Zugvieh gerade die wenigste Arbeit haben. In der Mitte des Junius wird er mit gutem Staudenroggen, etwas dünner als gewöhnlich, besäet. In kurzer Zeit hat man die schönste Wiese vor Augen, die allen Gefahren der Nässe und Dürrung des Herbstes Trotz bietet. Im September, ehe das Korn anfängt zu schossen, wird diese schöne Wiese abgemähet; und das ist alles, was man zu thun hat. Dieses abgemähte Korn giebt die vortreflichste Erndte; denn es bestockt sich vor dem Winter besser, als das später gesäete, zumal wenn es mit Gyps und Ruß überworfen wird, und ist eben darum auch viel weniger dem Mißwachs ausgesetzt. Der V. machte selbst mit einem schlechten Stück Land den Versuch, und erhielt zuerst im

Sep-

September eine reichliche Heuerndte, und das Jahr darauf ein schönes, dichtes, grobhalmigtes Korn.

XII. Anzahl der in des Königs von Grosbritannien deutschen Landen befindlichen Städte, Stifter und Klöster, Aemter, Forsten, Amtsvogteyen, Landesgerichte, adlichen Gerichte.

XIII. Nachricht von den Produkten der Insel Maltha, von dem Obristen Dingeron. Auch von Hrn. Walbaum aus dem Journal de l'agriculture übersezt.

XIV. Nachricht von denen Galläpfeln, welche Knoppern genannt werden. Eine Antwort auf eine Frage des Herausgebers im vierten Theil, aus der Brünner Zeitung. Die Knoppern haben eine viel stärker adstringirende Kraft, als die gemeinen Galläpfel, und werden daher auch theurer bezahlt. Sie entstehen durch den Stich eines Insekts an den jungen Kelchen der Eicheln; die Galläpfel findet man an den Blättern und ihren Stielen.

XV. Betrachtungen über den thüringischen Getraide- und Hopfenbau. Auch diese Betrachtungen sind vom Hrn. Prof. Hebelich. Er meynt, nicht sowohl der Mangel, als vielmehr die Menge des Getraides drohe in Thüringen Armuth und Verfall des Ackerbaues, und empfiehlt Surrogate statt des zu vielen Getraides: man solle Hopfen, Flachs, Hanf, Krappe, Toback und Anies bauen. Hier redet er blos von den Vortheilen des Hopfenbaues. Man kann mit wenigerm guten inländischen Hopfen besseres und wohlschmeckenderes Bier brauen, als mit ausländischem, der meistens alt, verlegen und kraftlos ist.

XVI.

---

18) Haushaltungswissenschaft.

Vollständige Anleitung, wie die Bienen das ganze Jahr hindurch zu behandeln sind. Durch Daniel Wildmann, London 1780. Aus dem Englischen übersezt. Mit Kupfern. Hannover im Verlage der Helwingischen Hofbuchhandlung. 1782. 8. 56 Seiten.

Im

Im XXV. B. II. St. S. 290 haben wir unser Urtheil über die vom Daniel Wildmann im Jahr 1774 zu Amsterdam, unter dem Titel: Guide complet pour le gouvernement des Abeilles pendant toute l'année, herausgegebene französische Abhandlung mitgetheilet: und izt müssen wir sagen, daß diese englische Auflage von eben diesem mit elenden Geheimnissen in Frankreich herum vagirten, aber endlich in Deutschland entlarvten Wildmann, (s. Riem's entlarvter Wildmann 8. 1771. Berlin bey Deckern) welchen man aber wohl von jenem redlichen Thomas Wildmann unterscheiden muß, nicht nur abstamme, sondern beynahe dieselbige sey. Weiter unten wollen wir solches durch Gegeneinanderhaltung der Kapitel beweisen. — In dieser neuen Auflage ist noch all das unvollständige und unrichtige von 1774 anzutreffen: und wir wundern uns sehr, daß sich ein Uebersetzer zu dieser englischen Ausgabe gefunden, da niemand die französische übersetzen mögen. Der V. hat jedoch in dieser englischen Edition die Rodomontate ausgelassen, (die er in der französischen S. 28 angeführt, und dadurch) wie er auch beyfügte, geglaubet hat, Frankreich und andere Länder leichter zu bewegen, ihm Beyfall zu geben. Im Vaterlande und dessen Sprache durfte er es wohl nicht so leicht wagen, im 24ten Jahre aus 15jähriger Erfahrung sprechen zu wollen. Dagegen sind nun, obgleich der V. 6 Jahre älter und an Erfahrung reicher geworden, alle die andern Irrthümer, und darunter manche grobe beybehalten, anzutreffen. Wir wollen nur ein Exempel aufstellen. In der französischen Abhandlung, dem 2ten Kapitel S. 4 lehrte Hr. W. mit vieler Dreissigkeit zum Troz der Sätze neuerer Autoren, (parmi les Modernes) daß die Bienenkönigin nicht allgemeine Bienenmutter sey. Dies wird in der Uebersetzung von 1780 im [illegible]ten Kapitel S. 52 alles wörtlich wiederholet: ohne sich daran zu kehren, daß schon Thomas Wildmann in seinem vortreflichen englischen, und zu zweyen malen in Deuschland übersezten Werke, einem Maraldi und Reaumür Beyfall gab; und auch unsre neuern besten Schriftsteller eben dieses bestätigen. Nämlich, daß die Bienenkönigin wirklich die allgemeine Mutter der Bienen sey. Ein Eigendünkel begleitet diesen jungen Wildmann, und damit er nicht Deutschland neuerdings auf Irrwege führe, wollen wir ihm gerade zu sagen, daß seine Gründe, womit er seine ungegründete Meynung bestätigen will, schlecht sind. Er ist dadurch in diesen Irrthum gerathen, daß

die

die gemeinen Bienen wohl auch Eyer legen, aus denen aber nicht ihres gleichen, sondern nur das Drohnengeschlecht entstehet: und wird er nicht flüchtig beobachten, so wird er diese durch unsre besten Beobachter bestätigte merkwürdige Geschichte schon wahrnehmen können.

Wir würden nicht so weitläuftig zu seyn nöthig haben: wenn der V. nicht aus Erfahrung, und unter dem vielversprechenden Titel eines Wildmann's spräche; zumal da der Uebersetzer S. 52. mit jenem von 1774 S. 4 übereintreffend folgendes tradirt hat: „Da die Schriftsteller über die Fortpflanzung derer (der) Bienen so sehr verschieden geurtheilet haben, so werde ich mich nicht darauf einlassen, fremder Meynungen hier einzuführen: ich schränke mich vielmehr auf — Anmerkungen ein, die sich auf meine eigene Erfahrungen gründen.“ Würde er sich nicht über alle seine Vorfahren und Nachfolger dadurch hinwegsetzen wollen, so würden seine Exclamationen mit einem bloßen si tacuisses — abzufertigen gewesen seyn.

Aus dieser bisarren und eben so seltsamen Aufdringung, wie seine persönlich vorgespiegelte Bezähmung der Bienen, daß sie sich ihm bald an den Arm, bald an den Bart u. s. m. anhängen sollten, (welches Thomas Wildmann aber lange schon und aufrichtig beschrieben hatte) auch war, wird man leicht auf mehr falsche Stellen schliessen können; und wir werden vom übrigen desto kürzer reden dürfen. So finden sich vorzüglich noch Stellen S. 49. 51, und besonders S. 54 mit unrichtigen Anmerkungen des Uebersetzers vermehret. Ein Beweis, daß er seiner Materie so wenig, als seinem Helden gewachsen gewesen. Gelanget er noch zu diesem Grade, so rathen wir ihm inzwischen, statt des jungen Wildmanns Schriften, lieber des älteren Wildmanns Abhandlung, sodann des von Lüttichau's, Riem's u. a. m. gehabte Beobachtungen von der Begattung der Königin und den Geschlechtsarten der Bienen zu studiren, und allenfalls ins Englische zu übersetzen. Dann würde er mit den Engländern sich wohl wundern, was für Vorsprünge die Deutschen seit kurzem gemacht haben. Inzwischen, da wir doch aus den übrigen Anmerkungen wahrnehmen, daß der Hr. Uebersetzer eben kein gemeiner Bienenfreund ist, so können wir unsre Bewunderung nicht bergen; daß er in Riems Fundamentalgesetzen zur perennirenden Bienenpflege, in der Auflage von 1775 S. 75. 76. 83. 99 u. a. m. nicht die Anmerkungen über Daniel Wildmann gelesen. „Vorzüglich

lich, heißt es S. 76. falsch ist es, was Daniel Wildmann in seiner guide complet. S. 7 sagt: daß die gemeinen Bienen ihres gleichen zeugen — nein, sie zeugen blos Drohnen." Ein mehreres lasse sich Hr. Uebersetzer gefallen, selbst nachzuschlagen und zu lesen, um da mehr, als seine Anmerkungen dadurch befriedigt werden; und nicht weit davon durch einen Prediger Georgi beschrieben zu finden, daß auch diesem bey einem jungen Schwarme, dem er die Königin eingesperrt zugesetzet, nichts als Drohnen erzeuget worden sind.

Vom Inhalte dieser Anleitung ist zu bemerken, daß die Kapitel hier nur versezt, z. B. was hier das erste Kapitel ausmacht, ist dort das 9te; das 3te hier ist dort das 5te u. s. w. nur das 2te und lezte sind Zugaben zur 2ten Kupferplatte und dem Methmachen. Bey der Erklärung der Kupfertafeln zeigt der Uebersetzer noch an, unter welcher Addresse man die Wildmannischen Originalien haben könne; der Preis ist bey jedem angefügt. Da uns aber ein Bienenkasten von unserm Holze, ⅔tel Reichsthaler kostend, eben die Dienste leistet, die der seinige von Mahagoni Holze und im Preise von 18½ Reichsthaler, nach dem 20 Gülden Fuße angeboten, wohl auch nur einbringen kann: so können wir mehr nicht sagen: als wer Lust hat zu kaufen, der kaufe. Die Addresse ist: to Mr. Daniel Wildmann. Holborn No. 326. London.

Sm.

D. M. E. Bloch oeconomische Naturgeschichte der Fische Teutschlands mit sieben und dreyßig Kupfertafeln nach Originalien. I. Th. Berlin 1782. 4.

Mit dieser Aufschrift, aus welcher wir die angenehme Hofnung schöpfen, daß der V. auch andere Theile Deutschlands außerhalb der preußischen Staaten in seinen Plan einschließen werde, erhielten wir zugleich das fünfte und sechste Heft dieses Werks, von welchem wir die erstere unsern Lesern bereits angezeigt haben, die Textbogen X-Ji und die Platten XXV-XXXVII, auf welchen Pl. XXV - XXVIII noch einige Lachse, der Schnäpel, die breite Aesche, die große und kleine Maräne, der Smelt und der von diesem nicht blos durch die Größe verschiedene Seestind, Pl. XXIX und XXX die Heringe, der eigentliche Hering, der Breitling, die Anjovis und die Alse,

Pl.

Pl. XXXI. die Pitzger, der Schlamm- und Steinpitzger und die Schmerle, Pl. XXXII. und XXXIII. die Hechte, der gemeine und der Hornhecht, Pl. XXXIV. der Wels, Pl. XXXVI. und XXXVII. einige Karpfen, der Kühling und die Ziege vorgestellt sind; die XXXV. Pl. zeigt einige fremde Arten des Welses, den Langbart und den Plattbauch, die allerdings für den Naturforscher merkwürdig sind, aber doch in eine Naturgeschichte deutscher Fische nicht gehören. Wir haben zu der Billigkeit des V. das Zutrauen, daß er in Zukunft nicht mehr über die Grenze seines eigenen Plans hinausschweifen werde. Mancher einzelne Käufer wird wenigstens lieber etwas länger warten, als Platten bezahlen, um deren Gegenstände er sich nicht bekümmert. In dem mit ausgegebenen Texte sind mit der Belesenheit, Ausführlichkeit und Genauigkeit, die man schon aus den vorhergehenden Heften an dem V. gewohnt ist, der noch übrige Theil des Lachsgeschlechtes, die Geschlechter des Herings, des Pitzgers, des Hechts und des Welses nach ihren bereits genannten Arten, und der gemeldete Nachtrag zum Karpfengeschlechte beschrieben.

Rz.

---

19) Vermischte Nachrichten.

Der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlung aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik auf das Jahr 1776. Uebersezt von A. G. Kästner. 38ster Band. Leipzig, bey Krusius 1782. 1 Alphabet stark.

Das erste Vierteljahr dieser Fortsetzung einer vortreflichen Sammlung S. 3-100 enthält 12 Abhandlungen. 1) Marelius von Ausmessung bauchiger Gefäße S. 3-20. 2) Plantin Lehrsatz, den gleichen Gegenstand betreffend, S. 21-35. Beyde Abhandlungen sind durch einen Zusatz des Ueb. sehr erläutert. 3) Scheele über Kiesel, Thon und Alaun S. 36-39. So lang der V. seinen Bergkrystall und die aus seiner Auflösung in

im Laugensalz durch Vitriolsäure gefällte Erde mit Laugensalz im thönernen Tigel schmolz, erhielt er immer Alaun, so bald er aber den Versuch im eisernen anstellte, keine Spur davon, auch zog Vitriolsäure aus gefällter und ungetrockneter Kieselerde nicht das mindeste aus, so wenig als bloßes kochendes Wasser aus reinem Thon, auch gab ihm Thon mit Weinsteinsalz oder Kohle nichts von Schwefelleber, und der Rückstand von der damit angestellten Destillation des Salpeter- und Salzgeistes kein vitriolisches Mittelsalz; also sind Alaun- und Kieselerde zwo sehr verschiedne Erden. Kalkwasser schlägt die erstere aus der Auflösung des Alauns nieder, und Kalkerde vereinigt sich mit ihr, nicht aber Gypserde, wenn sie nicht mit Kalkerde übersättigt ist. 4) v. Engeström Packfaig, d. h. weisses Kupfer. ein chinesisches weisses Metall. S. 40-42. Es hat einen guten Klang, und ob es gleich anfangs mehr roth ist, durch einen Zusatz, der ihm zu Kanton gegeben wird, einen sehr schönen Silberglanz, läuft aber doch, so sehr man diesem durch Zink zuvorkommen sucht, nach einiger Zeit dunkelgrün an; es wird in Sina zu allerley Hausgeräthe verarbeitet, und hält keinen Arsenik, aber koboltigen Nikel in achtzehn bis neunzehn Theilen fünf bis sechs, und Kupfer 13-14; diesem wird dann noch zu Canton Zink zugesezt. 5) Brusenius Versuch einer Beschreibung der Gemeinden Löt und Alböke in Oeland. S. 43-52. Gänzlich ohne Holz nähren sich die Einwohner vom Feldbau, Viehzucht, Fischerey und Wollfabriken. Schwarzerde und Sand ist der gewöhnlichste Boden, der leztere wird mit Meergras gedüngt: An Waizen, Gersten, Roggen und Erbsen werden jährlich gegen 800 Tonnen ausgesät, die doch selten über das vierte Korn geben, im ganzen Bezirke sind 800-900 Stück Rindvieh, und 900-1000 Wollvieh mit grober Wolle. Eine Wollviehseuche ging vor mehrern Jahren auch auf die Hasen über. 6) Hielm Menge des Volks im Upsala Stifte ein Viertheil dieses Jahrhunderts, von und mit 1747 bis und mit 1773. S. 53-62. Sehr gut eingerichtete Tabellen, die sich nicht wohl ausziehen lassen; die Volksmenge hat sich in diesen 24 Jahren vermehrt, so daß auf jede 4000 Seelen noch 456 hinzukamen: das 49 Kind ist unehlich, auf eine Ehe kommen durchaus vier Kinder, und die fünfte Ehe ist jährlich fruchtbar; die Knaben verhalten sich zu den Mädchen, wie 21:20, die Gebohrnen zu der ganzen Volksmenge wie 1:30, die Gestorbenen, wie 1:36. 7) Wargentin Anzahl der Gebohrnen und Gestorbenen im

m upsalischen Stifte, jedes der 15 Jahre von und mit 1721 bis und mit 1735. S. 63-68. 8) Thunberg Rothmannia, neue Pflanzengattung mit der Zeichnung eines Astes. S. 69-71. Der Baum wächst in den Wäldern am Vorgebirge der guten Hofnung, hat ein sehr hartes zu Wagenachsen vorzügliches Holz, von welchem er auch Svart Yzerhont heißt, gehört in die fünfte Linnéische Klasse, und gränzt zunächst an die Belonie, nur daß seine Blumen eine glockenförmige Krone und eine entzweygetheilte Narbe, und seine Staubbeutel keine Fäden haben. 9) Odhelius vom Extract des Aconiti. S. 72-73. Nach des V. Erfahrung treibt es auch auf Harn und Schweiß, und in etwas stärkern Gewichten, als es Störk verordnete, hat es ihm in Flüssen und steifen Gelenken gute Dienste geleistet. 10) Andersson von englischen Steinkohlenflözen und deren Bearbeitung. S. 74-71. Sehr genau sind hier die Flöze bey Newcastle am Tyne und bey Whitehaven beschrieben, mit den darauf und darunter liegenden Steinflözen. 11) Bjerkander Bemerkungen über das Wachsthum der Bäume und Pflanzen auf der Kinnekulle in Betrachtung derselben unterschiedenen Höhen und Absätzen. S. 82-92. Verzeichnisse von Gewächsen, die auf verschiedenen Höhen und dem sich darauf beziehenden Klima dieses hohen Bergs in Westgothland gefunden werden; zugleich etwas von der Flora einiger benachbarter Berge. Das Haselholz wird hier als Feuerholz gebraucht; Fichten finden sich keine darauf. Zuletzt eine Anweisung, wie man auf jede Höhe dieses Gebirgs auch andere daselbst nicht einheimische nützliche Gewächse verpflanzen soll. 12) Nachricht von zween Soldaten, die unter dem Fieber plötzlich gestorben sind. S. 93-98. Bey beyden war die Milz aufgesprungen. 13) S. 99. 100. Betrift die auf die Preisfragen eingekommene Antworten und das Urtheil darüber.

Das zweyte Vierteljahr S. 103-176 faßt acht Abhandlungen in sich. 1) Gadd vom Ursprung, Beschaffenheit und Nutzen der Pfühle, Sümpfe und Moraste in Schweden. S. 103-119. Einen Theil leitet der V. von ehemals hier gestandenem Meere, einen andern von Verstopfung in den Mündungen der Flüsse oder ungeschickten Verdammungen derselbigen ab. Mittel, sie zu vermindern und auszutrocknen, und vielfacher daraus entspringender Nutzen; vornemlich der Gebrauch der Sumpferde zum Düngen. Wäßström Anmerkungen über diese Abhandlung. S. 119-124. Wenn feiner Sand oder zäher Thon die Unterlage

lage der Sumpferde sind, so widerräth der V. ihre Verbesserung, aber nicht, wenn sie guter mit Mergel vermischter Thon ist. Mose und Nadeln geben durch Vermodern eine zu leichte Erde, als daß sie gut düngen könnte. Aus diesen und andern Gründen räth der V. Vorsicht bey der Befolgung von Hrn. Gadds Vorschlägen. 3) Ekeberg Anmerkungen und Beschreibung vom Banka-Sunde in Ostindien. S. 125-133. Fehler der gewöhnlichen Charten, und deswegen hier eine neue. 4) Retzius fernere Versuche mit natürlicher Gewächssäure. S. 134-143. Tamarindensäure hat auch dieser V. so wie Citronensäure der Weinsteinsäure ganz ähnlich gefunden, auch die Säure von Berberisbeeren; noch bleibt, nachdem aus ihrem Safte das Salz angeschossen ist, noch eine sehr scharfe Säure zurück; nicht so scharf ist sie bey dem Safte von Johannisbeeren und Sauerampfer; auch thierische Gallerte werde durch eine Art Gährung zu Eßig. 5) Odhelius Erfahrungen von der Ascaris lumbricoides, S. 144-146. Das Nufferische Mittel that hier wenig. 6) Kalm Beschreibung des nordamerikanischen Maulbeerbaums. S. 147-164. Der V. will ihn lieber unter die Polygamien setzen; er wächst gerade, hoch und mit einer schönen Krone; er verliert sein Laub sehr früh; seine zahlreichen Beeren sind saftig und schmecken angenehm süßsauer; die Irokesen trocknen sie; sein Holz, das sehr zäh und bräunlicht ist, taugt treflich zu hölzernen Nägeln und Tischlerarbeit, und sein Laub zur Nahrung der Seidenraupen. Vorschläge zu seiner Pflanzung. 7) Quist Andersson Fortsetzung von den englischen Steinkohlenflözen. S. 165-173. Dieser Abschnitt betrift ihre Bearbeitung. 8) Joh. Acrel die beste Art Zimmerholz von Eichen lange Zeit vor Fäulniß, Rissen und Würmern zu verwahren. S. 174-176. Man muß das Holz im Winter fällen, sogleich an allen vier Seiten behauen, mit zulänglich hohen Zwischenrippen unter Dach legen, und noch vorher in Salz- oder Vitriolwasser legen.

Das dritte Vierteljahr S. 179-258. begreift eilf Abhandlungen. 1) Bergman fernere Anmerkungen über Verfertigung des Alauns S. 179-190. sind unsern Lesern schon aus den kleinern Werken dieses großen Scheidekünstlers bekannt. 2) P. J. Bladh hydrostatische Versuche bey einer Seereise zwischen Schweden und China 1774 und 1775 über die eigene Schwere des obern Wassers im großen Weltmeere. S. 191-211 Zuerst die eigne Schwere des Schneewassers bey mancherley Graden von Wärme,

wie

wie größer die Kälte war, desto größer war der Unterschied des Schneewassers und Seewassers in Absicht auf eigene Schwere. Die Versuche sind an verschiedenen Stellen des Meers gemacht, die nach ihrer geographischen Länge und Breite genau angegeben, und mit dem Resultat der Versuche und dem Grad der Wärme in Tabellen gebracht sind; am schwersten war das Wasser des atlantischen und äthiopischen Meers in der Nähe der Wendekreise bey 20 Graden, von da an aber nimmt sie sowohl nach den Polen, als nach der Linie zu ab; auch ist überhaupt das Meerwasser näher am Lande gemeiniglich leichter, als in offener See. 3) J. G. Hallmann von einem Augenflusse, der durch eingeimpfte Krätze gehoben worden. S. 212-215. Die Kranke hatte kurz vor dem ersten Anfall in den Blattern einen krätzigen Ausschlag verlohren, den sie ihre ganze Kindheit über an den Füßen stark gehabt hatte, alle andere Mittel waren zuvor fruchtlos gebraucht. 4) Odhelius Anmerkungen über diesen Aufsatz. S. 216. Zugleich ein ähnlicher Fall. 5) J. H. Lindqvist Aufgabe: von einem gegebenen Punkte eine gerade Linie zu ziehen, die einer gegebenen apollonischen Parabel normal ist. S. 217-219. mit einem Zusatz des Uebersetzers. 6) A. Faxe Erfahrungen von einem Kataleptikus. S. 220-221. Stund der Kranke einmal still, so hörte alle Bewegung, äußerliche und innerliche Empfindung auf: stieß man ihn so, daß der Körper das Uebergewicht bekam, und er den rechten Fuß an den Leib zog, so kam alles wieder in Gang. 7) El. Lagus Beschreibung, wie die Biber im Kirchspiele Kusamo in Kimi Lappmark gefangen werden. S. 222-224. Auch in Lappland sind die Biber fast ausgerottet. 8) P. Holmberger über die Gewächse, welche von Schweinen genossen oder verzehrt werden. S. 225-237. Genau ist angezeigt, was sie gerne oder nur aus Noth oder gar nicht fressen, ob sie das ganze Gewächs oder nur einen Theil desselbigen und welchen sie fressen; auch die Thiere sind genannt, welche die Schweine verzehren und nicht verzehren, und die Pflanzen nach Linnéischer Ordnung und mit Linnéischen Namen. An der Wurzel des gemeinen Wasserschlauchs ein blaulichter Saft, der Leinwand färbt; für die Giftigkeit der tannenartigen Bärlappe und des Kammgrases wünschten wir doch strengere Beweise; das leztere wird wenigstens von andern Thieren ohne Schaden gefressen. Die Bärentrauben geben einen guten Eßig. Den Saft des doldenförmigen Wintergrüns gebraucht man in Kalmarslehn gegen den Rotz der Pferde.

Nur der Eber frißt Eichenlaub, zweyblätterichtes und geflecktes Knabenkraut, andere Schweine aber nicht. 9) D. M. Algren Erfahrungen von Bienen. S. 238 : 244. Niedrig stehenden Standstöcken sind Kröten gefährlich. 10) Quist Andersson Fortsetzung von englischen Steinkohlenflözen. S. 245 : 252. Diesmal von allerley Vorfällen bey Kohlengruben. Das Abschneiden und Schwellen der Flöze. Schwaden, der brennende finde sich erst unter dem Horizonte des Meers; die Feuermühle giebt nicht Licht genug, und entzündet den Schwaden doch. Die Air-super oder Round-Louses thun noch die beste Wirkung. 11) Thunberg Beschreibung einer neuen Gattung von Pflanzen Rademachia, (nach dem holländischen Gouverneur in Batavia Rademacher, sonst auch Brodbaum genannt) schon von Rumpf abgezeichnet und beschrieben, jezt nach der Sexualmethode genau untersucht. S. 253 : 258. Der V. gedenkt hier noch einer zwoten Art mit ganz unzertheilten Blättern, die bey Batavia und auf Amboina wächst.

Das vierte Vierteljahr S. 261 : 346. enthält 14 Abhandlungen 1) Bergius Materialien zu Brandwein aus schwedischen Gewächsen. S. 261 : 275. In den Erbsen ist außer dem Stärkmehl Schleim, der sich durch höchst gereinigten Weingeist und alle unvollkommene Mittelsalze niederschlagen läßt, und etwas Zucker, der sich mit heißen und kalten Wasser ausziehen läßt. Eine Tonne Kartoffeln und rother Steinbrechwurzeln gebe 10 : 12 Kannen mittelmäßig guten Brandeweins; so ist auch bey mehrern Früchten die Menge des daraus zu erhaltenden Brandeweins angegeben; hier stehen auch Gichtrosen und Löwenzahn. 2) J. C. Wilke vom Kornwurm (Curculio granarius,) und wie er zu vertreiben ist. S. 276 : 292. Beschreibung von seiner ersten Entstehung an. Einwürfe gegen die bisher vorgeschlagene Mittel. Der V. räth, das angesteckte Getraide von einer Höhe in Wasser zu werfen, was oben schwimmet, abzunehmen und wegzuwerfen, was sinkt, zu trocknen und als gut aufzubewahren. 3) Bjerkander über einiger Zugvögel Ankunft und Abreise, auch wie weit man daraus künftige Witterung vermuthen kann. S. 293 : 300. Der V. hat hier die Zeit, wann Lerchen, Buchfinken, fahle Grasmücken, wilde Gänse, weiße Bachstelzen, Hausschwalben, Guguke und Wachtelkönige vom Jahr 1758 : 1776 ankamen, in Tabellen gebracht, auch einige Beobachtungen über die Zeit ihres Abzugs. Besser richte sich der der Landwirth in der Aussaat nach dem Blühen verschie-

schiedener Gewächse, als nach den Vögeln. 4) A. Sparrmann Beschreibung der Sanophyte sanguinea, einer zuvor unbekannten parasitischen Pflanze aus dem südlichen Afrika. S. 301-303. Nach dem Trocknen theilt sie dem Wasser eine rothbraune, der Leinwand eine etwas gelbe Farbe mit. 5) P. Odbeck vom Wurzelwurme. S. 304-307. Larven vom Scarab. solstitial. und andere, deren vollkommene Entwickelung der V. nicht beobachten konnte, zernagten die Wurzeln des Getraides. 6) Guist. Andersson Fortsetzung und Schluß von englischen Steinkohlensätzen. S. 306-313. Betrift das Verführen, den Preiß und Verschluß der Kohlen; nur nach London gehen davon jährlich 300000 Newcastler, oder 620000 Londoner Chaldrons. 7) Blom fernere Untersuchungen und Bemerkungen von dem Wurme Ascaris lumbricoides. S. 314-317. 8) Odhelius Erinnerungen über diesen Aufsatz. S. 318-319. 9) H. Nicander Aufgabe, die gehörige Figur des Streichbrets am Pfluge zu finden. S. 320-324. 10) P. J. Bladh von Wärme und eigner Schwere des Wassers im Alandshaf, und dem botnischen Meerbusen. S. 325-327. Die erstere richte sich in offenen Seen, und weit vom Lande nicht immer nach der Tiefe; sey aber, an untiefen Ufern bey warmen Sommertagen viel wärmer, als über den Tiefen; nicht immer näher am Lande wärmer, als weiter im Meere. 11) C. W. Scheele Untersuchung vom Blasenstein. S. 328-333. Vitriolsäure wirkte erst, nachdem sie lange damit gekocht hatte, und fast bis zur Tröckne abgedampft war; aber Scheidewasser löst ihn leicht mit gelber Farbe auf; auch ätzende Lauge und Kalkwasser, so gar, wenn man nur vieles dazu nimmt, reines Wasser, löst ihn auf. Aller Harn setzt, auch in verschlossenen Gefäßen, eine Materie ab, wie der Blasenstein ist. 12) L. Bergman Zusatz vom Blasensteine, S. 334-339. Der V. konnte sie weder in Wasser noch in starker Salpetersäure auflösen; aber auch er fand keine Kalkerde in den Auflösungen, wohl aber deutlich in der Asche. 13) S. Hedin Nachricht, in welchem Alter sowohl Mannspersonen als Weibsbilder zu diesen Zeiten bey uns sich zum erstenmale verehlichen, auch wie viel Kinder sich von jedem Paar Eheleuten erwarten lassen, u. s. w. S. 340-344. 14) C. B. Skytte Versuche, daß sich Mehl und Gries von Kartoffeln mehr Jahre aufbehalten lassen. S. 345-346. Ratten machen sich nicht daran.

Mb.

C. A. Kortum der Arzn. Dokt. Anfangsgründe der Entzifferungskunst deutscher Zifferschriften. Duisburg, im Helwingischen Verlage. 1782. Oktav. S. 144.

Daß das in Ziffern schreiben, so wie die Entzifferungskunst eine nothwendige Wissenschaft der Höfe geworden, werden diejenigen nicht in Zweifel ziehen, welche wissen, daß jeder Gesandte, die an seinen Hof von einiger Wichtigkeit abzuschickende Nachrichten in unlesbare Zeichen verhüllen muß. Man findet daher an großen Höfen Entzifferungskanzeleyen oder ganz eigne besoldete Diener, die sich mit Entdeckung aller Arten Zifferschriften beschäftigen müssen. Der Nutzen der Zifferschrift ist zur Zeit des Krieges größer, als zur Friedenszeit. Ueberhaupt giebt diese Wissenschaft noch Gelegenheit zur Uebung im Denken, zu Lesung alter Handschriften und Entdeckung manches nützlichen Geheimnisses, welches der lebende Besitzer zu seinem Vortheile anwendete und geheim hielt, und sonst für die Nachwelt öfters verlohren worden seyn würde. Der V. hat sich blos auf die deutsche Sprache eingeschränkt, und denjenigen, die sich mit Entziffern beschäftigen wollen, einige Anleitung (aber noch lange nicht ausführlich genug) mitgetheilet. Dieses kleine ganz brauchbare Werk selbst enthält in 167 §§. indessen so viel als zum Amusement für manchen genug, und zur Anleitung für den, der sich weiter mit dieser Kunst beschäftigen will, hinlänglich genennt werden kann. Im 1. §. handelt der V. von der Entzifferungskunst überhaupt; im 6ten von den Erfordernissen zum Entziffern, im 11ten wird nähere Anweisung zum Entziffern deutscher Zifferschriften gegeben, im 21sten vom Aufsuchen der Vocalen, im 29sten vom Aufsuchen der Konsonanten, im 40sten von Zwillingsbuchstaben, im 62sten von den Buchstaben, welche gern auf einander folgen, im 63sten von der Anwendung der gegebenen Regeln, im 64sten findet man Beyspiele, wie nach den Regeln beym Entziffern verfahren werden müsse u. s. w.

Im 117ten §. folgen einige andre Arten geheimer Schriften und Zifferschriften, im 138. §. die Kennzeichen deutscher Zifferschriften, im 140sten einige schwere Zifferschriften, im 147sten unauflösbare Zifferschriften und endlich im 160. §., wie man unsichtbare Schriften, die mit verschiedenen Arten der soge-

nann-

nannten sympathetischen Dinte geschrieben werden, entdecken könne.

Ag.

Scenen aus dem bürgerlichen Leben; in Briefen und Erzehlungen zum (dem) Nutzen und Vergnügen junger Handwerker gewidmet. Basel, bey Schweighäuser. 1782. 18 Bogen 8.

Die Absicht des Verfassers, der sich Daniel Weber aus Zürich unterschreibt, ist gewis recht edel und gut, indem er durch dieses Buch zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Handwerker das seinige beytragen, und zugleich für diesen, der menschlichen Gesellschaft so nützlichen Stand mehr Aufmerksamkeit und Achtung gewinnen will. Die sieben ersten Briefe sind schon einmal unter dem Titel: Heilmanns Geburtstag, erschienen. Wenn der Herausgeber würklich ein Handwerker ist, wie er in der Vorrede sagt; so sind ihm um so eher einige Nachläßigkeiten im Styl und Fehler in der Schreibart zu verzeyhen. Aber alsdann scheint hie und da doch die Sprache zu gekünstelt, und die Leute halten mir mitten im Affekt zu sehr studierte Reden. Die Begebenheiten sind mehrentheils Züge von Großmuth, Rechtschaffenheit und Vernunft, von einer Classe von Menschen, über die wir so hochmüthig hinauszusehen pflegen, und wenn, wie der Verfasser versichert, die mehrsten derselben wahr sind; so macht das unserm Jahrhundert Ehre.

Yr.

Johann Hermann Simmen. Ein Beytrag zur Physiognomik und Menschenkenntnis vom Jahre 1782. Gotha, bey Ettinger. 8.

Ein Bauer ward in seinem 17ten Jahre gothaischer Dragoner, und nachher im siebenjährigen Kriege preußischer Husar, kam nach dem Frieden wieder nach Hause, ward wieder ein Bauer, kam in schlechte Umstände, ermordete aus Rache auf eine abscheuliche Weise seinen Schwager, seine Schwägerin und ihr Kind. Nun wird der Mensch merkwürdig, man läßt sein Profil abzeichnen, und sendet es an Lavater. Aus

einem kahlen Profil, wenn man das Gesicht nicht von mehrern Seiten, wenn man nicht den ganzen Körper siehet, kann kein Mensch, wenn er auch sonst etwas physiognomisches Gefühl hätte, etwas sicheres sagen. Dies hätte Hr. Lavater, meines Erachtens, den Leuten, die ihm dies Profil zusendeten, gerade heraus erklären sollen. Aber man weiß es schon, Hr. L. mag sich gern an jeden, er sey wer er sey, ein wenig anhängen; er mag nicht gern jemand so ganz abweisen, er möchte ihm etwan einmal ein Wunder zuführen können, worauf er nun so lange vergeblich wartet. Daher urtheilte er denn auch von diesem Profile, und zwar ist es, seiner Meynung: „sicherlich von einem ausserordentlichen, der groß seyn würde, wenn er etwas mehr eigentlichen denkenden Scharfsinn, und mehr innige Liebe hätte — Hr. L. glaubte ferner: „in ihm Anlage und Hang zur Richtung und Ausbreitung einer religiösen Sekte zu entdecken.“ Nun stattet der V. dem Hrn. Diakonus, dessen herablassende Güte er eben so sehr, als seine übrigen grossen Verdienste verehrt, öffentlich seinen wärmsten Dank ab;“ und um ihn recht abzustatten, commmentirt er über Lavaters Text. Es ist zwar gar zu unpassend, daß dieser Kerl, der sich in seinem Leben nur beyläufig um Religion bekümmert hat, eine Anlage zu Stiftung einer religiösen Sekte in seiner Physiognomie solle gehabt haben; aber ausserordentlich soll er nun doch gewesen seyn, denn der Hr. Diakonus hat es ausgesagt. Freylich, wenn jemand, der etwas thut, das wenige Menschen thun werden, ein ausserordentlicher Mensch ist, so ist ein Mörder allemal ein ausserordentlicher Mensch; denn wenige Menschen sind Mörder. Aber diesen Gesichtspunkt hat der V. nicht einmal gefaßt, sondern schwazt allerley hin und her auf sechs Bogen, was füglich auf sechs Seiten hätte können gesagt werden. Man lernt weder den eigentlichen Charakter des Mörders, noch sonst etwas aus diesem Geschwäz kennen, am wenigsten möchten Physiognomik und Menschenkenntniß durch diese überlästige Bogen etwas gewinnen, denen des Profil des Mörders von Tauksdorf etwas hart, doch vermuthlich ziemlich ähnlich radirt, beygefügt ist.

Hkm.

Der neue Diogenes, dritter Theil, Wismar bey Berger und Bödner 1778. 11½ Bogen in 8.

Der

Der V. hatte schon vor einigen Jahren Allerley in zwey Bändchen hingeschrieben, was weder recht gut noch schlecht war, und folglich etwas langweilig ward. Dies hatten ihm zwey Recensenten im XXXVten und XLIten Bande dieser Bibl. gesagt. Nun will er sich deshalb in einer diesem dritten Theile vorgesetzten Zueignungsschrift an diese beyden Recensenten entweder rächen oder vertheidigen. Diese Zueignungsschrift soll witzig seyn, ist aber höchst schal, und auch die Stücke VIII. über heutige Kritik IX. über den Adel, X. über die Liebe, XI. über Wollen und Können, XII. über Gesezformen; sind eben so mittelmäßig als die vorigen.

Hmr.

Taschenbuch fürs Frauenzimmer. Berlin, 1782, bey Lange, 7½ Bogen in Duodez.

Eine ganz gute Lektüre fürs Frauenzimmer, aber doch nicht so ausgezeichnet, und des öftern Lesens so würdig, daß wir eben rathen könnten, ein Taschenbuch daraus zu machen. Den Anfang macht ein ganz wohlgemeynter Entwurf zu einer noch nicht vorhandenen öffentlichen und beständigen pädagogischen Anstalt für junge Frauenzimmer in **. In ** mag freylich dergleichen öffentliches Institut noch nicht seyn; in Straßburg und Zürich sind schon bessere, die eher, als dieser Entwurf, zum Muster dienen könnten. Der Aufsatz: An die Mütter über die Erziehung der Töchter, enthält ganz heilsame, aber auch schon mehrmals gegebene Vorschläge. Besser gefällt uns der Brief einer Mutter an ihre Tochter, über die Erholungen. Dann folgt der Vormund, eine Erzählung; und dann ein Gedicht, ein Mittelding zwischen Ode und Heroide, Henriette an ihren Ungetreuen, als er um ihre Tugend feilschte; reich an Beywörtern und poetischer Exklamation, aber auch voll fehlerhafter Bilder und Ausdrücke; z. B. S. 104: „Schauspiel deiner Brust war ich!" E. d. Vollgenuß in Reinheit. S. 105: „Trost wird sein Blauaug dir ins Auge blicken." S. 107: „Der Dolche mit mir spricht und Schwerter lacht." Hierauf wieder eine ziemlich schleppende Erzählung, Malchen, oder die Wahl nach feinem Geschmack, von einem der Verfasser der Wochenschrift, der Erzähler. Ferner: Rath an ein Frauenzimmer; und endlich: Die Be-

stimmung eines Weisen bey der Wahl einer Ehegattin. — Der V. sollte das Dichten bleiben lassen. H. J. H. Meil hat zu diesem Taschenbuche ein Titelkupfer geäzt.

Fr.

Sammlung zur Geschichte der Formschneidekunst in Teutschland; herausgegben von D. Joh. Sal. Semler. Erstes Stük. Leipzig 1782. 166 Seiten in gr. 8. außer einer Einleitung von 2 Bogen.

Eine sonderbare Erscheinung! Eben den arbeitsamen Gelehrten, der so lang am Kanon geschnizt, so emsig unter dem Schutt der ältesten Kirchengeschichte gegraben, auf einmal in das Gebiet der bildenden Künste übergehen zu sehn! Freylich liefen dem würdigen Manne mit unter so leidige Tröster durch die Hand, daß er noch von Glücke zu sagen hat, bisweilen an der Schale die Nahrung zu finden, die seinem Geiste der saftlose Kern versagte: wenigstens darf er sich schmeicheln, einer der ersten zu seyn, der für die lange Weile des Buchs, sich seines Schadens am Einbande zu erhohlen gewußt hat.

In der Zueignung des Werkchens an Hrn. Hofr. Meusel zu Erlang, dem er als dem Archivar unsrer Kunstgeschichte die weitere Ausführung seines Plans angelegentlich empfiehlt, erzählt Hr. S., daß, um einigen hülfsbedürftigen unglücklichen Gelehrten beyzustehn, welches, in klingender Münze zu thun, ihn seine Umstände verhindert, er auf den Einfall gerathen sey, durch solche, die auf den Einbänden alter Bücher befindliche Zierrathen umständlich beschreiben zu lassen. Bey dieser Gelegenheit habe er einige schon zu Coburg in eben dieser Absicht von ihm selbst niedergeschriebne Bemerkungen wieder hervorgesucht, sie besagten Imploranten zum Model mitgetheilt, die darauf erhaltnen Lieferungen gemustert, und sodann der Presse übergeben. Fern sey es von uns, der löblichen Absicht des Hrn. S. auch nur das mindeste von ihrer Verdienstlichkeit entziehen zu wollen! Vielmehr wünschen wir dieser ersten Sammlung und ihren Nachfolgern so viele Käufer — denn vermuthlich sind dies die guten Menschen, an die Hr. S. in Vorrede und Dedication mehrmals appellirt — daß die den armen Gelehrten zugedachte Wohlthat ja nicht zum beneficio miserabili ausarten möge! So viel sey uns inzwischen mit der

Auf-

Aufrichtigkeit, die wir dem Publiko schuldig sind, zu sagen erlaubt, daß, wenn auch von weiterer Ausführung eines so weitläuftig angelegten Plans etwas für die Aufklärung unsrer noch immer so dunkeln ältern Künstlergeschichte etwas zu erwarten wäre — und dieses etwas fürchten wir sehr, wird am Ende doch nur mager ausfallen — hierzu eine viel genauere Bekanntschaft mit den Künstlern des 15ten Jahrhunderts, ein viel schärferer Blick erforderlich sey, als in dieser ersten Sammlung sich zeigen. Ex nihilo nihil fit, und die Lieferungen einiger Dutzend Unkenner mögen noch so sehr die Musterung des Herrn S. paßiren, welcher wesentliche Vortheil wird aus Materialien, die sogleich verwittern, unsrer Künstlergeschichte zuwachsen?

Aus einem Register über 207 Artikeln, denn von so vielen meist alten Einbänden, sind mühsame, und zum Theil eben wegen ihrer Umständlichkeit unverständliche Beschreibungen gemacht worden, ergiebt sich, daß kein einziges darauf befindliches Datum über das Jahr 1524 hinauf steigt. Unter beynah hundert Meistern, welche die Anfangsbuchstaben ihres Nahmens beygesezt, finden sich ferner nur zwey, die solchen ganz ausgedruckt: Meister Georg Kirsten nehmlich, und ein gewisser Georg Rammelber. Wenn auch dieser lezte nicht anders gar der Besitzer des Buchs gewesen: so helfen uns dennoch diese Nahmen zu nichts in der Welt; denn beyde Künstler haben sicher erst zu Ende des 16ten Seculi gearbeitet, und doch sind es nur die ersten Versuche, worüber wir so sehr Aufklärung nöthig haben. Nahmenszüge und Rebus sind gar nicht nachgezeichnet worden, und grade dies war es doch, wofür der Kunstforscher dem Herausgeber am meisten verbunden seyn würde. Ueber den Mechanismus selbst; diejenigen Lederarten, die den Stempel am besten angenommen und erhalten; den gefundnen Unterschied zwischen hölzernen, metallnen und andern Formen u. s. w. wird wenig oder nichts befriedigendes gesagt: und wenn die folgenden Sammlungen nichts merkwürdigers anzugeben wissen: so giebt Rec. für die einzige Entdeckung des Hrn. von Heinecken, der auf der inwendigen Seite des Einbandes einer alten Schwarte den für die Geschichte der Kunst so merkwürdigen Holzschnitt vom Jahr 1423 ausfündig machte, mit Freuden alle Zierrath von zehntausend alten Bänden, und wenn es auch so künstliche wäre, als es die sind, womit Grollier, der zuerst das — et amicorum auf seine Bücher prägen ließ, das äußere derselben auszuputzen wußte. Die-

ser

ser Franzmann hatte seine Bibliothek zu Anfang des 16ten Seculi gesammelt. Zu Paris, wo noch bisweilen bey Versteigerungen Bücher daraus vorkommen, werden solche des ausnehmend künstlich verzierten Einbandes wegen übermäßig bezahlt. Von der Hand eines Künstlers selbst müßte die Beschreibung eines dergleichen Bandes lehrreich ausfallen. Zum Glück ist keiner davon unsern Sammlern in die Hände gerathen, als die wohl schwerlich sich dabey gehörig zu nehmen gewußt hätten. Da erst geraume Zeit, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, auf Verzierung der Bände gedacht wurde; denn Kirchenbücher und samtne oder seidne Einhüllen ausgenommen, hat Rec. an ältern Deckeln von Seiten der Industrie durchaus nichts merkwürdiges finden können: so bleibt am Ende noch immer die Hauptfrage übrig, von wem die Buchbinder selbst Stempel oder Formen zu diesen Mode gewordnen Verzierungen genommen? Da der Gebrauch hölzerner Formen äußerst eingeschränkt, und nicht zu vermuthen ist, daß die Buchbinder Geld genung daran wenden können, sich zu dem complicirten Hülfsmittel der, nach dem Holzstock erst wieder geformten Matrize und daraus gegossenen und zurecht geschnittenen Figur ihre Zuflucht zu nehmen: so ist wohl nichts natürlicher, als daß sie es wie ihre itzt lebende Mitbrüder gemacht, die ihre meßingne Rollen und Stempel, von Stempelschneidern, oder noch lieber von Künstlern aus ihrer eignen Innung erhandeln. Auf diese Art kämen die guten Formschneider, mit denen es zu Ende des 15ten, und noch mehr im 16ten Jahrhundert schon sehr mißlich aussah, gar um die Ehre, die ihnen Hr. S. mit voller Hand angedeihen läßt. Vielleicht haben die alten Schriftgießer selbst, deren geblümte Buchstaben bald nach 1470 vorkommen, die Buchbinder erst auf diese Zierrath geleitet: denn daß solches von den Formschneidern geschehen, und noch dazu zu einer Zeit, da ihre Kunst schon dem Verfall nahe war, will uns durchaus nicht einleuchten.

Hoffentlich führt eins der folgenden Stücke, wie es bey Unternehmungen dieser Art wohl zu geschehen pflegt, uns näher auf die Spur. Aus eben dieser Ursach, und aus Achtung für Hrn. S. haben wir über seine den historischen und artistischen Theil betreffende Eintheilung unser Urtheil zurückhalten wollen. Inzwischen wird der Liebhaber von dergleichen Alterthümern für die oft sinnreiche und gelehrte Erklärung der Sinnbilder und Figuren, wodurch der Inhalt so viel alter Holzschnitte

schnitte und Kupferstiche nicht selten räthselhaft wird, ihm allemal Dank wissen.

XIII.

Der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch erste Anzeige, von den darinn befindlichen Handschriften, mit vorausgeschickter Geschichte ihrer ersten Entstehung, und mit litterarischen Anmerkungen versehen, bey Gelegenheit des im September zu haltenden Schul-Convents herausgegeben von G. M. Schnizer, d. Z. Superintendenten, Past. Primar. dann der Kirchen und Schulen Inspektorn. Nürnberg 1782. 68 Seiten in 4.

Alles, worauf der Biedermann uns zu Gaste ladet, ist auf dem Küchenzettel treulich angegeben. Wenn wir nunmehr noch hinzufügen, daß bey dem 1525 entstandnen Bauernkriege die Franziskaner-Mönche zu Rietfeld, ihren Büchervorrath der St. Leonhardskirche zu Neustadt an der Aisch anvertrauten, und als solche nach erfolgter Reformation, in Würzburg zu bleiben für gut fanden, sie auch ihren Bücherschatz, worüber sie wohl am ersten sich werden beruhigt haben, mit dem Rücken ansehen mußten; daß ferner diese Klosterbibliothek in einem feuerfesten Gewölbe besagter Kirche, trotz Flamme, Schwerdt und Gewürm, ganze 40 Jahr ruhig gelegen, bis endlich 1566, bey Errichtung der neuen Diöces, solche zu einer der Geistlichkeit, unter Bedingung eines mäßigen Beytrags, offenstehenden Kirchenbibliothek eingerichtet worden, und bis izt schon zu 3000 Bänden und drüber angewachsen: so haben unsre Leser einen getreuen Auszug der ersten 15 Seiten des vor uns liegenden Werkchens. — Der Verfasser, ein ehrwürdiger Greis und paßionirter Bücherfreund, drückt über diesen und andre oft nur entfernt damit verwandte Gegenstände, sich mit aller der Fülle und Treuherzigkeit aus, die vor 50 Jahren so beliebt waren, und die wir ja noch izt von unsern Grosvätern uns ganz gern gefallen lassen. Freylich sticht der antike Styl des Verfassers, so wie seine ganze

ganze Methode gegen die jetzige Büchersprache und Bücherfabrik äußerst sonderbar ab. Recensent hat sich inzwischen sehr wohl darein zu finden gewußt.

Von den drey Handschriften auf Pergament in Folio, wünschten wir den 41 Blätter starken deutschen Calender vom Jahr 1400, wenn er würklich dieses Alter hat, wohl umständlicher beschrieben, wäre es auch nur um der darinn enthaltenen alten deutschen Reime willen; denn daß, wie hier gesagt wird, „auf allen Seiten die niedlichsten Figuren angebracht sind, und das Auge eben so viel Weide findet, als der Inhalt Lachen zu erwecken vermag," hat uns nicht befriedigt. Unter den 20 Bänden papierner Handschriften in Folio, scheint das „Leben unsers lieben Herrn Jhesu Christi" das der V. ins 14te Seculum setzt, Aufmerksamkeit zu verdienen, so wie einige No. 19 und 20 angezeigte Papiere, Rakoczy's Jesuiterhändel, und J. W. Petersen betreffend. Was eigentlich das Commercium litterarium zwischen Garelli und Pez enthalte, hätte billig in aller Kürze angeführt werden sollen. Die fünf pergamentnen Handschriften in 4to, gönnen wir der N. Bibliothek herzlich gern. Unter den 33 papiernen eben dieses Formats giebt es einige, die mehr versprechen. So wünschten wir wohl die S. 44 berührten „Reisen des edlen Ritters und Landfahrers Marco Polo von 1480" mit irgend einem alten gedruckten Exemplare verglichen; freylich laufen aber auch diese nicht überall in die Hände. — Herr S. freut sich sehr, die Manuscripta execrabilia vom Servet de Trinitate und Bodin's Colloquium, Religionsspöttern aus den Klauen gerissen zu haben. Wohl dem gutherzigen Manne, der keine schlimmern kennt! Von den 22 Handschriften in Octav wissen wir auf Ehre nichts sonderliches auszuheben. In andern Formaten scheinen noch gute Materialien zur vaterländischen Geschichte vorhanden zu seyn.

Was nach 1566 merkwürdiges auf der Bibliothek vorgegangen, und die Beschreibung seltner gedruckter Bücher spart der V. zu künftigen Anzeigen auf. Da nun einmal geschrieben und gedruckt werden muß; so wollen wir's erwarten. Vielleicht findet sich wider Vermuthen unter den alten Tröstern dennoch etwas beschreibenswürdiges; und daß der brave Mann sich in Zukunft kürzer fasse, dafür wird ohne Zweifel sein Verleger selbst sorgen. — Was aber in aller Welt ist die Heili-

gen

gen Deputation zu Bayreuth, welcher der V. sein Werklein zugeeignet hat? —

Xm.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Augspurg vom 8ten Februar 1783.

Einer meiner Freunde, welcher das leztere Karneval in Wien zugebracht hat, bringt mir wieder eine Anzahl Wienerische kleine Schriften für Sie mit. *) Noch will daselbst des Schreibens kein Ende werden. Fast jeden Tag kommen neue Traktätchen zum Vorschein, die, so schlecht sie sind, gekauft, gelesen und in ein paar Tagen vergessen werden. Das ist auch, was sie verdienen. Denn fast nichts ist unter diesem Schwall von fliegenden Bogen, nur das sich ein wenig auszeichnet. Man sieht nichts daraus, als wie leer es in den Köpfen dieser allzeitfertigen Scribenten aussiehet.

Von Hrn. Blumauer, der unter den jungen Dichtern in Wien, die jezt in großer Menge gereimt und ungereimt singen, gewiß das meiste Talent hat, besonders in leichten Erzählungen, ist kürzlich das erste Buch von Virgils Aeneis travestirt erschienen. Diese Manier möchte ein wenig abgenuzt scheinen; dazu hat auch der sel. Michaelis schon die Aeneis travestirt. Indessen hat Hr. Blumauer doch noch einige komische Züge gefunden. Die Posse ist schnakisch genug, sie kann eine Viertelstunde belustigen, und mehr soll sie wohl nicht. Als Juno vom Neptun seine Winde verlangt, um die trojanische Flotte zu zerstreuen, antwortet dieser:

Gestrenge Frau Gebieterinn,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich Euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verheelen:
Mein Auster hat die Lungensucht,
Mein Eurus ist nun auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsschreibern.

Mein

*) Die Anzeigen derselben werden in einem der folgenden Stücke erscheinen.

Mein Nordwind, den wir jezt zum Weh'n
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos: ich lieh ihn den
Berlinerrecensenten,
Die machten ihn zum Hektikus:
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
Von Eselsmilch kuriren.

Sie glauben nicht, wie sehr sich eine Menge Wienerische Blättleinsschreiber über diese Stelle gekützelt hat. Diese Bürschgen glauben, der ganze Norden von Deutschland, Hamburg, Göttingen, Braunschweig, Hannover, Leipzig, Dresden, besonders aber Berlin sey auf den Ruhm, den sie sich durch ihre Schriftchen erwerben, eifersüchtig, und darum wären in der allgemeinen deutschen Bibliothek neulich einige von ihren Schriftchen als unbedeutend dargestellt worden. Daß die Schriftchen wirklich sehr unbedeutend sind, und daß sie vernünftigen Leuten in Berlin oder in Hamburg eben so wenig gefallen können, als sie vernünftigen Leuten in Wien gefallen; diese ganz einfache Ursache ist den Leutchen nicht beygefallen. Sie glaubten vielmehr, die Berlinerrecensenten hätten aus bitterer Nationaleyfersucht (ein Gespenst, das in den Köpfen vieler Leute in Wien rumoret) schreyendes Unrecht angethan, und dafür wären sie nun von Hrn. Blaumauer derb abgefertigt, und geradezu Esel genennet worden, an welcher Strafe sich nun andere Recensenten spiegeln könnten. Ich sollte aber nicht denken, daß Hr. Blumauer so etwas im Sinne gehabt habe. Er ist ein junger galanter Mann, und solche Leute pflegen sich grober Schimpfworte zu schämen. Dabey ist er ein Exjesuit, folglich ein feiner Schalk. Er hat, wie es mir scheint, den elenden schwindsüchtigen Scribenten in Wien zu verstehen geben wollen, daß die Recensenten in Norden gute Aerzte sind, und wirksame Arzneyen für sie im Ueberflusse haben. Eselsmilch giebt der Arzt, nicht weil sie vom Esel kommt, sondern weil sie hinfälligen Kranken heilsam ist. Was kann aber schwächer seyn, als die meisten jezigen Wienerischen Alltagsscribenten, und was könnte sie sicherer curiren, als Kritik, wenn sie dieselbe nur recht gebrauchen wollten.

Mein Freund hat mir noch sonst vielerley von Wien erzählt; besonders Wunderdinge von Pfafferey und Aberglauben, die bey dem gemeinen Haufen, nach allen lobenswürdigen Be-

mahnungen des Kaisers ihnen Einhalt zu thun, doch noch immer fortdauern. Sogar der Eindruck, den die Gegenwart des Pabstes gemacht hat, ist noch nicht verloschen. Die anliegenden drey Zettelchen, No. 1. 2. 3., welche, als der Pabst in Wien war, daselbst gedruckt worden, verdienen, daß Sie dieselben, als traurige Denkmale menschlicher Vorurtheile, nochmals in der allg. deutschen Bibliothek abdrucken lassen.

„Pius VI. löset durch die Allmacht des Höchsten die „Bande der Sünden — Eine unzählbare Menge stürzt „sich zu Seinen Füßen, knieend den Segen des Allmäch„tigen durch seine Hände zu erbitten." — Welche Begriffe! Wie unaufgeklärt sind Leute, die sie noch haben! O! wie nöthig war Josephs II. Reformation, und wie viel ist noch zu reformiren! — Aus No. 3. können Sie sehen, daß die Anbeter des Pabstes in Wien auch noch Chronodisticha machen können.

No. 4. ist ein merkwürdiges Stück, das ich handschriftlich von meinem Freunde erhalten habe. Es sind die Fragen, welche bey der ersten Aufhebung der Klöster, alle Mönche, jeder besonders, beantworten mußten, um aus den Antworten zu erkennen, ob sie zu Pfarrern tüchtig wären. Ob dies dazu hinlänglich seyn möchte, lasse ich unentschieden. Sie sehen, das meiste ist aus der kasuistischen Theologie genommen. Die wird bey den Katholischen immer noch für viel wichtiger gehalten, als sie ist. Sollte ein Mann ohne alle Kasustik nicht ein sehr guter Pfarrer seyn können; so wie es eine Menge schlechter Pfarrer giebt, die von kasuistischen Formeln und Regeln ganz voll sind. — —

Beylagen.

No. 1.

„Das für Wiener erfreuliche Osterfest, als seine „päbstliche Heiligkeit Pius der VI. dem häufigen „Volke den Segen ertheilte den 31. März 1782. „Von Johann David Hanner. 1782.

Denen ihr die Sünden werdet nachgelassen haben, denselben sind sie nachgelassen.

Joh. 20. v. 23.

 Im

Im Tone: Mein Herze verbleibet bey allen gelassen, rc.

1.

Da heut mein Erlöser die Hölle besieget,
„Und aus seinem Grabe zur Herrlichkeit flieget, —
„Schwingt sich meine Seele zum Himmel empor,
„Geleitet durch Musen zum ewigen Chor.
„Schon hör' ich Seraphen ein Siegeslied singen,
„Ihr Stimme die Felsen und Erde durchdringen:
„Der heilige, starke, unsterbliche Gott,
„Befreyte die Menschen vom ewigen Tod.

2.

„Er führet die lange in Finsterniß waren,
„Verkläret in Sion zu ewigen Schaaren,
„Er selbst brach die Pforten der Höllen entzwey;
„Nun sind sie gerettet, vom Höllenjoch frey,
„Erschallet vom Jubel ihr himmlischen Sphären!
„Dem Heiland, dem Sieger, dem König der Ehren;
„Tod! wo ist dein Stachel? wo Hölle dein Sieg?
„Schon ist er geendet durch Jesu, der Krieg —

3.

„Seht Freunde, wie glänzen die heiligen Wunden —
„Die er in den Leiden für Sünder empfunden;
„Am Holz der Erlösung, o zärtliches Pfand!
„Izt sind wir die Erben im ewigen Land;
„Zum Opfer hat er selbst sein theurestes Leben;
„Dem Vater für uns zur Versöhnung gegeben,
„Er ließ auch den Peter als Hirten zurück;
„Betrachtet Geliebte! dies selige Glück.

4.

„Dies soll bis zum Stürze des Erdballes dauren —
„Er wohnet nach Peter in römischen Mauren;
„Sein Grundfest ist Felsen, die höllische Pfort —
„Kann nicht überwält'gen den heiligen Ort —
„Er führet die Schlüssel zum Lösen und Binden,
„Wer kann so ein Kirche wie Jesus ergründen?

„Er

„Erfreue dich heute glückseeliges Wien!
„In dir löset Pius der sechste darin

5.

„Durch Allmacht des Höchsten die Bande der Sünden —
„Heut soll deine Menge die Nachlassung finden —
„Im Namen des Vaters, des Sohnes und Geist —
„Heut ist euch, o Bürger, Genüge geleist. —
„Heut könnt ihr mit Jesu, Geliebte, erstehen —
„Der Tag ist zur Wonne zum Jubel ersehen.
„Seht, dieses hat Joseph der Zweyte gethan;
„Lobt beyde, den Kaiser und heiligen Mann.

6.

„Ist euch an der Andacht und päbstlichen Segen,
„Ihr Bürger und Bauern, so vieles gelegen,
„So wirket als Christen die Lebenszeit mit.
„Sonst nützt euch zum Pabsten kein einziger Schritt.
„Laßt Aberglaub, Thorheit mit mehreren fahren!
„Gesellt euch doch einmal zu klügeren Schaaren —
„Und gebet nach Peters höchst billiger Lehr,
„Auch unsrem Monarchen die schuldige Ehr! a)

7.

„Ihr werdet gewißlich im Glauben nicht wanken;
„Das Christenthum bleibt doch in festesten Schranken —
„Wenn gleich keine Kutte die Priester mehr deckt —
„Es sind nur Apostel zur Arbeit erweckt —
„Man braucht keine Mönche, die träg in den Mauren,
„Die Früchte von Bürgern und redlichen Bauern
„Als müßige Glieder, gleich Nonnen verzehr'n.
„Nein — Fischer des Geldes sind niemal zu ehrn.

a) 1. Petri 2. v. 13. 14.

No. 2.

„Auf die Abreise Seiner päbstlichen Heiligkeit Pius VI.
„Von Joseph Kastner. Wien, mit Jahnischen
„Schriften gedruckt."

„Serus in Coelum redeas, diuque intersis Populo." *Horat.*

„Dank Dir heiliger Vater! Der Du uns mit Schätzen der
„heiligen Kirche bereichert, Tugendhafte gestärket, und
„Schwache aufgerichtet, auch Sünder zur Aussöhnung mit
„Gott, gebracht hast. Wir erkannten alle Deine Bemühun-
„gen, Deinen brennenden Eifer, mit welchem Du als getreuer
„Hirt Deine Schaafe besorgest. Du wußtest unsere Herzen
„durch auferbauliche Beispiele, und öffentliche Andachtsübungen,
„mit einem heiligen Schauder zu erschüttern, Du hast die von
„der Schwere der Lastern Niedergebeugten zur Erkenntniß, und
„heilsamer Bereuung gebracht. Du sahest eine unzählbare
„Menge zu Deinen Füßen sich hinstürzen, und mit thrä-
„nenden Augen knieend den Seegen des Allmächtigen
„durch Deine Hände erbitten. Nie können wir uns ohne
„strömenden Thränen jenes rührenden Anblickes erinnern; da
„Du mit gegen den Himmel gewendeten Augen, und aufge-
„hobenen Händen Gott den Allmächtigen um seine göttliche
„Gnade bathest, die reumüthigen Seelen huldreich zu seg-
„nen. Du als Vorsteher des Christenthums würdigtest uns
„Deiner Gegenwart, mit welch' heißer Sehnsucht sahen
„wir der baldigen Ankunft des Statthalters Jesu Christi,
„des Oberhaupts der Kirche entgegen. Aber wie sehr sich
„die Freude und Wonne in unsere Herzen, über die Ankunft
„des heiligen Vaters ergoß, eben so empfindlich, so betrübt
„fällt uns Seine Abreise vor. Sieh! unsren Antliz deckt fin-
„stere Trauer, unsere Augen überströmen die bittersten Thrä-
„nen, und unsere Herzen drückt nie empfundene Schwermuth;
„da Du uns Dein väterliches Lebewohl — den lezten Seegen
„des Allmächtigen zum Unterpfand mittheilest. Viele tausend
„Menschen empfiengen Dich unter frohlockenden Jubel, und
„begleiteten Dich freudenvoll bis zu der Residenz unsers groß-
„sen Kaisers, nun begleiten sie Dich unter seufzenden Wehkla-
„gen; da Du unsere Stadt verlassest, betrübt mit thränenden
„Augen zurück. Der Ruf: der heilige Vater nimmt Seine Ab-

„reise;

„reise: sezte alle Christglaubige in Bewegung: alles, alles eilte „mit verdoppelten Schritten, Dich noch einmal, und das lez„temal zu sehen, Die Greise sammeln ihre Kräfte, um Dei„nen heiligen Seegen noch einmal zu erbitten, und die „Mütter mit ihren Säuglingen stürzen betrübt auf ihre Knie „dahin, um das leztemal gesegnet zu werden. Jahrhunderte „giengen vorüber, und Oesterreich bewirthete keinen Pabst, „und Jahrhunderte mögen wieder vorübergehen, ohne die„ses Glück wieder zu geniessen. Dein Name, Deine ge„haltene Feyerlichkeit, Deine väterliche Liebe, die du uns „überflüßig erwiesest, wird der Nachwelt zur ewigen Be„wunderung, und Geschichtbüchern zur Aufmerksamkeit dienen. „Die spätesten Enkeln werden unseren glücklichen Zeitpunkt „beneiden, daß wir so glücklich waren den Statthalter Chri„sti, das Oberhaupt der Kirche Pius den Sechsten selbst per„sönlich zu sehen. Jezt entfernest Du Dich von unsern Gesil„den; Gott der Allerhöchste begleite Dich bis in Deinen Wohn„siz. Dein Gefolge, heiliger Vater! sind unsere Seufzer, Weh„muth und Thränen; und Dein Seegen sey unser Trost, und „schwebe stäts über uns, und unsern gerechtesten Monarchen, „der uns aus landesväterlicher Liebe, und eifrigsten Be„streben für Aufnahme des christkatholischen Glaubens, „diese seltne Freude verschaft hat."

„Höchster! dessen Gottheit die Schöpfung durchströmet, „beschütze, erhalte und segne diese Zwey uns geliebteste Ober„häupter, damit Dein Dir geweihtes Volk weder am Leibe „noch an Seele jemals gekränket werde."

No. 3

„Neue Ehrensaule Ihro päbstlichen Heiligkeit Pius „des Sechsten zu Seiner höchsterfreulichen Ge„genwart im Deutschlande."

PIVs, VI.
trIbVs CoronIs, ornatVs, &
In seDe petrI spLenDesCat DIV.

Ewiger Vater vom himmlischen Throne!
„ „Sitzer zur Rechte, und göttlicher Sohne!
„Lieblichste Daube, pur heiligstes Wesen!
„Einzige Mutter — ohn Sünde erlesen!
„Brennende Geister! die immer Gott loben.
„Ewig Gekrönte voll heiliger Proben!
„Sehet herunter mit strahlenden Kräften
„Euren Geliebten in seinen Geschäften.
„In unsre Lande hat Er Sich verfüget:
„Niemal was solches hat Deutschland vergnüget.
„Einig frolocket ihr deutschen Gemüther!
„Heilig verehret den Seelen-Gebiether.
„Ehre für Ehre geziemet zu mehren,
„JOSEPH erdenket die zärtlichsten Ehren,
„Lande und Leute sich sterblich erbauen,
„Jedes vor Anmuth schöpft frisches Vertrauen.
„Grosse und Kleine samt Alten und Jungen
„Kommen als Lämmer und Schafe gesprungen
„Englisch erthönen in Kirchen die Stimmen,
„Inniglich brinnet das Opfer der Immen
„Trummel und Paucken, auch Glocken und Stücke
„Preisen den Höchsten für dieses Geschicke.
„Auen! ihr jauchzet, auch jubelt ihr Felder!
„Berge mitstimmet, hallt Felsen und Wälder!
„Singet ihr Lerchen mit allen Gefiegel!
„Triller voll schallet, ihr Lüfte und Hiegel!
„Purperne Demuth die Glaubigen schmücket,
„Itzige Tage! — wie seyd ihr beglücket.
„Vater! — du zwingest das Höllengetümmel,
„Seelen Du fischest, — Dich leitet der Himmel!
„Deutlichster Lehrer und Hirte der Hirten!
„Eifer und Weisheit Dich herrlichst umgürten.
„Römischer Moyses, und Führer der Heerde!
„So Dir vertrauet der Schöpfer der Erde.
„Einigkeit liebest, — das zeigen die Thaten,
„Christus hat selbsten den Friede gerathen.
„Heiligster Kämpfer! so bist Du zu nennen,
„Segnest die Völker, die Schafe Dich kennen.
„Tugend und Beyspiel hast Du auch erkiesen,
„Eja! so weide, werd ewig gepriessen.
„Fröhlichste Sinne, vergnügtes Entzücken
„Innerst im Herze Dich sollen erquicken.

„Al

„Alles bringt PIUS zu heiligen Ständen!
„Thränen der Liebe die Deutschen Dir senden.

IsTA
De noVIs restaVrata
stÁtVa, gLorIosIssIMo nItItVr sCepTro
Cæsarls IosephI, II.

Verfaßt von Augustin Hoffer.

No. 4.

„Quæstiones monachis propositae.

1. „Quae opinio sequenda in materia morum, sacramen-
„torum et dum agitur de praeiudicio tertii?“
2. „An consuetudo excuset a peccato?
3. „An principum Leges etiam in conscientia obligare
„possint, et quid de lege paenali sentiendum?
4. „Quomodo parochi circa delinquentes ad Ecclesiam con-
„fugientes se gerere debeant?
5. „An in contractibus, iudiciis et iuramentis nulla uti liceat
„restrictione? E. g. Dum aliquis a femina coram iudice
„ad edicendum adigitur, utrum usum carnalem cum ipsa
„non habuerit, iurare valeat negative, subintelligendo
„talem carnalem usum, ex quo impraegnatio sequi po-
„tuisset?
6. „An titulo auctorum laborum vel imminuti salarii vel so-
„lito maioris industriae uti liceat occulta compensatione?
7. „De quibus circumstantiis confessarius poenitentem de-
„beat examinare, an etiam de loco commorationis et de
„complice poenitentem interrogare possit, et an poeni-
„tentem qui sua sponte complicem nominat, non debeat
„monere ut abstineat: an possit complicem absolvere et
„absolvendo quas poenas incurrat?
8. „An omnibus confitentibus absolutio danda, et si quibus
„neganda aut differenda, quomodo poenitentes instruendi,
„ut sibi hanc dilationem utilem esse agnoscant?
9. „An non subinde speciales obligationes, præter pœniten-
„tiam sint iniungendae?

10. „Quid parocho agendum in administratione Baptismi, „quando proles ob instantaneae mortis periculum iam ab „obstetrice baptisata? quae obstetrici danda instructio circa „Baptismum, quando fætus non ex integro est editus, vel „si ex utero pes et manus simul prostent, et dubium sit, „annon sint gemelli?

11. „Parochus parochiales matrimonium contrahere volentes „circa quae et quomodo eos examinare debeat?

12. „Quibus modis contrahatur impedimentum criminis?

13. „Impedimenta consanguinitatis, affinitatis et publicae „honestatis quousque se extendant et quo in impedi„mentis matrimonii pro obtinenda dispensatione recurren„dum sit?

14. „Quid agendum parocho cum ad repente moribundum „sensibus iam destitutum vocatur, an et qualia sacramenta „ei ministrare valeat, et quid si ad se redierit, ulterius „curandum ei erit? Quid quoad testamentum ab infirmo „faciendum parocho liceat, quid ei vetitum sit?

15. „Quae methodus in Catechesi respectu paruulorum, quae „respectu magis adultorum observanda? et qua ratione „curandum, vt parvuli rudimenta fidei non tantum quoad „verba memoria retineant, sed certus sit catocheta, eos „etiam ipsum verborum sensum percipere?

16. „Quae obligatio parochi respectu hæreticorum in paro„chia sua degentium?

17. „Quaenam sit catholicae ecclesiae doctrina de indulgen„tiis, et invocatione sanctorum?

18. „Quid concionatori in delectu materiae et argumento„rum observandum? ad quas circumstantias respicere, et „quae potissimum vitia vitare debeat?

19. „Quae materia e. g. ex hoc textu Lucae C. VI. v. 27. „*diligite inimicos vestros et benefacite his qui oderunt* „*vos*, pro concione desumi potest? quae propositio, quae „bona partium in hac materia divisio?“

Auszug eines Schreibens aus Augspurg vom 2. März 1783.

— — Fast alle hiesige Katholiken sind Freunde der Jesuiten, und vermuthlich giebt es einige, die diesem

Orden

Orden noch näher verbunden sind. Vermuthlich ist Ihnen nicht unbekannt, daß die Jesuiten von jeher gesucht haben, sich Personen von allen Ständen, ja von allen Religionen, zu affiliiren, oder ihrem Orden einzuverleiben. Seit der öffentlichen Aufhebung ihres Ordens haben sie diese Politik nöthiger gehabt, und sie auch vielleicht mehr als jemals genuzt. Also die hiesigen Jesuiten und Jesuitenfreunde sprechen seit kurzem mehr als jemals von einer nahen Wiederherstellung ihres Ordens. Ob diese Sage Grund habe, lasse ich dahingestellt seyn. Wenn es aber geschähe, würde es mich nicht wundern, denn eigentlich hat dieser Orden beständig subsistirt. Aber beklagen würde ich das menschliche Geschlecht, wenn es geschähe. Denn wo der Orden der Jesuiten als Orden empor kommt, ist es um Freyheit zu denken und um Aufklärung gethan! Dieser Orden concentrirt alle Kräfte der Menschen auf den blinden Gehorsam und auf die Erlangung der Zwecke der Ordensobern. Wie kann Freyheit zu denken damit bestehen? Wer frey denkt, kann nicht so gehorsam seyn. Wie kann Aufklärung damit bestehen? Wo wahre Aufklärung herrscht, handelt man zur Vervollkommung des menschlichen Geschlechts, nicht zur Emporbringung einer einzigen Gesellschaft. Und welcher Gesellschaft? Wenn doch, besonders auch diejenigen, denen das Wohl der katholischen Religion am Herzen liegt, ernstlich bedenken möchten, was diese Gesellschaft gestiftet hat, und was sie noch stiften kann!

Die Jesuiten haben verschiedene Maschinen, die sie spielen lassen, und verschiedene Dinge, durch die sie sich dem Pabste wieder nothwendig machen wollen. Die Vereinigung der Religionen ist eine davon. Bedenken Sie nur selbst, ob der Pabst nicht alles, was er in dem katholischen Theile von Europa seit einiger Zeit verlohren haben kann, wieder gewinnen würde, wenn die Protestanten auf irgend eine Art wieder unter seine Hierarchie kommen könnten. Und wie viel müßten ihm die Jesuiten werth seyn, wenn sie dies zu Stande brächten! Sie glauben nicht, wie eyfrig sie gearbeitet haben, um die Idee von Vereinigung den Leuten in die Köpfe zu bringen. Ich mag aus verschiedenen Ursachen jezt nicht umständlich davon reden. Aber gewiß ist es, es geschieht viel hierin, indessen die Protestanten nicht wissen, was vorgehet; nicht merken, was man mit ihnen vornehmen will, und wohl gar — O! der Verblendung! — eine solche Vereinigung für möglich

und nützlich halten. Ich will nur eins anführen. Der Jesuit, P. Stattler in Ingolstatt, hat schon seit mehrern Jahren verschiedene Bücher geschrieben, die hiezu vorbereiten sollen. Alles ist süß und schleichend bey ihm, alles hat das äußere Ansehen von Toleranz, er spricht nur von Domini Protestantes, von Fratres Protestantes; unterdessen etablirt er allerhand verfängliche Sätze, als so viel Schlingen, worinn sich die Vögel fangen sollen. Sollten Sie glauben, daß der Mann schon so weit gekommen ist, daß er die Präliminarartikel zu dem Frieden mit uns aufgesezt hat? Sie denken vielleicht, ich scherze! In der That nicht, die Sache ist auch zu ernsthaft. Hier sende ich Ihnen die IX Canones, die Hr. Stattler zum Grunde der Vereinigung beyder Religionen macht. Sie sehen, Er ist schon sehr weit. Sobald wir diese IX Canones anzunehmen thöricht genug sind, will er wieder uns in den Schoos der Kirche aufnehmen. Er meynt, es schon mit dem Vater Pabste auszumachen, daß er Hand über Herz legen, und uns von dem Banne, der uns seit 250 Jahren so schwer drückt, lossprechen möge. Hier sind die IX wohlthätigen *Canones*. Ich bitte Sie, lassen Sie sie abdrucken, damit sie in der Protestantischen Welt gelesen werden, und Wirkung thun! Gott gebe, daß die Wirkung sey, uns aufmerksam zu machen, so lange es noch Zeit ist, auf die thörigten, aber gefährlichen Bemühungen der Leute, die, unter dem Vorwande der Vereinigung, uns wieder unter das Joch der Hierarchie bringen wollen.

I. Canon.

„Nihil credere *certa fide* vos obligatos volumus, nisi „quod pro *Dogmate catholico* credendum *Dei ecclesia* solenniter declaraverit."

„Ihr sollt nichts ungezweifelt zu glauben verbunden seyn, „als was die Kirche Gottes, als ein katholisches Glaubensstück zu glauben feyerlich erkläret hat."

II. Canon.

„*Romani Pontificis potestas solum mediata*, et ad „omnem moderationem certis Christi regulis revocata, „*eaque mere spiritualis, a vobis admittenda est*, qualem in „Demonst. Cath. Cap. X. seqq. descripsi, sublatis, si ita velint novi Episcopi vestri, reservationibus et exemtionibus „universis."

„Ihr

„Ihr müsset mehr nicht annehmen, als nur eine mittel„bare Gewalt des römischen Pabstes, und diese zwar mit „aller Mäßigung nach gewissen Vorschriften Christi, und blos „geistlich, so wie ich sie in meiner katholischen Ueberzeugung, „Cap. 10. und folg. beschrieben habe; seye es auch, daß ihr „auch, wenn es eure neuen Bischöffe so haben wollen, alle Re„servationen und Exemtionen aufhebt."

III. Canon.

„*Religiosos non nisi*, qui utrique Reipublicae Sacrae „et profanae, *ex aequo utiles* videbuntur, eosque in omni „parte exercendae alicuius spiritualis iurisdictionis et Mini„sterii verbi subordinatos non solum Episcopis, sed et loco„rum Parochis, recipere urgebimini."

„Man wird euch anhalten, nur blos diejenigen Ordens„geistlichen anzunehmen, welche zum Besten der profanen „und heiligen Republik gedeihlich, und durchaus in allen ihren „geistlichen, gerichtsbarlichen sowohl, als wortsdienerlichen Ver„richtungen nicht nur den Bischöffen, sondern auch jedes Orts „Pfarrern untergeordnet sind."

IV. Canon.

„*Clericos et Sacerdotes haud plures* inter vos ordi„nari iure vestro petetis, quam *tituli extent Ecclesiarum*, „quibus stabili officio deservient."

„Ihr werdet mit Rechte fordern, daß man nicht mehrere „Kleriker und Priester unter euch weihe, als Kirchenpfründen da sind, wovon sie zum Lohne ihrer daselbst angewiesenen Verrichtungen leben können."

V. Canon.

„Nemo *vos coget* ad ullas *confraternitates* cuiuscun„que nominis recipiendas."

„Niemand wird euch zwingen, euch in was immer für „eine Brüderschaft einschreiben zu lassen."

VI. Canon.

„*Potestas Principum* Vestrorum *Temporalis* omnino „independens, et intacta manebit."

„Die zeitliche Gewalt eurer Fürsten wird ganz unabhän„gig und unbetastet verbleiben."

VII. Ca-

VII. Canon.

„Sustentatio congrua Ecclesiae et ministris praestanda, „non iure decimarum, sed sapienti arbitrio constituenda „erit."

„Der geziemende Unterhalt der Kirche und der Diener „wird nach weiser Entscheidung und nicht nach dem Zehend„rechte bestimmet werden."

VIII. Canon.

„Legum Ecclesiasticarum moderatio omnis speranda „vobis est, quam et sapientia dictabit divina, quae regit „Ecclesiam Dei, et amor maxime salutis communis."

„Ihr habt alle Mäßigung der Kirchengesetze zu hof„fen, welche sowohl die göttliche Weisheit, wovon die Kirche „Gottes regieret wird, als besonders auch die Liebe des gemein„schaftlichen Heils angegeben wird."

IX. Canon.

„Religionis Exercitia ea solum admittere nobis libe„rum erit, quae substantiae officiorum Christiani hominis „promovendae imprimis serviunt, et toti Ecclesiae Christi „communia sunt: non item, quae a privatis coetibus, aut „hominibus inventa, aut excogitata sunt."

„Uns wird es frey stehen, nur diejenigen Religions„übungen anzunehmen, welche zum Wesen der christlichen „Pflichten dienen, und der ganzen Kirche Christi gemein sind,*) „nicht aber auch diejenigen, welche von besondern Gemeinden „oder Menschen erfunden und ausgedacht worden sind."

Wie nun, o ihr Protestanten, wie gefällt euch diese Sprache? Sie ist schleichend, aber unter den schleichenden Worten stecken die unzuläßigsten Foderungen. Traue P. Stattlern wer will, ich nicht! Wir sollen die Macht des römischen Pabsts erkennen; freylich nur mittelbar, sagt der schleichende Jesuit. Aber wozu überhaupt sollen wir uns unter die Macht des Pabsts geben? Der Probabilismus wird schon ausmachen, wie das mittelbar zu verstehen ist! Und siehe da, wir werden zu dem, was wir glauben oder thun wollen, die Erlaubniß aus Rom holen müssen. Eine feine Vereinigung! doch weiter —

die

*) Verzweifelt schwankend und jesuitisch!

die Macht des Pabsts soll nur geistlich seyn. Es wird sehr gütiger Weise zugegeben, daß die Fürsten ihre weltliche Macht behalten sollen. Wie so? braucht es dazu einer Erlaubniß des Pabsts oder P. Stattlers? — Freylich mit den Fürsten will es P. Stattler nicht verderben! — Ferner — wir sollen nichts glauben, — als freylich was die Kirche zu glauben befiehlt — Das ist ja auch nur Kleinigkeit! die Kirche wirds schon leidlich mit uns machen. Sie will uns ja auch keine andern Ordensgeistlichen aufbürden, als die zum Besten der profanen und heiligen Republik gedeihlich sind. — O, großen Dank für die gedeihlichen Ordensgeistlichen! Wir haben uns seit 250 Jahren ganz wohl ohne Ordensgeistlichen befunden. Und welcher Orden wäre denn so gar gedeihlich? Etwan der Jesuiterorden? Dies ist sonst ein Orden, der sich ins profane und heilige mengt. — Weiter — Auch *titulos Ecclesiarum*, Kirchenpfründen sollen wir stiften, und sogar sorgt P. Stattler dafür, daß mehr Priester nicht sollen geweihet werden, als wir von diesen Pfründen ernähren können. Dieß ist eine spitzfündige Vorsicht. Die Protestanten sollen sich nicht etwan einfallen lassen, etwas von den reichlichen katholischen Pfründen zu verlangen, sondern sie sollen fein die bey ihnen secularisirten Kirchengüter der Mutterkirche herausgeben, und sie dem Sapienti Arbitrio des P. Stattler und seiner Genossen überlassen. — Dafür auch — denken Sie einmal wie gütig — sollen wir auch nicht gezwungen werden, uns in Brüderschaften einschreiben zu lassen. Wirklich nicht? Das ist wahrhaftig sehr herablassend! Doch Er will ja noch mehr für uns thun: Wir sollen eine Mäßigung der Kirchengesetze hoffen — Wie? Was? — — Wollen wir hoffen, mein Freund? Ich dächte, wir müßten fürchten! Kirchengesetze? Wir erkennen keine Gesetze der Kirche. Schrift und Vernunft sind unsere Gesetze. Was P. Stattler Mäßigung nennt, würde Unterdrückung seyn. Er geht von dem Principium aus, daß die Kirche ein Recht auf uns hat. Das ist geradezu ungereimt; wird aber immer noch von den Verfechtern der römischen Kirche behauptet. Ich erinnere mich in einer Schrift des Exjesuiten P. Zaccaria in Rom den Vorschlag gelesen zu haben, daß, wenn unsere Geistlichen den Pabst erkennen wollten, so wolle der Pabst, in Ansehung ihrer, nicht auf dem Coelibate bestehen, sondern ihre Ehe für legal erklären. Kann man etwas abgeschmackters erdenken? Glaubt

P. Zac=

VII. Canon.

„*Sustentatio congrua Ecclesiae* et ministris præstanda, „non iure decimarum, sed *sapienti arbitrio* constituenda erit.“

„Der geziemende Unterhalt der Kirche und der Diener „wird nach weiser Entscheidung und nicht nach dem Zehend„rechte bestimmet werden.“

VIII. Canon.

„*Legum Ecclesiasticarum moderatio* omnis *speranda* „vobis est, quam et *sapientia dictabit divina*, quae regit „Ecclesiam Dei, et amor maxime salutis communis.„

„Ihr habt alle Mäßigung der Kirchengesetze zu hof„fen, welche sowohl die göttliche Weisheit, wovon die Kirche „Gottes regieret wird, als besonders auch die Liebe des gemein„schaftlichen Heils angegeben wird.“

IX. Canon.

„*Religionis Exercitia ea solum* admittere *nobis* libe„rum erit, quae *substantiae officiorum Christiani* hominis „promovendae imprimis serviunt, et *toti Ecclesiae Christi* „*communia* sunt: non item, quae a privatis cœtibus, aut „hominibus inventa, aut excogitata sunt.“

„Uns wird es frey stehen, nur diejenigen Religions„übungen anzunehmen, welche zum Wesen der christlichen „Pflichten dienen, und der ganzen Kirche Christi gemein sind,*) „nicht aber auch diejenigen, welche von besondern Gemeinden „oder Menschen erfunden und ausgedacht worden sind.“

Wie nun, o ihr Protestanten, wie gefällt euch diese Sprache? Sie ist schleichend, aber unter den schleichenden Worten stecken die unzuläßigsten Foderungen. Traue P. Stattlern wer will, ich nicht! Wir sollen die Macht des römischen Pabsts erkennen; freylich nur mittelbar, sagt der schleichende Jesuit. Aber wozu überhaupt sollen wir uns unter die Macht des Pabsts geben? Der Probabilismus wird schon ausmachen, wie das mittelbar zu verstehen ist! Und siehe da, wir werden zu dem, was wir glauben oder thun wollen, die Erlaubniß aus Rom holen müssen. Eine feine Vereinigung! doch weiter — die

*) Verzweifelt schwankend und jesuitisch!

die Macht des Pabsts soll nur geistlich seyn. Es wird sehr gütiger Weise zugegeben, daß die Fürsten ihre weltliche Macht behalten sollen. Wie so? braucht es dazu einer Erlaubniß des Pabsts oder P. Stattlers? — Freylich mit den Fürsten will es P. Stattler nicht verderben! — Ferner — wir sollen nichts glauben, — als freylich was die Kirche zu glauben befiehlt — Das ist ja auch nur Kleinigkeit! die Kirche wirds schon leidlich mit uns machen. Sie will uns ja auch keine andern Ordensgeistlichen aufbürden, als die zum Besten der profanen und heiligen Republik gedeihlich sind. — O, großen Dank für die gedeihlichen Ordensgeistlichen! Wir haben uns seit 250 Jahren ganz wohl ohne Ordensgeistlichen befunden. Und welcher Orden wäre denn so gar gedeihlich? Etwan der Jesuiterorden? Dies ist sonst ein Orden, der sich ins profane und heilige mengt. — Weiter — Auch *titulos Ecclesiarum*, Kirchenpfründen sollen wir stiften, und sogar sorgt P. Stattler dafür, daß mehr Priester nicht sollen geweihet werden, als wir von diesen Pfründen ernähren können. Dieß ist eine spitzfündige Vorsicht. Die Protestanten sollen sich nicht etwan einfallen lassen, etwas von den reichlichen katholischen Pfründen zu verlangen, sondern sie sollen fein die bey ihnen secularisirten Kirchengüter der Mutterkirche herausgeben, und sie dem Sapienti Arbitrio des P. Stattler und seiner Genossen überlassen. — Dafür auch — denken Sie einmal wie gütig — sollen wir auch nicht gezwungen werden, uns in Brüderschaften einschreiben zu lassen. Wirklich nicht? Das ist wahrhaftig sehr herablassend! Doch Er will ja noch mehr für uns thun: Wir sollen eine Mäßigung der Kirchengesetze hoffen — Wie? Was? — — Wollen wir hoffen, mein Freund? Ich dächte, wir müßten fürchten! Kirchengesetze? Wir erkennen keine Gesetze der Kirche. Schrift und Vernunft sind unsere Gesetze. Was P. Stattler Mäßigung nennt, würde Unterdrückung seyn. Er geht von dem Principium aus, daß die Kirche ein Recht auf uns hat. Das ist geradezu ungereimt; wird aber immer noch von den Verfechtern der römischen Kirche behauptet. Ich erinnere mich in einer Schrift des Exjesuiten P. Zaccaria in Rom den Vorschlag gelesen zu haben, daß, wenn unsere Geistlichen den Pabst erkennen wollten, so wolle der Pabst, in Ansehung ihrer, nicht auf dem Coelibate bestehen, sondern ihre Ehe für legal erklären. Kann man etwas abgeschmackters erdenken? Glaubt

P. Zac-

P. Zaccaria im Ernste, daß unsre Ehen der Legalisirung des Pabstes bedürfen, oder daß unsere Geistlichen darnach fragen, was der Pabst von ihren Ehen denkt? Solche grobe Begriffe haben Leute, welche doch meinen, daß sie uns zu ihren Religionsbegriffen herüberziehen wollen! denn etwas anders ist die seynsollende Vereinigung nicht, als daß man uns, die man wie arme verirrte Schafe ansiehet, in den Schafstall der Mutterkirche und unter den Stab des großen Oberhirten zu Rom zurückbringen will; damit er uns auf die Weide führe, wohin er will, daß er uns auch scheere, wenn er unsere Wolle braucht, und was denn so weiter mit Schaafen, die sich leiten lassen, wohin man will, vorgenommen wird.

Auszug eines Schreibens von Augspurg vom 7. März 1783.

— — Sie wissen, daß hier in Augspurg alles paritätisch ist, und daß die Religion in alles gemengt wird. Sie kennen aus Schlözers Staatsanzeigen (2ten Heft S. 243) unsern Stadtkoch Feinle, der seine Kochkunst allen Frauenzimmern, ohne Rücksicht der Religion, in unsern Zeitungen anbot. Sie müssen wissen, daß dieser Feinle katholisch war, und lutherisch geworden ist. Daher wollte er seine Toleranz dadurch zeigen, daß er bekannt machte, er wolle auch noch für seine ehemaligen Glaubensgenossen kochen, aber so viel ich merke, hat er es doch mit beyden Partheyen verdorben. Denn jede Parthey hält hier in Augspurg aufs strengste zusammen. Ich muß ihnen ein Denkmahl davon zuschicken, das ein feiner Pendant zu Feinle's Toleranzpastete ist. Es ist ein Beweis, daß hier in Augspurg gewisse Grundstücke nicht können gepachtet werden, als nur von dem, der glaubt, was die Kirche zu glauben befiehlt. O! achtzehntes Jahrhundert!

Aus der Augspurger ordinairen Postzeitung. No. 254. Den 23sten Oct. 1782.

„Bey der hiesigen St. Jakobs Stiftung sind zwey Mäder „an die meistbietende katholische Bürger Bestandsweis „zu verleihen. Das erste an dem Rosenauberg oberhalb dem „Pferseeischen Steg liegende Mad ist zweymädig, und hält

3½ Tag-

„ 3¼ Tagwerk. Das zweyte Mad hingegen ist einmädig, liegt „ in den obern Angern, und hält 2¼ Tagwerk. Die Bestands- „ Liebhaber der gedachten Religion können Mittwoch den „ 30sten dieses Monats Vormittag von 9 bis 10 Uhr in der „ St. Jacobs Pfründ erscheinen, über den jährlichen Bestands- „ Zinß sich ad protocollum erklären, und den endlichen Ab- „ schluß gewärtigen. Augsburg den 21. Oct. 1782."

„ Johann Caspar May, Oberamtmann
„ und Pfründmeister."

Was findet sich nicht bey uns in Augspurg! Unterricht in der Kochkunst, ohne Rücksicht auf Religion, Anzeige von Verpachtungen mit großer Rücksicht auf Religion. Unser Exjesuit Merz mit seinen intoleranten Kontroverspredigten. Unser protestantischer Rektor Mertens, der vor dem Pabste auf die Knie fällt, und ihn als das Haupt der Kirche verehrt. Hr. Mertens hat von dem Pabst zwey Medaillen erhalten. Diese Ehre aber kann die Schande, die wegen seiner nieder- trächtigen Schmeicheley auf ihm ruht, nicht ersetzen.

In Wien ist ein großer Schritt zur wahren Verbesserung durch die Aufhebung aller Brüderschaften und Proceßionen geschehen. Der Aberglaube und Zeitverderb, den blos diese beyde Dinge verursachten, ist unglaublich. Nur sind die Fron- leichnamsproceßionen ausgenommen, welche noch bleiben. Man hat ohne Zweifel gute Ursachen, hierinn vor der Hand noch nachzugeben. Ich hoffe aber, die Zeit werde kommen, daß man auch dieses im Grunde leere Gepränge abstellen kann. Was ist eine Proceßion? Ist eine peripatetische Andacht Gott angenehmer als die auf Einer Stelle bleibt?

Mit der Censur ist es daselbst immer noch wie sonst. Man hat die Formalität desselben, die in der That sehr beschwerlich ist, noch nicht abzuschaffen für nützlich befunden. Doch ist der Schaden dadurch in etwas gemindert, daß jeder Censor Bücher auf seine Gefahr erlauben kann, und da jeder derselben ziem- lich sicher ist, daß er nicht zur Verantwortung gezogen werden wird, so sind sie ziemlich nachgebend. Indessen haben sie im- mer doch noch die Macht, zurück zu halten, was ihnen gut dünkt. In der Wiener Zeitung No. 14 vom 15. Febr. finde ich öffentlich angezeigt, daß in der Weingandischen Buchhand- lung der allgemeinen deutschen Bibliothek 49. bis 51. Band zu haben sey. Dies ist auch aus Konnivenz, denn eine völlig

un-

uneingeschränkte Erlaubniß dieses Werks ist noch nicht erfolgt. Geduld! Es ist durch des menschenfreundlichen Kaiser Josephs *II.* Regierung seit zwey Jahren schon so manches Gute in Wien gestiftet worden. Es wird mehr erfolgen. Nach und nach wird mehr erfolgen. Menschliche Verbesserungen werden am sichersten gegründet, wenn sie nach und nach geschehen. Nur muß man immer fortgehen, nie aufhören; nie sagen, es sey schon genug verbessert.

Auszug eines Schreiben aus Weimar von 16. März.

Die Gesundheitspflege sämtlicher Unterthanen des Herzogthums Weimar ist von dem Herrn Herzoge der General-Polizey-Direktion aufgetragen. Sobald die Unter-Obrigkeiten an dieses Kollegium von der Aeusserung irgend einer Seuche oder nur einer anscheinenden epidemischen Krankheit Bericht erstatten, schickt dasselbe sogleich einen Arzt (welches dermalen Hr. D. Bucholtz ist) dahin, läßt das Uebel untersuchen, und provisorische Anstalt machen, gutachtlichen Bericht darüber erstatten, nach welchem dann die Vorkehrungsanstalten weitläuftiger getroffen werden. Die Armen erhalten durch diese menschenfreundliche Anstalt, und durch die Milde des Hrn. Herzogs von der Landschaftskasse, die Arzneyen unentgeltlich. Auch für die Viehkrankheiten wird auf ähnliche Art gesorgt, sobald der Beamte oder die Stadträthe von der Aeusserung einer anscheinenden allgemein werden wollenden Viehkrankheit, Bericht an die General-Polizey-Direction einschickt. Ausserdem werden auch die Armen bey nicht epidemischen Krankheiten durch den Hrn. D. Buchholtz auf herrschaftliche Kosten mit Arzneyen versorgt.

In dem sogenannten welschen Garten unterhalten des Herrn Herzogs von Weimar Durchl. eine botanische Anstalt, von Gewächsen, welche in freyer Luft ausdauren. Hierüber hat Hr. D. Bucholtz die Aufsicht. Auch haben dieselben in dieser Gegend eine Plantage von amerikanischen Hölzern anlegen lassen, welche schon eine beträchtliche Anzahl von Gattungen enthält.

Die freye Zeichenschule zu Weimar nahm ihren Anfang mit dem Jahre 1779. Wenigstens bekam sie da ihre ordentliche Form und Einrichtung. Durchl. Herzog gaben die Kosten dazu aus Ihrer Chatoull her, und Hr. Rath Kraus, unter dessen un-

mit-

mittelbarer Direction sie auch noch steht, legte sie an. Zugleich wurde der Hr. Hofmahler Schumann als Lehrer dabey mit angestellt.

Ihre Absicht war, Schüler und Schülerinnen von allen Klassen und Altern ganz frey zu unterrichten, Geschmack zu verbreiten, das versteckte Talent zu entwickeln, und wo möglich geschickte Handwerker zu ziehen.

Biß zum Jahre 1781 blieb dieß Institut in einem Privathause. Da sich aber indeß die Zahl der Schüler und Schülerinnen so sehr gemehrt hatte, daß weder Platz zum Unterrichten, noch die nöthigen vorräthigen Gypse aufzustellen mehr da war, so wurde die Zeichenschule in ein Fürstlich Gebäude, in das sogenannte rothe Schloß verlegt, ihr da zwey räumliche Sääle zum Unterricht, und dem Director, Herrn Rath Kraus, in einem damit verbundenen Hause seine Wohnung eingeräumt.

Zugleich wurden noch Herr Hofbildhauer Klauer und Herr Cammer-Canzlist Lossius, lezterer sonderlich für Geometrie und Architektur, als Lehrer, und Herrn Oehm als Unterlehrer dabey angestellt.

Zum nöthigen Unterricht der jungen Zeichner, die gründlich gehen und den menschlichen Körper genauer studieren wollten, hielt Hr. Geh. Rath von Göthe vorigen Winter durch wöchentlich zweymal Vorlesungen über die Osteologie, und Hr. Hofrath Loder kam verschiedenemale von Jena mit anatomischen Präparaten hieher, um in der Muskellehre zu unterrichten.

Die Zeichenschule hat seit ihrer Stiftung schon vier Ausstellungen ihrer Produkte auf die Geburtstäge des Herrn Herzogs gehalten, an denen man von Jahr zu Jahr die Fortschritte der Schüler zu mehrerer Vollkommenheit mit Freuden bemerkte. Am heurigen stellten ausser den sämmtlichen fünf Lehrern, 110 Schüler und 65 Schülerinnen, aller Klassen und Stände, so wie auch einige Liebhaber, ihre Arbeiten aus; und es wurden dreyzehn davon, eine zu diesem Behufe vom jüngern Hrn. Abramson zu Berlin geschnittene Preiß-Medaille, zu Ermunterung ihres Fleißes, ausgetheilt.

Oeffentlicher Unterricht ist wöchentlich zweymal, Mittwochs und Sonnabends; vormittags weiblicher, nachmittags männlicher; Schüler aber, die sich der Kunst ganz widmen, und Mahler oder Zeichner werden wollen, arbeiten darinn alle Tage, unter specieller Anleitung des Directors, Hrn. Rath Krausens.

Ob ich gleich würklich hofte, den dritten und lezten Theil meiner Encyklopädie diese Ostermesse zu liefern, so ist es mir doch nicht möglich, theils weil ich selbst vor meinen Amtsgeschäften zu wenig Zeit zu der Ausarbeitung so mannigfaltiger Materien, als mir noch übrig sind, behalten habe, theils weil meine Mitarbeiter an diesem Theile, durch andere Geschäfte gehindert worden, mir so zeitig, als ich es hofte, ihre Hülfe zu leisten. Ich wage es selbst noch nicht, auf Michaelis den dritten Theil zu versprechen, allein das verspreche ich, daß der Aufschub dem Werke gewiß vortheilhaft seyn wird. An der baldigen Vollendung desselben ist mir selbst sehr viel gelegen, aber Uebereilung würde, besonders diesem Buche schaden, in welchem jedes Hauptstück für ein besondres Buch gelten kann. Ich würde mir gleich bey der Ankündigung die Zeit der Herausgabe weiter hinausgesezt haben, wenn ich damals nicht noch eine eingeschränktere Vorstellung von der Ausführung meines Plans gehabt hätte, die Vergrösserung des Werks hat es gewiß zweckmäßiger und brauchbarer gemacht, ob ich gleich nicht in Absicht auf jede Stelle sie vertheidigen will. Aber bey einem Buche, wie das meinige ist, kann manchen Lesern gerade dasjenige willkommen seyn, was andern gleichgültig seyn mag. Ich hoffe, die Geduld der Herren Pränumeranten nicht zu misbrauchen, wenn ich Sie ersuche, mir noch bis Ostern künftigen Jahres Zeit zu der Ausgabe des dritten Theils zu lassen, damit ich, so viel nur immer in meinen Kräften stehet, zu Ihrer Zufriedenheit das angefangene Werk vollende.

Helmstädt, den 5ten März
1783. G. S. Klügel.

Der obigen Nachricht des Herrn Prof. Klügels zufolge, muß ich die Herren Pränumeranten, wegen des dritten Theils von dessen Encyklopädie um Geduld bitten. In der bevorstehenden Ostermesse wird der dritte Band von Herrn Jakobsons technologischen Wörterbuche und der erste und zweyte Band von meiner Reisebeschreibung fertig. Von des Herrn Bode neuen Weltkarte, ist die südliche Halbkugel würklich fertig, und die Beschreibung ist gedruckt. An der nördlichen Halbkugel wird aufs fleißigste gearbeitet, und ich hoffe, sie auch, wenigstens gegen Ende der Ostermesse, den Pränumeranten abliefern zu können.

Berlin, den 16ten März
1783. Fr. Nicolai.

Aus-

Auszug eines Schreibens aus Lausanne.

Ich kann Ihnen von hieraus einen neuen Beweiß der Achtung melden, in der die deutsche Litteratur bey den Franzosen, und in denen mit ihnen durch Sprache und Denkungsart verwandten Provinzen steht. Der hiesige Buchhändler Grasset hat einen Prospectus einer Bibliotheque medico-physique du Nord drucken lassen, welche von Hrn. Dr. Vicat herausgegeben werden soll. Man will in derselben, so viel als möglich, alle Beobachtungen und Entdeckungen sammlen, die seit kurzem von den Gelehrten und Künstlern du pais du Nord (d. i. auf gut deutsch, ganz Europa, außer Frankreich Spanien und Italien) gemacht sind. Einige Beyträge dazu werden Hrn Vicat's Correspondenten aus Norden geben: besonders wird man sie aber aus den deutschen Journalen nehmen; und namentlich aus Hrn. Lode's, Murray's und Richter's Bibliotheken, aus Hrn. Crell's chemischen Journale; und aus den Journalen der Physik, Naturgeschichte, Oekonomie und Künste, die in Leipzig, Berlin, (also vermuthlich auch die A. d. Bibl.) und Wien herauskommen. Man wird blos Beobachtungen und Entdeckungen sammlen, ohne Kritik und theoretisches Raisonnement. Die in der Bibliothek vorgetragenen Wissenschaften stünden zwar in der genauesten Verbindung, und wären für den Arzt alle unentbehrlich, indessen wolle man zum Vortheil solcher Gelehrten und Liebhaber nützlicher Kenntnisse, die sich nur auf einen Theil der physischen Wissenschaften legen, die ganze Bibliothek in drey besondre Abschnitte theilen: der erste wird medicinische, chirurgische und pharmaceutische Bibliothek benannt werden; der zweyte Bibliothek der Naturhistorie und Physik; der dritte: chemische Bibliothek: jede derselben wird besonders verkauft werden, zwey Bände jährlich ausmachen, und den Subscribenten 5 Livres kosten; wer die ganze Bibliothek haben will, bekömmt sie unter dem Titel der medicinisch-physischen: 6 Bände jährlich zu 15 Livr.

Den größten Theil der Ankündigung nimmt die chemische Bibliothek ein. Hr. V. fand es nöthig, (nöthig für die aufgeklärten Einwohner von Süden, was den armen Bewohnern in Norden doch so bekannt ist?) das Vorurtheil vieler Leser zu widerlegen, als wenn sich die Chemie blos mit Zugutemachung der Erze und Metalle, oder gar nur mit einer eitlen Alchemie beschäftigte. Zu diesem Behuf macht er, (nach vielen Lobeserhebungen des Hrn. Crell) eine umständliche Anzeige des Inhalts

von erstem Theile seiner N. Entdeckungen in der Chimie 31 wovon jener, nicht nur die eigenthümlichen Abhandlungen, sondern auch die Auszüge aus den academischen Schriften, die Recensionen, die Vorschläge, weitläuftig anführt; so daß also die chemische Bibliothek wohl nicht viel mehr, als eine Uebersetzung der N. Entdeckungen werden mögte. — Vor einigen Decennien würde man ein ähnliches Unternehmen, als höchst rühmlich für unsre Litteratur angesehn haben; jezt fängt der Deutsche an gewohnt zu werden, daß er von Ausländern geschäzt wird.

* * *

Büschels W. in Leipzig hat auf Anrathen einiger Gelehrten sich entschlossen: Casp. Hofmanni, Med D. et P. P. Altdorf. Analecta correctionum Graeci codicis Galeni, impressi Basileae anno 1538 auf Prähumeration in drey Medianoctavbänden zu drucken. Bisher war dasselbe in der Thomasischen Bibliothek in Nürnberg vorhanden gewesen. Herr C. T. von Murr brachte es käuflich an sich und schenkte es dem Herrn Hofrath Gruner in Jena, unter der Bedingung, daß er es zum Druck befördern möchte. Dieser wird es mit einer Vorrede versehen, und es wird unter der Aufsicht eines Leipziger Gelehrten gedruckt.

* * *

Hr. Gabr. Suhl in Lübek will die in der Lübeckischen öffentlichen Bibliothek befindliche Ausgabe des Reineke Fuchs: „Reynaert de Vos — — Delf in Holland. Int iaer os Heren MCCCC en LXXXXV. opten vierden Dach van Julio. Deo gracias" zu Ostern 1783 abdrucken lassen, und nachher ein eignes Buch über dessen Entstehung, Alter, Inhalt, Originalsprache, Verfasser, Ausgaben (über 20) Uebersetzungen (hebräische, latein. dän. u. a. m.) Nachahmungen u. s. w. herausgeben.

* * *

Herr HKR. Schwan in Mannheim kündigt eine zweyte hie und da verbesserte und vermehrte Auflage des ersten Bandes seines nouveau Dictionnaire de la langue allemande & françoise, zu Ostern 1783 an, da die erste kleine Auflage vergriffen ist. Der zweyte, mit dem das Werk geendigt wird, erscheint gegen Ende dieses Jahrs. Bey der neuen Auflage des ersten Bandes kommt der Buchstabe H. noch in denselben, da die erste Auflage nur bis G. gegangen, welches aber zwey zu ungleiche Bände gegeben haben würde.

* * *

Eine Gesellschaft im Reiche will zur Ausbreitung der englischen Lectüre die besten englischen Schriftsteller, als Shakespear, Thom-

Thomson, Pope, Milton, Yorik rc. um einen sehr billigen Preis drukken lassen. Ein Unternehmen, welches bey der bisherigen kostbaren Anschaffung englischer Bücher allen Beyfall verdient. Die Hermannische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn besorgt die Hauptversendungen.

* * *

Ein ähnliches Unternehmen kündigt Dietrich in Göttingen an, der die aus 68 Bänden in 12. bestehende Sammlung der englischen klaßischen Dichter: Works of the english poets with prefaces biographical and critical by Johnson, unter der Hrn. Prof. Lichtenbergs Aufsicht, in klein 8. auf Subscription, das Alphabet für 8 Groschen, auf guten weißen Schreibpapier abdrucken lassen will. Jeder Band erhält ein doppeltes Titelblatt, daß man sich auch außer der Ordnung jeden Dichter besonders anschaffen kann. Wer nicht subscribirt, zahlt fürs Alphabet 12 ggr. Nach den Dichtern sollen auch die vorzüglichsten Prosaisten folgen. Das Unternehmen verdient Unterstützung.

* * *

Herr Canzleydirektor Goekingk sammelt seine prosaische Schriften und giebt sie im Hermannischen Verlag zu Frankfurt am Mayn heraus. Der erste Band davon wird gleich nach der Ostermesse erscheinen.

* * *

Hr. M. Christ. Aug. Wichmann in Leipzig will einen Katechismus der Schafzucht, nach Anleitung eines französischen Werks von Daubenton, zum Besten der Schäfereyen Deutschlands bearbeiten und auf Pränumeration herausgeben.

* * *

Herr Abt Velthusen in Helmstädt will eine Sammlung Homilien herausgeben.

* * *

Herr Consistorialrath Oetter in Erlsbach bey Nürnberg will einen deutschen Poeten, der zu Kaisers Friedrich I. Zeiten gelebt hat, und der aus der Bibliothek des Herrn Dr. Schilters in Strasburg, an den Herrn Reichshofrath von Senkenberg gekommen ist, abdrucken lassen, und Anmerkungen hinzufügen.

Mannheim. Die hiesige churfürstl. Akademie der Wissenschaften hat in der, am [illegible]ten Oct. gehaltenen, öffentlichen Versammlung, folgende neue Preisaufgabe aufs Jahr 1784 bekannt gemacht: De formula successionis in Palatinatu Rheni inde a Conrado Staufensi ad Ludovicum I. usque et Ottonem illustrem, Boiorum principes, patrem filiumque simul investitos, haud ex ascititiis juniorum opinionibus et narratis, sed ex ipsis rerum gestarum, tabularumque veterum testimoniis certis illustranda ac firmanda. Die Schriften müssen vor dem 1. Jan. 1784 auf die gewöhnliche Weise an den beständigen Sekretär der Akademie, Hrn. Hofrath Lamey eingeschickt werden. Der Preis ist eine Goldmünze von 50 Dukaten.

Herr James Tassie in London hat für die Kaiserin von Rußland ein Cabinet von mehr als 6000 Pastenabdrücken der berühmtesten und schönsten geschnittenen Steine, deren Farbe, sie mögen Cameen oder Intaglios seyn, so genau nachgeahmt, daß man sie kaum von den Originalen unterscheiden kann. Die schwer zusammenzubringende Folge der neuern Meister, die sich nach den Alten gebildet, zeichnen dieses Cabinet vor allen andern aus. Costanze, Natter, Pichler, Brown, Marchant und Burch sind die vornehmsten unter den Neuern. Herr Raspe in London hat die Beschreibung davon gemacht, in der verschiedne neue Ideen, besonders über die ägyptischen Hieroglyphen und persepolitanischen Inschriften vorkommen, die dem Alterthumsforscher ein weites Feld neuer Entdeckungen öfnet. Der kais. Hofbuchhändler in Petersburg, Hr. Weitbrecht hat die erste Idee dazu gegeben, die ihm sowohl als dem Hofe, für den es verfertiget wird, Ehre macht.

Beförderungen. 1783.

Noch im vorigen Jahr ist der bisherige ausserordentliche Professor der Theologie zu Wittenberg, Herr Franz Volkmar Reinhard ordentlicher Professor derselben auf gedachter Universität geworden.

Zu der durch den Tod des geheimen Regierungsraths Hellfeld ledig gewordenen obersten Stelle in der Juristenfacultät zu Jena hat der Hr. Hofrath und Doktor Johann Ludwig Eckard zu Weimar den Ruf unter sehr vortheilhaften Bedingungen erhalten und angenommen.

Herr Doktor Martens aus Hamburg ist lezthin ausserordentlicher Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Göttingen geworden.

Eben daselbst ist Herr Professor Claproth zum Hofrath ernannt, und Herr Regierungsrath und Professor Geisler von Marburg, statt des von Göttingen dahin berufenen Herrn von Selchow, als ordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen berufen worden.

Der Herzog von Curland hat den wegen einiger Erziehungs- und moralischen Schriften bekannten Herrn E. F. Oekel zu Sahten, zum Probst zu Landau und des hochfürstl. Consistorii zu Mitau Assessor ernannt.

Todesfälle.

Am 18. Dec. 1782 starb in Marburg Herr Georg Philipp Michaelis, Doktor und erster ordentlicher Professor der Medicin im 69sten Jahr seines Alters.

Am 20. Dec. starb Herr Andreas Mayer, ordentl. Prof. der Mathematik und Physik auf der Universität zu Greifswald, im 68sten Jahr seines Alters. Er war ein gebohrner Augsburger.

Am 1. Jan. 1783 starb in der Blüte seiner Jahre Herr Roßmäßler, ein schon sehr geschickter Kupferstecher in Leipzig, ein glücklicher Nachahmer der Kunst und der Werke Chodowieckis.

Am 2. Jan. starb der Patriarch der jezigen deutschen Dichtkunst, Herr Joh. Jak. Bodmer, Mitglied des großen Raths zu Zürich und Professor der Schweitzergeschichte am dortigen Gymnasium im 85sten Jahr seines That- und Kraftvollen Alters.

Am 5. Jan. starb zu Berlin Herr Friedr. Wilhelm Riedt, königl. Kammermusikus, an seinem 73 Geburtstage.

Am 19. Jan. starb eben daselbst Herr Nikolaus Blasius le Sueur, Dir. der kön. Akad. der schönen Künste, im 67sten Jahr seines Alters. Der verdienstvolle Historienmahler, Herr Bernhard Rode erhielt dessen Stelle.

Am 3. Febr. starb Herr Rud. Christ. v. Bennigsen, chursächsischer Stiftskanzler zu Merseburg, im 71sten Jahr seines ruhmvollen Alters. Seine Schriften haben größtentheils viel Beyfall gefunden. Ihm hat auch das privilegirte Intelligenzkomtoir in Leipzig seine erste Einrichtung zu danken.

Am 4. Febr. starb in dem Reichsstift Salmansweil der ehemalige Jesuite und Prof. der morgenländischen Sprachen auf der Univ. Insprück, Herr Ignatz Weitenauer, im 74sten Jahr seines Alters. Seine vielen Schriften findet man verzeichnet in Meusels gel. Teutschl. 3te Ausg. und in dem dazu gehörigen Nachtrag.

Am

Am 12. Febr. starb Herr Joh. Friedr. Fresenius, Inspekt. Konsistorialrath und Oberpfarrer in Schlitz, im 66sten seines verdienstvollen Alters.

Am 15. Febr. starb in Leipzig Herr D. Friedr. Andreas Gallisch, ausserordentlicher Prof. der Medicin, und Ehrenmitglied der ökonomischen Gesellschaft im 29sten Jahr seines Alters.

Im März d. J. ist Hr. Stadtsekr. Ephr. Heinr. Prätorius in Thorn, ein Sohn des Herrn Bürgermeisters und Postmeisters Prätorius, im 27. Jahre seines Alters verstorben. Er war Verf. verschiedner kleiner Schriften, unter andern über die Ehen.

Anmerkung.

In der allg. d. Bibl. B. 49. St. 1. S. 303. heist es unrecht, daß D. Alm an die Stelle des D. Trendelenburgs zu Greifswalde gekommen; denn es war in Stockholm.

Gedachter D. Trendelenburg wurde zum Stadtphysikus in Carlsharen nachhero befördert und D. Alm zum Professor der Hebammenkunst in die Stelle des Prof. Kraak, der auf Verlangen Abschied bekommen. (NB. alles in Stockholm.)

Druckfehler B. L.

S. 411. Z. 15. statt Zins l. Zeit.

LII. B. I. St.

S. 307. Z. 17. von oben muß es statt: des Hr. v. Br. heissen des Herrn von Benneckendorf.

LII. B. II. St.

S. 449. Z. 3. l. Taormina. S. 451. Z. 7. l. das dritte. S. 451. Z. 8. l. Monchoix. S. 452. Z. 16. von unt. l. weder. S. 452. Z. 7. v. unt. l. der. S. 452. Z. 5. v. unt. l. ans. S. 453. Z. 9. l. Bernau. S. 453. Z. 10. l. Hohensidnow. S. 454. Z. 6. 7. l. geschehene — herausgekommene. Z. 12. l. werden. Z. 20. l. bieten. S. 458. Z. 12. l. berechneter. S. 459. Z. 8. l. jedes. S. 464. Z. 13. st. großen l. Graf. S. 597. Z. 10. v. unt. st. Bauer, l. Bürger. S. 598. Z. 20. st. unbereitet l. unvorbereitet. Ebendas. st. verleiten l. verleiden. S. 599. Z. 11. st. Oefeln l. Oefele. Z. 14. v. unt. st. unterrichtete l. ununterrichtete. S. 601. Z. 25. st. einer l. eine. Z. 4. v. unt. st. einem l. einen. S. 602. Z. 9. streich Aninicus weg. S. 603. Z. 2. st. voriger l. vorige. Noch andere sichtbare Druckfehler in dieser Rec. können aus Mangel der Handschrift dermalen nicht verbessert werden.

LIII. B. I. St.

S. 217. Z. 20. heynischen l. heynischen. S. 271. Z. 19. Goud l. Gaudi.

